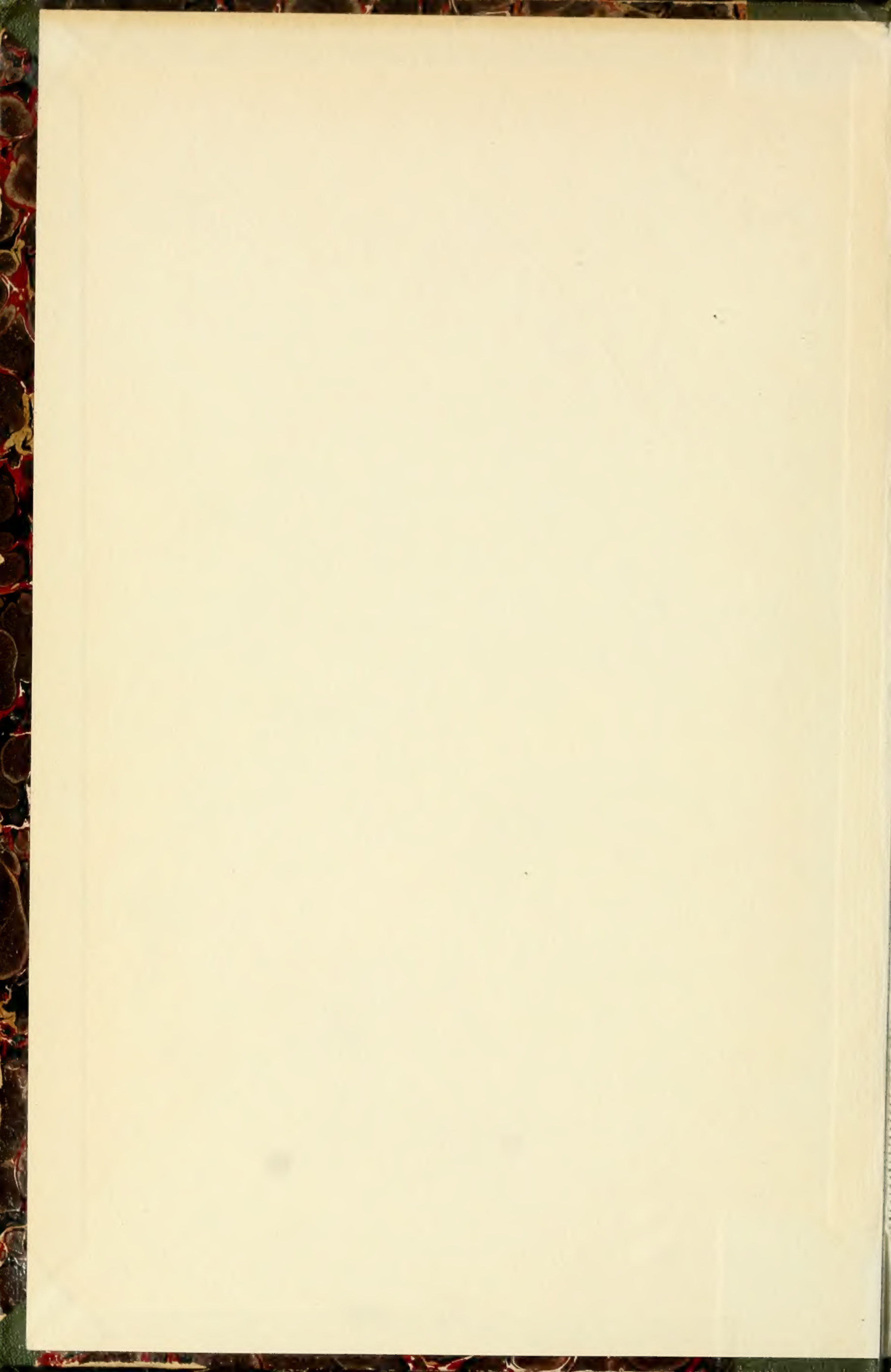
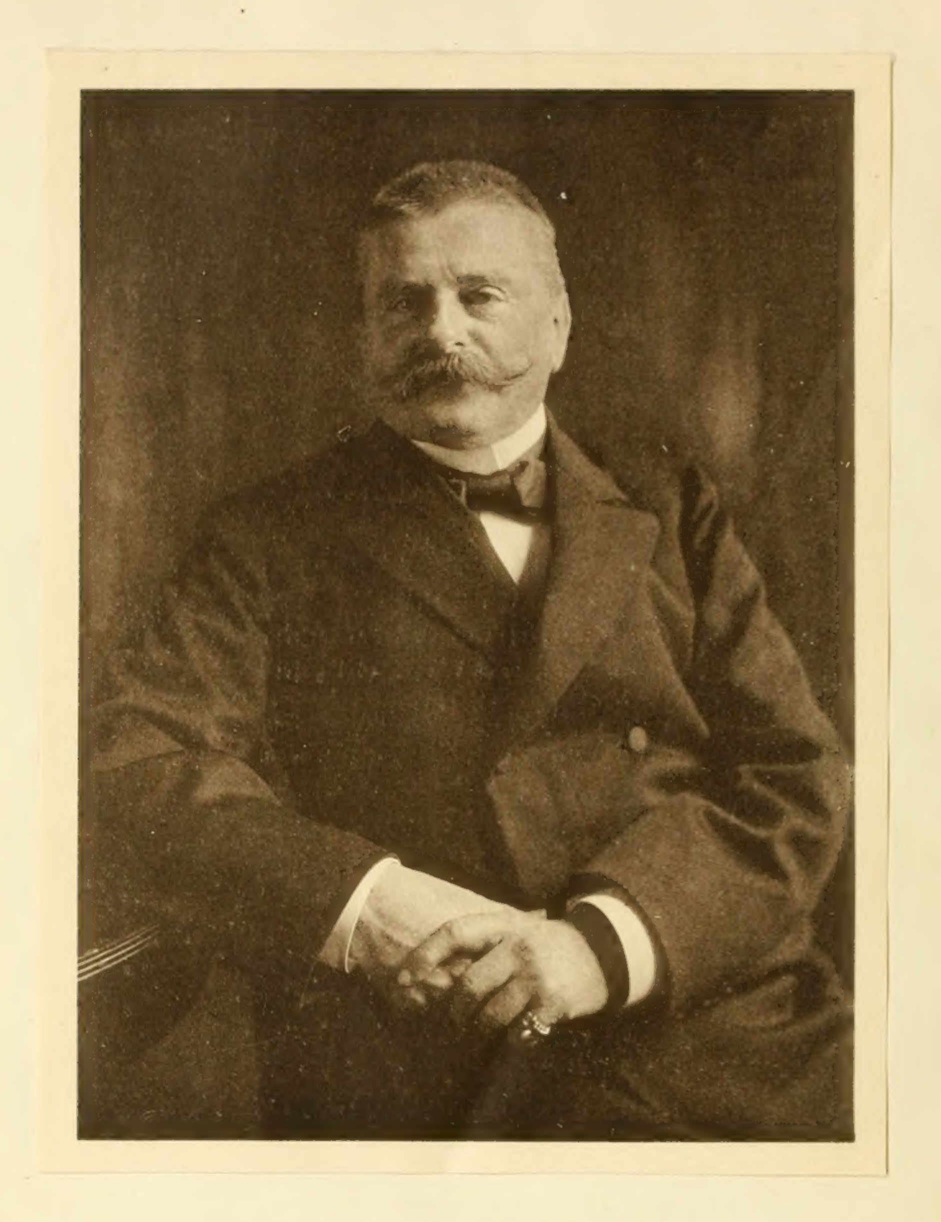

3 1761 06354060 3







Detlev von Liliencron



Detlev von Liliencron
im 61. Lebensjahr
Aufnahme von Rudolph Dührkoop, Hamburg-Berlin

# Detlev von Liliencron

## Sein Leben und seine Werke

Von

Heinrich Spiero

Ihr wißt nicht, welcher Schenkelschluß dazu gehört,
um das Leben souverain zu traktiren.

General Wertmüller
in C. F. Meyers „Schuß von der Kanzel".

Mit 68 Bildern

254075
24. 4. 31

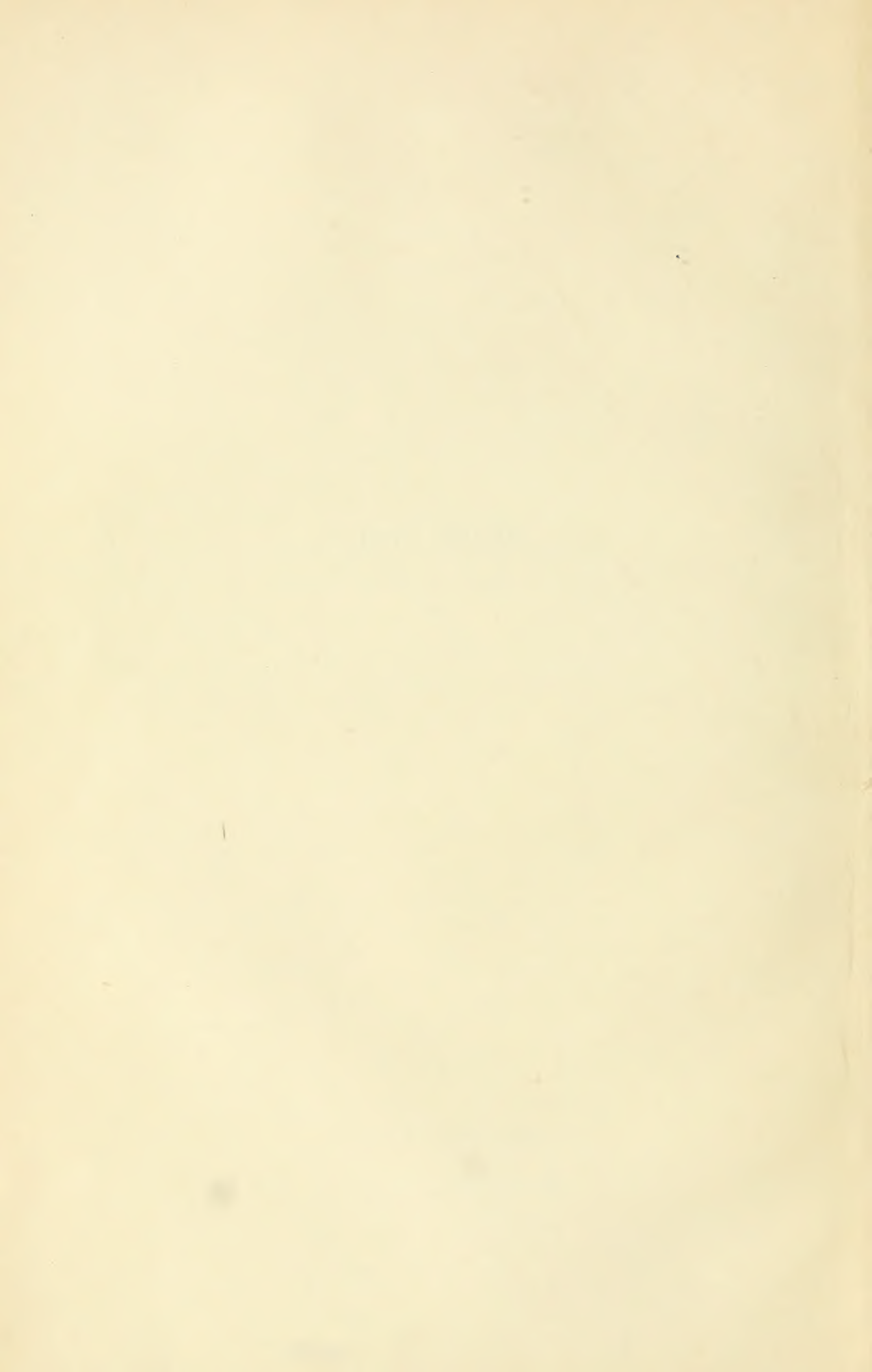
Erste und zweite Auflage
Verlegt bei Schuster & Loeffler in Berlin und Leipzig
1913

Alle Rechte,
insbesondere das der Übersetzung, vorbehalten
Copyright by Schuster & Loeffler in Berlin
1913

Druck von C. Haberland, Leipzig-R.

Printed in Germany

Meiner Frau



# Vorrede.

Am ersten Jahrestag von Liliencrons Hinscheiden, bei der Enthüllung seines Grabdenkmals, machte der Verleger dieses Buches mir den Antrag, Liliencrons Leben und die Entwickelung seiner Kunst in breitem Aufriß zu schildern.

Der Gedanke an ein solches Werk war mir nicht fremd; Liliencron selbst hatte mehr als einmal mir gegenüber den Wunsch geäußert, daß ich später einmal seine Biographie schreiben sollte. Ich hatte ja in den letzten acht Jahren seines Lebens viel, zu Zeiten täglich, mit ihm verkehrt, an seinen künstlerischen Plänen und an seinem Leben Anteil nehmen dürfen und im Gespräch und im Brief auch für die zurückliegende Zeit viel Wertvolles erfahren.

Dennoch kam mir der Vorschlag damals zunächst überraschend, und ich zögerte zuzusagen. Denn je näher wir der wirklichen Gestalt eines Großen noch stehn, um so schwerer ist es, den Abstand zu gewinnen, den geschichtliche Darstellung erfordert. Freilich verhehlte ich mir nicht, daß diese Nähe auch wieder gewisse Vorzüge in sich birgt, weil der Eindruck der Persönlichkeit noch frisch ist, weil manches noch haftet, was später verfärbt oder verloren wird. Vor allem aber leben heute noch fast alle, mit denen Liliencron gelebt hat, und viel kostbarer Stoff ist noch zu erreichen, der später nicht mehr zu haben sein wird.

So bin ich denn ans Werk gegangen, bei dem mir ein Glücksfall noch zu Hilfe kam. Im Jahre 1910 erwarb eine Leipziger Buchhandlung das Verlagsarchiv des Herrn Wilhelm Friedrich in Leipzig, eine Sammlung von etwa sechzigtausend Briefen aus den achtziger und neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts. Bei der Rolle, die Friedrichs Verlag in den Zeiten unserer letzten literarischen Umwälzung gespielt hat, war diese Sammlung von unschätzbarem Wert. Ein Leipziger Kaufmann, Herr Plotky, übereignete sie dem Königlich Sächsischen Institut für Kultur- und Universalgeschichte, das Karl Lamprecht bei der Universität Leipzig gegründet hat. Eine Verfügung des Unterrichtsministeriums schloß jede Veröffentlichung aus diesen Beständen für dreißig Jahre aus; bei der Übergabe ward jedoch durch den Verlagsbuchhändler Herrn Leo Jolowicz, den ersten Erwerber, zur Bedingung gemacht, daß mir gestattet würde, die Briefe Liliencrons durchzusehn und nach Übereinkunft mit der Witwe des Dichters herauszugeben. Durch dieses dankenswerte Entgegenkommen gewann ich Einsicht in eine sehr wichtige, zum Teil noch gar nicht erschlossene Zeit aus Liliencrons Leben und konnte mein 1911 erschiene-

nes Buch „Neue Kunde von Liliencron" als einen Baustein zu dem hier vorliegenden Werk betrachten.

Seine Vollendung wäre mir freilich nicht möglich gewesen ohne die freundwillige Beihilfe von Liliencrons Freunden und Lebensgefährten, insbesondre auch aus seiner Schüler- und Soldatenzeit. Ich hatte lange, eingehende Unterredungen mit Seiner Exzellenz dem Herrn Admiral von Thomsen in Kiel, mit den Herren Oberst Adolph in Wiesbaden, Oberstleutnant Busse in Hannover, Geheimen Justizrat Lembke in Altona, Oberleutnant Rudowsky, Bürgermeister a. D., in Berlin-Wilmersdorf; Herr Kammerherr Freiherr von Seckendorff in Rüsselsheim, den ich nicht aufsuchen konnte, gab mir ausführliche schriftliche Berichte über den Jugendfreund.

Seine Exzellenz der Oberpräsident von Schleswig-Holstein, Herr Kammerherr Detlev von Bülow, stellte mir rückhaltlos die Personalakten Liliencrons aus seiner Beamtenzeit zur Verfügung und ließ überdies an allen in Betracht kommenden Stellen, insbesondre auch im Archiv zu Schleswig, nach Mitteilungen über Liliencron forschen. Herr Gymnasialdirektor Professor Loeber in Kiel gewährte mir Einblick in gedruckte und ungedruckte Akten der Gelehrtenschule und erläuterte sie durch zahlreiche mündliche Mitteilungen.

Freiin Anna von Krane in München schrieb ihre Erinnerungen an Liliencron für mich nieder und überließ mir alle bisher noch ungedruckten Briefe des Dichters an sie.

Durch einzelne Nachrichten und Hinweise erfreuten und belehrten mich Frau Ida Boy-Ed in Lübeck, Frau Ida Dehmel in Blankenese, Frau Dessau in Kellinghusen, Frau Beate Heine in Berlin, Frau von Kamphövener, Exz., in Hannover, Frau Maria von Wildenbruch in Weimar, die Herren Dr. Friedrich Adler in Prag, Dr. Ferdinand Avenarius in Dresden, Prof. Adolf Bartels in Weimar, Gymnasialdirektor Prof. Dr. Alfred Biese in Frankfurt am Main, Dr. Carl Busse in Berlin-Niederschönhausen, Prof. Dr. Oskar Bulle in Weimar, Michael Georg Conrad in München, Julius Delfs in Kellinghusen, Dr. Richard Dehmel in Blankenese, Wilhelm Dreecken in Berlin, Otto Ernst in Groß-Flottbeck, Justizrat Louis Engelbrecht in Braunschweig, Gustav Falke in Hamburg, Maximilian Fuhrmann in Altona, Musikdirektor Theodor Gänge in Kiel, Hauptmann Bruno von Germar in Hamburg, Buchhändler Léon Goldschmidt in Hamburg, Ernst Heiberg in Berlin, Dr. Carl Heine in Berlin, Komponist Otto R. Hübner in Dresden, Dr. Franz Hirsch in Berlin, Verlagsbuchhändler Albert Jolowicz in Posen, Wilhelm Kotzde in Rathenow,

Prof. Krauth in Erfurt, Justizrat Timm Kröger in Kiel, Johannes Lahann in Kellinghusen, General der Infanterie Viktor von Lignitz, Exz., in Kassel, Wilhelm Lobsien in Kiel, Dr. Jakob Loewenberg in Hamburg, Generalmajor Julius von Loewenfeld in Naumburg an der Saale, Hauptredakteur Fr. Meyne in Hamburg, Prof. Dr. Georg Minde-Pouet in Bromberg, Dr. Bruno Alwin Müller in Hamburg, Buchhändler H. Nissen in Kellinghusen, Theobald Nöthig in Grevesmühlen, Direktor Dr. Gustav Pauli in Bremen, Staatsanwalt Günther Pogge in Hamburg, Carl Friedrich Schulz-Euler (Hanns Wolfgang Rath) in Frankfurt am Main, Verlagsbuchhändler Richard Schuster in Berlin, Prof. Dr. Adolf Thimme in Erfurt, Dramaturg Adolph Tormin in Wiesbaden, Lichtbildner Vahlendick in Kellinghusen, Schriftsteller Oskar Wiener in Prag.

Abschriften in den Königlichen Bibliotheken von Berlin, Leipzig und München verschafften mir Herr Oberlehrer Dr. Johannes Mißlack in Leipzig und meine Schwester Dr. phil. Ella Spiero in Berlin, die auch die Korrektur mitgelesen hat.

Allen diesen Helfern gebührt mein herzlicher, tiefempfundener Dank; mit größtem Nachdruck gilt er Frau Baronin Anna von Liliencron. Ohne ihre stete Bereitwilligkeit für jede Frage, ohne die Güte, mit der sie mir den ganzen ungedruckten Nachlaß ihres Gatten anvertraute, hätte ich mein Buch niemals beenden können.

Ich habe es in einer Stadt geschrieben, die mir so wenig wie meinem Helden die Geburtsheimat ist, und deren weitem und breitem Leben sich doch niemand entziehen kann, der irgendwie an ihm teilnimmt. Nur ganz kurze Zeit, in entscheidenden Jahren freilich, hat Liliencron in Hamburg gelebt, aber zwei Jahrzehnte seines Lebens in der unmittelbaren Nachbarschaft der Hansestadt zugebracht. So kommt es, daß er aus ihrem Bilde niemals wegzuwischen sein wird, daß seine Gestalt als die des größten Künstlers lebt, der um die Wende der Jahrhunderte half, das neue, verheißungsvoll aufsprießende geistige Leben Hamburgs zu schaffen und zu tragen. Er hat hier gekämpft, gelitten, aber er hat hier auch gesiegt, und so fällt von dem Dank seines Biographen ein Teil auch an das mächtige Gemeinwesen, das Liliencron so lange festhielt, und auf das von seinem Ruhm ein Teil mit zurückströmt.

Hamburg, an Liliencrons Geburtstag 1913.

Heinrich Spiero.

Die Anführung gedruckter Liliencronscher Verse geschieht, der geschichtlichen Einstellung gemäß, immer mit dem Wortlaut des ersten Drucks. S.

# Inhalt.



1.

# Heimat und Herkunft.

Schleswig-Holstein schiebt sich, von der Unterelbe und der Trave her, breit gegen Norden aus der norddeutschen Tiefebene vor; eine von wenigen Inseln begleitete, buchtenreiche Küste im Westen an der Nordsee, an der Ostsee nur zwei weit geschwungene Meerbusen, der Lübecker und der Kieler, zwischen ihnen die Halbinsel Wagrien und dieser vorgelagert die Insel Fehmarn. Dann folgt nördlich die Einschnürung zwischen der Bucht von Husum und der von Eckernförde; das Festland bleibt kaum halb so breit wie im Süden, ihm sind an beiden Seiten, zumal im Westen, Inseln vorgebaut, von den winzigen Halligen bis zu dem gehörnten und geschwänzten Sylt, von den kleinen Eilanden vor der Schleimündung bis zu dem wuchtigen Alsen. Die Lage zwischen den beiden Meeren schafft ein weiches, ziemlich gleichmäßig feuchtes Klima, sehr viel Wolkenbildungen von eigenem Reiz. Gleichlaufend den beiden Küsten durchzieht der norddeutsche Landrücken die flache Landschaft, fast genau in der Mitte, so daß der Provinzialwitz gern von dem Schweinerücken spricht, von dem rechts und links die Speckschwarten herabhangen. Mit den Hüttener Bergen nahe Eckernförde, dem Bungsberg in Holstein erreicht der Rücken für das Land ganz ansehnliche, weiten Ausblick gewährende Erhebungen.

Sehr verschieden sind die Landschaften, die östlich und westlich der Hochfläche sich dehnen. Im Westen die tiefe Marsch, grabendurchzogen, eingedeicht, die einzelnen Höfe auf hohen Wurten oder Werften gegen Wasser geschützt; nördlich der majestätisch breit zum Meere strömenden Elbe flache, waldlose Gebiete, über die der Blick des Deichwanderers bis in blauferne Unerreichbarkeiten schweift. Unablässig wechseln Ebbe und Flut und verändern das Antlitz der Landschaft bis tief in die Ströme und Flüsse des Landes hinein. Das Wattenmeer, dem Strande vorgelagert, von langen Prielen gerillt, erhöht den Eindruck großartiger, fast farbloser Einförmigkeit, in die dann Flut und Sturm einfallen, jähe Umwälzungen in der kleinen Inselwelt der Nordseeküste hervorzuzaubern. Graue Städte an grauem Meer, keine zu größerem Umfang, keine zu großstädtischem Leben herangewachsen; und erst zwölf Meilen landeinwärts, an der den Südrand bildenden Elbe, Altona, trotz seinem ganz holsteinischen, ja, in manchem Betracht ein klein wenig dänischen Charakter doch undenkbar ohne das benachbarte Hamburg, auf das das ganze Schleswig-Holstein der Nordsee schaut.

Ganz anders sieht das Land östlich des Rückens aus. Hier liegt hinter dem Vorgeschiebe der Ostseeküste die Geest, wenig fruchtbares Land, viel Sandboden. Aber dazwischen erstreckt sich das Seengebiet von der Trave bis zur Schlei, eine fast ununterbrochene, reich gegliederte Kette blauer Wasserspiegel, um die grüne Buchenhaine sich dehnen. Und die Wälder setzen sich fort und begleiten fast die ganze Ostseeküste, die hier nichts von der wilden Größe Rügens oder des Samlands und der Kurischen Nehrung hat; lieblich geschwungene, oft wochenlang von jedem Wellengang gemiedene Buchten, ein breiter Strand, auf den die hohen Buchen ihre Schatten werfen. Im Schutze weit eingeschnittener Häfen große Städte, Flensburg, Kiel, Lübeck, Handelsplätze und sichere Stützpunkte der Kriegsflotte, die nun nicht mehr die Fahrt um die Spitze der Halbinsel braucht, um vom Baltischen zum Deutschen Meer zu gelangen, sondern im sichern Fahrwasser des Kaiser-Wilhelm-Kanals von der Holtenauer Schleuse bei Kiel den Brunsbütteler Hafen der Elbe erreicht.

Nicht nur die Spitze, sondern der größere Teil der ganzen Halbinsel gehört als Jütland zum Königreich Dänemark und ist von dem stammverwandten nordgermanischen Volk bewohnt, das auch im nördlichen Schleswig noch ein paar Tausend ihm nach Sprache und Art zugehöriger Einwohner zählt. Auch innerhalb des deutschen Landes gehen noch politische Grenzen durch: die Hauptmasse ist preußische Provinz, aber Hamburg und mehr noch Lübeck haben ländliches Staatsgebiet, und an der Ostsee liegt das schöne Fürstentum Lübeck mit Eutin, oldenburgische Herrschaft. Das Herzogtum Lauenburg, ganz in der Südostecke, von dem der prachtvolle Ratzeburger Dom wiederum Mecklenburg-Strelitz zugehört, ist noch nicht lange ganz mit der Provinz verbunden, seit der große Deutsche es für Preußen gewann, der hier in dem weiten Bereich des Sachsenwaldes seine Spättage verlebte. Der Sachsenwald war einst nach dem Vertrag von Verdun als Limes Saxonicus Grenzwald zwischen germanischer und slawischer Bevölkerung; ganz Wagrien war slawisch, von den Wagriern bewohnt; der Westen friesisch, einem Stamm zugehörig, der die Nordsee entlang und auf ihren Inseln seßhaft war; die Dithmarscher aber an der Unterelbe sind Sachsen. Und weiter nördlich saßen die Skandinavier. So trug die Landschaft früh Markencharakter. Mit Glück und mit Recht hat der Geschichtsschreiber der Deutschen Hanse die Ostsee dem Mittelländischen Meer verglichen: dann aber wird man ohne Künstelei Schleswig-Holstein etwa die Stelle der Peloponnes einräumen dürfen: beide ewig durchkämpft, mit eisern harten

Kleinrepubliken als Spitzen politischer Macht — vor allem erscheinen da die Dithmarschen als eine zähe Bauernrepublik von wildem Drang zu Freiheit und Selbstbehauptung, immer wieder siegreich gegenüber den Dänen wie den Holsteinern, bis endlich 1559 eine furchtbare Schlacht der dreihundertjährigen Freiheit ein Ende macht. Aber die Kämpfe auf der Halbinsel hören nicht auf, bis im Jahrhundert der nationalen Einigung zerteilter Völker das deutsche Schleswig-Holstein der dänischen Fremdherrschaft entrissen und als unablösbares Gut dem deutschen Staat zugeführt wird.

Es hatte, da es hinüber kam, auch einen reichen Schatz künstlerischer, literarischer, wissenschaftlicher Leistungen als Eingebrachtes aufzuweisen. Noch fehlt uns der Literarhistoriker, der einmal entwicklungsgeschichtlich darstellte, inwiefern dem Schrifttum der deutschen Marken eine Sonderart innewohnt: wie immer wieder von Österreich, von Ostpreußen, von der Schweiz, von da, wo deutsche Kultur mit fremder zusammenstößt, neue Töne in die Binnenheimat hineindringen. Dann würde Schleswig-Holstein ein sehr eigentümlicher Platz angewiesen werden müssen. Sein eigentlicher breiterer Einfluß beginnt im letzten Drittel des achtzehnten Jahrhunderts, zugleich mit der Befreiung des Landes vom ewigen Waffengang zwischen den das Land beherrschenden Fürstenhäusern. Längst waren die tapfern Grafen von Schauenburg ausgestorben; nun verzichtete der in Rußland regierende Zweig des Hauses Holstein-Gottorf auf Holstein, der letzte Sproß der alten Glücksburger Linie starb, und 1773 waren die Herzogtümer Schleswig und Holstein einem einzigen, freilich einem dänischen Landesherrn deutschen Blutes unterworfen, der sie von Kopenhagen aus beherrschte, aber für Holstein Mitglied des Deutschen Reiches, später des Bundes war. Nur das Fürstentum Lübeck blieb selbständig, und hier entfaltete sich zuerst ein eigenartiges geistiges Leben. Unter einem kunstsinnigen Herzog war Regierungspräsident in Eutin Graf Friedrich Leopold von Stolberg (1750—1819), aus Bramstedt gebürtig, ein Dichter von Rang, dem jungen Goethe nahestehend, später in die Romantik hineingeraten; mit ihm lebte und schuf sein Bruder, Graf Christian (1748—1821). Ihnen gesellt sich neben dem Mecklenburger Johann Heinrich Voß der erste große Lyriker des Landes, der erste wirkliche Lyriker unserer neuen Sprache: Matthias Claudius, 1740 in Reinfeld geboren. Von ihm geht deutlich ein Strang der neuen Kunst zum Göttinger Dichterbund, zum Hain hinüber, dessen Haupt wiederum ein Dithmarscher, Heinrich Christian Boie (1744 bis 1806) ist. In Altona liegt der Tonderner Heinrich Wilhelm von

Gerstenberg (1737—1823) begraben, der einflußreiche Dramatiker in Sturm und Drang. Ein Mitglied des holsteinischen Fürstenhauses, der Herzog Friedrich Christian von Augustenburg, greift segensreich in Schillers Geschick ein und empfängt als dauerhafte Gegengabe die Briefe über die ästhetische Erziehung des Menschengeschlechts.

Es war die Rückkehr zur Natur, zum einfachen Ausdruck schlichter Empfängnis, was Matthias Claudius von Holstein aus den Deutschen schenkte — im neunzehnten Jahrhundert bot das Land der Nation andere, tiefere Gaben: 1813 wird zu Wesselburen in Dithmarschen Friedrich Hebbel geboren, 1819 wenige Meilen davon, in Heide, der Erwecker des Niederdeutschen, Klaus Groth, ein Lyriker ersten Ranges, dem auf dem plattdeutschen Gebiet die bescheidene Sophie Dethlefs (1809—1864) vorangegangen war. 1817 erblickt in dem schleswigschen Husum Theodor Storm das Licht der Welt, im Gegensatz zu Hebbel und Groth ein Nachkomme patrizischer Häuser, und erobert mit den beiden Landsleuten das deutsche Leben — kein Landesteil hat dem großen deutschen Realismus drei Meister von solch weiter Wirkung gegeben, als deren radikales Gegenstück der rastlose poetische und politische Friese Harro Harring aus Ibenhof im Amt Husum (1798 bis 1870) gelten mag. Und fast gleichzeitig treten aus dem meerumschlungenen Lande, das jetzt bewußt um Deutschtum und ungeteilte Einheit zu kämpfen beginnt, ins weitere Vaterland zwei Gruppen von je drei jungen Männern, jeweils ein Dichter und zwei Dichtung liebende und künstlerisch begabte Gelehrte. Von der Nordsee kommen mit Storm die Brüder Theodor und Tycho Mommsen aus Garding, von der Ostsee mit dem 1815 geborenen Emanuel Geibel Ernst und Georg Curtius aus Lübeck; jene leidenschaftlich, groß, Storm voll tiefer, durch die Kunstform atmender Leidenschaft, Theodor Mommsen ein politischer Kämpfer, bezwingend in der Kraft seiner geschichtlichen Darstellung, alle rechte Söhne des Sturmlandes — diese gehalten, maßvoll, früher abgeklärt, Kinder der farbenreichen Ostseeküste und darum auf den ägäischen Inseln rasch daheim. Wie durch den Eutiner Carl Maria von Weber die Musik zur Zeit der Romantik unsterbliche Gaben empfängt, so wirken im Laufe des Jahrhunderts die Söhne der Landschaft in der Kampfzeit und über sie hinaus auf alle Lebensgebiete: Asmus Jacob Carstens, der früh verstorbene, auf Zeichnung und malerische Stoffwahl; Wolf Graf Baudissin auf die Verbreitung Shakespeares, dessen Übertragung durch die Romantiker zum guten Teil sein Werk ist; Klaus Harms übt tiefe Wirkung als Kanzelredner; Georg Waitz wie Andreas Ludwig Jakob Michelsen und Wil-

helm Wattenbach als Geschichtsschreiber; Friedrich Adolf Trendelenburg als Philosoph und Philologe; Otto Jahn in der Archäologie; Lorenz Stein als Volkswirtschaftler; Friedrich Esmarch als Chirurg, und zwei gleich gerichtete Forscher, Carl Gustav Andresen und Karl Müllenhoff weisen große Leistungen auf dem Felde germanischer Sprach- und Altertumskunde auf. In der Dichtung wiederum schließt sich Theodor Storm die jüngere, weniger geschlossene Begabung Wilhelm Jensens (aus Heiligenhafen, 1839—1911) an, und er steht schon in der Mitte zwischen dem älteren realistischen und dem jüngeren Geschlechte, dem Detlev von Liliencron zugehört.

Die Familie von Liliencron, mit den Geschicken Schleswig-Holsteins und den alten Geschlechtern des Landes mannigfach verknüpft, ist doch nicht von altadeliger Herkunft. Der erste Träger des Namens ist Andreas Pauli; er empfing als junger Politiker von Gaben und Schliff auf dem Reichstag zu Regensburg am 2. Mai 1654 den Reichsadel mit dem Prädikat von Liliencron; am 4. Dezember 1665 wurde der Adel von Dänemark bestätigt, am 5. Juni 1673 gab Kaiser Leopold der Erste zu Larenburg den Reichsfreiherrnstand hinzu. Das Wappen zeigt oben und unten silberne Balken, die mit silbernen Doppellilien belegt und von einer goldenen Königskrone überhöht sind; rechts und links prangt in Gold je ein gekrönter schwarzer Adler mit roter Zunge. 1707 nahm die sehr stolze schleswig-holsteinische Ritterschaft die neue Familie förmlich auf. Der erste Liliencron war mit Elisabeth van de Wiele vermählt, die ihm zu seinen Gütern Putlos und Storhammer noch Wulfshagen, Hütten und Mariagerkloster zubrachte.

Andreas Pauli war kein Verwandter des alten bremischen Patriziergeschlechts; er war der Sohn des begüterten Kaufmanns Paul Martens und seiner Ehefrau Margarete, geborenen Brechling, zu Bretstedt bei Husum, hatte die Rechte studiert und trat später, recht ein Kind des damals territorial zerrissenen Heimatlandes, in schwedische Dienste. Das brachte ihn in Todesgefahr; denn nach der Übergabe der schwedischen Armee im Feldzug gegen die Dänen 1659 sollte er als Bekämpfer seines rechtmäßigen Landesherrn geköpft werden — Bretstedt gehörte nämlich zum dänischen Anteil. Andreas gelangte aber, als vielgewandter und brauchbarer Mann, trotz alledem unter dem dänischen Herrn zu neuen Ehren, wurde Ministerresident am Kaiserlichen Hof in Wien und starb im Range eines Staatsministers am 22. August 1700. Seine Gruft lag ganz nahe der seines Nachkommens Detlev, im alten Hamburger Dom. Sein Grundbesitz machte mannigfache Wandlungen durch — er erweiterte sich rasch und bedeutend, ging dann aber

wieder bis auf knappe Reste zurück, zum Teil durch die Verschwendungssucht eines seiner Söhne, Andreas des Jüngeren auf Sehestedt, der mit einem Fräulein von Thienen verheiratet war; durch andere Heiraten waren die Liliencrons auch mit den Pogwisch verwandt, deren eine Goethes Schwiegertochter wurde. Andreas der Jüngere hielt in geradezu glänzenden Formen auf seinem Besitz Sehestedt Hof, und sein Sohn Friedrich Christian (1745 geboren) verfiel, nicht ohne Schuld des angehäuften Sorgenerbteils, in Irrsinn, wollte seine Frau, wiederum eine Thienen, töten lassen, wurde dann als Geisteskranker nach königlichem Geheiß auf die Insel Munkholm gebracht und ist wahrscheinlich 1803 gestorben. Als seine beiden Söhne die Erbschaft antraten, bestand sie nur noch aus dem Schwartenbecker und dem Ehrencronschen Fideikommiß und einer Geldsumme.

Diese beiden Liliencron, Urenkel des Gründers der Adelsfamilie, müssen sehr verschiedene Männer gewesen sein. Der jüngere, Ludwig Carl Christoph, mit einer Gräfin Luckner verheiratet, war ein sicherstelliger, in allen Stürmen der Zeit von 1800—1814 ruhig fortschreitender Offizier, der schließlich Oberstleutnant, Generalland- und Seekriegskommissar wurde. Von seinen Söhnen haben zwei nahe Beziehungen zur Kunst: der älteste, Friedrich (1806—1893), war Intendant des Altenburger Hoftheaters, der jüngere, Rochus (1820 bis 1912), hat sich um die deutsche Volksliedforschung unsterbliche Verdienste erworben und lange Zeit die Allgemeine Deutsche Biographie meisterhaft geleitet; er war auch ein anmutig plaudernder Novellist. Ludwig Carl Christophs älterer Bruder hatte ein anfangs glänzendes, dann aber wandelbares Geschick; er, Andreas Ernst Christian (geboren 1774), saß zuerst als Erbe auf dem Schwartenbecker Familienbesitz, seit 1794 vermählt mit einer schönen und flotten Komteß Claretia Dorthe von Brockdorff; sie ließ sich aber, nach der Geburt der zweiten Tochter, 1798 von ihm scheiden und ward dem Landgrafen Friedrich von Hessen-Kassel, zu dem sie wohl schon früher Beziehungen unterhalten hatte, zur linken Hand angetraut — jenem Prinzen, dessen Adjutant, peinlich genug, ihr Schwager Ludwig Carl Christoph von Liliencron war. Andreas Ernst Christian, der als Kapitän (Hauptmann) und Oberkriegskommissar den Abschied genommen hatte, heiratete etwa 1800 zum zweitenmal, und zwar Anna Margarethe Friederica Griis oder Griese, eine Tochter des leibeigenen Kornschreibers Zacharias Griis zu Perdöhl und seiner Frau (geborenen Horsten). Aus dieser Ehe stammt Louis Ernst von Liliencron, und sein Sohn ist Detlev.

Die Heirat mit Friederike Griis (1774 geboren) war für den äußeren Wohlstand und die gesellschaftliche Stellung Andreas Ernsts und der Seinen sehr nachteilig; denn die Kinder dieser Ehe hatten keinen Anspruch auf die Familienfideikommisse, wie auf die ritterschaftlichen Rechte; überdies hatte Andreas Ernst mit dem freien Vermögen auch schlecht gewirtschaftet. Schon einmal war ein ähnlicher Fall in der Familie dagewesen: ein Liliencron hatte eine Apfelhökerin geheiratet und war als Sprachlehrer in Sachsen in kümmerlichen Verhältnissen gestorben. Damals hatte der Inhaber des Fideikommisses verfügt:

> „Ich verstehe unter Ehelichen Leibeserben solche, die aus einer rechtmäßigen, nicht allzu ungleichen Ehe erzeugt werden . ."

alle andern sollten von diesem (Schwartenbecker) Fideikommiß ausgeschlossen sein. Die Ehe Andreas Ernsts mit Friederike Griis war nun „allzu ungleich", sogar der Adel wurde am 30. Oktober 1829 den Kindern erst von Dänemark neu bestätigt und das Wappen etwas geändert; trotzdem aber war diese Heirat ein Segen für dies Liliencronsche Haus. Denn abgesehen davon, daß nach alter Erfahrung eine solche Blutauffrischung gut auszuschlagen pflegt, muß Friederike von Liliencron eine ausgezeichnete Frau gewesen sein — ihre Energie bewies das schöne Mädchen schon dadurch, daß sie durch einen Kniefall vor dem König ihren Herrn zur Heirat zwang. Sie erzog ihre Kinder gut, hing an ihnen und dem Gatten mit wärmster Treue und adelte Erinnerungstage — Taufe, Konfirmation — durch Dichterworte, die sie in einem offenbar empfänglichen Herzen festhielt und für den Hausgebrauch niederschrieb. „Fritze", wie sie in der Familie genannt wurde, fand immer das rechte Wort. Wenn einmal der Weihnachtsabend froh mit dem Gatten und den vier Kindern, Louis, Andreas, Sophie und Hilda, verlebt worden ist, müssen alle sich in der Mutter Taschenbuch eintragen; der Vater schreibt: „Weihnachtsabend waren wir vergnügt miteinander, Hygum, den 24. December 1821"; und der älteste Sohn vermerkt darunter:

> Leid aus Glück und Glück aus Leid
> Gab die gute, graue Zeit;
> Graue Zeit wird wieder jung,
> Zukunft bringt Erinnerung.

Fritze aber klebt einen Blumengruß von Andreas und einen von Louis darunter; und auf der Rückseite nimmt in dänischer Sprache der

Hauslehrer an dem Familienidyll teil. Viel trüber klingt es ein paar Jahre später, nachdem Andreas, der Vater, 1823 abberufen worden war: „Ich habe abgerechnet mit dem Schicksal, ich habe das Teil Glückseligkeit, das mir in diesem Leben beschieden war, empfangen, und in die Nacht gehüllt fließt nun mein Dasein dahin bis zum letzten Atemzug.

(10. März 1825.)"

Und mit Schillers Versen:

Das süßeste Glück für die trauernde Brust,
Nach der schönen Liebe verschwundener Lust
Sind der Liebe Schmerzen und Klagen.

Endlich spricht für Friederike die taktvolle und feine Anzeige des Todes ihres Gatten:

Nach fast zweijährigem Kränkeln starb am 17. März, um 3 Uhr Nachmittags, mein geliebter Mann, Baron Andreas von Liliencron, im noch nicht vollendeten 50. Jahre; tief betrübt stehe ich an seinem Sarge mit meinen vier noch unversorgten Kindern; auch bin ich fest überzeugt, daß seine beiden Töchter erster Ehe nebst Schwiegersohn innig diesen herben Verlust mit uns fühlen werden. Den Verwandten und Freunden des theuern Verewigten sey diese Anzeige gewidmet, überzeugt von ihrer aufrichtigen Theilnahme über meynen herben Verlust ohne Versicherung des Beileids.

Hygum, den 20sten März 1823.

Friederike, Baronesse von Liliencron,
geborene Griis.

Friederike ist erst 1862 gestorben, ihr zweiter Sohn, Andreas (1804—1856), gelangte nach der Schweiz, wo ein Teil seiner Nachkommen in Fabrikantentätigkeit lebt; eine seiner Töchter, Antonie, wanderte in den siebziger Jahren nach Amerika aus, dort Krankenpflege zu üben, andere Kinder des Zweiges sind nach Omaha und Nebraska verschlagen worden, haben in deutsch-amerikanische Familien geheiratet. Louis Ernst aber, Friederikes ältester Sohn, blieb in Holstein. Am 19. Juni 1802 war er in Kiel geboren worden und hat dort die Rechte studiert. Er war Mitglied des 1818 gegründeten Korps Holsatia. Bei Abschluß seines Studiums erwarb er in der Prüfung nur den dritten Grad, so daß seine Aussichten auf Verwen-

dung mit dem Titel eines Cand. jur. sehr gering waren. Er ward Schreiber bei dem Amtmann in Travendahl, nahm also eine Stellung ein, die ungefähr der eines heutigen Kreissekretärs entsprochen hätte und bei der damals noch üblichen wenig scharfen Scheidung zwischen den höheren und mittleren Beamten keinen Herabstieg bedeutete. Dann aber trat er, um bessere Aussichten auf Beförderung zu haben, in den königlich dänischen Zolldienst über und ward in Kiel selbst angestellt, wo er es bis zum Zollkontrolleur brachte. Der wesentliche Grund für das Ergreifen einer neuen Laufbahn war seine Heirat mit Adeline Sylvestra von Harten, die am 27. März 1808 in Philadelphia geboren war. Ihr Vater war ein amerikanischer Offizier deutscher Herkunft, aus dem Adel des Herzogtums Verden, der General von Harten; er hatte noch spät George Washington nahe gestanden. Schon 1781 vor der entscheidenden Übergabe von Yorktown nahm Harten an den Kämpfen gegen die Engländer teil, zeichnete sich dann 1790 bei den Zügen gegen die Indianer aus und lieferte ihnen, in Auswetzung früheren Waffenunglücks, am 21. Oktober ein blutiges Gefecht, nahe dem Ohio. Seine Gattin, um vieles jünger als er, stammte aus portugiesischem Herzogsblut; bei Adelines Geburt zählte sie erst dreizehn Jahre. Nach Hartens Tode heiratete sie einen amerikanischen Diplomaten und ist in Wien während des Kongresses gestorben, dessen schönste Frau nach dem Urteil eines fürstlichen Kenners sie gewesen sein soll.

Adeline war nach des Vaters frühem Tode bei Verwandten in England erzogen worden. Dort hatte sie auch die Familie Burt auf Coltenhouse in der Grafschaft Stafford kennen gelernt; als nicht mehr ganz junges Mädchen nach Holstein gekommen, setzte sie diese Beziehungen fort, die dann gegenüber der um achtzehn Jahre jüngeren Maria Burt besonders innig wurden und auch erhalten blieben, als diese im Jahr 1843 die Gattin des Majors Helmuth von Moltke geworden war. Adelina Sylvestra war zur selben Zeit, da die Mutter Louis von Liliencrons dort lebte, zu Altona in einer Pension, sie verlobten sich und heirateten am 19. Oktober 1841; und diesem Ehepaar ward am 3. Juni 1844 in der Lerchenstraße zu Kiel ein Sohn geboren, der am 20. Juli in der Taufe die Vornamen Friedrich Adolf Axel empfing. Der Vorname Detlev fehlt sowohl hier wie in allen späteren amtlichen Zeugnissen, auch das Kirchenbuch der Nikolaikirche kennt ihn nicht. Taufpaten waren der nahverwandte Kammerherr von Warnstedt, Frau Doktorin Weber, geborene von Rosenkranz, und, seltsam genug, der Landgraf Friedrich von Hessen, dessen Haus mit diesem

Liliencronschen Zweige einst in so trübe Beziehungen getreten war. In dieser fürstlichen Patenschaft lag zugleich eine volle Anerkennung der Nachkommen von Friederike Griis; und es sei erlaubt, in der geistlichen Verwandtschaft mit einem Nachkommen des Prinzen Friedrich von Homburg, Kleistschen Gedenkens, schon einen zarten Strahl der geistigen Wahlverwandtschaft zu sehn, die den Täufling später mit dem unsterblichen Verherrlicher des Patengeschlechts verband.

2.

## Kindheit und Schule.

Der Freiherr Louis Ernst von Liliencron war eine schlanke Erscheinung mit buschigem, dunklem Schnurrbart und auffällig überhangenden Brauen, hinter denen die Augen fast verschwanden; schon in den fünfziger Jahren war sein Haupthaar schneeweiß. Er war ein ernster, etwas nüchterner, mäßig begabter Mann ohne näheres Verhältnis zur Kunst, wie, nach dem Ausspruch seines Sohnes, der durchschnittliche Schleswig-Holsteiner aller Stände. In seiner grünen Uniform sah er stattlich aus neben der überaus zarten, wunderschönen Frau. In ihm lebte eine fast schamhafte Scheu, sich zu offenbaren; als sein Sohn schon anfing, berühmt zu werden, sprach der Vater nie zu ihm über seine Verse; aber er kaufte sie heimlich und verschenkte sie wohl auch an Bekannte.

Ungleich bedeutender war die Mutter, Frau Adeline Sylvestra, eine Frau von starkem und gern stark geäußertem Gefühl, von weiter Phantasie, großer Anmut in Bewegung und Ausdruck; weit mehr hat der Sohn von ihr als vom Vater empfangen, und auch die soldatische Neigung seines Wesens stammt wohl mehr von ihrer als von der Liliencronschen Seite. Vor allem: Adeline von Liliencron empfand immer wieder, gleich der Schwiegermutter, das Bedürfnis, sich in Versen der Zeit über ihr Leben und ihre Empfindungen klar zu schreiben.

> Neu Jahr sei Treu Jahr.
> Fest mag's halten, was gut im alten,

merkt sie wohl einmal an, oder sie schreibt in der Sprache, die sie immer ihre Muttersprache genannt hat, zwischen wirtschaftlichen Aufzeichnungen:

> The brindled reed may endure,
> But it will never rise.
> (Gebrochenes Rohr hält noch immer,
> Doch aufrecht steht es nimmer.)

Tiefgläubig betont sie: „Wen Gott liebt, den führt Er zur Stelle, wo man sein bedarf." Oder sie führt Luther und fromme Verse Friedrich Ludwig Jahns an und ruft als reife Frau und Mutter mit ergreifendem Kinderton:

Groß und Kleines so im Leben,
Alles sei Dir übergeben.
Alle Not will ich Dir klagen,
Alles Dir ins Herze sagen.

Und sie faßt ihren Glauben zusammen:

Gesetz ist Gottes Wille, der fordert;
Gnade: Gottes Wille, der darreicht —
die Erlösung von der Sünde durch den Glauben an Jesus Christus.

Adeline las viel und mit feiner Wahl. Gern beschäftigte sie sich mit religiösen Schriften oder Werken von frommer Gesinnung, wie den Elsässischen Lebensbildern aus dem sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert von Stähelin. Die „Jugenderinnerungen eines alten Mannes" (von Wilhelm von Kügelgen) waren ihr lieb. Aber sie dehnte den Kreis ihrer Teilnahme bis zu den „Wanderjahren in Italien" von Ferdinand Gregorovius; und die englische Herkunft erwies sich in der Versenkung in die Werke Scotts und Byrons, wie in die Lebensgeschichte dieser Dichter von Eberty.

„Meine Knabenjahre sind einsam gegangen", hat Liliencron selbst kurz und bündig gesagt; es trifft freilich im äußerlichen Sinn nur für die Zeit der ersten, ganz häuslichen Erziehung zu. Von vier Geschwistern blieben nur Friedrich — so war der Rufname — und Emma Margreta Wilhelmine übrig, die zwei andern starben in allerfrühester Jugend. An Emma hing Fritz mit großer Zärtlichkeit; ein „Gedicht" der Siebenjährigen bewahrte er bis an den Tod:

Wie ist mein Hembdchen doch so warm,
So warm hab ichs mir nicht dedacht;
Drum freu ich mich, drum freu ich mich,
Daß ich ein Hembdchen hab.

Ein merkwürdiger Unglücksfall beraubte den kleinen Familienkreis der zarten und schönen Tochter: bei einem Besuch im Kloster Itzehoe wurde Emma von einem Schwan angegriffen, ein scharfer Flügelschlag traf eine Arterie, diese brach auf, und das Kind war nicht zu retten. Um so zärtlicher umhegten die Eltern den nun Einzigen. Das Bedürfnis, ihn recht lange für sich zu haben, und wohl auch der leise Wunsch, trotz einfacher Lebenslage die immer gern hervorgehobene adlige Herkunft ein wenig zu betonen, veranlaßten eine kurze Erziehung

durch Hauslehrer, von denen der Sohn nicht eben viel lernte. Mehr Eindrücke und dauernden Gewinn brachten die Besuche in der Landschaft: bei den verwandten Stiftsdamen von Warnstedt und von Liliencron in den adeligen Klöstern Itzehoe und Preetz wurde eingekehrt. Früh sah der Knabe in ehrfürchtigem Staunen immer wieder zu dem Raphael nachgebildeten Altargemälde der 1216 vom Grafen Albrecht von Orlamünde gestifteten Preetzer Klosterkirche und dem schönen Schnitzaltar des Hans Gudenwerdt auf.

In einem Kloster, oft und längre Zeit,
Hab ich als Kind und Jüngling einst gewohnt
Und immer denk ich dran mit Seligkeit.

Herrlich auf ihrem Fürstensessel thront
Die Abbatissa mit dem Bischofsstabe;
Sie prangte mir wie Sonne, Stern und Mond.

Die Klosterfräulein waren, als ich Knabe,
Die lieben alten Damen, mir „sehr gut",
Und sinds gewesen bis zu ihrem Grabe.

Andere Fahrten galten der Großmutter Liliencron in Altona und der nah verwandten Familie von Wasmer auf dem Gute Hemmelmark. Eine Tochter dieses Hauses, Agathe von Wasmer, wohnte Liliencrons gegenüber, sie war zu Kiel in einer Pension und stand der ganzen Familie sehr nahe. Mit den Wasmerschen Söhnen, zumal mit Christian von Wasmer, wurde eine frühe Freundschaft geknüpft, die fortdauerte, als Wasmers ausgewandert und nach Amerika gegangen waren (Hemmelmark gehört jetzt dem Prinzen Heinrich von Preußen); Christian sandte dem „geliebten Freund" noch vom Missouri ein Windenblatt. Mit der Familie des späteren Staatssekretärs Bernhard Ernst von Bülow waren Liliencrons verbunden — Herr von Bülow wohnte oft in dem schönen Park seines Schwiegervaters, des hamburgischen Senators Jenisch, zu Flottbek an der Elbe, wo ihm auch vier Jahre nach Friedrich ein Sohn — Bernhard — geboren wurde, der spätere Reichskanzler. Mit einem anderen nachmals hervorragenden Diplomaten, Kurd von Schlözer, unterhielt Louis von Liliencron Beziehungen, auch mit der Familie des Grafen Otto Rantzau in Kiel selbst.

Zahlreiche Besuche, oft auf ganze Ferienwochen, galten den Pastoren der Umgegend — noch als Liliencron 1871 im winterlich

schweigsamen Pfarrhaus zu Flancourt im Quartier war, kehrten solche Stimmungen wieder, wie sie damals den Knaben befallen haben mögen, und das Bild des Heilands erweckt die Betonung: „Er i st für uns gestorben"; aber doch auch die Frage: „Oder ist, war er der edelste, beste Mensch, der je gelebt?" In der Kindheit ist diese Frage kaum an Liliencrons Ohr, kaum in sein Bewußtsein gedrungen: der tiefgläubige Sinn der Eltern, zumal der Mutter, kannte solche Zweifel nicht und befestigte sich und den Sohn stets aufs neue in der frommen Gewißheit der Erlösung durch Jesum Christum. Ein Helfer dabei war Klaus Harms (1779—1855), der volkstümliche und sprachgewaltige Prediger zu St. Nikolai, seit 1835 Hauptpastor und Probst. Er vor allem hat den Rationalismus aus der schleswig-holsteinischen Kirche gewiesen, diese wieder mit gläubigen Scharen gefüllt und unter Ablehnung aller glänzenden Berufungen seiner Kieler Gemeinde aufs treueste gedient, ein großer Prediger von festhaltender Macht des Wortes, ein streitbarer Verfechter markiger Glaubenssätze, ein Wohltäter weithin im Lande, dem seine Gemeinde durch das Geschenk eines eignen Hauses für seine Treue dankte. Seinen andern Gaben gesellte sich ein freier Humor, wie denn einer seiner späteren Nachfolger erzählt: „Als mein großer Vorfahr in Kiel, Klaus Harms, von einem Prediger die Versicherung hörte, er wiederhole der Gemeinde nur, was der Heilige Geist ihm auf der Kanzel sage, erwiderte er: Neulich hat der Heilige Geist mir auch etwas auf der Kanzel gesagt, aber es war nicht der Art, daß ich es der Gemeinde wiederholen mochte; er flüsterte mir nämlich zu: Klaus, Klaus, du hast dich heute nicht ordentlich präpariert!"

Noch nach dem Tode des von ihr innig verehrten Mannes suchte Frau Adeline seiner gedruckten Predigten habhaft zu werden, um seines Zuspruchs nicht verlustig zu gehn; neben ihnen spendeten die Werke Friedrich August Tholucks, des großen Hallischen Pietisten, die oft gesuchte Erbauung. Der Geistliche des Hauses war nun der Pfarrer Hasselmann. In einer frommen und reinen Luft wuchs Fritz heran. Der ein wenig trockene Vater fand sich mit der trotz leichter Kränklichkeit immer heitern und in knapper Lage immer gefaßten Mutter in dem Bestreben einer einfachen, aber auf gesellschaftlich geachtete Ziele gerichteten Erziehung. Die Eltern betonten trotz dem kargen Gehalt von etwa dreizehnhundert Mark heutigen Geldes und den Zinsen eines winzigen Vermögens doch nach Möglichkeit die adelige Abkunft, was aber nicht hinderte, daß das alte Hausmädchen Sophie zu dem kleinen Friedrich und den Eltern in einem herzlichen, vertrau-

lichen Verhältnis stand. Eine Gesellschafterin, mehr Freundin der Hausfrau, kam erst viel später ins Haus, zuletzt noch ein etwas fahriges Fräulein Henriette, als die Geldsorgen schon groß waren, und der in den Ruhestand getretene Beamte durch Versicherungsagenturen die knappen Mittel zu vermehren suchte.

Vom Frühsommer 1851 bis zum März 1854 besuchte Friedrich neben dem Hauslehrerunterricht eine Privatschule, die des Fräuleins Wilhelmine Otto. Sein Betragen war großen Lobes wert: „Der kleine Friedrich war bis jetzt noch immer ein fleißiges, artiges Kind und macht uns Freude", heißt es schon im Juli 1851. Immer werden Fleiß, Aufmerksamkeit, Betragen, Haltung gerühmt, aber das fachmäßige Lernen kam erst nach einem Jahr in Aufschwung, besonders mit dem Schreiben haperte es. Johannis 1852 lautete das Zeugnis der Lehrer Petersen, Johnsen, Bierwirth und Otto:

Biblische Geschichte: recht gut,
Geographie: zufrieden,
Naturgeschichte: sehr gut,
Rechnen: im ganzen gut,
Schreiben: ziemlich,
Lesen: größtenteils zufrieden,
Betragen: recht zufrieden.

Einmal später ward hinter das „recht gut" beim Fleiß ein Fragezeichen gesetzt — im ganzen blieb es bei guten Nummern.

Der Knabe sah damals ein wenig verträumt aus, die Lider deckten halb die etwas befangen blickenden Augen. Das Antlitz war länglich, von ernstem Ausdruck, die Schultern erschienen schmal unter der hübschen, blusenähnlichen Tracht.

Ein großer Umschwung trat ein, als Liliencron auf die Gelehrtenschule kam. Die Eltern wohnten damals in der Friedrichstraße (der jetzigen Herzog Friedrich-Straße) im Hause des Kammerherrn von Wahrendorff, mit dem sie verkehrten. Die Wohnung war ziemlich klein, der Sohn wohnte mit einem Pensionär zusammen in einem kaum acht Quadratmeter großen Raum. Von hier aus besuchte er nun die in der Küterstraße gelegene Schule. Diese Anstalt, im Jahre 1320 als Stadtschule gegründet, hatte eben unter der Leitung Friedrich Luchts (1836—1853) eine völlige Umwandlung erfahren, indem die Gelehrtenschule ganz von der Bürgerschule getrennt wurde. Ostern

1854 trat Liliencron in die Septima ein. An der Spitze der Anstalt stand seit einem Jahr der Rektor Jürgen Friedrich Horn (1803 bis 1880), ein grundgelehrter Theologe und Philologe, der lateinische und griechische Stunden gab und außerdem von Tertia aufwärts in Religionslehre unterrichtete. Horn, ein gebürtiger Flensburger, war auch als Dichter hervorgetreten und hat neben Romanzen, wie der Landsmann Geibel, eine Sophonisbe (Kiel 1862) herausgegeben, ein durchaus epigonisches Werk ohne eignen Ton; auch über Goethes „Faust" hat er geschrieben. Um so persönlicher war seine Auffassung religiöser und pädagogischer Probleme. Und er vor allem hat wohl der Anstalt den Geist aufgeprägt, den später ein Hamburger Forscher als den eines christlichen Hellenismus bezeichnete. „Ein religiöser Geist soll in unsern Gelehrtenschulen herrschen", schrieb Horn 1857. Und ein andermal in höchst eigenartiger Ausdrucksweise: „In der Religion hat sich die Vernunft gemästet an der Offenbarung, und stark und kräftig geworden, schlägt sie hinten aus gegen ihre Mutter." Gleich nachdrücklich und mit ebenso anschaulichen Bildern verteidigte Horn die Notwendigkeit der klassischen Sprachen gegenüber einem Standpunkt bloßer Nützlichkeit, der auch in jener Zeit gelegentlich gepredigt wurde. Oder er sprach von dem künstlichen Licht, das der selbstgeschaffene Vernunftglaube hinter geschlossenen Fenstern genießt, während draußen das freie, ewige Licht des echten Evangeliums leuchtet. All das mußte gerade auch Liliencrons Eltern ganz aus der Seele geredet sein. Und ebenso entsprach es den Anschauungen des Hauses, wenn der Rektor einen der damals nicht seltenen Versuche unternahm, „über das Beweisen des Daseins Gottes" zu handeln.

Der Klassenlehrer Liliencrons in der Septima war der Elementarlehrer Tack, in Sexta trat an seine Stelle Boyens; erst später kam ja der junge Schüler in die Lehre des Rektors selbst, dessen Homerstunden ausgezeichnet, anregend und lebendig waren, während seine organisatorische Begabung offenbar geringer war. Wenigstens ist der Ton der Schule und das Benehmen der Schüler rauh und oft roh gewesen. Wie sich denn etwa eine Apfelverkäuferin einmal beschwerte, daß sie acht Tage lang von vorübergehenden Gelehrtenschülern vielfach durch Schimpfreden turbiert und endlich mit Schlägen bedroht worden sei, als sie ihnen mit dem Schirm gedroht habe. Daß in der Schule fast täglich mit Schlägen bestraft wurde, entspricht freilich nur der Zeit, und es ist wesentlich, daß Liliencron selten getadelt, nur ganz gelegentlich als unaufmerksam vermerkt und nur einmal, im Jahre 1855, wegen des Versuchs der Täuschung, mit Schlägen bestraft worden ist.

Die Klassen waren ganz verschieden groß, die obersten nur von wenig Schülern besucht, die mittleren aber bis zu einundfünfzig Köpfen stark. Dabei wurde der engen Stuben wegen noch in den sechziger Jahren einmal eine Anzahl unreifer Sekundaner nach Prima versetzt, weil die Räume der Sekunda nicht ausreichten.

Der Unterricht war sehr mannigfaltig: neben den klassischen Sprachen wurde das Französische und seit 1855 auch das Englische als verbindlicher Lehrgegenstand betrieben — den englischen Unterricht gab der Brite Lubbren, und Frau von Liliencron vertiefte das Erlernte, indem sie mit dem Knaben Shakespeare in der Ursprache las. Außerdem galt Dänisch als Pflichtfach — war doch seit 1849 Schleswig-Holstein unter dem „besonderen" Druck der Dänenzeit, fühlte sich von Deutschland an Dänemark verkauft; es waren die Tage, da Theodor Storm bitter und vergrämt in die Verbannung zog. Kein Kieler Junge durfte nunmehr den Dänen „Hannemann", das einst beliebte Neckwort, zurufen — die Fremden waren die Herren.

Neben dem Rektor der Gelehrtenschule stand Professor Wittrock, ein sehr lederner, alter Lehrer der klassischen Sprachen. Den Mathematikunterricht gab der Konrektor Hagge, ein kluger Mathematiker, aber ein schwerhöriger und deshalb mißtrauischer und jähzorniger Mann, der Liliencrons Abneigung gegen dies ihm verhaßte Fach sicherlich noch gefördert hat. Dagegen hat Wittrocks Nachfolger, der Subrektor Dr. Petersen, ein ausgezeichneter Cäsar-Kenner, den geschichtlichen Sinn des Knaben bilden helfen, den schon damals Geschichte „mit schlagendem Herzen" festhielt, während ihm die Mathematik eine „mit tausend Schlüsseln verschlossene Tür" war. Der eigentliche Geschichtsunterricht bei dem Lehrer Jansen befriedigte Liliencron wenig und er ergänzte ihn selbsttätig durch fleißige Vertiefung in Beckers Weltgeschichte, der ganze Geschlechter verpflichtet sind, und in Friedrich Kohlrauschs „Deutsche Geschichte für Schulen". Früh auch fiel dem Knaben des Husumer Bürgermeisters Caspar Danckwerth „Newe Landesbeschreibung" des Heimatlandes in die Hände, ein Werk des 17. Jahrhunderts.

Den dänischen Unterricht gaben die Lehrer Boyens und Brünnig. Dänische Mitschüler hatte Liliencron nur wenige.

Liliencron machte auf der Septima gute Fortschritte und ward zu Michaelis 1854 nach der Sexta versetzt, mit ihm der hochbegabte Ernst August Karl de Fontenay, der ein Jahr jüngere Sohn eines Etatsrats; er ist später bei Gravelotte gefallen. In der Sexta mußte

Friedrich zunächst einer schweren Kinderkrankheit wegen lange fehlen; er hat den ganzen Januar, mehrere Tage des Februar und noch des März versäumt, und es auch dann an Aufmerksamkeit mangeln lassen. So war das erste Gymnasialzeugnis schlecht genug, die Drei ist bereits die beste Nummer. Im Sommer raffte er sich dann, nun wieder ganz gesundet, auf, machte die zweite Abteilung der Sexta noch einmal durch und kam mit Einsern im Deutschen und Lateinischen, Zweiern in Religion und Schreiben und einer Drei im Rechnen als Erster nach Sexta A. Auch hier erging es ihm gut, so daß er mit einem Zeugnis, in dem nur die Zahlen Eins und Zwei prangen, im März 1856 als Dritter nach Quinta versetzt wurde. Immer wieder geht es nun so, daß der Schüler im ersten Halbjahr sehr mäßige Fortschritte macht und sich im zweiten um so stärker zusammennimmt. So wird er in Quinta zunächst Elfter, kommt aber, ganz regelmäßig, Ostern 1857 mit einem sehr guten Zeugnis als Fünfter in die vierte Klasse. In dieser verbleibt er nun freilich ein halbes Jahr zu lange, da er es im ersten Jahr im Lateinischen und in der Mathematik nicht über die Vier, im Rechnen nicht über die Fünf hinaus bringt. Um so tüchtiger bewährt er sich dann im dritten Halbjahr und kommt im Herbst 1858 als Primus nach Tertia; in Religion, im Deutschen, im Lateinischen, im Schreiben und selbst in der Mathematik hat er eine Zwei, im mündlichen Latein gar eine Eins. Nun aber versagte der Vierzehnjährige völlig. Er gelangt in der Tertia zuerst auf den einunddreißigsten, dann auf den neunundzwanzigsten Platz und erhebt sich nur im Deutschen und gelegentlich im Lateinischen über die Vier. Das Griechische ist ihm zuerst auch außerordentlich schwer geworden. Im zweiten Jahr geht es etwas besser, im letzten Halbjahr sogar sehr gut, und er kommt im Herbst 1860 mit einem vortrefflichen Zeugnis als Neunter nach Sekunda. Hier geht es wieder abwärts, und er sitzt zu Ostern 1861 mit der verhängnisvollen Vier in der Mathematik Letzter von dreiundzwanzig Schülern.

Deutlich erkennt man aus dem Auf und Ab dieses Schulgangs und den Bestätigungen von Mitschülern, daß Liliencron keineswegs für die Schule verloren war, sondern auch ihr und dem von ihr Geforderten gute Begabung entgegenbrachte; aber man spürt ein ungleiches Wesen, und man fühlt an den Schwankungen deutlich die verträumte und ein wenig läßliche Natur, die immer erst einen Ansporn nötig hat, um sich zu Leistungen in unwillkommenen Dingen zusammenzuraffen. So ging es dem Jungen auch außerhalb der Schule. Er hatte nicht die mindeste Freude an körperlichen Übungen

und bedurfte auch hier immer erst eines Anstoßes. Geschwommen und Schlittschuh gelaufen ist er gar nicht und geturnt hat er sehr wenig.

Der Druck der Dänenzeit war auf dem rein familienhaften und geselligen Wesen der kleinen, aber geistig ungemein lebhaften Universitätsstadt nicht sehr stark zu spüren. Sie zählte in Liliencrons Geburtsjahr 13 572 Einwohner und stand damit hinter Altona um etwa ebenso viele zurück, übertraf Itzehoe nur um 8000 und kam Flensburg etwa gleich. Gar mit der Zahl und Tragfähigkeit seiner Schiffe erreichte Kiel weder Altona noch Flensburg, oder selbst Apenrade; es besaß nur 39 Schiffe mit 1508 Kommerzlasten (nach damaliger dänischer Rechnung je 2500—2600 Ko.), darunter nur 4 große mit 100 Kommerzlasten und darüber. Liliencrons Geburtshaus in der Lerchenstraße lag ebenso wie die spätere Wohnung mitten in der Stadt, aber wie rasch waren nicht Knick und Feld zu erreichen! Hinter dem Schloßgarten und der gern besuchten hübschen Seebadeanstalt lagen nur ein paar bescheidene Kaffeegärten; Gaarden, heute vom Getöse der Werft erfüllt, war ein freundliches Dorf, wo die bemittelten Familien Bälle auf eigene oder gemeinsame Kosten und ländliche Feste gaben. Jenseits des Botanischen Gartens am Ende des Walkerdammes, drüben überm kleinen Kiel, war nichts mehr von städtischem Wesen zu spüren, Koppel und Kamp erstreckten sich weithin. Der Treffpunkt der Gesellschaft in der Stadt war die 1800 von bürgerlichen und adeligen Herren, darunter einem Großoheim Liliencrons, begründete Harmonie mit Lesezimmer und Billardraum; hier wurden schöne Konzerte veranstaltet, hier fanden erregte politische Aussprachen statt. Zu solchen versammelte wohl auch dieser oder jener Bürger, etwa der Kaufmann Lembke, der Vater von Friedrichs Schulkameraden Theodor Lembke, eine Anzahl Herren bei einem ländlichen Pellkartoffelessen im Garten vor der Stadt. Im Jahre 1844 war endlich die Eisenbahn eröffnet worden, die Kiel mit Altona verband.

Kam erst der reifende Jüngling zur Teilnahme an den Bällen in Dorf Gaarden, wie sie auch die „Kieler Gelehrten Stände" bei der Witwe Bruhn veranstalteten, so war schon für den jungen Knaben das große Vogelschießenfest, vor allem aber der Dorfgaardener Markt ein Ereignis; hier fanden sich fahrende Leute mit Karussels, Seiltänzer und Luftspringer ein, hier kam wohl auch zuerst einmal eine jugendlich unschuldige Liebesregung gegenüber einem jungen Gaardener Bauernmädchen zur zaghaften Aussprache. Die jungen Mädchen

der Stadt wollten freilich von dem zarten und scheuen heranwachsenden Jüngling wenig wissen und sangen hinter ihm her:

Liliencrönchen,
Muttersöhnchen,
Zierbarönchen.

Nur etwa beim Rodeln tat er gern mit. Ziemlich menschenscheu nannten auch später noch Schulfreunde den jungen Liliencron — immerhin bewegte er sich von Beginn seiner Schulzeit an in einem großen, ihm rasch zugetanen Kreis vertrauter Mitschüler, und der Umgang wuchs allmählich über die hergebrachten Spiele des Pickpahl (Marmel oder Pickerwerfen) hinaus und stieg zu ernsterer, freundschaftlicher Zusammenkunft, zu reiferer Unterhaltung empor, in die die nationale Bedrängnis einen besonders warmen Ton brachte. Da konnte denn die Neigung des Jünglings zur Wollust der Schmerzversenkung nicht immer standhalten, die ihm ein vertrauter Jugendfreund, ohne bei dem Empfänger Widerspruch zu finden, später in Erinnerung an Kiel zuschrieb; sie war vielleicht mit eine Folge des mütterlichen Einflusses — Frau Adeline war ja eine warme Verehrerin und fleißige Leserin Byrons, trotz ihrer im allgemeinen bewiesenen heitern Frömmigkeit. Lille, so war der Schulname, verkehrte mit einer großen Anzahl von Knaben und jungen Leuten. Da war Theodor Lembke, da war Fontenay, das Muster in allen ritterlichen Künsten, Hans von Gagern, ein aus Potsdam stammender Offizierssohn, der 1855 in die Gelehrtenschule eintrat, Adolf Joachim Henrichsen aus Husum, der gleichfalls 1855 nach Kiel kam. Auch die beiden Vettern von Wasmer besuchten die Gelehrtenschule, dann Fritz Posselt, später Jurist in der Heimatprovinz, und Heinrich Mau, später Pastor in Kiel, der Bruder des etwas älteren bekannten Archäologen August Mau, auch eines Angehörigen der Gelehrtenschule. Schon damals zeichnete sich der spätere namhafte Jurist Hugo Sigismund Alwin Wilhelm Planck, der Sohn des Professors Planck, durch große Begabung aus, die er in viel späteren Jahren als Mitglied des Reichsgerichts und rechtsgelehrter Forscher bewährte. Alle diese jungen Leute waren flotte Tänzer, die wohl, wenn sie selbst nicht dabei sein durften, vom Hohnschen Hofplatz aus der Musik lauschten, sie waren gute Wanderer, die gemeinsame Pfingstausflüge unternahmen, und sie hatten lebhafte Teilnahme für die Vorgänge im engeren und im weiteren, im deutschen Vaterlande — daß dies oder jenes über politische Ereignisse ge-

munkelt, daß Georg Curtius von Kiel nach Göttingen berufen wird, ist ihres Interesses gewiß und wird dem abwesenden Freunde getreulich in Briefen berichtet. Zumal mit Hermann Dose, einem späteren Geistlichen, ward ernstestes Gespräch getauscht, der innigste Verkehr aber, auch in dieser Beziehung, blühte zwischen Liliencron und einem Hausgenossen auf, dem Pensionär seiner Eltern, August Thomsen aus Oldensvort (geboren am 6. August 1846); der zwei Jahre jüngere, aber in Schulkenntnissen nicht hinter dem Freunde Zurückstehende eroberte durch sein ernstes und gehaltvolles Wesen, durch die liebevolle Art seines Anschlusses die Eltern wie den Mitschüler, so daß ihm immer die Bezeichnungen Sohn und Bruder zugebilligt wurden. In ihm lebte so stark wie in kaum einem andern das deutsch-völkische Bewußtsein, das sich in heißem Befreiungsdrang gegen die Dänen kehrte, und die Überzeugung, an entscheidender Stelle mitwirken zu müssen. So wählte Thomsen, um rasch emporzusteigen, den Dienst in der preußischen Marine und hat dann alle Hoffnungen der Kieler Freunde glänzend erfüllt; er war zuletzt Chef der Marinestation der Ostsee und lebt jetzt als Admiral im Gefolge des Seeoffizierkorps in Kiel. Er hat Liliencron unablässig zur Arbeit, zur Anstrengung ermahnt, immer im Dienst höherer Gedanken, des großen Glaubens an Deutschland und das deutsche Schleswig-Holstein, dessen Sturmlied „Schleswig-Holstein, meerumschlungen" gerade in Liliencrons Geburtsjahr, am 24. Juli 1844, zuerst erklungen war. Bei einem Besuch auf Oldensvort beim Vater Ratmann Thomsen lernte Liliencron auch die erste Stormsche Dichtung „Auf dem Staatshof" kennen und für alle Zeit lieben.

Die unverkennbare musikalische Begabung ward durch guten Unterricht und häusliches Klavierspiel gepflegt.

Der stärkste Eindruck der Kieler Jugendjahre war die Einsegnung in der Nikolaikirche an einem häßlichen Frühlingstage, dem 3. März des Jahres 1861. „Als der Pastor mir die Hand zum Segen auf den Kopf legte, hätte ich gewünscht, gleich zu sterben; dann bekäme man nie wieder eine andere Gesinnung," sagte Fritz am andern Tage zu Theodor Lembke. Man gedenkt erschüttert der verwandten Erlebnisse Mariens von Ebner-Eschenbach, wie die Dichterin sie in der „Ersten Beichte" niedergelegt hat.

3.

# Abschluß der Schulzeit.

Liliencron und Thomsen verließen gleichzeitig die Gelehrtenschule und die Stadt; noch kurz vorher hatte Liliencron einen Ball bei einer Familie Jensen in Dorfgaarden mitgemacht und tanztrunken in sein Taschenbuch angemerkt: „Nein, wie himmlisch habe ich mich da amüsiert.“ Am 13. September 1861 fand in der Volkmarschen Gartenhütte bei dem Freunde Bernhard Volkmar eine Freundschaftsweihe mit dem Versprechen statt, sich alljährlich an diesem Tage zu schreiben.

Die Abgangszeugnisse von Kiel, nach den Hundstagsferien von 1861 ausgestellt, bezeichneten die Leistungen als mittelmäßig; Betragen, Fleiß und Aufmerksamkeit wurden gelobt, die guten Anlagen anerkannt, gute Hoffnungen an das „rühmliche“ Zeugnis geknüpft. Es war der Wunsch der Eltern wie der des Sohnes, daß er in das preußische Heer eintreten sollte, und die Vermittelung des Moltkischen Hauses für diese Absicht des dänischen Untertanen war erlangt worden, gewiß um so leichter, da ja auch Helmuth von Moltke selbst einst aus dänischen in preußische Dienste übergegangen war. August Thomsen hatte für die von ihm gewählte Laufbahn in der preußischen Flotte mit viel größeren Schwierigkeiten zu kämpfen; er erlangte trotz gräflich Rantzauscher Unterstützung nicht die Entlassung aus dem dänischen Staatsverband und ging schließlich auf eigne Faust nach Berlin, so daß er während der Entscheidung von 1864 strafwürdigerweise schon unter preußischen Fahnen, wenn auch nicht selbst im Kampf stand.

Unter diesen Umständen erschien es richtig, als letzte Vorbereitung für den von Liliencron erkorenen Beruf nicht die Kieler Gelehrtenschule, sondern eine preußische Anstalt zu wählen. So siedelte Friedrich im Herbst 1861 nach Erfurt über, mit ihm der Schulgenosse Henrichsen. Liliencron kam in das Haus des Regierungsrats von Lesser, der selbst einen etwa gleichaltrigen Sohn hatte. Das Lessersche Haus war Liliencron vom Kammerherrn von Vahrendorff empfohlen worden, dessen Neffe, der spätere Bildhauer Kamphövener, dort gleichfalls in Pflege war. In Kiel war Liliencron ja zuletzt auf der Sekunda gewesen, in Erfurt kam er zunächst probeweise, sehr zu seinem Kummer, in die Obertertia der Realschule (des jetzigen Realgymnasiums); wie der Vater es gleich ahnte, blieb es dabei. Die Trennung ist den Eltern, und zumal der Mutter, außerordentlich schwer geworden, und Fritz ward von heftigstem Heimweh geplagt. Ein lebhafter Briefwechsel sollte einigermaßen darüber hinweghelfen. Die Eltern überboten sich gegenseitig in ausführlichen und liebevollen

Nachrichten und berichteten treulich von dem Ergehen des Hauses und der Freunde, zu denen im besonderen Maße noch Henriette Hoffmeister, die Tochter eines Kieler Arztes, gehörte.

Mein lieber geliebter Sohn, schreibt Frau von Liliencron am 26. Oktober 1861; Deinen ersehnten Brief erhielten wir gestern u. haben uns unendlich gefreut über alle Nachrichten. Vor allem, daß es Dir, mein Herzensfritz, gut geht, daß Du Dich heimisch bei den lieben Lessers fühlst u. wenn Dir die Schule u. die Tercia nicht behagt — was ich so gut begreife — daß Du doch zufrieden bist u. Dich so liebenswürdig und lieb darin findest aus Liebe zu Deinen Eltern. — Ich glaube u. vertraue, Du lieber Junge, es wird eine Zeit kommen, wo Du uns dafür dankst, vor allem Deinem treuen Vater, der so wahrhaft Dein Bestes will, u. Dich so herzlich lieb hat, Deine Mutter nicht weniger, das weißt Du, lieb Herzenskind. — Oft u. oft sehne ich mich nach Dir, u. hast Du Heimweh nach Eltern u. Elternhaus, wir auch nach dem fernen Sohn — aber wie Du strebst, es zu überwinden, dürfen wir auch nicht klagen, wo es Dein Bestes gilt. — Aber bete, mein Fritz, daß Gott Dich erweckt zu Eifer, Fleiß u. regem Streben nach Kenntnisse, sie sind ein Reichtum für das Leben, das Dir niemand rauben kann, u. gewiß hast Du recht, werden die Lehrer Dir anerkennender und freundlicher entgegenkommen, wenn sie sehen, daß Du strebst vorwärts zu kommen u. Deine Pflicht erfüllst. Daß die Schule mit Gebet u. Gesang anfängt, das ist nach meinem Herzen. So war es in meine Schule in England, u. der Eindruck ist nie verwischt — sollen wir nicht alle Tage mit Gott anfangen? der uns den neuen Tag giebt, sollen wir Ihm nicht dafür danken? — Du warst ein so frommes, liebes Kind, bleibe es Dein Lebenlang, bleibe bei und in Gott, und Dein Lebelang bist Du geborgen. — Wir hatten vor einigen Tagen einen so sehr lieben Brief von Herrn v. Lesser, der uns besonders lieb war, weil er so freundlich über unsern geliebten Sohn schrieb. — Deine u. Henrichsens Wege würden freilich nun auseinandergehen, aber später könntet Ihr euch vereinigen, dagegen freute er sich, daß Du nun denselben Weg mit seinem Sohne Carl machtest, u. fügt hinzu, er könne sich keinen besseren Gefährten aussuchen für ihn als gerade Dich, weil er keinen liebenswürdigeren u. gediegeneren jungen Menschen gesehen u. Du sowohl sein als seiner Frau Herz ganz gewonnen durch Dein gemüthliches u. zutrauliches Wesen. — Auch Henrichsen mögen sie seines so lieben u. biedern Charakters wegen sehr u. er schreibt auch an seinen Vater sehr eingenommen von Lessers. — Wie danke ich Gott, mein Fritz, der Dich in ein

so liebes Haus geführt. — Ich habe Dir Herrn v. Lessers Worte geschrieben, weil ich weiß, sein Lob macht Dich nicht übermüthig, aber muntert Dich auf, freundlich und liebenswürdig gegen jedermann zu sein, u. es freut mich besonders, daß Du im häuslichen Kreise solche Eigenschaften entfaltest. — Es freut mich auch, daß Du bei Professor Weisenborn gewesen. — In Deinem Erzählen mußt Du etwas ausführlicher sein, worin bestand der angenehme u. interessante Abend? Was machtest Du, wie war es dort, wie ist die Frau? wie der Mann? Und dann, lieb Friedel, mußt Du mir noch vieles erzählen — in welcher Klasse ist Carl Lesser, geht er nicht mit Dir zur selben Schule? Wie ist die Tochter? Brauchst Du viele neue Bücher? Du lernst doch alles in der Schule, was zu Deinem nachherigen Examen gehört? Wieviel kosten Math.-Stunden? Uebst Du noch jeden Tag Musik? Das hoffe ich sehr.

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Ich hatte gestern einen Brief von August. Der arme Junge schreibt noch recht bedrückt, es hat sich noch nicht entschieden über seine Zukunft, u. diese Zeit der Spannung und Unthätigkeit wirkt lähmend auf einen solchen Geist als August seinen. — Er schreibt mit großer Liebe von Dir immer, u. es hat mich gefreut, daß Du anerkennend schriebst, Du habest einen so lieben Brief von ihm, es ist mir solch Herzensfreude, wenn meine Herzenssöhne sich lieb haben. Ach, wann sehe ich Euch wieder!!

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Alter geliebter Junge, wie wirst Du mir zu Weihnachten fehlen! — Unsere alte Sophie ist immer ganz strahlend über Deine freundlichen Grüße u. bittet sie tausend mal zu erwidern. — „Er ist gut, er ist gut", sagt sie immer mit Thränen in den Augen.

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Nun, mein Fritz, schreibe bald wieder u. vergesse keine von meinen Fragen zu beantworten. — Daß Du nicht kommen willst ohne Uniform, finde ich sehr männlich und recht von Dir, u. bin daher auch nicht für das Abiturientenexamen. — Vergiß keine Frage zu beantworten, u. dann, Herzensjunge, schreibe besser u. deutlicher u. nicht flüchtig. Grüße Henrichsen u. die sehr lieben Lessers tausendmal herzlich von mir, ich möchte ihnen ihre Freundlichkeit u. Liebe gegen Dich so ganz von Herzen danken u. thue es durch Dich. Sage ihnen das. Doch nun muß ich aufhören, mein Fritz, Gott segne Dich und durch Dich Deine

treue Mutter A. L.

Ich bitte mir einen speciellen Brief aus.

Der Vater fügt hinzu:

Kiel, den 26. Octbr. 1861.

Wenngleich, mein theurer Sohn! Du heute durch Mama und manche gute alte Freunde, die wir ersucht uns eine Anlage für Dich mitzugeben, so ziemlich alles erfahren wirst, was Dich von hier zu wissen interessieren wird, so denke ich doch: der Papa darf nicht fehlen, und es wird Dir Freude machen, auch von ihm einige Zeilen zu erhalten. Und nehme deßhalb auch die Feder zur Hand, Dir zu schreiben. Auch ich muß Dir vor allen Dingen sagen, daß ich mich zu Deinem letzten Brief besonders gefreut, weil er mir ein Beweis, daß Du ein liebes, gehorsames und willig folgendes Kind bist, wie ungern Du, unter den obwaltenden Verhältnissen, es auch gethan haben magst. Es geht Dir jetzt ähnlich, wie es mir ging, wie ich, als Amtssekretär bereits eine ansehnliche Persönlichkeit darstellend, plötzlich zum Zollassistenten ernannt wurde, und nur der Gedanke, daß der liebe Gott, alles nur zu unserm Besten thut und zuläßt, tröstete mich und gab mir Muth, und Trost, ruhig meinen Wanderstab aufzunehmen und geduldig einer besseren Zukunft entgegenzuwandern, gleich Dir, mir vornehmen, mein Bestes zu thun und mein ferneres Schicksal vertrauensvoll in Gottes Hand zu legen. Er hat mir weiter geholfen und wird auch Dir weiterhelfen, wenn Du ihm nur recht vertraust! — Daß wir einen sehr freundlichen Brief von Herrn v. Lesser gehabt, worin er Deiner so lobend erwähnt, hat Mama Dir freilich schon geschrieben, allein ich kann doch nicht umhin, Dir auch meine so herzliche Freude darüber auszusprechen. Bitte, bringe den lieben Lessers meine herzlichsten Grüße, sage Herrn v. L., daß ich seinen Brief empfangen und ihm nächstens selbst meinen Dank dafür aussprechen werde. Er schreibt mir von einer Probezeit von acht Tagen in Tertia, allein ich befürchte, daß diese etwas länger dauren wird, wodurch Du Dich nicht muthlos machen lassen wirst, Du lernst doch immer mehr und vieles von dem, was Du jetzt neu lernst, wird Dir später im täglichen Leben von großem Nutzen sein und Dir Freude machen, wenn auch manches weder das Eine noch das andere thun wird, wie ich recht gut weiß. Es muß aber einmal mitgelernt werden. Der Lehrer, der neulich so unnütz gegen Dich war, hat es sicher später selbst bereut. Er hat in der Uebereilung gewiß nicht daran gedacht, daß Du unbekannt noch, mit den dortigen Sitten und Schulgebräuchen, die mir übrigens sehr gefallen, und namentlich für einen angehenden

Soldaten sehr gut und passend sind. — Lasse Dich übrigens, vorausgesetzt, daß Du Dich danach beträgst und namentlich fleißig lernst, was Dir aufgegeben und aufmerksam und folgsam bist, von keinem Lehrer insultieren, ohne dem Herrn Direktor es sofort anzuzeigen.

Ad vocem: „schreibe" muß ich hier lieber gleich meinen lieben Sohn bitten, immer, wenn Du irgend einen Brief beantworten willst, stets diesen zuvor nochmals zur Hand zu nehmen, und Dir daraus diejenigen Punkte hervorzusuchen, die zu beantworten sind. Dieß wirst Du später erfahren, ist im Geschäftsleben absolut nothwendig, und daher gut, sich schon früh daran zu gewöhnen. Ueber Deinen Styl habe ich mich sehr gefreut, weniger über Deine Hand, die oft das Gepräge der Flüchtigkeit an sich trägt und zuweilen sehr schwer zu entziffern ist, man nehme sich das gefälligst ad nota! Mit dem gewünschten Abiturientenexamen, mein Fritz! kann es wohl leider, wie Du auch Selbst meinst, wohl nichts werden und hoffen wir denn, daß Du zu Ostern 1863 mit Lesser zugleich ins Militär eintreten kannst. Leg Dich nun nur tüchtig auf Mathematik und Sprachen. Was sonst für die Schule nöthig, wirst Du mit Deinem guten Kopfe und Gedächtnis schon capiren, darum bin ich garnicht bange. Auch, lieber Fritz! versäume nicht, so balde es angeht, tüchtig zu turnen, um Deine Kräfte zu üben. Bläue so nebenher alle Deine Mitschüler, die Dir etwa unverschuldet ans Rad laufen sollten, wie man zu sagen pflegt, mit Deinen holsteinischen Fäusten tüchtig ab; das übt auch die Kräfte und setzt Dich bei den Jungen in Respekt. — Ich wollte Dir auch gerne eine Kleinigkeit senden, wußte aber nicht recht was? Und so lege ich Dir denn ein musikalisches Curiosum an, das bei Musikkennern sehr beliebt sein soll, ich aber nicht verstehe, Du wirst es wohl zu gebrauchen wissen.

So viele und so lange Briefe hast Du sicher nie noch erhalten, und heute gewiß auch nicht erwartet; wir hoffen recht, daß diese Sendung Dir Freude machen wird. Unser Freund August, wird Dir über die Schule alles mitgeteilt haben. Er ist sehr nett jetzt und betrachtet sich gewissermaßen wie unsere Stütze, eben läuft er hin und holt die Briefe von Dose und Lembke. Um die neulichen Krönungsfeierlichkeiten, die Herr v. Lesser ziemlich ausführlich uns mitteilte, beneide ich Dich ordentlich, es muß sehr interessant gewesen sein, das alles dort zu erleben. Solltest Du Dir noch keine Joppe haben machen lassen und sie auch im Hause tragen dürfen, so kaufe Dir mit Lessers Hilfe so billig wie möglich eine, denn Dein alter Rock wird wohl nicht länger halten wollen. Daß die Trauben schön geschmeckt, freut mich,

wenn sie auch für uns sauer sind. Und nun mein geliebter Sohn! leb wohl für heute, nächstens mehr von uns und namentlich von

Deinem treuen Vater
Liliencron.

Ein andermal, nahe dem Christfest, am 8. Dezember 1861, schreibt Louis Ernst:

Dank, mein lieber Fritz! herzlichen Dank für Deinen Brief, Du glaubst es nicht, welche Freude wir immer haben, wenn einer von Dir anlangt. Wie gerne hätten wir unser liebes geliebtes Söhnlein zum schönen Weihnachtsfeste bei uns, allein das geht ja nun einmal nicht an, und so wollen wir uns christlich und männlich darein finden, wissen wir doch, daß Du dort bei und mit lieben Menschen das schöne Fest begehen wirst, die Dir auch schon theuer geworden durch all ihre Freundlichkeit und Liebe, die sie, wie Du selbst sagst, Dir zu theil werden lassen. Wahrscheinlich, d. h. wenn ich Urlaub bekomme, wie ich hoffe, daß es der Fall sein wird, feiern Mama und ich das Weihnachtsfest wieder in Glückstadt.

Daß Du Schach en quatre spielst, habe ich mit dem größten Interesse vernommen, nur immer vergessen, Dir dies zu sagen. Zu der Ansicht von Erfurt freuen wir uns sehr; bezeichne durch einen kleinen Punkt, etwa, doch das Haus, worin Du wohnst.

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Was Du uns über Deine Mitschüler schreibst, hat uns natürlich sehr interessiert, und daß Du vorsichtig in der Wahl eines Freundes, ist sehr vernünftig. Der dicke Junge sollte sich für Geld sehen lassen, der muß ja ein wahres Ungetüm sein.

Treibst Du nebenher auch noch oft Musik? Und mein Herrchen, wenn man wieder irgendwo in Gesellschaft ist, wo getanzt wird, zähle man sich gefälligst mit zu den erwachsenen Herren und nicht zu den Jungen. Verstandevous? Man thut gut daran, wenn man sich auch ein wenig vordrängt und sagt: „Ich bin auch hier"; sonst geht es in dieser Welt nicht. Du bist ja nun 18 Jahre alt.

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Von Deinen vielen Freunden hier, von denen ich täglich einige spreche, soll ich Dir natürlich viele, viele Grüße sagen. Neues für Dich wußte mir niemand von ihnen mitzuteilen. — Mit einem kl. Päckchen, das wir für Dich an Lessers senden werden, sollst Du auch etwas Geld wieder haben, mein Söhnchen! Bis dahin mußt Du Dir durchhelfen.

— So mein lieber Fritz, nun lebe wohl für dießmal, es grüßt und küßt Dich wieder

Dein Dich so herzlich liebender
treuer Vater.

Die vaterländisch-deutsche Stimmung, die alle jungen Leute dieses Geschlechts in Schleswig-Holstein beherrschte, hat zu Erfurt in Liliencron nicht nachgelassen, obwohl ihn die dortigen Mitschüler anscheinend nicht recht als voll anerkannten; er hat offenbar als „Ausländer" zunächst unter der rauhen Behandlung durch die preußischen Mitschüler gelitten, ähnlich wie sein Kai von Vorbrüggen in „Leben und Lüge" bei seinem Eintritt ins Kieler Gymnasium — wenigstens liest man das ziemlich deutlich zwischen den Zeilen der elterlichen Briefe.

Die besondere militärische Begabung des Jünglings war seinen Mitschülern vielfach aufgefallen, mehr noch sein, auch von den Eltern betontes musikalisches Gefühl. „Wie steht's mit der Musik?" fragt ihn, nach Erfurt hin, der Freund Fontenay, „kein Wunder, wenn sie bei Deinem jetzigen angestrengten Arbeiten etwas nachsteht. Ich denke, Du sitzst spät Abends am Clavier zu phantasiren, das ist doch Deine liebste Beschäftigung?" „Hast Du," fragt er weiter, „nicht einmal etwas komponirt?"

Den Pflegeeltern und den Lehrern haben Liliencrons Wesen und Auftreten in Erfurt wohl gefallen. Frau von Lesser ist noch als Greisin im Hause des Dichters eingekehrt und hat, als sie hörte, daß er dichte, den schon berühmten Mann zu seiner großen Erheiterung gefragt: „Lassen Sie Ihre Verse eigentlich auch drucken?"

Ob Liliencron bei so angestrengter Arbeit Zeit gefunden, bei der Großtante Liliencron und dem älteren Vetter Rochus in Meiningen, dem Wunsch der Eltern gemäß, wandernd einzusprechen, wissen wir nicht; aber nach Weimar ist er hinübergefahren und hat die Fürstengruft besucht.

Neben der Pflichtarbeit hat Liliencron in Erfurt ausgebreitete Lektüre getrieben und in einer früh merkwürdig reifen Handschrift darüber berichtet. Der Freund Henrichsen hatte ein „Raritätenbuch" mitgebracht, in dem Friedrich gerne stöberte, und aus dem er einmal, zwei Tage vor seinem achtzehnten Geburtstag, Goethes Verse abschrieb, eine Herzstärkung in der Fremde:

Feiger Gedanken
Bängliches Schwanken,
Weibisches Zagen,
Ängstliches Klagen
Wendet kein Elend,
Macht dich nicht frei.

Allen Gewalten
Zum Trotz sich erhalten,
Nimmer sich beugen,
Kräftig sich zeigen,
Rufet die Arme
Der Götter herbei.

Die Mutter hatte Philipp Spittas „Psalter und Harfe" mit eingepackt, und das Gedicht „Kehre wieder" muß dem jungen Sohn einen tiefen Eindruck gemacht haben, weil er es gleichfalls sorgfältig (am 28. September 1862) abschreibt:

Kehre wieder, kehre wieder,
Der du dich verloren hast,
Sinke reuig betend nieder,
Vor dem Herrn mit deiner Last!
Wie du bist, so darfst du kommen,
Und wirst gnädig aufgenommen.
Sieh, der Herr kommt dir entgegen,
Und sein heiliges Wort verspricht
Dir Vergebung, Heil und Segen;
Kehre wieder, zaudre nicht.

Vaterländische Gedichte auf das bedrängte Schleswig-Holstein schreibt der Jüngling ab und nachdenkliche Aussprüche, unter denen, bei Liliencrons großer Jugend und der von den Freunden oft hervorgehobenen Abgeschlossenheit, besonders Goethes Wort auffällt: „Laß dich nie erraten. Kennt man dich ganz, so verlierst du alle Bedeutung." In dem Bekenntnis zu diesem Ausspruch liegt ein gut Stück auch von späterem Wesen Liliencrons. Mit wachsender Reife aber fesselt immer stärker die lyrische Dichtung. Wieder erscheint Goethe: „Der Erlkönig" und zwar in der Übersetzung Walter Scotts. Auf solche Schreibübungen bezog es sich, wenn die Mutter dem Sohn schrieb:

„Es freut mich, daß Dir das rechte Verständnis für meine liebe Muttersprache aufgegangen, und es freut mich doppelt, weil Dir nachher so mancher Genuß bevorsteht in der tiefen, reichen englischen Literatur, die gerade Dir zusagen wird. Englisches Blut und englisches Gemüth steckt auch in Dir." Dann vermerkt Liliencron hintereinander, offenbar als Frucht rasch fortgesetzter Lesung, den „Fischer", Heines Gedicht von dem Fichtenbaum und der Palme, sein Lied von den Diamanten und Perlen, Uhlands „Schloß am Meer", Karl Mayers kleine Klagen:

Knarre nur und sause,
Wind im Eichenforst!

Lenaus „Bitte" und seine Verse an die Melancholie haben den so oft in sich versenkten jungen Friedrich besonders bewegt, und ihnen gesellte sich Eichendorffs unvergänglich musikalische „Mondnacht" („Es war, als hätte der Himmel die Erde still geküßt"). Auch Strachwitz hat Liliencron damals gelesen und seinen „Meeresabend" besonders geliebt:

Sie hat den ganzen Tag getobt
Als wie in Zorn und Pein,
Nun bettet sich und glättet sich
Die See und schlummert ein.

Im November aber schließt der künftige Soldat das eine seiner Merkhefte mit dem groß hingeschriebenen Ausruf:

Mag es auch schmerzen,
Männlich steh!
Zwing dich zu Scherzen,
Kopf in die Höh!

Zu Ostern 1862 verließ Liliencron die Erfurter Realschule mit dem Zeugnis der Reife für Sekunda. Das Abgangszeugnis des Direktors Koch hebt hervor: „Liliencron hat sich nicht nur durchaus der Schulordnung gemäß betragen, sondern auch bescheiden in seinem Wesen und freundlich in seinen Formen gezeigt. Er hatte bei seinem Eintritt in die Realschule, namentlich in den exakten Wissenschaften, viele Lücken in seinem Wissen und hat die Anstalt zu kurze Zeit besucht, um diese Lücken ganz ausfüllen zu können." Das Zeugnis rühmt Liliencrons durchweg verständige und angestrengte Arbeit zu Hause und in der Schule und bezeichnet seine Anlagen als „im ganzen gut".

Zum Eintritt in das preußische Heer und insbesondre zur Ablegung der Fähnrichsprüfung genügte diese Vorbildung noch nicht. Liliencron nahm daher von Anfang April an Privatunterricht und zwar in Erdkunde bei dem Realschullehrer Günzel, im Planzeichnen bei dem Hauptmann außer Diensten von Zittwitz, in der Mathematik bei einem andern früheren Offizier, dem Hauptmann Rode. Der Divisionsprediger Kleckl unterwies ihn in der Geschichte und vom Juli ab, nach dem Aufhören der Günzelschen Stunden, auch in der mathematisch-physikalischen Geographie, und seine lateinischen und deutschen Kenntnisse vervollständigte Liliencron bis zum November hin bei dem Gymnasialprofessor Kritz. Alle Lehrer waren mit der regen Teilnahme und dem liebenswürdigen Verhalten des „durchaus feingesitteten jungen Mannes" sehr zufrieden und sagten ihm ein günstiges Ergebnis der Prüfung voraus. Professor Kritz war besonders erfreut über das gute und leichte Verständnis, womit er den Cäsar übersetzte, und über des Schülers sichere Kenntnisse der Hauptzeiten der deutschen Literaturgeschichte, über seine Vertrautheit mit den wesentlichsten Erscheinungen der deutschen Dichtung.

Am 12. Januar 1863 sah Liliencron endlich den Vater wieder; sie trafen in Berlin zusammen und schritten gemeinsam nach dem alten Gebäude der militärischen Prüfungsausschüsse in der Lindenstraße. Ein Leidensgenosse jener bangen Stunden hat später erzählt, wie plötzlich einer der Wartenden rief: „Bei Gott, da bringt ein Alter sein Nestküken!" Der kleine, rosige, fast mädchenhaft aussehende Ankömmling, der sich alsbald als „Baron Liliencron" vorstellte, wirkte so winzig, bis er zu sprechen begann und seine verhältnismäßige Reife zur Schau trat. In der mündlichen Prüfung dieses und der folgenden Tage unterlag Friedrich in der Mathematik völlig, zeigte sich in der Geschichte glänzend beschlagen und geriet im Deutschen in eine lebhafte Unterhaltung über seinen Landsmann Klaus Groth mit Professor Ludwig Herrig, dem Oheim und Erzieher des Dichters Hans Herrig. Das Zeugnis nannte die Leistungen in der Geschichte gut, im Deutschen ziemlich gut, im Lateinischen, Französischen und Englischen, das kein Pflichtfach war, befriedigend, in der Erdkunde mittelmäßig, in der Mathematik und im Zeichnen nicht hinreichend.

Des Sohnes Wunsch, Reiteroffizier zu werden, konnten die Eltern bei ihren knappen Mitteln nicht erfüllen; so trat Friedrich Freiherr von Liliencron am 5. Februar 1863 als Avantageur beim Westfälischen Füsilierregiment Nr. 37 in den Königlich Preußischen Dienst.

4.

# Junger Soldat.

Zwischen den Knicks Holsteins und am Strande der Ostsee war Liliencron aufgewachsen, nach Thüringen und Berlin hatte ihn der Abschluß seiner Vorbildungszeit geführt, nun kam er an den Rhein.

Seine neue Garnison Mainz war einst eine keltische Siedelung, die ihren Namen Mogontiacum wahrscheinlich dem keltischen Lichtgott Mogo verdankt, dann schon vor Christi Geburt ein römischer Waffenplatz, schließlich der Sitz des vornehmsten Kurfürsten, des Erzkanzlers des alten Deutschen Reiches, und der Vorort der rheinischen Pfaffengasse; sie hatte in den letzten hundert Jahren in Krieg und Frieden eine bedeutsame Rolle gespielt. Wie ein vorgeschobener Posten gegen Frankreich wirkte diese Stadt, deren Bewohnern ein leicht entzündlicher Sinn, eine überaus rege politische Teilnahme, eine oft das Maß übersteigende Freudigkeit raschen Zugreifens und dabei eine im Frieden behaglich demokratische Gemeinsamkelt eignet. Hier hatte der große Idealist Georg Forster mit seiner Therese als kurfürstlicher Bücherwart gelebt, von hier aus war er durch die Mainzer Klubbisten im Jahre 1793 nach Paris gesandt worden, um dort für den Anschluß des linken Rheinufers an Frankreich zu arbeiten. Während der Belagerung des Jahres 1793 hat Karoline Michaelis zu Mainz furchtbare Schicksale erlitten und durch Goethes Vermittlung Hilfe gefunden, und Goethe hat uns die Zustände in und um Mainz anschaulich genug geschildert. 1797 ward die Stadt an Frankreich abgetreten, kam aber im Jahre 1814 an Deutschland zurück und ward 1815 zur Bundesfestung erklärt. Vertragsmäßig fiel die Stadt nun an den Großherzog von Hessen, der aber in der Festung nur ein Bataillon halten durfte, während die übrige Besatzung zu gleichen Teilen von Österreich und Preußen gestellt wurde. Diese beiden Mächte gaben abwechselnd alle fünf Jahre den Gouverneur und in umgekehrter Folge den Kommandanten ab, wie es der Karlsbader Militärvertrag vom 10. August 1817 festgesetzt hatte.

Für preußische Offiziere galt Mainz im neunzehnten Jahrhundert immer als bevorzugter Standort, nicht nur weil der Bund jedem von ihnen zu dem damals noch knapperen Gehalt und dem Service von zehn Gulden drei Taler Monatszulage zahlte, während der König noch jedem preußischen Bataillon ein monatliches Tafelgeld von dreißig Talern gab; das anregende Leben der großen und bunten Garnison, die schöne Lage am Rhein und Main, die Nähe Frankreichs lockten auch ohne das. Hier hat der abenteuerliche spätere Revolu-

tionär Otto von Corvin in Garnison gestanden, hier auch in den zwanziger Jahren der Dichter Friedrich von Sallet. Er ließ seiner satirischen Laune freilich allzusehr die Zügel schießen und ward als Sekondeleutnant im 36. Infanterieregiment wegen eines beizenden Ausfalles vom Kriegsgericht zu zehnjähriger Festungsstrafe verurteilt, aber von Friedrich Wilhelm dem Dritten zu einer zweimonatigen Haft begnadigt.

Auch Dagobert von Gerhardt (als Dichter Gerhardt von Amyntor) hat in Mainz gestanden und berichtet, daß ihm Moltke bei der Abmeldung in Berlin sagte: „Ich habe Ihnen Mainz besonders ausgesucht, es ist ein wahrer klimatischer Kurort." Gerhardt rühmt den guten Wein, den angenehmen Umgangston, die hübschen Frauen und Mädchen der Stadt. Wenn auch die österreichischen und die preußischen Offiziere im allgemeinen in verschiedenen Wirtshäusern verkehrten, war das gegenseitige Verhältnis doch gut, insbesondere unter dem wohlwollenden und leutseligen letzten Vizegouverneur, dem Prinzen Woldemar von Schleswig-Holstein-Sonderburg-Augustenburg, einem behaglichen Herrn von breiter Erscheinung, mit aufgedrehtem Schnurrbart, Franz-Josefs-Backenbart rechts und links von dem Doppelkinn und mit weit vorgebürsteten Schläfenhaaren, den sogenannten Sechsen. Es kam wohl vor, daß Gerhardt mit seiner Frau und dem Prinzen nach dem Theater in ein öffentliches Kaffeehaus ging und sich von einem Tisch zum nächsten eine gemütliche Unterhaltung entspann, bei der Frau von Gerhardt zu ihrem Erstaunen erfuhr, daß der Tischnachbar des Prinzen Barbier war.

In diese Verhältnisse trat Friedrich von Liliencron ein.

Sein Regiment, das Westfälische Füsilierregiment Nr 37, war durch Verfügung des Kriegsministeriums vom 6. März 1820 gebildet worden. Es bestand zuerst aus dem Füsilier- (dritten) Bataillon des Infanterieregiments Nr. 35 und den felddienstfähigen Leuten von vier, durch Kabinettsorder vom Februar des Jahres aufgelösten Garnisonbataillonen. Das neue Regiment bezog die Garnisonen Glatz und Kosel in Schlesien, während es seinen Ersatz aus dem Bereich des fünften Korps (Posen und ein Teil von Niederschlesien), insbesondere aus dem Gnesener Bezirk, zu beziehen hatte. 1821 kam das Regiment nach Schweidnitz, 1823 nach Bromberg und Thorn. Für frühere militärische Zustände bezeichnend ist es, daß das Regiment jahrelang seinen Kommandeur, den Oberstleutnant von Dierecke, mit dem 38. Regiment gemeinsam hatte, das weit entfernt (ohne Eisenbahnverbindung) im Bezirk des sechsten (schlesischen) Armeekorps stand. 1828

erhielt das Regiment von Friedrich Wilhelm dem Dritten Fahnen — der eigne Kommandeur konnte sie bei der feierlichen Parade nicht übernehmen, weil er als Befehlshaber des andern Regiments von seinem Kommandierenden General keinen Urlaub erhielt. Er erschien dann erst im letzten Augenblick zum höchsten Erstaunen des Kommandierenden Generals des fünften Korps vor der Front seiner Leute, und dieser Vorfall veranlaßte dann, daß endlich, 1829 — nach neun Jahren — jedes Regiment seinen eignen Kommandeur bekam. Von 1831 bis 1832 lag das 37. Regiment in Zeitz und Weißenfels und kam dann zum achten Korps nach Köln und Jülich, schließlich 1833 nach dem damals zum Deutschen Bunde gehörigen Luxemburg. Während der Revolution von 1848 ward es auf volle Kriegsstärke gesetzt. 1851 wurden der Stab und das erste Bataillon nach Mainz verlegt, und hier endlich im Jahre 1860 die beiden Bataillone wieder vereinigt. Das Landwehrstammbataillon Attendorn trat zum Regiment hinzu, erhielt die Bezeichnung Füsilierbataillon und das ganze, nunmehr aus drei Bataillonen bestehende Regiment am 4. Juli 1860 die Benennung: Westfälisches Füsilierregiment Nr. 37.

Als Liliencron in Mainz eintraf, war der Oberst von Stückradt Kommandeur. Als Leutnant fand er Victor Lignitz, den späteren hervorragenden Führer und Militärschriftsteller (geboren 1841 zu Küstrin, zuletzt Kommandierenden General des dritten Korps und Chef dieses Regiments), vor. Ein Vetter Liliencrons, Eduard von Wasmer, hatte dem Regiment vordem einundeinhalb Jahre angehört, und kurz vor Liliencron war sein Schulfreund Adolf Joachim Henrichsen auf Beförderung eingetreten. Er ward, da er dem Prinzen Friedrich Karl bei einer Vorstellung auffiel, bereits im Herbst 1863 Sekondeleutnant. Doch hat sich Liliencron der Kameradschaft nicht lange erfreuen dürfen, da Henrichsen schon am 5. November 1864 während eines Krankheitsurlaubs in Wandsbeck gestorben ist.

Von anderen preußischen Truppen lagen zu Liliencrons Zeit in Mainz das zweite thüringische Infanterieregiment Nr. 32, das Infanterieregiment Nr. 69 und das Husarenregiment König Wilhelm Nr. 7, die sogenannten Königshusaren, außerdem Festungsartillerie und Pioniere; Österreich hatte derzeit in Mainz in Garnison die Infanterieregimenter Graf Degenfeld (jetzt Freiherr von Mountany) Nr. 36, Baron Wernhardt (jetzt Baron Warasdiner Infanterieregiment) Nr. 16 und Baron Reischach (jetzt Graf Abensperg) Nr. 21, das Kürassierregiment Prinz Karl von Preußen (jetzt Dragonerregiment Fürst Montecucculi) Nr. 8 und das Feldartillerieregiment

Graf Kunigl (jetzt Feldhaubitzenregiment Großfürst Sergius von Rußland) Nr. 1. Außerdem Fuß-, Festungs- und Zeugartillerie, ein Bombardierkorps, Geniekorps, ein Pontonierdetachement, eine Minenkompagnie und ein Fuhrwesendetachement. Liliencron kam also an einen denkbar reich ausgestatteten Waffenplatz. Gouverneur war der Erzherzog Wilhelm von Österreich, Vizegouverneur der Feldmarschallleutnant Freiherr von Paumgarten, dem nach Liliencrons Fortgang jener schleswig-holsteinische Prinz, sein Landsmann, folgte; Kommandant war der preußische Generalmajor von Öllrichs.

Liliencron wurde auf dem Hof der Defensionskaserne eingeübt. Er ward rasch Gefreiter und stand am 11. Mai in Parade vor dem Großherzog Ludwig dem Dritten von Hessen, am 21. August vor Kaiser Franz Josef. Dann ward er Unteroffizier, und seine schmale Gestalt nahm sich unter den stattlichen Tressenträgern der Kompagnie wunderlich zart und kindlich aus, zumal da ihm der Schnurrbart nur in wenigen dünnen Haaren sproßte. Am 15. September wurde er zum Fähnrich befördert und kam am 1. Oktober auf die Kriegsschule zu Engers am Rhein; die strenge Zucht der schön gelegenen Anstalt ward in der unter jungen Leuten üblichen Weise durch mancherlei Unfug abgemildert — auch der Fähnrich Sylvester von Geyer des Freiherrn Georg von Ompteda ist später zu Ernst und Jugendlust in Engers auf Kriegsschule gewesen. Liliencron wurde durch sein sonniges Wesen, von dem alle Schwermut abgefallen schien, durch Gutmütigkeit, Heiterkeit und dabei wieder notwendige Schneidigkeit im besten Sinne bei den jungen Kameraden außerordentlich beliebt. Um so mehr bedauerten sie, und zumal Eduard Paulitzky, ein Mitdulder von der Fähnrichsprüfung her, daß er bei den Lehrern nicht das gleiche Ansehen errang. Zumal der gestrenge Premierleutnant August Lentze, der damals im Beginn einer glänzenden Laufbahn stand, war im taktischen Unterricht oft mit ihm unzufrieden und rief ihm gelegentlich zu: „Portepée-Fähnrich von Liliencron, Sie befinden sich auf der schiefen Ebene, die zum Reserveverhältnis führt!" Liliencron bestand denn auch die Prüfung nicht und ward mit mehreren Schicksalsgefährten zum Regiment zurückgesandt. Am 12. Juli 1864 nahm er an einer Parade vor dem Erzherzog Albrecht von Österreich, dem bedeutenden Heerführer, teil und zog im Dezember in eine neue Garnison. Das Regiment, jetzt unter dem Kommando des Obersten von Kummer, hatte am dänischen Krieg nicht teilgenommen; nun war es nach der Provinz Posen bestimmt, wo der Aufstand von 1863 noch immer flackerte. Der Stab und das erste Bataillon, mit ihm Liliencron, kamen nach

Rawitsch, das zweite nach Wohlau in Schlesien, das dritte nach Krotoschin, wo heute das ganze Regiment vereinigt ist. Man fuhr mit der Bahn nach Berlin, und dann marschierte jedes angekommene Bataillon am Palast König Wilhelms vorüber zum Ostbahnhof. Der König, damals schon recht betagt, stand zwischen Windlichtern auf dem kleinen Vorbau des Schlosses und ließ seine Soldaten, gruppenweise abgebrochen, an sich vorbeiziehen — den Eindruck dieser ersten flüchtig vorbeirauschenden Begegnung mit dem alten Helden hat Liliencron nie vergessen.

Galt es ohnehin in den Beamten- und Offizierskreisen Preußens nie als ein Vorzug, gerade in die Provinz Posen versetzt zu werden, so war die neue Bestimmung des Regiments erst recht nicht dazu angetan, nach dem Aufenthalt im goldenen Mainz den Wechsel angenehm empfinden zu lassen. Wenn es sich noch um wirklichen Kampf gehandelt hätte! Aber es hieß nur, durch ernstes Auftreten und verstärkten Waffenschutz Unruhe verhüten. Tief aufgewühlt war die Provinz. Von den in Paris lebenden Polen geschürt, war 1863 eine Bewegung zur Unterstützung des Aufstandes im russischen Polen erwacht, der Graf Johann Dzialynski war als Leiter nach Posen entsandt worden, Kolonnen mit Waffen wurden über die Grenze befördert. Nun hatte Rußland die Erhebung zerdrückt, Preußen gezeigt, daß es mit der russischen Regierung einverstanden war. Ein Strafverfahren gegen die Führer war im Gange. Die Hoffnungen der Polen waren vereitelt worden; aber ihre Arbeit gewann nun ein anderes Feld: sie machten sich von den Einflüssen der sogenannten Emigration frei und begannen die wirtschaftliche Eroberung des Landes, zumal seitdem der Gutsbesitzer Maximilian Jackowski, ein Teilhaber der Bewegung von 1863, das Gefängnis verlassen hatte.

So war vorsichtiges Auftreten, Gefaßtheit auf besondere Kommandos Gebot der neu eingekehrten Truppe, mit der Liliencron an Grenzpatrouillen bis zur Dauer von einer Woche teilnahm. Gesellschaftliche Beziehungen zu dem verdächtigen polnischen Adel waren kaum zu erwarten und zu halten. Der junge Liliencron aber empfand von diesen unbehaglichen Zuständen nicht viel. Zunächst bedurfte er erneuter ernster Vorbereitung auf die Offiziersprüfung. Im Mai 1865 fuhr er nach Berlin hinüber, nicht ohne unterwegs in Auerbachs Keller zu Leipzig selig-fröhlich zu zechen, und bestand am 22. das Examen. Am 18. Juni ward ihm das Reifezeugnis zum Offizier von der Obermilitär-Examinationskommission erteilt; in der Waffenlehre und der Fortifikation lautete es: befriedigend, in Taktik, militärischem

Aufsatz und Dienstkunde: ziemlich gut, im Aufnehmen und Planzeichnen: mittelmäßig. Nun der Druck gewichen und das ersehnte Ziel erreicht war, lebte Liliencron freier auf; er tanzte mit den Töchtern der verheirateten Offiziere und der Rawitscher Bürger, der Gutsbesitzer der Nachbarschaft, ging gelegentlich auf die Jagd und übte vor allem mit immer wachsender Lust sein Waffenhandwerk. In Rawitsch hatte er ein artiges, aber kostspieliges Abenteuer, das er später als das eines seiner Helden wahrheitsgetreu selbst erzählt hat. „Die hübsche Soubrette eines fliegenden Theaters, das gerade im Städtchen Gastrollen gab, wünschte ein Klavier für ihre Singübungen und für ihre Mußestunden. Kai ging mit Feuereifer auf ihren Wunsch ein und bestellte für sie in Breslau, weil es in Rawitsch nicht zu haben war, ein Fortepiano. Das kam denn auch, Eisenbahnen gabs noch nicht bis Rawitsch, auf einem Frachtwagen an. Doch konnte es nicht in die Wohnung der Schönen hinaufgebracht werden; die Treppen waren zu eng. Was tun? Es wurde in den dritten Stock hinaufgewunden. Alles, was unten stand und verwundert diesem Ereignis zuschaute, mußte den Kreis erweitern, um das Klavier nicht unter Umständen auf den Kopf zu bekommen. Das war gut so. Denn im nächsten Augenblick rissen die Seile und das Instrument zerschellte unten in tausend Granatstücke. Welch ein langes Gelächter im ganzen Städtchen. Kai mußte einen tüchtigen Haufen Geld geben." Trotz den gespannten Verhältnissen bandelte Liliencron mit einer hübschen Polin an — die Verständigung geschah französisch, wie es ein Brief beweist, das letzte Zeugnis leichten Liebesspiels im Frühlingswind vor der kleinen polnischen Stadt, unter Birken und Weidenkätzchen:

Mon cher ami!

Je m'empresse de vous donner des nouvelles, car je pense, que vous vous ennuyez, depuis si long temps que nous nous sommes vus, on est dans ce cas bien heureux d'être a même d'épancher son coeur; afin de se consoler d'être autant éloigné. En espérant que la bonne occasion nous rapprochera bientôt l'un de l'autre.

Je vous souhaite toujours beaucoup de bonheur. Je n'entrerai pas dans de trop long détails pour ce moment bien court que je vous écris ces mots à la hâte pendant l'absence de mon père.

Alors je finis ma lettre et je désire de votre part aussitôt une aimable réponse.

Celle qui est pour la vie
votre amie Stasia.
Portant des longs cheveux tresès.

Gelegentlich fuhr Liliencron nach Posen und Breslau hinüber; die schlesische Hauptstadt mit Rathaus und Dominsel gefiel ihm ebenso wie die schlesische Landschaft.

Am 14. August 1865 ward Friedrich von Liliencron zum Sekondeleutnant befördert — nach mehr als zweiundeinhalbjähriger Dienstzeit — immerhin für damalige Zeiten nicht ungewöhnlich spät; die drei zunächst nach ihm (nicht aus dem Kadettenkorps) beförderten Leutnants, Richard von Davier, Hermann Schröder und Julius Horn, hatten vierunddreißig Monate, sechzehn Monate und neunzehn Monate auf die Beförderung warten müssen; die Vorbereitungszeit war damals eben viel unregelmäßiger, es kam selbst vor, daß jemand, der als charakterisierter Fähnrich aus dem Kadettenkorps kam, noch zweiunddreißig Monate harren mußte, bis er Leutnant ward.

Der Dienst jener Zeit unterschied sich vom heutigen wesentlich; von der andauernden Anspannung jedes Offiziers und Unteroffiziers, die der vervielfältigte militärische Betrieb jetzt erfordert, war noch keine Rede, auch die notwendige Straffheit und Gepflegtheit im außerdienstlichen Auftreten ward noch nicht verlangt, zumal in kleinen Standorten. Allmählich erst drangen die Grundsätze der Neubildung durch, in welcher der 1861 zum Thron gelangte König Wilhelm sein eigenstes, lange sorgsam vorbereitetes Werk sah. Langsam verschwanden die völlig überalterten Hauptleute und Subalternoffiziere, ward die Arbeit an den Mannschaften und Reservisten nach der langen Friedenszeit wieder energischer, zumal nachdem preußische Waffen 1864 ruhmreich gefochten hatten. Immerhin besaß der Offizier viel mehr freie Zeit als sein heutiger Nachfolger, und auch Liliencron hat sie reichlich, auch zu emsigem Bücherlesen, ausgenutzt, bis der Ernst des Jahres 1866 einen gesammelten Sinn und unablässige Vorbereitung auf neue Kämpfe verlangte, die unausweichlich näher rückten.

5.

# Feuertaufe.

Als Österreich im Lenz 1866 zu rüsten begann, ward zunächst für das Posensche und das Schlesische Korps die Marschbereitschaft angeordnet; so kam auch das 37. Regiment auf die Stärke von 686 Mann im Bataillon, etwa 170 in der Kompagnie. Die eingezogenen Reservisten mußten eingeübt und alles für den Krieg mit doppeltem Ernst vorbereitet werden. Am 3. Mai ward die Kriegsbereitschaft befohlen und ein Ersatzbataillon zusammengestellt. Das war nicht leicht, weil das Regiment jetzt seinen Ersatzbezirk in Westfalen hatte und so der größte Teil der Eingezogenen erst Ende Mai bei der Truppe eintraf. Beim Abmarsch aus den Garnisonen am 17. und 18. Mai war Kommandeur des Regiments der Oberst Ferdinand von Below, sein Adjutant Sekondeleutnant Walther; Liliencron stand bei der ersten Kompagnie unter Hauptmann Carl von Winterfeld, mit dem er nicht sehr zufrieden war, seine Kompagniekameraden waren der Premierleutnant Albrecht von Pannwitz und der Portepeefähnrich Robert Prall. Bataillonskommandeur war Major Alphonse von Lemmers-Danforth, Bataillonsadjutant Sekondeleutnant Leopold von Stückradt. Das erste Bataillon verließ Rawitsch am 18. Mai und machte, schon zur Gewöhnung der Mannschaft, gleich sehr starke Märsche. Am 21. stand Liliencron bereits tief in Schlesien, hart am Riesengebirge, und verlebte den zweiten Pfingsttag bei wundervoller Fernsicht in dem Dorf Schlaupe, wo er bei einem Bäcker untergebracht war. Er war ganz von der Sehnsucht erfüllt, endlich den Krieg erklärt zu hören, und voller Freude, daß Aussicht bestand, mit dem Regiment zur Vorhut auf einen Paß der Gebirgskette zu kommen. Am 22. sprach man schon von einem Überfall der Österreicher — noch einmal genoß Liliencron, erfreut über einen eben angelangten Brief der Eltern, die schöne Aussicht. Die nächsten beiden Tage lag er in Leckerwitz und Qualsdorf in schlechten, schmutzigen, engen Quartieren, unzufrieden mit dem vielen Appelldienst und vor allem verärgert, weil er bei einigen notwendig gewordenen Versetzungen nicht berücksichtigt worden war. Ungeduldig ersehnte er den Aufbruch an den Feind und lauschte am Abend des 27. Mai, in der Erwartung des Generalmarsches, auf die melancholischen Volkslieder, die seine westfälischen Leute sangen. Schon sah man lebhafteres Treiben, Feldposten, Generalstäbler, Trains, die durchzogen; „aber noch immer ist der Krieg nicht ausgebrochen — alles brennt vor Verlangen.“ Am 28. zog die Kompagnie in Reußendorf (im Kreise Waldenburg) ein, mitten im Gebirge, in

herrlicher Lage, freundlich empfangen durch den Oberförster des Grafen Stolberg. Hier lag ein größerer Kreis von Kameraden beieinander, unter denen dem jugendlich ungeduldigen Liliencron besonders der Führer der vierten Kompagnie, Premierleutnant Rudolph von Loewenstern, durch seine Ruhe erfreulich war. Aber nun ward der Dienst höchst anstrengend, zumal der Alarmplatz ziemlich weit von Liliencrons Quartier entfernt lag; der junge Offizier fühlte, daß er gerade jetzt von dem tüchtigen Hauptmann von Winterfeld viel lernen konnte. Am 31. nahm er bei Landeshut an der großen Parade vor dem zum Kommandeur der neunten Division ernannten Generalmajor von Löwenfeld teil, der jeden der Leutnants ansprach. Ununterbrochen wurden Felddienst und Wachtdienst geübt, weil das Regiment in ganz neue Verbände, zwei Treffen zu je drei Halbbataillonen, eingeteilt worden war; Liliencrons Kompagnie gehörte zum dritten Halbbataillon des ersten Treffens, zusammen mit der vierten. Außerdienstlich lebte man recht gemütlich. Am 1. Juni besuchte der Kommandierende General Karl Friedrich von Steinmetz das Regiment. Am 3. beging der ungeduldige junge Leutnant seinen zweiundzwanzigsten Geburtstag. „Ich dachte erst ganz spät am Mittag daran — wie einem diese Tage gleichgültig werden im späteren Leben. Noch immer ist der Krieg nicht erklärt. Alles brennt vor Begierde, und es ist wirklich etwas aufregend. Lange kann unmöglich dieser Zustand dauern. — Ein wundervoller Sonntag — zum erstenmal in diesem Sommer heiß. — Mit Winterfeld des Morgens im Dorfe gewesen; er ist unermüdlich tätig, fast bekümmert er sich zu sehr um Alles. Abends und Nachmittags in der Kneipe, wo ein höllisches Geheul von den Füsilieren war," schrieb er im Kriegstagebuch.

Am 5. Juni war Heerschau vor dem Kronprinzen Friedrich Wilhelm bei Landeshut, und von jetzt ab waren die Kompagnien stets alarmbereit. Am 12. brach das Regiment endlich auf, aber noch nicht nach Böhmen, sondern nach der Neißegegend; die ganze zweite Armee sollte dort aufmarschieren, um die Österreicher über die eigentliche Stellung des geplanten Einmarsches in Böhmen zu täuschen. Um halb sieben ward abmarschiert und um fünf in Salzbrunn eingetroffen. Trotz der großen Marschleistung fuhr Liliencron sofort mit Pannwitz, Prall und einem Vizefeldwebel ins Bad hinein, das er nicht so hübsch fand wie die rheinischen Bäder. Vielleicht hat er unter den Kindern des Gasthofwirts den dreijährigen Gerhart Hauptmann gesehen — später sind die beiden sich nie begegnet. Am andern Morgen früh um drei ging es weiter nach Obergräditz. Obwohl nur

drei Meilen zu überwinden waren, war die Strapaze durch die furchtbare Hitze schwer zu ertragen — die Glut steigerte sich, wie Liliencron schreibt, „bis fast zum Wahnsinn", und es fielen zweiundzwanzig Leute um. „Das Amt des Offiziers ist da wirklich kolossal schwierig," schrieb er, „man darf keinen Augenblick an sich denken — immer hinten und vorn sein, selbst wenn man selbst umfallen will." Seine lebhafte Gemütsart und seine körperliche Beweglichkeit haben ihm in solchen Tagen gute Dienste geleistet. Das altertümliche Schweidnitz ward durchschritten und die Truppe von dem alten Fräulein von Franckenberg, der Besitzerin von Obergrädit, besonders liebenswürdig und hausmütterlich bei gutem Essen aufgenommen. Am 14. ging es weiter durch Reichenbach hindurch, dessen hohe Häuser Liliencron ebenso auffielen, wie die von Schweidnitz; auch die Linien des Eulengebirges taten seinen Augen, die durch die „afrikanische" Hitze brannten, wohl. Das zeitig erreichte Nimptsch gefiel ihm gut. Am Nachmittag saß das ganze Bataillon auf dem Markt und trank Schweidnitzer Bier, am 15. gab es sogar, als an einem Ruhetag, ein Konzert, zu dem schlesische Magnaten, wie die Grafen Pfeil und Redern, beim Regiment einkehrten. Das nächste Marschziel war Geltendorf, und am 20. Juni wird es endlich Ernst. Das Regiment ist gerade beim Exerzieren, da kommt eine Dragonerordonnanz mit dem Befehl, sofort in die Quartiere zu rücken. Das 58. Regiment marschiert durch, um drei Uhr folgen ihm die Siebenunddreißiger und rücken in einem Marsch bis Schreibendorf — die Österreicher hatten angeblich die Grenze überschritten. In unaufhaltsamen Märschen ging es jetzt weiter über Frönsdorf, Kregersdorf, Glatz, dann bei strömendem Regen nach Ullersdorf und Alt-Heide. Am 25. schlief Liliencron dort mit seinem Feldwebel zusammen auf einer Streu. Am 26. rückte das Regiment westwärts Böhmen zu. Es stand in der Vorhut, das dritte Bataillon als Vortrupp, das erste und zweite bildeten den Haupttrupp. Bei Lewin, dicht an der Grenze, ward das Mittagessen abgekocht, hier wurde scharf geladen, und um neun Uhr kam die Nachricht, daß das dritte Bataillon vor Nachod angelangt sei. Nun marschierte auch das erste eiligst zur Grenze, über eine Brücke, die die Österreicher zerstört, der Premierleutnant Lignitz aber wieder hergestellt hatte. Es war ein wunderschöner Vollmondabend, zwanzig Schritt von der Grenze ward Halt gemacht, erst um zwölf Uhr nachts kamen Stroh und Holz. Liliencron, dem die Zigarre nie schöner geschmeckt hat als an diesem Abend, nahm von dem Kameraden Schroeder Abschied, und sie versprachen sich gegenseitig, ihren etwaigen Tod den Eltern anzuzeigen. Der Ser-

geant Beeren, der zwei Tage darauf fiel, kochte für die Offiziere. Generalmajor von Olech hielt an Stelle des ausgebliebenen Geistlichen eine Ansprache an die Soldaten. Und mit donnerndem Hurra ward nach dem Gottesdienst die Meldung von der Einnahme Nachods durch das dritte Bataillon aufgenommen. In der Nacht drückte der junge Offizier kein Auge zu, obwohl er alle Arten von Lager aufsuchte, aber weder auf dem Wagen noch auf der Erde konnte er Schlaf finden, und mit den Worten: „Heute hoffentlich ins Gefecht," erhob er sich.

Am 27. Juni ward mit Hurra die Grenze überschritten, auf Nachod zu, das im Tal der Methau liegt, überragt von dem Schloß auf dem Berg. Man sah die ersten Toten. Um halb sieben zog das Regiment durch die Stadt. Wasser zu trinken wagte man nicht, weil man Vergiftung fürchtete, und ein eigentümliches Gefühl war es für den Sohn der schleswig-holsteinischen Landschaft, sich, weil kein anderer Platz da war, mit seinen Leuten zu kurzer Rast in das reifende Korn jenseits der Stadt mitten hineinzulegen. Hier rasselte auch Steinmetz, der eiserne, rücksichtslose, energische Führer, an Liliencrons Kompagnie vorüber. „Das Zivil kannte er überhaupt nicht. Bei ihm trug selbst der liebe Gott das umgeschnallte Seitengewehr. Hoch old Steinmetz!", hat der damalige Leutnant später über den Führer des Korps geurteilt.

Rasch ging es wieder an die Gewehre. Der Brigadekommandeur, General von Olech, befahl, Linksum zu machen, und das Halbbataillon stieg links den Berg hinauf. Gegenüber dem Dorf Wenzelsberg gelangten die Kompagnien Winterfeld und Loewenstern endlich ins Feuer; den ungeduldigen Liliencron hatte sein Oberst vorher beruhigt: „Warten Sie nur ab, Sie kommen noch ins Gefecht!" In einem kleinen, jungen Tannenwäldchen, das wenig Deckung bot, legten sich die Züge hin, während die Offiziere, nach damaliger Übung, stehn blieben. Kaum aber hatte das Schießen auf die österreichischen Schützen hinter der Kirchhofsmauer von Wenzelsberg begonnen, als vom 58. Regiment die Meldung kam, daß die Abteilung umgangen war; Liliencron stellte das auch seinerseits fest, und nun ward aus dem Walde herausmarschiert über eine kahle Wiese. Und richtig, kaum war das Halbbataillon aus dem Bereich der Stämme, als es von dichten feindlichen Kolonnen aus dem eben verlassenen Gehölz heraus angegriffen wurde. Ein Schnellfeuer der rasch aufmarschierenden Kompagnien warf den Gegner zurück — Liliencron rühmte stets die außerordentliche Tapferkeit der weit vor die Linie springenden österreichischen Offiziere. Schwerverwundete Österreicher wurden von den Preußen selbst auf-

genommen, und Liliencron senkte vor einem furchtbar zerschossenen höheren Führer den Degen. Nun aber stand die Truppe im schwersten Granatfeuer und litt zudem unter fürchterlicher Hitze bei völligem Mangel an Wasser.

Das 37. Regiment im ganzen hatte, da es beim Vorgehn etwas auseinandergekommen war, an den verschiedensten Punkten mit nachhaltigem Erfolge eingesetzt, und die österreichische Brigade Hertwegk war durch verhältnismäßig geringe Massen zurückgeschlagen worden. Inzwischen aber waren beim Feind frische Truppen eingetroffen, und nachdem das Gefecht bereits zum Stehen gekommen war, ward es aufs lebhafteste neu aufgenommen — vormittags gegen zehn. Dabei war das Halbbataillon von Winterfeld in eine sehr bedrohte Stellung gelangt, konnte sich aber zurückziehn und gelangte dann nicht mehr in den Kampf. „Und es kam so weit, eine entsetzliche Schlacht bei Nachod — nie, nie werde ich dieselbe vergessen. Fünf Stunden im furchtbarsten Kugelregen gewesen. Eine gute Feuerprobe gewesen. Jetzt in Nachod mit meinem Zuge einquartiert in einem leergelassenen Wohnhause" — so schrieb Liliencron am Abend seiner Feuertaufe in sein Tagebuch. Fünf Stunden im ganzen hatte seine Kompagnie gleich an diesem ersten Tag im schwersten Feuer gestanden, und was in der Nacht vorher unruhige Ahnung gewesen war, ward in der Nacht vom 27. zum 28. Juni unruhige Erinnerung: Feuersglut, Qualm, Flammen, die weißen österreichischen Uniformen, das Ächzen der Verwundeten, der Anblick der Toten, die erste allgemeine Verbeugung, als die erste Granate über die Köpfe gesaust war.

Das 37. Regiment hatte zahlreiche Gefangene gemacht, aber auch schwere Verluste erlitten. Zwei Offiziere, drei Unteroffiziere und siebenundvierzig Mann waren gefallen und im ganzen hundertundneununddreißig Kämpfer verwundet worden. Liliencron war unverletzt geblieben. Am 28. Juni ging es wieder sehr früh heraus, und in anstrengendstem Marsch ward über die Burg Nachod bergauf geklommen. Auf der Höhe des Schafberges bei Stubnitz marschierten zwei Batterien und die Regimenter 37 und 58 in vier Treffen, hinter den Batterien und südlich von ihnen, auf. Kaum hatte die Artillerie das Feuer eröffnet, als die Österreicher es lebhaft und mit sicherem Zielen erwiderten und die Preußen nötigten, die Stellung aufzugeben. Die Artillerie fuhr ab, das Fußvolk stand fast schutzlos den Granaten gegenüber, die freilich auf dem weichen Boden nicht alle zersprangen. So war die Truppe froh, nach kurzem Rückzug, um wenige hundert Schritt, auf Befehl des Armee-Oberkommandos rasch wieder vorrücken

und auf das Vorwerk Dubno losmarschieren zu dürfen; dies Gehöft wurde vom Gegner vor dem Halbbataillon von Bojan kampflos geräumt. Die von den Österreichern aufgetürmten Barrikaden wurden weggerissen, und die ganze Brigade bewegte sich nun auf Dubno zu, an ihrer Spitze das Halbbataillon von Winterfeld mit Friedrich von Liliencron als Zugführer bei der ersten Kompagnie. Es ging von der Höhe herab über eine Wiese und, mit vorgezogenem Schützenzug, nach Westen. Unterwegs erschoß Liliencron ein halbverkohltes, an einer Halfter hangendes, wie wahnsinnig schreiendes Pferd. In der Höhe von Dubno befahl der Regimentsführer (jetzt Oberstleutnant Freiherr Hermann von Eberstein, der an die Stelle des soeben mit der Führung der Brigade betrauten Obersten von Below getreten war) dem Hauptmann von Winterfeld, mit seinem Halbbataillon auf den rechten Flügel zu rücken. Winterfeld ging mit seinen durch Rufen noch erreichbaren Leuten auf einem Feldweg von Dubno nach Zwlob. Dort machte er linksum, ließ den zweiten und dritten Schützenzug im Walde schwärmen, und sandte den ersten Zug unter Liliencron vor dem Wald gegen den Hügel 788. Unter einem mörderischen Artilleriefeuer, besonders von der österreichischen Brigade von Fragnern (9. Artillerieregiment, Batterie 1), ließ Liliencron seinen Zug laufend vorgehen, ward aber von plötzlich aufmarschierenden österreichischen Jägern des Bataillons Nr. 5 zurückgeworfen. Er richtete sich mit seinen Leuten in einem Graben ein und eröffnete ein lebhaftes Feuer; nur durch die Tiefe der Straßengräben mit ihrer guten Deckung waren die Verluste der Halbbataillone Kupfer, Loewenstern und Winterfeld, die jetzt nebeneinander, aber ziemlich weit gezogen, lagen, nicht noch schwerer. Klar war jedoch, daß der Hügel genommen werden mußte, um vorwärts zu kommen. Die Stimme des Kommandeurs konnte jedoch nicht einmal für den Befehl zum Stopfen durchdringen, und so ließ Eberstein zum Vormarsch blasen und schlagen. Liliencron sprang auf und stürmte mit Winterfeld und Pannwitz, seinen Füsilieren voran, hügelempor. Der Premierleutnant Besser hatte die Geistesgegenwart, ganz kurz vor den feindlichen Gewehren „Nieder!" zu rufen, und gerade in dem Augenblick, als alles sich hinwarf, rasselte die erste volle Salve über die Köpfe. Dann ging es unaufhaltsam weiter; die österreichischen Jäger, durch den geringen Erfolg der Salve verblüfft, flohen zum großen Teil, Hauptmann von Winterfeld aber ward durch die Brust geschossen, Oberleutnant von Pannwitz wurde das rechte Bein zerschmettert (er ist 1870 bei Weißenburg gefallen), und der Sekondeleutnant von Liliencron ward auf der eben erreichten Spitze

des Hügels von einem österreichischen Jägeroffizier, den er zur Ergebung aufforderte, durch einen Revolverschuß aus nächster Nähe verwundet. Sein Sergeant A. Nimphius durchbohrte im nächsten Augenblick den Offizier mit dem aufgepflanzten Seitengewehr — Liliencron hat es ihm bis an sein Lebensende nicht vergessen. „Die Wunde", schrieb er nach vierzig Jahren, „war nicht gefährlich. Die Kugel, die mich in den Unterleib an der linken Hüfte traf, wurde durch mein Säbelkoppel, durch das sie ging, stark abgeschwächt. Trotzdem fiel ich in eine lange Ohnmacht. Ich erwachte in einem kleinen Vorwerk (oder Forsthaus), wohin ich getragen worden war. Ich schwamm in Blut. Nur noch mein zerrissenes Hemd und das linke aufgetrennte Hosenbein waren meine einzige Bekleidung. Alles andere war verschwunden. Wahrscheinlich hatte man mich für tot gehalten. Am schmerzlichsten vermißte ich einen sehr schönen alten venezianischen Dolch, den ich zum fortwährenden Gespött meiner Kameraden trotz meines Revolvers noch mit in den Krieg genommen hatte. In den Räumen des kleinen Gebäudes sah es entsetzlich aus. Wir, die Verwundeten und Sterbenden, lagen buchstäblich wie ‚die Heringe' gepferchht. Ärzte und Lazarettgehülfen, ‚wateten' müde bis zur äußersten Erschöpfung unter uns umher. Nachdem ich, ‚ein Pflaster' in der Eile (wahrscheinlich um endlich das Blut zu stillen) erhalten hatte, fühlte ich mich wieder wohl, obgleich ich zuerst nicht gehen konnte. Ich schrieb für einen neben mir sterbenden hohen österreichischen Offizier sozusagen einen Abschiedsbrief, den er mir mit immer schwächer werdender Stimme diktierte. Aber er kam nicht weit damit. Ich erinnere mich, daß der Brief begann: ‚Liebe Gusti!'"

Was Liliencron bescheiden nicht erwähnte, war sein Benehmen unmittelbar nach der Verwundung. Er wollte sich nicht festhalten lassen, sondern weiter kämpfen. Er phantasierte förmlich, und erst als Pannwitz und der Unteroffizier Hofrichter ihm versicherten, das Bataillon stehe nicht mehr im Feuer, gab der Tapfere sich zufrieden. Dann kam die Ohnmacht. Kaum erwacht, wollte er, nach dem Liebesdienst gegen den Österreicher, durchaus zu seinem Regiment, das auf dem Schlachtfeld biwakierte. „Und es gelang mir auch am späten Abend dadurch, daß ich einfach ‚auskniff' in seltsamer Bekleidung; ich trug zum Beispiel eine Feldmütze von einem gefallenen Füsilier. Und seidene Damenballschuhe, die in dem Häuschen — das, soviel ich weiß, einem Prinzen von Lippe gehörte, der in Nachod auf seinem großen Schloß residierte — aus diesem Schlosse stammt die jetzige Königin von Württemberg — gefunden worden waren. Mit dieser Kopf-

bedeckung und mit diesen Schuhen habe ich bis nach Königgrätz, allerdings zu Pferde, in den beiden nächsten Gefechten bei Schweinschädel und Gradlitz als Kompagnieführer aushalten müssen. Von meiner Kompagnie, die ich von nun an als ganz junger Sekondeleutnant während des aktiven Feldzuges führte, wurde ich mit vielen Hoch und Hurra empfangen und von meinen Soldaten, wie die alten merowingischen Könige, in die Höhe gehoben. Bald nach Königgrätz fing meine Wunde an, sehr schmerzhaft zu werden. Ich zeigte sie endlich unserem Oberstabsarzt. Der schlug die Hände überm Kopfe zusammen: ‚Menschenkind, um Gotteswillen, man hat Ihnen ja ein Pechpflaster aufgeklebt (eine spanische Fliege) in der Eile!' Das Pflaster wurde schleunigst entfernt. Ich wurde regelrecht verbunden und bin ruhig an der Spitze meiner Kompagnie weitergeritten in Feindesland hinein. Es hat mir nichts geschadet. Junges, lustiges, gesundes Blut heilt schnell."

Die Halbbataillone Winterfeld, Loewenstern und Kupfer, auf dem erstürmten Hügel vom Regimentsführer gesammelt, kamen an diesem Tag nicht mehr ins Feuer. Die Stadt Skalitz ward erobert, das frische achte österreichische Korps, das erst eben ins Gefecht getreten war, glänzend zurückgeworfen. Die Stimmung der Truppen war ausgezeichnet, und mit Recht konnte Steinmetz dem König berichten: „Meine Truppen brechen in lauten Jubel aus." Außer Pannwitz, Winterfeld und Liliencron waren noch zwei Offiziere verwundet worden, sechsundzwanzig Unteroffiziere und Gemeine waren gefallen, neunundneunzig verwundet — auch die Verluste der Österreicher waren außerordentlich schwer.

Das Regiment kam nun ins zweite Treffen der 17. Brigade, es ward mitten auf dem Schlachtfeld gelagert in einer hellen Mondnacht, die, wie Liliencron schreibt, „gräßliche Verwundungen und Totenszenen" sehn ließ. Die erschöpften Truppen waren unermüdlich in der Fürsorge für die Verwundeten, Freunde und Feinde, Steinmetz befahl doppelte Portionen auszugeben, was aber leider bei dem Ausbleiben der Verpflegungskolonnen nicht überall möglich war; wenigstens konnte in einer großen Brauerei Bier aufgetrieben werden.

Am 29. Juni früh wurden die Toten beerdigt, und alles war froh, als um Mittag das Regiment aus der Nähe der Leichen und Pferdekadaver fortrücken durfte. Das fünfte Korps ging auf Gradlitz, das 37. Regiment, bei dem nun der zweiundzwanzigjährige Liliencron die erste Kompagnie führte, marschierte im Gros, trotz sengender Hitze in zähem Ausharren. Mit kurzer Rast ward bis spät in die Nacht

vorgegangen und erst nach Mitternacht im Biwak Ruhe gewonnen — nach Liliencrons Meinung „ein Eil- und Nachtmarsch wie selten in der Weltgeschichte". Bei der Kanonade von Gradlitz am 30. trat das Regiment nicht in Tätigkeit, am Abend hielt die ganze Division einen feierlichen Feldgottesdienst. Jetzt trafen auch die lang vermißten Zelte ein, man konnte sich am Wachtfeuer besser einrichten und war nicht mehr, wie tagelang vorher, nur auf Brot und Wasser angewiesen. Am 1. Juli war Ruhetag, die erste Kompagnie übernahm nun Premierleutnant Lignitz. Der Kronprinz Friedrich Wilhelm besuchte das Lazarett und sprach freundlich mit den Offizieren des Regiments. „Ah, Ihr Siebenunddreißiger seid immer voran, kommen Sie und reichen Sie mir alle die Hand," sagte der Oberkommandierende, als er an den Adjutanten des westfälischen Regiments vorbeiritt.

Am 2. Juli hatte Liliencron ein Requisitionskommando, er mußte mit seinem Zug Stroh holen und zu diesem Zweck einen Marsch von fast drei Meilen machen, bis hinter Schloß Kukus. Am 3. früh hatte das Halbbataillon von sechs bis sieben exerziert, als eben nach dem Einrücken Kanonendonner vernehmlich war. Zwei Stunden darauf war man auf dem Marsch. Das fünfte Korps war diesmal in der Reserve. Es hatte einen außerordentlich langen Marsch auf durch heftige Regengüsse erweichten Wegen zu machen, kam aber dem Kampf dadurch nicht näher, weil sich das übrige preußische Heer andauernd in siegreichem Vorgehn befand. Bei Wsestar traf das Regiment den König und begrüßte ihn mit begeistertem Hurra unter Schwenken der Helme. Abends im Biwak, am Rande des Vor-Waldes, erfuhr man den ungeheuren Sieg von Königgrätz. Am 4. war Ruhetag, am 5. Biwak in der Nähe von Pardubitz südlich Königgrätz. „Charmante Gegend, nettes Biwaklager; recht hübsches Leben jetzt in der Kompagnie. Lignitz nett. Das reine Zigeunerleben, den ganzen Tag in der frischen Luft," schreibt Liliencron ins Tagebuch. Und am 6. Juli im Biwak bei Holic, unter dem Eindruck der spielenden Regimentsmusik, denkt er seit langer Zeit wieder nach Haus, an frühere Zeiten, und „schließt vollständig mit der Welt ab." Am 7. aber fühlte er sich wie im Himmel, denn das Regiment kam aus dem Biwak in Quartiere bei Hohenmauth, Liliencron nach Wraslaw zu einem Pfarrer, zusammen mit drei Kameraden. Der geistliche Herr war sehr freundlich („Ich würde es nicht sein, wenn meine Feinde in meinem Hause wären", schreibt Liliencron). Lignitz und Liliencron fanden einen Toten auf, wahrscheinlich einen erschossenen Marodeur. Am 8. ward über steile Höhen nach Sloupnitz marschiert, wo Liliencron

bei einem Tschechen auf Stroh einquartiert war. Am 9. erlebte er eine große Enttäuschung. Er holte sich nach der Ankunft in Böhmisch-Trübau einen Quartierzettel auf den Baron von Weigelsberg und entdeckte, als er hinkam, in dem Freiherrn einen armen Leineweber, der aber ein guter Kerl war mit all seinen „I bitt' schön" und „Jesses Maria Jossef". Liliencron war froh, bei seiner Kompagnie auf Wachtkommando in Trübau bleiben zu können, obwohl die Bevölkerung, insbesondere auch die Töchter des Bürgermeisters, nicht gerade zuvorkommend waren, und statt des Weines Rosinenwein, ein scheußliches Zeug, gereicht wurde. Die Zeit ward mit Appellen und Wachen ausgefüllt, mit Unterhaltungen über die durchkämpften Schlachten, bei denen denn wohl als Endergebnis heraussprang: „Aber lieber bis auf den letzten Mann schlagen, als ein fauler Friede —" es war die allgemeine Stimmung des Heeres gegenüber Bismarcks staatsklugem Rat zur Mäßigung. Am 12. Juli ging es weiter nach Zwittau in Mähren, wo Liliencron in dem früheren Quartier des Königs vorzüglich untergebracht war, aber als Fourieroffizier großen Skandal mit dem Bürgermeister hatte. Ebenso ging es ihm am 13. in Lettowitz, wo er außerdem mit den „Mehlwürmern", den Intendanten, Schwierigkeiten hatte. Hier lag er, von Lignitz, der im Schloß untergebracht war, getrennt, sehr angenehm in der Fabrik, nachdem er die Intendanturbeamten daraus vertrieben hatte. Der wundervolle Abend konnte freilich nicht zum Schwärmen benutzt werden, denn man kam nicht zur Ruhe. Am 15. hieß es, daß die Österreicher da wären — es war aber eine falsche Meldung, dann wieder ward berichtet, daß Wien eingenommen sei. Am 16. ging der Marsch nach Djarna, wo Liliencron auf dem Schloß eines Grafen Mensdorff schlecht eingerichtet war, am 17. mußte er wieder dem Regiment südöstlich voraus nach Proßnitz zum Fouriergeschäft, „dem unangenehmsten auf Gottes Erdboden". Hier vereinigte sich das Halbbataillon mit dem Regiment. Am 19. lag Liliencron in Limillimow, am 20. war er in Altstadt an der March in einem elenden Quartier; den halben Weg hatte er auf einem dicken Braunen gemacht. Hier fielen ihm wieder, wie schon in Limillimow, die eigenartigen ungarischen Trachten der Leute auf. Auf dem anderen Flußufer, in Ungarisch-Hradisch traf er den Maler August von Heyden. Als das Regiment am 22. in die kleine Stadt Göding einrückte, deren kaiserliche Tabaksfabrik für einige Tage Tabak und Zigarren hergeben mußte, kam die Nachricht vom Abschluß einer fünftägigen Waffenruhe; doch mußten die Siebenunddreißiger noch drei Tage marschieren, zuerst nach Egbell in Ungarn, wo Lilien-

cron bei einer slowakischen Familie einquartiert war und abends beim Hauptmann von Loewenstern den Liedern einer allerliebsten magyarischen Sängerin zur Gitarre lauschte. Am 24. war er wiederum als Fourieroffizier nach St. Johann, vier Meilen nördlich Preßburgs, vorgeschickt worden und empfand die furchtbaren Strapazen dieser Märsche, ohne sich jedoch selbst krank zu fühlen — er war nur außerordentlich abgespannt. Am 25. Juli ging es weiter, und zwar sehr zeitig, nach Herrnbaumgarten in Niederösterreich, wo man endlich zur Ruhe kam. Jetzt besserte sich auch der Gesundheitszustand der Mannschaft, in der sich seit der Mitte des Monats bereits die Cholera gezeigt hatte. Die Verpflegung ward wieder ganz regelmäßig, insbesondere bekam man wieder genug Mehl und Brot, die der Truppe sehr gefehlt hatten. Am 27. Juli gedachte Liliencron des Tages von Nachod, an dem er zuerst, genau einen Monat vorher, ins Feuer gekommen war und schrieb nieder: „Heut vor vier Wochen!!! und jetzt — Friede. — Ein Triumphzug von vier Wochen — wahrlich, die Welt muß unsere Armee, muß Preußen anstaunen.“ —

In der Ruhe der nächsten Tage ergab sich Gelegenheit, den ausdrücklich niedergeschriebenen goethischen Vers „Tritt den Frauen zart entgegen“ auszuproben.

Am 31. Juli zog das Regiment nach Norden und bei Eisgrub in Mähren am Kronprinzen vorüber, 10 Kilometer von Nikolsburg; am 1. August mußte Liliencrons Bataillon, weil in der ihm zugewiesenen Ortschaft die Cholera herrschte, wieder biwakieren, am 2. war bei Wischau Parade vor König Wilhelm. Die 17. Infanteriebrigade unter Below stand auf dem rechten Flügel der neunten Division, das Regiment 37 im ersten Treffen. Am 4. August lag das Bataillon in Blansko beim Altgrafen Salm-Salm, wo später Ferdinand von Saar, der österreichische Dichter-Offizier, lange gewohnt hat. Am 5. war das ganze Offizierkorps, fünfzig Herren, beim Fürsten Salm auf Raitz, der Fürst war ruhig und kalt, wie Liliencron es nicht anders erwartet hatte. In regelmäßigen Märschen, von Ruhetagen unterbrochen, rückte das Regiment nun weiter nach Norden zurück, noch am 13. August in Pardubitz hatte es viele Cholerafälle zu verzeichnen. „Immer, wenn ich am meisten renommiert habe gegen die Cholera, so habe ich nachher eine gewisse höchst unangenehme Ängstlichkeit. Na, wie Gott will!“ schreibt Liliencron ins Tagebuch. Am 14. war er zum erstenmal in dem dann zeitlebens heißgeliebten Prag. Am 30. ward endlich von Pardubitz, wo das Bataillon zwanzig Tage gelegen hatte, aufgebrochen und am 5. September unter lautem Hurra die

Grenze nach Langwaltersdorf zu überschritten, die letzten hundert Schritt vor den Grenzpfählen wurden fast im Laufe zurückgelegt. Unterwegs hatte Liliencron am 3. das Schlachtfeld von Nachod besucht. Am 12. September war er wieder in Rawitsch, das sein Bataillon mit lebhaften Festlichkeiten empfing. Am 15. und 17. September konnte er wieder auf die heißgeliebte Jagd auf den Gütern Bocanowo und Sieracowo gehn. Am 20. war er in Posen. Am selben Tage erhielt er, gleichzeitig mit seinem Hauptmann von Winterfeld und seinem Kameraden Lignitz, die für einen Sekondeleutnant sehr hohe Auszeichnung des Roten Adlerordens vierter Klasse mit Schwertern; sein Lebensretter, der Sergeant Nimphius, bekam das Militärehrenzeichen erster Klasse. Von dem Dank, den König Wilhelm und der von seiner Armee scheidende Kronprinz aussprachen, durfte sich Friedrich von Liliencron sein wohlgemessenes Teil nehmen. Und er empfand es auch als eine Auszeichnung, als er am 30. Oktober zu dem neu aufgestellten Infanterieregiment Nr. 81 und damit in seine alte Garnison Mainz versetzt wurde.

Liliencron war kein gebürtiger Preuße, das eigentliche Preußentum war ihm und seinen Landsleuten in der Zeit deutschen Bundeselends etwas Fremdartiges, und alte Schulgenossen berichteten wohl über einen zugereisten Preußen wie über eine besonderen Studiums werte neue Erscheinung. Der Kopf und nicht das Herz hatte den Schleswig-Holsteiner in dies preußische Heer geführt. Andersartig erschien dem Holsteiner, dem Mußdänen, so manches. Aber wie von Blücher, Arndt, Stein, Stahl bis zu Moltke und Treitschke so viele, ward auch er im Gange großer Erlebnisse ganz zum bewußten Preußen. Und vollends der Krieg festigte die Liebe zum neuen Vaterland, zum König und Heerführer. Gestählt kehrte Liliencron zurück, bewußt verankert im Leben seines neuen Staates, dem er mit seinem Blut geholfen hatte, die schleswig-holsteinische Heimat für alle Zeiten gewinnen. Auch an ihm hatte sich jene wunderbare Kraft der norddeutschen Großmacht vollzogen, die im Gang ihrer stolzen Geschichte von überallher mit Naturnotwendigkeit die besten Köpfe und die heißesten Herzen anzog und mit der schützenden und heischenden Wärme umfing, wie sie allein die Gewalt eines großen Staatslebens und Staatsgedankens verleiht. Indem Liliencron sein Leben einsetzte für Preußen und die deutsche Sache, hatte er sich die größere Heimat gewonnen. Und gern sprach er „in betreff des königlichen Dienstes" dem ehrfürchtig geliebten König Wilhelm gegenüber nach, was der Preuße Kleist den Preußen Kottwitz zum Kurfürsten sagen läßt:

Schütt ich mein Blut dir an dem Tag der Schlacht,
Für Gold, seis Geld, seis Ehre in den Staub?
Behüte Gott, dazu ist es zu gut!
Was! meine Lust hab, meine Freude ich,
Frei und für mich, im Stillen unabhängig,
An deiner Trefflichkeit und Herrlichkeit,
Am Ruhm und Wachstum deines großen Namens!
Das ist der Lohn, dem sich mein Herz verkauft.

6.

# Wieder in Mainz.

Die tiefgreifende Umgestaltung der deutschen Verhältnisse durch den glücklichen Feldzug war auch von weiter Wirkung auf die militärische Verfassung Norddeutschlands: Preußen hatte drei große Provinzen gewonnen, und alle norddeutschen Bundesstaaten waren unter seine Heereshoheit getreten. Das ehemalige Kurhessen, Nassau und der zum Norddeutschen Bund gehörige Teil des Großherzogtums Hessen bildeten mit Frankfurt am Main jetzt den Bezirk des elften Armeekorps, und eine Reihe neuer Regimenter ward aufgestellt, unter ihnen das Infanterieregiment Nr. 81, dem später (im Jahre 1899) Kaiser Wilhelm der Zweite die Überlieferungen des ersten kurhessischen Infanterieregiments (Kurfürst) verlieh, einer Truppe, die in den Kriegen des achtzehnten Jahrhunderts rühmlich gekämpft und einmal auch von ihrem Landesvater im englischen Sold nach Amerika verliehen worden war. Liliencron, dessen Großvater an der Seite Washingtons kämpfte, stand also in einer Truppe, deren Stamm aus einem Regiment kam, das gegen den großen Befreier Nordamerikas gefochten hatte.

Kommandeur des Regiments war der Oberstleutnant Freiherr von Sell, ein strenger, aber gerechter, hervorragend begabter Führer, ohne Menschenfurcht, voll echter Kameradschaftlichkeit und innerer Güte. Liliencron selbst kam als Adjutant zum dritten, dem Füsilierbataillon, das der Oberstleutnant du Plessis führte.

Als ein ganz anderer gelangte Liliencron zum zweitenmal ins goldene Mainz. „Unter den Kameraden, die das Offizierkorps des im November 1866 neugebildeten 81. Infanterieregiments (ersten hessischen) in Mainz aus Truppenteilen alter und neuer Provinzen zusammensetzte, fiel Leutnant von Liliencron auf. Das verhältnismäßig sehr jugendliche Äußere, die kleine, zierliche Figur, der feine Kopf, das lichtblonde Haar, das frische, offne Gesicht, die lebhaften Augen, der intelligente Ausdruck, die gewandten Bewegungen, die bewußt militärische Haltung, und schon den Kriegsorden auf der Brust, alles stempelte den einige Jahre älteren Kameraden zu einer sympathischen Erscheinung."

Das war der Eindruck der jüngeren Leutnants des Regiments. Der ihn so wiedergab, war Liliencrons liebster Genosse und Freund, der Freiherr Ernst von Seckendorff. Die beiden — Seckendorff war einige Jahre jünger — ergänzten sich vortrefflich. Während Liliencron aus ziemlich jungem Briefadel war, stammte Seckendorff aus

dem fränkischen Uradel, und zwar aus der Rinhofer Hauptlinie des alten Geschlechts. Liliencron war im Norden, jener am Rhein zu Hause, wo sein Vater als ausgezeichneter Jurist in hoher Stellung gewirkt hatte; zu der Zeit war der alte Freiherr von Seckendorff Obertribunalsrat in Berlin, und der Sohn war aus dem zweiten Garderegiment zu Fuß nach Mainz gekommen (später ward der Vater Seckendorff Oberreichsanwalt, während Seckendorffs Bruder Rudolf noch heute Präsident unseres höchsten Gerichtshofes ist). Liliencron war streng protestantisch erzogen, Seckendorff fromm katholisch. Aber beide trafen sich in starkem Adelsgefühl, großem Pflichtbewußtsein, lebhaftesten militärischen Neigungen, unverrückbarer Vaterlandsliebe. Beide hatten auch künstlerische Anlagen, und Liliencron beneidete Seckendorff oft um die Gabe lyrischer Äußerung. Dafür erfreute er den Kameraden mit Fantasien auf dem Klavier, und sie lauschten gemeinsam der schönen Kirchenmusik der katholischen Gotteshäuser. Sie lasen viel zusammen, zumal nachdem sie gemeinsame Wohnung genommen hatten. Seckendorff lag zuerst zwanzig Minuten oberhalb der Stadt in der Kaserne seines Bataillons, zog aber 1866 zu Liliencron in das Haus des Wagenlackierers Imhof, Domstraße 6, dicht beim Dom, im sogenannten Kalten Loch; vor dem Eingang zur Wohnung stand eine schöne Akazie.

Oft genug ergingen sich die beiden jungen Offiziere in tiefernsten religiösen Gesprächen; Liliencron hatte die Anregung dazu in den letzten Jahren gefehlt, desto durstiger nahm er sie jetzt auf. Er hatte mehr als einmal dem Tod ins Auge gesehn, hatte große und schwere Eindrücke erlebt; um so stärker trieb es ihn, Glauben und Glaubensvorschrift innerlich neu durchzuleben. Er empfand sich gegenüber dem frommen Katholiken Seckendorff als festen Protestanten und setzte sich mit ihm wohl einmal darüber auseinander, daß man eigentlich im strengen Sinn bis zur Betstunde den Soldaten gegenüber nach Gottes Geboten handeln müsse.

Aber nicht nur bei Seckendorff fand Liliencron Freundschaft und echte Kameradschaft; er war im ganzen Regiment beliebt wegen seiner anmutigen und formvollen Zurückhaltung, den jüngeren Offizieren durch Tüchtigkeit und Liebenswürdigkeit ein Vorbild, den jungen Fähnrichen und Fahnenjunkern ans Herz gewachsen durch besonderes Entgegenkommen, und vornehme Rücksicht, wie denn der Eindruck der ersten frisch-herzlichen Begrüßung auf den neu von der Schule her eingerückten Eduard Rudowsky diesen nie wieder losließ. Allzu weit ging oft genug Liliencrons Opferwilligkeit, und fast mit Gewalt mußte

man manchmal Geschenke zurückweisen, die weit über seine Verhältnisse hinausgingen. Auch sonst schlug er leicht einmal über die Stränge, insbesondere in Stunden, wo er mit leichter gesinnten Regimentsgenossen beim Wein saß, oder während des Karnevals. Auch seine rasche Entzündbarkeit für weibliche Schönheit, bei der jedoch, nach dem Urteil aller Genossen, jeder kleinste gemeine Zug fehlte, spielte ihm manchen Streich. Ein hübsches Gesicht verlockte ihn zu raschester Werbung, und auf dem Karneval des Jahres 1869 verlobte er sich, schlank und zart im Gewande eines französischen Pagen, mit der eben auf dem Zivilkasinoballe kennen gelernten schönen Tochter des jüdischen Verlegers einer demokratischen Zeitung. Er hielt auch wirklich am andern Tage an, wurde aber von dem Vater ohne weiteres abgewiesen. Der Beichtvater solcher rasch aufflackernden Leidenschaften war der zweite Herzensfreund dieser Mainzer Jahre, der Sekondeleutnant Hermann Heinrich Otto Busse (aus Owinsk im Posenschen), Adjutant des ersten Bataillons (geboren 1843), eine lebenslustige, frische, echt soldatische Natur, in vielem der Gegensatz zu dem ernsteren Seckendorff. Auch mit Lothar von Trotha, dem späteren tapfern Kämpfer von Südwestafrika, mit dem Hauptmann Julius von Loewenfeld und mit dem 1868 jugendlich ins Regiment eingetretenen Karl Ernst Adolph hielt Liliencron gute Kameradschaft. Nicht immer gleich sicher wußte er sich mit den Untergebenen zu stellen, er griff auch da, wo es Not getan hätte, nicht fest genug zu und schadete dadurch seiner Stellung, so daß etwa der dicke Feldwebel Reuschel gelegentlich in Versuchung kam, beim Befehlsempfang die Grenzen des militärischen Respekts dem Adjutanten gegenüber zu durchbrechen. Groß waren Liliencrons Diensteifer und seine schneidige Tatlust; es kam wohl vor, daß er auf das erste Wort des Kommandeurs davonpreschte, ohne den Inhalt des Auftrags abzuwarten, und dann mit rotem Kopf zurückkam: „Was hatten Herr Major mir eigentlich befohlen?"

Liliencrons Tätigkeit als Adjutant des dritten Bataillons ging im Februar 1868 zu Ende, und er ward nun wieder Kompagnieoffizier. Aber seine ausgezeichneten militärischen Leistungen verschafften ihm ein halbjähriges Kommando zum Lehrinfanteriebataillon in Potsdam, wo er am 1. April 1869 antrat. Freilich drückte ihn hier die Geringfügigkeit seiner Zulage, die er selbst in Mainz alljährlich überschritt, so daß in jedem Jahr der Vater zugereist kam, um die für seine Verhältnisse schon wesentlichen Schulden des Sohnes zu bezahlen.

Auch anderes gestaltete den Aufenthalt in Potsdam unerquicklich.

Liliencron hatte in Mainz die Tochter des dortigen Buchdruckereibesitzers Gottsleben, Anna Gottsleben, lieb gewonnen und um die junge Dame, die er kaum je gesprochen hatte, angehalten. Der Vater wies den Bewerber schroff ab, da er seine Tochter niemals einem Offizier und Protestanten geben würde. Liliencron forderte daraufhin den Vater, der gar keine Antwort gab, und offenbarte sich von Potsdam aus seiner Mutter. Die Eltern waren über seine Absichten keineswegs erfreut, schon weil die junge Dame katholisch und nicht von Adel war, hielten aber doch nun ihrerseits für den geliebten Sohn um die Hand von Anna Gottsleben an. Die Antwort lautete wieder abschlägig und traf Liliencron so tief, daß er vor Kummer körperlich krank wurde, zumal da außerdem die Eltern durch einen verlorenen Rechtsstreit gleichzeitig um den Rest ihres Vermögens gekommen waren. Und neben dem allen ging ein schlechtes Verhältnis zu seinem Kompagniechef, mit dem Liliencron sich gar nicht stellen konnte; der Hauptmann machte ihn vor den Leuten in einer den kriegsbewährten, älteren Leutnant tief verletzenden Weise herunter. Liliencron besaß nach dem Zeugnis seiner Kameraden in hervorragendem Maße die Gabe, den Mund zu halten und im Dienst alles herunterzuschlucken, wenn auch eine rasch aufsteigende Röte die innere Erregung anzeigte. Das bewahrte ihn vor einem schweren Zusammenstoß, aber schließlich beantragte er ein Ehrengericht gegen sich und wurde daraufhin zu seiner großen Freude zu einer andern Kompagnie versetzt.

Potsdam machte ihm keinen sehr starken Eindruck, und er hat hier offenbar ähnlich empfunden, wie zwanzig Jahre früher sein Landsmann Theodor Storm; fehlten diesem zu Fontanes Spott die ehrlichen Kartoffelfelder, so vermißte Liliencron die großen Bäume. Nicht um eine Welt mochte er in Potsdam wohnen bleiben. Auch die Manöver in der sandigen Mark machten ihm weniger Freude als die im Hunsrück und Taunus, an denen er von Mainz aus teilgenommen hatte. Nur Sanssouci blieb ihm in unzerstörbarer farbiger Erinnerung.

Am 1. Oktober 1869 war das Kommando abgelaufen, und im November und Dezember nahm Liliencron einen längeren Urlaub in die Heimat. Hier frönte er unter den trüben häuslichen Verhältnissen seiner großen Leselust. Er war an die geschichtlichen Bücher von Wilhelm Baur geraten und erfreute sich an dessen Lebensgeschichte des Freiherrn vom Stein und kleineren Werken dieses Theologen, der der Mutter durch seine Arbeit für die innere Mission gewiß besonders lieb war. Sehr fleißig setzte er auch die mit Seckendorff eifrig getriebene Lesung der Kölnischen Zeitung fort. Und hatte er in der Zeit

seiner unglücklichen Liebe in Mainz sehr viel von Heine gelesen, so vertiefte er sich hier von neuem in Turgenjew, den auch Seckendorff liebte, während ihm Frau von Liliencron keinerlei Geschmack abgewinnen konnte. Immerhin konnte sich auch der Sohn, wohl mit unter dem Einfluß der Mutter, für die neuen Erzählungen des Russen nicht mehr so begeistern wie für die früheren; hatte er damals die Naturszenen meisterhaft gefunden, so stieß ihn jetzt ab, daß in den neusten Novellen „weder ein Funke von Moral noch von Moralität" vorhanden wäre. Dagegen entzückte ihn Theodor Storm. Er las „Auf dem Staatshof" wieder und lernte eine ganze Reihe anderer Werke seins Landsmanns kennen; „Abschied", „Angelica", „Posthuma", „Im Sonenschein", „Ein grünes Blatt", „Wenn die Äpfel reif sind". Die kleine Erzählung „Auf der Universität", die er einst mit Seckendorff gemeinsam gelesen hatte, war ihm ein „klein klein wenig" langweilig erschienen — die jetzt aufgenommenen Dichtungen aber fand er von einem Hauch der zartesten Poesie umweht. „Immensee" gewann er lieb. Auch Ästhetisches und Kulturhistorisches las Liliencron und unterbrach den Aufenthalt in Kiel durch Besuche bei den lieben alten Klosterdamen in Itzehoe und Preetz.

Hatten die Ausflüge der Kameraden von Mainz aus vornehmlich nach Norden, nach St. Goar, Caub, Koblenz geführt, so unternahm Liliencron nach der Rückkehr in seinen Standort im Juni 1870 eine kleine Pfingstreise nach Baden. Die Aussicht vom alten Schloß bis hinüber nach den Vogesen und Straßburg entzückte ihn. Er wanderte nach Schloß Eberstein, wo er die kleine führende Schwarzwälderin am Ausgangstor mit einem Kuß belohnte: „Sie hatte die merkwürdigsten Augen, die ich je gesehn habe: blaue, und der schwarze Stern darin hatte einen grünen Ring." Auch Gernsbach wurde besucht, und Liliencron bewunderte den Blick auf die entfernten Berge, die ihm erschienen, als wenn sie grünschattierte Sammetjacken anhätten. Am Nachmittag frischte Liliencron die Erinnerung an jene verlorene Liebe wieder auf und lugte in das Elisabethstift hinein, in dem Anna Gottsleben erzogen worden war. Dann aber fuhr er zu Iwan Turgenjew, den er jedoch nicht zu Hause antraf. Dafür sah er die schöne Gestalt des russischen Dichters später auf dem Kurspaziergang.

Das war im Juni des Jahres 1870 gewesen. Wenige Wochen später spielte sich Mainz ganz nahe die Verhandlung zwischen König Wilhelm und Benedetti ab, die zum Bruch mit Frankreich und zum Krieg führte.

## 7.

# Im französischen Krieg.

In der Nacht vom 15. zum 16. Juli traf beim Regiment der Mobilmachungsbefehl ein. Die Einundachtziger blieben zunächst in Mainz, weil man mit einem Vorstoß der Franzosen auf diese Festung rechnete. Am 2. August erschien König Wilhelm mit dem großen Hauptquartier in der Festung, am 6. verkündete er persönlich den auf der Neuen Anlage versammelten Offizieren den Sieg von Spichern. Jubelnd ward die Nachricht aufgenommen und jubelnd am 7. die Mitteilung Moltkes, daß das Regiment am nächsten Morgen nach Saarlouis abrücken solle. Es ging wieder in den Kampf.

Liliencron hatte von dem König und seinen Feldhauptleuten einen gewaltigen Eindruck mitgenommen. Die gedankenvolle Ruhe Moltkes, die aufrechte Haltung Roons, Bismarcks lachendes Abschiedswort: „Jetzt gehts los, jetzt gehts los" blieben ihm unvergeßlich. Er selbst war als Adjutant zum Generalleutnant Ferdinand von Kummer, dem Kommandeur der dritten Reservedivision, dem früheren Befehlshaber der Siebenunddreißiger, bestimmt und durfte so sein Regiment am 8. August nur bis vors Tor geleiten. Aber er bat Kummer so dringend um Ablösung, weil er wieder zu seinem Regiment wollte, daß er schon am 12. August in Kaiserslautern entlassen wurde, um nach Saarlouis zu gehn. Vor der Abfahrt sah er Anna auf der Straße „mit freundlichem Gruß" — „Adieu, for ever — es hat nicht sollen sein!" Die Fahrt von Mainz bis Kaiserslautern mit Kummer, bei schlechtem Wetter, brachte Liliencron mit einer Reihe wertvoller Persönlichkeiten zusammen. Er traf neben einigen schlesischen Fürsten und Adeligen den Landrat Jansen, der ins Hauptquartier eilte, um als Zivilkommissar in eroberten französischen Bezirken Dienste zu leisten; Liliencron unterhielt sich vorzüglich mit ihm. In Saarlouis kam er zum dritten Bataillon unter Major von Hanneken; am 14. lag er in Neunkirchen und sah dort die Stummschen Werke. Am 17. betrat er zum erstenmal zu Châteaurouge in Lothringen feindliches Gebiet und genoß dort nach zwölfstündigem Marsch ein vorzügliches französisches Essen. Am 19. traf das Regiment vor Metz ein und kam gleich ins Feuer vor dem Walde von Grimont. Die französische Infanterie ging aber sofort zurück, und da aus dem Fort sehr schlecht geschossen wurde, hatte das erste Bataillon keine Verluste. Liliencron bewunderte aber ein Reiterstückchen Busses, der auf seinem kleinen polnischen Apfelschimmel einem französischen Infanteristen nachjagte. Dieser warf sein Gewehr weg, und schon hatte ihn der Leutnant vom

Roß aus beim Kragen, da gelang es dem Franzosen, zu entschlüpfen, und Busse konnte nur die rechte wollene Schulterschnur hochschwingen.

Am 24. August kam Liliencron zu den vordersten Vorposten nach Rupigny, wo es aber nur ein kleines Patrouillengefecht gab. Erst am 26. gab es ein größeres Gefecht, wobei Liliencron von Mittag bis fünf Uhr im heftigen Kugelregen stand. Am 28. lag er in Charly im Haus einer Wäscherin. Während am 31. früh exerziert wurde, mußte das Regiment sofort in Gefechtstellung rücken. Am 1. September nahm das Regiment an der Schlacht bei Noisseville teil, in der es gelang, den beabsichtigten Durchbruch Canroberts zurückzuschlagen. Das Fort Saint Julien bewarf die Truppen unaufhörlich mit schweren Bomben. Liliencron fand zwei Leute von einem andern Regiment, die sich feige versteckt hatten, ging mit ihnen mitten ins Feuer, kommandierte: „Achtung, präsentiert das Gewehr!" und stand neben ihnen mit gesenktem Degen regungslos zwei Minuten, bevor er sie wieder entließ. Er erhielt dafür zwar einen strengen Verweis, wurde aber abends doch vom Obersten gelobt. Zu Liliencrons Kummer ward der junge Sekondeleutnant des Regiments Hermann Budde bei Noisseville verwundet; es ist der spätere Minister. Am 2. September kam Liliencron wieder nach Rupigny, dem „Stinkloch". Als Zeichen preußischer Disziplin empfand er es, daß noch alle Hühner im Dorf lebendig umherliefen. Nachts zog er, zum Umfallen müde, auf Feldwache, wo er immer und immer Schießen hörte und fortwährend durch Patrouillen beschäftigt wurde. Am 3. stand er noch auf Feldwache, hocherfreut über seine Unteroffiziere und Leute, mit denen man „durch die Welt könnte". Erst am 5. erfuhr das Regiment die große Kunde von Sedan und nahm sie jubelnd auf. Eintönig verliefen die nächsten Tage bei wolkenbruchartigem Regen und vielen Fiebererkrankungen im Regiment. In mancher Nacht ward viermal alarmiert, ohne daß es doch zu ernsten Gefechten kam. Am 7. hatte Liliencron von den Johannitern Lebensmittel, Leibbinden und Wäsche zu beschaffen, immer unter furchtbarem Regen, der ihn bis aufs Mark durchnäßte. Am 8. hieß es Stroh holen.

Bei dem Gefecht von Chieulles am 23. September kam Liliencron nicht selbst in den Kampf. Immer noch lag er in Rupigny, las in Klaus Groths mitgenommenen „Quickborn" und erfreute sich der guten Kameradschaft seines Hauptmanns von Roques, unter dessen Leitung er am 29. eine größere Fouragierung ausführte. Es war Nacht, ein Meteor, so schön, wie er es nie gesehn, schoß vom Himmel, und Hauptmann von Roques führte seinen Auftrag so vorzüglich aus, daß man

nur einmal eine kreischende Frauenstimme und das Schreien eines Schweines hörte. „Wie entsetzlich ist es doch, so eine Fouragierung und gewaltsame Akquisition", schrieb Liliencron in sein Kriegstagebuch, „hier m u ß t e sie stattfinden, und die Bewohner konnten froh sein, daß wir ihr Dorf nicht abbrannten. Rings herum am Horizont sah man außer den Wachtfeuern schaurige Brandstätten. — Drei Dörfer, jedesmal von zwölf Enden in Brand gesteckt, redeten Bazaine ins Gewissen." In der nächsten Nacht war Liliencron zur Patrouille bestimmt: „Es ist mein fester Entschluß: Gefangene zu machen — selbst wenn es nicht anders geht, ins Bois de Grimont mit tambour battant hineinzugehn, coûte qui coûte. Sollte ich fallen, wem ist daran gelegen, nur meinen Eltern, meinen lieben Herzenseltern. — Dies sind vielleicht die letzten Zeilen, die ich in das Tagebuch schreibe. Also vorwärts denn. Drauf mit Hurra! für König und Vaterland!!!"

Er kam aber bei dieser erfolgreichen Patrouille nicht bis zum letzten Ziel. Zwar gelangte er mitten unter die Franzosen, und es entspann sich auch ein Gefecht, aber Gefangene hat er nicht gemacht. Sein Bursche Lüdemann, ein Schleswig-Holsteiner, ging Liliencron tapfer zur Seite.

Am 1. Oktober ward die Kompagnie Roques endlich abgelöst und marschierte nach Maizières bei Metz; auf dem Marsch traf Liliencron zum erstenmal im Feldzug Seckendorff wieder. Während aber eine Viertelmeile vor ihm ein heftiges Gefecht im Gange war, ward das Regiment nicht verwendet. Zum erstenmal war das Quartier leidlich behaglich, Roques und Liliencron lagen in der Stube mit dem kleinen dreijährigen Sohn der Wirtsleute, der — ein ergreifender Gegensatz — lachend, singend im Bettchen lag, während draußen gefochten wurde.

Das Regiment verließ die Reservestellung der Division einstweilen nicht, und Liliencron konnte sich an Briefen und Versen seines Freundes Ludwig von Kaltenborn erfreuen, der als Adjutant beim Ersatzbataillon in Mainz zurückgeblieben war.

Am 7. Oktober kam endlich die Division Kummer, die dem kommandierenden General des 1. Armeekorps, Konstantin von Voigts-Rhetz, unterstellt war, in Tätigkeit. Die Brigade, zu der die Einundachtziger gehörten, erhielt den Auftrag, das am 2. Oktober von der Landwehr geräumte Schloß Ladonchamps wieder zu erobern. Gleich nach Mittag ward alarmiert, und abends um sieben kam der Befehl, über St. Remy gegen Ladonchamps loszurücken. Liliencrons Kompagnie, die zweite, ging mit der dritten bei völliger Dunkelheit hinter dem Dorfrand von St. Remy, links der Straße, vor. In der tiefen

Finsternis rückten die geordneten und gerichteten Massen mit dreißig Schritt Abstand über das leere, große Feld, in völliger Stille. Hier und da stolperten sie über Tote und Verwundete; über Gräben, Wolfsgräben, Verhaue, Barrikaden ging es weiter durch St. Remy hindurch, wo in Halbzüge abgebrochen wurde. Jenseits des Dorfes — Liliencron marschierte neben Roques, der ihm wie der „Erzengel der Kraft" erschien — bekamen die Truppen plötzlich ein verheerendes Schnellfeuer von Infanterie und mit Kartätschen. Der erste, der fiel, war Hauptmann von Roques. Er war durch den Kopf geschossen, und seine letzten Worte galten seiner Frau. Liliencron selbst wurde am linken Knie verwundet, fiel nieder, verband sich mit einem Taschentuch und marschierte weiter. Busse versuchte, in dem immer noch vernichtenden Feuer die Kompagnie zu sammeln, wobei ihm Liliencron besonnen und ruhig half. Liliencrons neuer Bursche Bachmann wurde durch die Brust geschossen. Liliencron sank wieder um, konnte infolge der Schußwunde nicht weiter laufen und legte sich nach dem stürmischen Vorgehen mit den Leutnants Busse, Stengel, Jung und Cochenhausen in den Chausseegraben. In der ersten Gefechtspause ward er, immer bei Bewußtsein, nach St. Remy zurückgebracht, wo er den Obersten von Sell, seinen Regimentskommandeur, traf. Der Rückweg führte durch ein völlig zerstörtes Gelände zwischen niedergebrannten Häusern, weggeworfenen Hausgeräten, verwüsteten Kirchhöfen, zerfetzten Pferden, gestürzten Geschützen.

Die Eroberung von Ladonchamps war nicht geglückt, weil man in dem heftigen Feuer einen fünfzehn Schritt breiten Wassergraben nicht überschreiten konnte, und das ganze Regiment mußte auf St. Remy zurückgehen, zum tiefsten Schmerz Liliencrons. Er hätte gewünscht, daß die ganze Brigade mit schlagenden Trommeln gleichzeitig mit allen Leuten darauf losgegangen wäre. In Maizières ward er zu Bett gelegt; der erste, der ihn besuchte, war der treue Busse, ihm folgte Cochenhausen. Am 8. abends ward Liliencron die Führung der siebenten Kompagnie übertragen — außer Roques war auch der Hauptmann von Werder gefallen und der Hauptmann von Mach verwundet worden —, er konnte aber das Kommando nicht antreten, weil die Verwundung zu schwer war, er mußte das Haus hüten. Die Wunde schmerzte wenig, doch durfte er nicht ins Biwak und mußte am Kamin in Maizières sitzen bleiben. Am 11. lag er im Bett und las den ihm von dem Arzt Dr. Kellner geliehenen „Faust", in schrecklicher Stimmung über die erzwungene Tatenlosigkeit, dennoch aber äußerlich gefaßt mit dem Wunsch, durch gutes Beispiel zu zeigen,

wie man sich auch in solcher Zeit tapfer zu benehmen hat. „Mit Geduld und Spucke fängt der Elefant die Mucke", schreibt er schließlich ins Tagebuch. Am 13. hatte er große Schmerzen, aber wenigstens Eckenhausen zur Gesellschaft, der an Gesichtsrose erkrankt war und an einem großen Gefechtsbericht für eine Mainzer Zeitung schrieb. Am 15. mußte Liliencron ins Lazarett fahren, um die Wunde gänzlich auszuheilen, und ward über Courcelles schließlich nach Mainz zurückgebracht. Hier konnte er in seiner Wohnung, die Blätter des Akazienbaums vor dem Fenster, liegen bleiben. Er las viel in der Bibel und in La Maras Musikalischen Studienköpfen und verkehrte gelegentlich mit gefangenen französischen Offizieren. Im November, als er endlich aufstehn konnte, ließ er sich eine französische Kompagnie geben, die er wie preußische Rekruten einererzierte. Er hatte alles mögliche durcheinander, Südfranzosen, Spahis, Mulatten, Turkos, und übersetzte sich die deutschen Befehlsworte ins Französische; als Burschen nahm er sich einen Neger. Schade, daß wir kein Bild Liliencrons vor der Front dieser bunten Masse besitzen!

Am 30. November traf Liliencron wieder beim Regiment ein; trotz dem Widerspruch der Ärzte hatte er es in Mainz nicht mehr aushalten können. Inzwischen hatte sich das Bild des Kriegsschauplatzes völlig verändert. Metz und Straßburg waren gefallen. Das Regiment hatte an der Einschließung von Diedenhofen teilgenommen und war dann der Armeereserve unter General Schuler von Senden zugeteilt worden mit dem Auftrag, die Verbindungen des Heeres im Bereich des Generalgouvernements Rheims gegen feindliche Unternehmungen aus dem Festungsdreieck Mezières, Givet, Rocroy zu sichern. Es war über Sedan nordwestlich vormarschiert und stand bei Liliencrons Eintreffen in Lafrancheville vor Mezières an der Maas. Die Reise von Mainz her war sehr anziehend gewesen, Liliencron hatte das hübsche Epernay und Rheims kennen gelernt, in Metz den St. Julien besichtigt, von dem aus sein Regiment so stark beschossen worden war. Abgesehn von einer tüchtigen Erkältung, fühlte er sich sehr wohl.

Sehr häufig wurden die Truppen jetzt durch Franktireurs und Mobilgarden belästigt. Am 3. Dezember war Liliencron bei Schneegestöber in Evigny, wo er bei einem fanatischen französischen Geistlichen einquartiert war; dieser kniete neben dem schreibenden Offizier und betete unausgesetzt, die eine Hand zum Kaminfeuer gereckt. Am 5. lag Liliencron wieder in Lafrancheville. Vom 6. Dezember an war er Kommandant in einem großen Fabrikgebäude, wenige Minuten vom Bahnhof Mezières, den die Franzosen besetzt hat-

ten. Die Lage war sehr bedenklich, aber es fand kein Angriff statt. Am 13. endlich ward angesagt, daß das erste Bataillon auf Soissons abrücken sollte; aber erst am 19. kam der wirkliche Marschbefehl. Liliencron war inzwischen wieder drei Tage mit dem Zahlmeister Wickmann in Rheims gewesen, um Geld zu holen. In seinem Quartierwirt, dem in Lübeck erzogenen Schaumweinfabrikanten Boisseau, lernte er einen liebenswürdigen Bekannten seiner Verwandten Warnstedt kennen.

Jetzt ging es bei Regen und Sturm auf St. Quentin. In Landun mußte Liliencron bei entsetzlichem Schmutz Kirche und Keller nach Franktireurs absuchen. Am 22. traf er, unter großen Beschwerden durch seine Wunde, in Montcornet ein, wo er endlich eine gute Unterkunft mit Einzelbett fand — im letzten Quartier hatte er, wie öfters, mit seinem Kameraden Stengel das Bett geteilt. Die Truppen waren in diesem Winterfeldzug von der Außenwelt wie abgeschnitten und erfuhren kaum, was in der Weite vorging. Die Kälte war barbarisch, und am Heiligen Abend schrieb Liliencron mit völlig erstarrten Händen auf der Chaussee von St. Quentin nach Ham ein paar Worte in sein Kriegstagebuch. Es gibt ein hübsches Bild Antons von Werner: „Etappenquartier vor Paris"; da steht in einem sehr behaglich ausgestatteten Zimmer ein junger Ulanenoffizier am Flügel und singt, während die Kameraden am lodernden Kamin versonnen lauschen. So gut hatten es die Einundachtziger nicht. In den Feiertagen lag Liliencron in dem Haus „einer Waldhexe" auf Feldwache. Zu den Schmerzen am Knie hatte sich Schulterrheumatismus und zum erstenmal auch durchlaufene Füße gesellt. Dazu kam noch das im Kriege so häufige, unangenehme Gefühl, in den unteren Stellungen nicht eigentlich zu wissen, wo es hinginge. Am 28. Dezember lag er unter heulenden Kindern und weinenden Frauen im Alarmquartier, am 29. unter fliegenden Granaten, bei Glühwein aus Kesseln, dicht vor Péronne, nordwestlich St. Quentins, auf Schneehaufen. Vor den Kriegern lohte die brennende Stadt, vier Schritt vor ihnen ließ sich ein Rotkehlchen nieder. Abends senkte sich die Sonne blutrot, und in die Röte des Himmels mischte sich neuerlich der Brandschein einer Kirche. In der Asche wurden Kartoffeln gebraten, dazu ward Schnaps getrunken und gesungen: „O Tannenbaum, o Tannenbaum" oder: „Rinaldo Rinaldini". Wegen der Kälte durfte nicht geschlafen werden.

Der Silvesterabend ward in Gesellschaft des Majors leidlich, bei Sekt und Glühwein, zu Le Mesnil-Brüstel verlebt. Am 2. Ja-

nuar rückte Liliencron nach einem kurzen, aber kalten Marsch in Ham ein. Und zwischen Ham und La Fère ging es in den nächsten Tagen hin und her. Am 7. wurde in schrecklichem Regenwetter über die Somme gerückt, die Strapazen wuchsen von Tag zu Tage. Liliencron fühlte sich durch und durch krank, meldete das aber nicht, sondern tat stramm seinen Dienst; mehrmals war er Fourieroffizier und durfte wenigstens reiten. Mit leidenschaftlichem Eifer sorgte er für seine Leute, „der Soldat muß leben". Dankbar war das Geschäft nicht, „Geschrei, Lärm, stets Unzufriedenheit, unerhörte Grobheiten von allen Seiten — herausschmeißen — Suchen — Toben der Compagniechefs, und Rüffeln des Fouriers und der Leute — und hier in Frankreich noch obendrein das entsetzliche Geschrei der Einwohner." Am 14. Januar lag er bei dem greisen Pfarrherrn von Flancourt, den Marodeure ganz ausgeplündert hatten; trotzdem war die Stube behaglich. Zum erstenmal hörte er hier einen Franzosen, einen ehemaligen Anwalt, gegen Gambetta reden, der sein Volk zum letzten Kampf stachelte: „Il joue avec la vie des hommes". Er beobachtete die schönen Augen der Advokatenkinder, die, „wenn sie (die Knaben) nicht frühzeitig verderben, einen immensen Einfluß ausüben müssen auf die Frauen." Abends war er in dem schauerlich verwüsteten Pèronne und teilte zum Nachtmahl eine Gans mit einem alten Priester, dessen Haushälterin und seinem Burschen. Am 16. Januar erwartete die Division, die jetzt dem Prinzen Albrecht (Vater) von Preußen unterstellt war, den Angriff Faidherbes. Es kam aber noch nicht soweit. Am 18. war Liliencron, dessen vorzügliche Reitkunst bekannt war, zum stellvertretenden Regimentsadjutanten beim Major von Hanneken (Oberst von Sell war am Typhus erkrankt) ernannt worden und mußte ununterbrochen zu Befehlsempfängen hin- und zurückreiten. Am 19. kam das Regiment dann wieder ins Gefecht. Das erste Bataillon marschierte auf Jussy, das Füsilierbataillon, zu dem der Regimentskommandeur trat, als linkes Seitendetachement auf Grand Sérancourt, wo es um halb neun eintraf; der Feind räumte die Stellung. Während das dritte Bataillon in Grand Sérancourt zurückblieb, rückte der übrige Teil der Division Prinz Albrecht auf Grugis. Das erste Bataillon der Einundachtziger gelangte durch eine kühne Erkletterung eines Hohlwegs unter Major Hoen weit nach vorn und trat an der Spitze der Truppen auf die Höhe von Grugis an. Der Feind zog sich unter mörderischem Artilleriefeuer zurück, rechts von der Reiterei bedrängt. In unaufhaltsamem Weiterdringen rückte das erste Bataillon in die Vorstadt d'Isle; der Premierleutnant

Biebrach zeichnete sich mit der dritten Kompagnie besonders aus, er eroberte den Bahnhof und die um ihn liegenden, noch von den Feinden besetzten Häuser.

Liliencron hatte während des ganzen Gefechtstags Befehle und Nachrichten hin- und herzubringen, war von einem Pferde aufs andere gestiegen; er hatte mehrmals das Glück, den großen Feldherrn Goeben zu sprechen, in dem er nicht nur den genialen Heerführer, sondern auch einen herrlichen Menschen verehrte. Eine Zeitlang ritt er im Gefolge des Prinzen Albrecht (Sohn), der sein letztes Schwarzbrot und den letzten Wein an hilflos daliegende Verwundete verteilte. Der Adjutant ritt durch Granatfeuer und versuchte, in einem Hohlweg Verwundete vor den Rädern einer heranrasenden Batterie zu retten, es gelang aber nicht, obwohl er schließlich in der Verzweiflung den Fahrern seinen Helm entgegenwarf. Er sah, wie ein Gefangener einem Begleitmann das Gewehr von der Schulter riß und auf der Stelle erschossen wurde; er fand verwundete Kameraden und konnte den Arzt zu ihrer Hilfe herbeirufen. Er konnte eine Husarenattacke mitreiten. Nachts sorgte er zuerst für sein gänzlich verschmachtetes Roß, kam aber selbst nicht zur Ruhe, da er früh um fünf wieder mit Aufträgen zur Kavalleriedivision Graf Lippe reiten mußte, mitten übers ganze Schlachtfeld in der Dunkelheit. Er verirrte sich ein paarmal, konnte aber doch den befohlenen Auftrag ausführen. Auf dem Schlachtfeld erfuhr er die Ausrufung König Wilhelms zum Deutschen Kaiser. Am 20. marschierte er durch schauerlich öde Winterlandschaft von St. Quentin nach Maretz, am 21. lag er mit Hanneken im Schloß Clermont, am 24. war er wieder in Flancourt, am 25. schlief er im Schloß Berny-en-Santerre, wo am folgenden Tag ein großes Feuer ausbrach. Jetzt kam Premierleutnant von Roques II zum Kommandeur zurück und Liliencron ward zu seiner Freude abgelöst. Am 31. mußte er sich ins Lazarett Roederer nach Rheims bringen lassen, weil die Wunde sich wieder unangenehm fühlbar machte und eine schwere Erkältung hinzugekommen war. Er verkehrte hier viel mit dem Geheimsekretär der Kaiserin Augusta, Dr. Marr.

Inzwischen war, am 30. Januar, ein Waffenstillstand für drei Wochen geschlossen worden; die Truppen lagen weiter auseinander, in angenehmerer Unterkunft. Am 16. Februar konnte Liliencron das Krankenhaus verlassen und feierte am 18. in einem Gasthof zu Amiens frohes Wiedersehen mit Seckendorff und andern Kameraden. Am 26. fuhr er mit Wickmann nach Abbeville hinüber und genoß den Anblick des Atlantischen Ozeans bei Cayeur. Anfangs März lag er in

Le Merge bei einem kleinen, zierlichen Herrn von St. Hilaire in trefflichem Quartier. Am 11. ging es weiter nach St. Sauveur, in ein schmutziges, verwahrlostes Haus; hier hat Liliencron auch einmal mit Kameraden, in den ereignislosen Tagen, gespielt. Am 13. war große Heerschau vor dem Kronprinzen bei Amiens, das Regiment stand auf dem linken Flügel; Liliencron fand Friedrich Wilhelm ungemein ernst, blaß und angegriffen. Darauf wurde die Division Prinz Albrecht aufgelöst, und das Regiment der 29. Infanteriebrigade zugeteilt. Am 22. März feierte das Offizierkorps den Geburtstag des neuen Kaisers durch ein Mittagessen in Harbonnières, und Ende März kehrte Liliencron, während das Regiment erst zu Ende Juni nach Deutschland kam, in die Heimat zurück, um völlige Heilung seiner Wunde zu suchen.

Zum zweitenmal war ihm das Glück beschieden gewesen, für sein Vaterland zu fechten. Tapfer hatte er mitgeholfen, den Bau der Einheit zu vollenden. Die Kameraden rühmten sein furchtloses Draufgehn, seinen bedenkenlos vorstürmenden Mut. Wie zum Fest ging er zum Gefecht und zog wohl übermütig vor aller Augen ein Paar tadelloser neuer Handschuhe an, wenn zum ernsten Gang angetreten ward, bis Freiherr von Sell ihn bat, den übermütig jugendlichen Scherz zu unterlassen. Vor allem schätzten die Genossen Liliencrons umsichtige, ergebnisreiche Kunst der Patrouillenführung; durch sie ward er bald über das Regiment hinaus bekannt. Wenn die Kameraden im nächtlichen Zelt draußen einzelne Schüsse fallen hörten, sagte wohl einer: „Da wirkt Liliencron wieder herum." Alle seine Eigenschaften und Leidenschaften schienen erhöht und belebt, wenn der Ernst des Kampfes begann; dann straffte sich die etwas breiter gewordene Gestalt, dann sprudelten ermunternde Worte an die Leute der Kompagnie. Und diese hingen mit herzlichster Liebe an dem jungen, heitern, frischen, für jeden besorgten Leutnant.

Der Sohn des einst verlassenen, nun Preußen für alle Zeit ungeteilt verbundenen meerumschlungenen Landes hatte wieder sein Leben darangesetzt für das große Vaterland und ein noch größeres und mächtigeres erworben. Zum Mann gereift, trug er unverwischbare Eindrücke in die Friedenszeit mit hinüber und bewahrte alles, was die geschärften Sinne erspäht, der wachsame Geist aufgenommen hatte, in der Seele. Er war nicht gefallen, sondern kehrte als Sieger wieder mit einem Stück Kriegsbeute, das niemand sah und dessen Schwergewicht und Vollglanz erst viel später aus dem Schlummer im Herzen ins blühende Leben hinausverlangten.

Der Eindruck dieses Feldzuges blieb stets, über allem, das Größte in Liliencrons Leben, wie er es andern Männern blieb, die später Großes vollbrachten. Graf Ferdinand Zeppelin, der Erkundungsreiter von Niederbronn, hat, längst nach der Erfindung des lenkbaren Luftschiffs, nachdrücklich gesagt, daß seines Lebens größter Stolz sei, beim Bau des Reiches mitgeholfen zu haben. Ernst von Wildenbruch bekannte, er sei „geboren worden am 3. Juli 1866 bei Königgrätz in Böhmen". Und Liliencron schrieb in einem Lebensabriß von 1906 nur: „Machte die Feldzüge 1866 und 1870/71 mit" und zur selben Zeit, also nach fünfunddreißig Jahren, noch einmal: „Machte als preußischer Offizier die Kriege 1866 und 1870/71 mit". Nur das war ihm erwähnenswert von allem im Leben.

Und Trommeln und Pfeifen, das war mein Klang,
Und Trommeln und Pfeifen, Soldatengesang,
Ihr Trommeln und Pfeifen, mein Leben lang,
Hoch Kaiser und Heer!

8.

# Abschied. Irrjahre.

Für seine tapfere Bewährung bei Ladonchamps, St. Remy und St. Quentin mit dem Eisernen Kreuz zweiter Klasse ausgezeichnet, begab sich Liliencron in eine homöopathische Anstalt nach Cöthen, dort völlige Heilung zu suchen. Die Gesellschaft im Hause langweilte ihn. Da trat zum erstenmal eine wirklich große, schlagende Liebe in sein Leben und wandelte seine Gedanken, die noch voll Krieg und Sieg waren, völlig um; er lernte durch seinen Arzt eine Familie von Bodenhausen kennen, Mutter und zwei Töchter, die sich gleichfalls zur Kur in Cöthen befanden. Er spielte mit der jüngeren viel Klavier, kam in der Enge des Badeorts fortwährend mit ihr zusammen, und schon nach wenigen Tagen war ihm klar, daß er „zum erstenmal wiedergeliebt" sei, daß zum erstenmal „zwei reizende Kinderaugen sehnsüchtig nach ihm ausschauten".

Die Familie der Freiherren von Bodenhausen stammte aus niedersächsischem Uradel. Der Vater Helenes war der Oberstleutnant außer Dienst Karl von Bodenhausen, ihre Mutter eine geborene Hartmann. Sie selbst war am 9. Mai 1854 in Deutz geboren, also zehn Jahre jünger als Liliencron und damals noch nicht ganz siebzehn Jahre alt, von großer Schönheit. Liliencron war von der Leidenschaft für sie völlig überfallen, ganz und gar durchwühlt. Sein Wesen war in zweifelndem Aufruhr, und alle Gedanken gingen nur auf das eine aus: wie er um sie werben könnte. Helene war vermögenslos, und die Verhältnisse von Liliencrons Eltern waren gerade jetzt so schlecht wie nur irgend denkbar. Aber Liliencron fühlte, daß der Ernst seiner Leidenschaft eine Lebensentscheidung forderte; und so schwankte er, der Helene nur selten allein sprechen konnte, zwischen Höllenqualen und „himmlischen Gefühlen" hin und her. Nachdem er drei Vierteljahre unter der steten körperlichen und seelischen Anspannung des Krieges gelebt hatte, mußte ihn diese tiefe und ernste Liebe um so heftiger bewegen, sie rührte gewissermaßen den ganzen Menschen von Grund auf, und alles, was an Wärme und verschwiegenem Gefühl in ihm war, kam nun zum Ausbruch. Am 30. April traf der Oberstleutnant von Bodenhausen in Cöthen ein, eine ritterliche Erscheinung mit verwitterten Zügen, und am 7. Mai hatte Liliencron im Zimmer seiner Doktorin, die die Vertraute des Paares war, eine lange, entscheidende Unterredung mit Helene. Er sagte ihr, daß er völlig ohne Vermögen sei, daß sie sechs bis acht Jahre verlobt bleiben müßten, aber sie ward dadurch nicht entmutigt. Am nächsten Tage hielt Liliencron bei den

Eltern an, und, wie er es vorausgesehn hatte, nahmen Helene und er bei der Aussichtslosigkeit der Verhältnisse doch voneinander Abschied. In der Nacht warf er einen Brillantring, den er stets trug und immer seiner künftigen Braut zugedacht hatte, in den Teich der Fasanerie.

Die Eltern wurden in die schweren Kämpfe eingeweiht, und zumal der Vater mühte sich durch brieflichen Zuspruch, den Sohn zu beruhigen. Er verwies ihn fast wie Vater Schiller seinen Fritz in den Mannheimer Nöten auf das Gebet, das ihn in ähnlichen Kämpfen und in manchen andern noch getröstet habe. „Mit dem Gebet, mein Fritz! rate ich Dir! aus Erfahrung, verbinde das angestrengteste Arbeiten, im Dienste, wie privatim, zu Letzterem zähle ich nicht das viele Briefschreiben, sondern wirkliche Arbeiten, als Dich vorzugsweise mit militairischen, wie belletristischen, wozu Du besondere Anlagen zu haben scheinst, zu beschäftigen. Welch einen Vorzug hast Du doch in sofern vor dem armen lieben Fräulein Helene, als Du Dich jedenfalls leichter und anders beschäftigen kannst wie sie. O wie bedauere ich auch das unglückliche junge Mädchen, die Dich doch in der That sehr lieb gehabt zu haben und ein reines, unschuldiges Kind zu sein scheint. Könnten wir armen Eltern Euch helfen, wie namenlos gerne würden wir es alle Beide thun, das glaubt nur, Ihr armen Kinder. Möge sie Dich stets, wie es sicher der Fall sein wird, daran glaube ich, nicht zweifeln zu dürfen, als ein Dir von Gott! gesandter Schutzengel umschweben! der Dich behütet vor allen ferneren leichtsinnigen Streichen, der Dich, so weit es der überstandene blutige Kampf nicht bereits gethan, zum kräftigen, ernsten Manne heranreifen läßt." Freilich hielt Louis von Liliencron die Liebe der beiden nicht für alle Zeiten für aussichtslos; er verwies darauf, daß sie noch jung seien und von niemand gehindert werden könnten, zu warten, bis Fritz Kompagniechef sein würde. Der Sohn hatte zwar geschrieben, daß er zum Leben in der Ehe viel Geld brauchen würde, aber der Vater meinte aus eigner Erfahrung, es genüge ja so viel, wie man zu einem anständigen Auskommen nötig habe, und verwies auf das Beispiel des Kapitäns zur See Werner (des späteren Admirals Reinhold von Werner), der mit literarischen Arbeiten viel verdiene, was doch Fritz auch können werde. „Also, mein lieber Fritz! Kopf oben! jetzt nicht den Muth verlieren, so wirst Du veredelt aus diesem harten Kampfe hervorgehen. Glaube nur: Gott! prüft die Seinigen nicht zu hart, Er kennt genau unser Maß und weiß, was uns noth thut, um auf den rechten Weg zu kommen, ach! und läßt nicht ab, uns zu ermahnen und uns zu erinnern, um uns zur Erkenntnis

zu bringen, in Seiner treuen Geduld mit uns, wie hart auch Seine Wege und Mittel uns oft vorkommen mögen. Nicht umsonst hat Er Dich erst in den blutigen Kampf mit dem Feinde, dann in den mit dem eignen Herzen gesandt! Nein, Er hat Dich lieb und will Dich nur durch Kampf zum Sieg führen, wenn Du tapfer und muthig den Kampf aufnimmst und eben durch eigene Kraft, nach Deinem freien Willen, daraus hervorzugehen strebst."

Wieder und wieder traf Liliencron in den nächsten Tagen die Geliebte, und beide mußten sich aufs äußerste zusammennehmen, um auf der Straße leidlich ruhig aneinander vorbeizukommen. Am 14. Mai sagten sie sich im Garten noch einmal Lebewohl, sie gab ihm ihr Bild, aber am 15. verlobten sie sich dennoch, und zwar im tiefsten Geheimnis — Liliencron war inzwischen am 9. zum Premierleutnant befördert worden. „Ich habe die Ketten zersprengt!" schrieb er überglücklich an Seckendorff. Er fuhr sofort nach Berlin, um mit dortigen Verwandten zu sprechen, die ihm allerlei Verwendung versprachen, aber doch zum Warten auf den Hauptmannsrang rieten. Anfangs Juni traf er beim Ersatzbataillon in Mainz ein, am 8. Juli zog er mit dem ersten und zweiten Bataillon seines Regiments in dessen neue Garnison Frankfurt am Main, wo er am folgenden Tage mit den andern Dekorierten des Regiments Kaiser Wilhelm auf dem Bahnhof vorgestellt wurde. Seine Stimmung wechselte zwischen niederdrückenden Befürchtungen, die er sich gelegentlich sogar von einer Wahrsagerin bestätigen ließ, und jubelndem Leichtsinn. So fuhr er einmal mit Busse zusammen am Feiertag nach Homburg hinüber, beide gingen in den Spielsaal und verloren achthundert Gulden, alles, was sie bei sich trugen. Erst durch drahtlich erbetenes Eingreifen eines Freundes konnten sie die Gasthofrechnung und die Rückfahrt bezahlen.

Im Juli traf sich Liliencron wieder mit Helene in Cöthen. Inzwischen hatte sich der Entschluß, den Abschied zu nehmen, in ihm befestigt. Die Wunde wollte trotz des zweiten Heilversuchs in der Cöthener Anstalt nicht recht zuheilen, der Vater konnte die in den letzten Jahren aufgesummten Schulden nicht bezahlen, und eine Verbindung mit Helene erschien unmöglich, weil beide Familien die erforderliche Geldsicherheit nicht hinterlegen konnten. Ein toller Streich, aus der übererregten Stimmung erklärbar, machte allem Zögern ein Ende. Liliencron war während der Frankfurter Messe eines Abends Rondeoffizier, führte aber seine Begleitmannschaften in Meßbuden und schließlich zu Wagen nach Bornheim, ließ sie dort abschnallen und in

einem der Sommergasthöfe am Tanz teilnehmen. Bevor ein notwendigerweise sehr hart ablaufendes Verfahren eingeleitet werden konnte, bat er, durch Busse gut beraten, um den Abschied, der ihm am 18. Oktober 1871 bewilligt wurde. Ungern ließ das Regiment den beliebten guten Kameraden scheiden, ungern schied er selbst — aber die Hoffnung, Helene früher zu erringen, half über den Schmerz des Tages hinweg, an dem er den geliebten Rock auszog.

Liliencron fuhr zunächst nach Kiel zu den Eltern und versuchte von dort aus, seine Angelegenheiten nach Möglichkeit zu ordnen. Ärgerliche Verhandlungen mit allerlei Gläubigern und Schuldnern füllten die Wintermonate aus. Der Vater hatte den Abschied genommen, und die Familie zog in das holsteinische Landstädtchen Kellinghusen, dessen reine Luft der magenkranken Mutter nützen sollte. Hier schrieb Liliencron eine Anzahl Novellen und dachte schon an ihre Veröffentlichung als Buch, mit einer Widmung an Seckendorff. Ein Braunschweiger Buchhändler war bereit, sie zu verlegen. Sechs waren — sie sind uns nicht erhalten — nach Liliencrons Bericht Skizzen in der Art von Storm und Turgenjew, die siebente eine „Soldatenphantasie“; Liliencron schenkte sie dem Freund Busse, der sie erst nach des Kameraden Tod veröffentlichte.

Die kleine Geschichte geht von dem Zusammensein mit einem alten Kriegskameraden aus, das Erinnerungen geweckt hat. Dänischer Krieg, Marsch durch einen Wald, der Tod eines jungen Leutnants; dann ein Stückchen aus dem österreichischen Krieg, österreichische Weißröcke gehen auf den von den Preußen besetzten Wald vor — es ist bei Nachod. Kampf um ein Gehöft, Brandgranaten fliegen ins Dach, die Tür wird aufgebrochen, im Einzelkampf sieht der Offizier einen schwarzen Satan auf seiner Brust knien, zwei weiße, wahnsinnige Augen, ein kurzes, flammenartiges Dolchmesser. Das war bei Wörth. Und so reiht sich Eindruck an Eindruck: eine Rast vor Metz mit Busse bei rasch gebackenem Eierkuchen, ein kleines Erlebnis auf der Beiwacht hinter Charly, unruhiger Schlaf am Kamin bei Marèes, der Vormarsch von St. Remy und der Tod des Hauptmanns Roques, die Schlacht bei St. Quentin. Das alles aber ist nur geträumt, und zum Schluß erwacht der Erzähler, sein Bursche überreicht ihm ein Musikprogramm und fragt, ob der Herr Oberst dem Musikmeister erlaube, fortzugehn. Der Alte aber läßt sich noch einmal den alten Dessauer vorspielen und spricht laut: „Mit Gott für König und Vaterland, und ginge es gegen die ganze Welt!“

Alle diese Bilder sind scharf gesehn, aber keins ist ausgeführt. Es

ist immer nur der Blitz eines einzigen Eindrucks darin, um den sich das andere ganz knapp gruppiert. Alles mehr Rohstoff zum wirklichen Erzählen als schon Erzählung, aber in Einzelheiten packend und lebendig.

Diese Versuche blieben liegen. Die Sorgen des täglichen Lebens nahmen Gedanken und Zeit völlig in Anspruch. Und schließlich empfand Liliencron das, was er geschrieben hatte, trotz dem Lob des Verlegers, überscharf als „dummes Zeug". Sehr fein sagte er sich, daß das, was der Verleger von freier Phantasie schreibe, doch wohl nur eine ungebundene Phantasie sei. Dazu beschäftigten ihn religiöse Fragen; wie er sich schon in Flancourt im Feldzug tiefernst mit dem Problem der Göttlichkeit oder Menschlichkeit Jesu befaßt hatte, so dachte er nun, in der Nähe der Mutter, diesen Gedankenkreis noch einmal durch und kam schließlich nach fast an den Rand des Wahnsinns führenden Grübeleien zu dem festen, beruhigenden Schluß: „Ich glaube an Jesus Christus als den eingeborenen Sohn Gottes, von der heiligen Mutter Gottes geboren, als an den Gott-Mensch." Er ward sich darüber klar, daß man das Geheimnis Gottes und Christi nicht auf spekulativem Weg ergründen dürfe, daß man einfach glauben solle.

Am 30. Juli 1872 ward Frau von Liliencron im Kloster Itzehoe bei ihrer Base von Warnstedt von den schweren Leiden ihrer letzten Jahre erlöst. Die bestimmte Hoffnung auf ein Wiedersehen im Jenseits brachte Liliencron über den tiefen Schmerz einigermaßen hinweg. Er empfand noch einmal nicht nur die Klugheit, den Edelmut und den geistigen Reichtum, sondern besonders auch die Frömmigkeit der Verklärten und nahm sich vor, sich in allen ernsten Augenblicken seines Lebens unter ihrem Segen mit ihr zu beraten. Die Verlobung mit Helene wurde nach oft wiederholten Überlegungen gelöst und der Ernst der Todesstunde vermännlichte und stillte das Gefühl der Enttäuschung. Seine Schulden konnte Liliencron leidlich ordnen und im Oktober an den Kaiser ein Gesuch um Wiedereinstellung einreichen. Am 12. Dezember 1872 ward seine Bitte bewilligt und er als Premierleutnant im siebenten Pommerschen Infanterieregiment Nr. 54 wieder eingestellt. So hatte Liliencron das Glück, wieder einen neuen deutschen Landesteil kennen zu lernen. Noch kurz vor seiner Abreise hatte er mit der Lesung der Selbstbetrachtungen des Kaisers Mark Aurel begonnen, und diese hatten ihm großen Eindruck gemacht; insbesondere schrieb er sich den Satz ab: „Sieh hinein in die glänzenden heiligen Sterne, als wanderteſt du mit ihnen, und du wirst auf Augen-

blicke all den Erdenschmutz hinter dir lassen." Tief abgewendet aber hatte er sich von dem damals die deutsche Welt so stark beeinflussenden Materialismus Ludwig Büchners, dessen „Kraft und Stoff" gerade in den siebziger Jahren weithin wirkte.

So glücklich sich Liliencron im 81. Regiment gefühlt hatte, so wenig behagte es ihm bei den Vierundfünfzigern, wo er als ein Fremder eintreten mußte. Es kam noch hinzu, daß fast alle Kameraden verheiratet waren, so daß der Junggeselle sich sehr vereinsamt vorkam. So war Liliencron froh, durch zahlreiche Kommandos dem Garnisondienst in der alten Feste Gneisenaus und Nettelbecks fast völlig entzogen zu sein. Das einzige, was ihn in Kolberg tröstete, war die Musik, die ihn auch mit dem jungen, später allzu früh verstorbenen Balladenkomponisten Martin Plüddemann, einem gebürtigen Kolberger, zusammenführte. Als Lieder von Robert Franz, den Liliencron stets sehr liebte, in Kolberg mit Erfolg gesungen worden waren, schrieb er das dem Tondichter, der ihm von Halle aus erwiderte: „Vielen Dank für die freundliche Mitteilung, daß meine Lieder in Kolberg und dessen Umgebungen eine gute Stätte gefunden haben. Aehnliches kann schwerlich von den hiesigen ‚hochzivilisierten' Landstrichen behauptet werden, was sich vielleicht daraus erklärt, daß ihnen über aller Kultur die Natur etwas abhanden gekommen sein mag."

Im Februar 1873 ward Liliencron zum Ersatzgeschäft nach der Provinz Posen kommandiert, die er ja von früher kannte. Er fuhr nach Gnesen und Hohensalza (damals noch Inowrazlaw) und bis nach Thorn hinüber. Ohne in die ihm gleichgültige Garnison, in der auch der Anblick der Ostsee ihm wenig gab, zurückzukehren, kam er am 1. April 1873 zur Schießschule nach Spandau; hier erreichte ihn die Nachricht, daß Helene von Bodenhausen sich einem andern verlobt habe.

In seiner Verzweiflung — denn immer noch hatte er heimlich eine Hoffnung festgehalten — stürzte sich Liliencron unbesonnen in neue Schulden — Berlin mit seinem jetzt aufrauschenden Glanz war ja so nahe! Vor dem Eintritt ins neue Regiment hatte er die alten Schulden ohnehin nicht voll bezahlen können, sie summten sich durch Zins und Zinseszins wieder erheblich auf. Seine Laufbahn führte zwar jetzt stracks hinauf: von Spandau aus kam er als Bezirksadjutant nach Stettin und rasche Beförderung stand in Aussicht. Man versuchte alles, ihn zu halten, aber die zum Teil bei Wucherern aufgenommenen Schulden waren nicht so rasch zu tilgen, und so erbat und erhielt er im September 1875 den Abschied, diesmal „behufs Aus-

wanderung" ohne Pension. Auch das Verlöbnis mit einer Gutsbesitzerstochter in Pommern ging in die Brüche, als der Schwiegervater von den Schulden erfuhr.

Über den beiden Jahren, die nun folgen, liegt ein tiefes Dunkel, das Liliencron selbst fast geflissentlich niemals lüftete. Nur weniges läßt sich mit Sicherheit über diese Zeit feststellen. Er hat jeden Briefwechsel mit den alten Freunden aufgegeben und sich mit bewußter Abschließung ganz auf ein neues Gleis gestellt. Noch Ende September 1875 hat er sich nach den Vereinigten Staaten von Nordamerika eingeschifft. Er brachte vorzügliche Zeugnisse und Empfehlungen seiner Vorgesetzten bis zu den Höchsten hinauf mit und wandte sich an den deutschen Gesandten Kurd von Schlözer, den Jugendfreund seines Vaters, um durch ihn eine Offiziersstellung in einem der südamerikanischen Staaten zu erreichen; aber die Kosten der Ausstattung waren zu hoch, und so saß der deutsche Freiherr bald in großem Elend in Neuyork. Philadelphia, Washington, ihm durch die Geschichte seiner Vorfahren so wert, und die großen Seen hat er kennen gelernt und ist nach San Antonio in Texas hinübergefahren. Seine Base Toni von Liliencron, hat er besucht. Dann hat er sich als Sprachlehrer, Bereiter, einmal sogar als Stubenmaler durchgeschlagen. Er besaß nur nicht die Dreistigkeit, seinen ihm so werten adeligen Namen genügend auszunützen, sonst hätte er, insbesondere bei seinem Glück bei Frauen, vielleicht doch drüben anderes erreicht. Eine Zeitlang war Liliencron Klavierlehrer; aber er übte mit seinen Schülern immer wieder die geliebten Klassiker, während die Eltern von Herrn Leiliencraun, wie sie ihn zu seinem Entsetzen nannten, glatte Salonmusik forderten. Freilich zwang ihn dann die Not, gelegentlich im Franklin-Garden, einem Wirtshaus in der Nähe der Bowery, und an andern Orten auf dem Klavier Biermusik zu spielen, und häufig hat er im „Hotel zum Alligator" in Neuyork verkehren müssen, einem Gasthof, der folgendermaßen geschildert wird: „Er wird von einem Deutschen geleitet und hat fast ausschließlich deutsche Kundschaft. Eine Spelunke ist er durchaus nicht. Für 5 Cents (22 Pf.) gewährt der Wirt Nachtquartier. Das besteht in einem Stuhl, einer überheizten Bude und einem Stück Seil. Das heißt: Das Seil ist zwischen zwei Pfosten quer durch die Stube gezogen. Auf beiden Seiten des Seils sitzen die Gäste, legen die Arme auf das Seil, darauf den Kopf, und schlafen so bis 5 Uhr morgens. Um diese Zeit klopft der Wirt mit einem ehemaligen Stuhlbein auf den Tisch und schreit: ‚5 Cents für Kaffee!' Wer diese fürstliche Summe nicht erschwingen kann, muß jetzt das

Lokal verlassen. Diejenigen, die sie erschwingen, dürfen noch eine Stunde weiter ‚pennen'. Ein neuer Schlag mit dem Stuhlbein kündet dann das Frühstück an. Wer nicht durch den Schlag erwacht, wird unsanfter geweckt. Das Seil wird losgebunden, und die Menschen, die sich noch darauf stützen, taumeln in den Saal zu Boden."

Das ganze Leben drüben konnte dem formvollen Mann nicht zusagen. Es ging, wie er später schrieb, „so schnurstracks gegen alle seine Gewohnheiten, Empfindungen, Lebensbetrachtungen", daß ihm später sein dortiger Aufenthalt wie eine Hölle vorkam.

Den Eindruck Amerikas hat er einmal so angedeutet: „Wer auch nur wenige Wochen in den Vereinigten Staaten von Nordamerika gewesen ist, wird ein Gefühl der bedingungslosen Freiheit mit in sein Vaterland zurücknehmen und bis an seinen Tod daran zurückdenken.

Frei! Mach und tue, was du willst. Das heißt: stiehlst du einen Regenschirm, so wird dir unfehlbar eine Zuchthausstrafe von fünf Jahren zum mindesten zuerkannt. Stiehlst du eine Million: man vergöttert dich und setzt dir ein Denkmal.

Frei! Ich will ein Beispiel nehmen: Auf einer Fahrt mit der Eisenbahn gefällt es dir, um dein Ziel, das zwischen zwei Haltepunkten liegt, schneller zu erreichen, mit einem Sprunge den in voller Fahrt befindlichen Zug zu verlassen. Gut. Es hindert dich kein Mensch. Es ist deine Sache. Du springst und brichst vielleicht den Arm, ein Bein, den Hals — d e i n e Sache . . .

Frei!"

Auch von Liebesabenteuern drüben hat er gelegentlich berichtet. Und auch den Eindruck des Neuyorker Lebens hat er mit der Sehnsucht nach der Heimat in Versen verschmolzen, die er später keinem seiner Bücher wieder einverleibt hat.

### Der Broadway in New-York.

Die Straße, die den Westen mit dem Osten
Und wieder weiter mit dem Westen bindet,
Betrat ich einst: Der Erde Reichtum fließt
Durch diese Riesenader von New-York.
Der Völker bunte Mischung sah ich hasten,
Doch drängte sich der Yankee klug und rastlos
Vor allen hier: in seinen scharfen Augen,
In seinem Rennen, seinem Sinnen lag

Nur eins, die unersättlich große Gier
Nach Gold, auf alle Fälle Geld zu „machen“.
Und mich befiel ein Grauen, ratlos fast
Sah ich mich um nach einem Halt. — Da plötzlich
In all dem Schreien, Stoßen, Fluchen, Treiben,
Zog klar vorüber mir ein liebes Bild:
  Ganz wie versteckt in Feld und Wald und Haide,
Fern von den Dörfern und den großen Straßen,
Liegt unser Haus vereinsamt und verloren,
In eines alten Gartens stiller Welt.
Die Sonne schien auf kiesbedeckte Wege,
Und in den Bäumen war ein Maienleben.
Du gingst zur Seite mir, und Hand in Hand,
So standen endlich wir am lichten Rande
Der kleinen Holzung: vor uns schwieg die Landschaft.
Ein Läuten kam aus unsichtbarer Ferne.
Wie schön es war. — Es zogen tiefe Schatten
Um uns, und fröhlich küßte deine Augen
Ein frischer Buchenzweig. —
  Als abends dann noch einmal wir durchschritten
Des Parkes Grund, die Nachtigall zu finden,
(Du wolltest ja durchaus sie singen s e h e n)
Wie lehntest halb erschrocken du den Kopf
An meine Schulter, als im Dickicht, plötzlich
Der Marmorfaun gespenstisch auf uns sah.
Und grade hier mit voller Inbrunst schlug,
In einem kaum erblühten Apfelbaum,
Die Liederkönigin; die schönsten Lieder
Sang klagend sie dem frechen Gotte vor. —
Das volle, ganze Glück lag ausgebreitet
In unsern Herzen, und es zog der Friede
Weit übers Land. . . . Hell leuchteten die Sterne,
Hell über uns in stiller Frühlingsnacht.

Im Jahre 1877, zu Anfang Februar, kehrte Liliencron über Liverpool nach Deutschland zurück und ließ sich zunächst in Hamburg nieder. Sein Ruhegehalt in Höhe von 498 Mark und 750 Mark Verwundetenzulage ward ihm durch des Königs Gnade auf eine Eingabe des Vaters wieder bewilligt, und am 8. Oktober 1878 erhielt er auch die Erlaubnis zum Tragen der Armeeuniform. Mit allem Ernst be-

gann er jetzt schriftstellerisch zu arbeiten und sah mit Verachtung auf das „Wischiwaschi" seiner früheren, Seckendorff und Busse übersandten Novellen zurück.

Wieder und wieder las er im Gedenken Oldenswortер Knabentage Theodor Storm und wagte nun, dem großen Landsmann einen Gruß zu senden; er erzählte ihm, wie er im Kreise von Kameraden am Beiwachtfeuer vor Metz seiner gedacht habe. Und Theodor Storm erwiderte von Husum aus am 12. Juni 1877: „Wenn ich Ihren freundlichen Brief erst heute beantworte, so ist es deshalb nicht weniger gut gemeint; Zeit und Kraft fangen allmählich an, bei mir etwas knapp zu werden. Haben Sie herzlichen Dank für Ihren Frühlingsgruß! — Ob mir die Ohren geklungen, als Sie und Ihre Kameraden in der Bivouac-Nacht vor Metz meiner gedacht, kann ich jetzt freilich nicht mehr sagen; einen Brief habe ich derzeit nicht erhalten." Die von den jungen Offizieren bewunderte Dichtung war die zarte Erzählung „Ein grünes Blatt" gewesen; sie beginnt damit, daß im Feldlager während des Putzens der Dichter das Tagebuch eines andern vornimmt und das „Blatt aus sommerlichen Tagen" findet und liest — die Umwelt ist also die gleiche. Storm bemerkte dazu: „Die kleine Dichtung entstand übrigens 1850 hier während des Belagerungszustandes." Inzwischen hatte Liliencron auch die Erzählung „Heut und ehedem" gelesen, in der eine Dame auf einem Bahnhof ihr Abteil nicht gleich findet und ein junger Offizier ihr seine Hilfe anbietet; als die ihm aber sagt, sie führe dritter Klasse, verschwindet er spurlos. Daran hatte der Offizier in Liliencron Anstoß genommen, die Echtheit der Geschichte bezweifelt, genau wie er später seinem Freunde Jacob Loewenberg ein grelles, novellistisch berichtetes Reservistenerlebnis zunächst nicht glaubte. Storm aber schrieb: „Die Geschichte von dem Offizier und der III. Classe ist buchstäblich wahr. Und obgleich ich liebe Freunde unter den Preuß. Offizieren habe — ‚hatte' muß ich eigentlich sagen: denn der mir liebste, Major v. Kaisenberg, fiel auf den Spicherer Höhen — so ist die gerügte Schwäche im Offiziersstande doch recht verbreitet; sie wird ja sogar von oben her absichtlich genährt. Die Dame, der das geschah, war meine Frau, die ich bald nach der Rückkehr in die Heimath verlieren mußte. Uebrigens ist es unvermeidlich; wo ein ganzer Stand vornehm erscheinen soll, da muß die innere Vornehmheit auf Kosten der äußeren leiden."

Liliencron hatte in dem Brief an Storm wieder für Robert Franz geworben und insbesondere eine Vertonung von Storms „Meine Mutter hats gewollt" (aus „Immensee") gerühmt. Dazu bemerkte

der Dichter: „Von ‚Meine Mutter hats gewollt‘ habe ich manche Composition durchgesehen; keine hat mir gefallen, auch die von Franz nicht; die von Ihnen genannten kenne ich nicht. Schumann wäre vielleicht, wenn irgend einer, der Componist für einzelne meiner Gedichte gewesen.“

Endlich hatte Liliencron um das Bildnis Storms gebeten. „Mit meinen Photographien“, sagte dieser darauf, „steht es augenblicklich übel. Sie sind z. B. nicht einmal im Buchladen zu haben. Ich soll immer einmal wieder auf den Photographierstuhl, und wenn es geschehen, werde ich Ihnen ein Bild schicken. Erfreuen würden Sie mich, wenn Sie mir die unbekannten Compositionen, oder doch die Sie für die gelungsten halten, zugänglich machten. Und dann — ich las in ‚Ueber Land und Meer‘ den Anfang einer Shakespeares-Novelle von Ihnen, der mich auf das Weitere begierig machte. Könnte ich auf etwa vierzehn Tage vielleicht einmal den ganzen Abdruck bekommen? Ich kann's hier nicht erlangen.“ Die betreffende Erzählung war aber nicht von Liliencron, sondern von der Gattin seines Vetters Rochus, Luise von Liliencron, geborenen Tutein. Endlich wies Storm Liliencron noch darauf hin, daß er vor einigen Tagen aus Madrid eine zierliche spanische Ausgabe von „Immensee“ ‚El laga de las abejas‘ übersetzt von Antonio ú Melia, erhalten habe.

Auch zu Storms Gegenbild, Emanuel Geibel, versuchte Liliencron Beziehungen anzuknüpfen, wobei ihm der Vater, der vorübergehend bei Lübecker Freunden lebte, helfen sollte. Mit einem der alten Schulgenossen trat er in neuen Verkehr, mit dem Musiker Theodor Gänge in Kiel, und erhielt diese neu geschlossene Verbindung durch lange Jahre.

Kaum war Liliencron in Deutschland, da näherte er sich auch — im Juni 1877 — wieder Helene von Bodenhausen. Ihr Vater war inzwischen gestorben, die Schwester Toska verheiratet, und in Görlitz verlobten sich nun die beiden — die frühere Verlobung Helenes war damals rasch wieder gelöst worden. Nach all der Sehnsucht der sechs Jahre, in denen Liliencron doch ab und zu Nachricht von ihr bekommen hatte, war er nun überglücklich, wenn er sich auch darüber klar war, daß an eine rasche Heirat nicht gedacht werden konnte. Von seiner kleinen Wohnung in der Neuen Straße Nr. 3 (der jetzigen Danziger Straße) in Hamburg-St. Georg, dann von seinem Zimmer in der Grindelallee 158 schrieb er nach allen Seiten um Anstellung. Gern wäre er in den russisch-türkischen Krieg gezogen, wenn er die Mittel dazu hätte aufbringen können. Schließlich entschloß er sich, Musik-

lehrer zu werden und zunächst ein paar hundert Taler für die Ausbildung zusammenzuleihen. Am 18. Dezember des Jahres folgte die öffentliche Verlobung. Neue religiöse Kämpfe begannen, denn Liliencron war entschlossen, mit Helene, die längst im Herzen Katholikin war, zur katholischen Kirche überzutreten. Der Gottesdienst der andern Konfession wirkte „berauschend, beseligend, beruhigend" auf ihn. „Schon seit 66 sehne ich mich mit jeder Faser zu jener Religion, der allein ich mich vertrauen möchte. Die ruhige, kalte, plumpe, bäurische protestantische Religion kann mich nicht begeistern. Meine ästhetischen Gefühle, mein Drang nach Liebe und Vergebung — mein Herz fühlt sich nur hingezogen und erhoben in Deiner Kirche. Jene (ich möchte sagen) Heiterkeit, jener schöne, rührende Zug der Vergebung unserer Sünden bei Euch hat mich von jeher ergriffen", so bekannte er sich an Seckendorff, der aber jede zudringliche Beeinflussung taktvoll vermied und ihm nur auf Anfrage einen Breslauer Domherrn für den von Liliencron gesuchten Unterricht empfahl (Helene lebte ja in Görlitz). Liliencron bat, ihm auch einen Hamburger Geistlichen namhaft zu machen, er ließ sich katholische Lehrbücher, wie den Dubelmannschen Leitfaden für den katholischen Religionsunterricht an höheren Lehranstalten, übersenden. Er besuchte, wie einst in Mainz, die katholische Kirche und gewann Einblick in den Messedienst, den er nun „unglaublich sympathisch" fand. Er überwand auch die Abneigung gegen die katholische Form des Abendmahls, und der Genuß des Weins nur durch den Priester war ihm immer noch, trotz dem befremdenden Eindruck, lieber als der Streit zwischen Lutheranern und Reformierten über die Bedeutung des Symbols. Aber über die Ohrenbeichte kam er nicht hinweg; lieber als die Offenbarung des Geheimsten an einen fremden Geistlichen, war ihm denn doch der Gedanke, Gott dem Herrn selbst zu beichten.

Oft überfiel ihn mit Bergesschwere der Zweifel, ob er noch berechtigt sei, Helene an sich zu fesseln; die Spuren der leichtsinnigen Berliner Tage, der bösen Irrfahrten im Dollarlande, der elenden Schuldengeschäfte, die soviel von seinen Nerven und seiner Zeit beanspruchten — das alles empfand er in dunkeln Stunden als brennende Male gegenüber der jungen Reinheit seiner Verlobten:

Du kettest immer noch dein junges Leben
An mein Geschick, das dunklere Gestalten
Mit jedem neuen Tage mehr umwalten,
So sehr ich kämpfe, mich zum Licht zu heben.

Mich traf ein Fluch, und böse Mächte schweben
Um meine Stirn, die mich gebunden halten,
Die nur noch tückischer die Fäuste ballten,
Als ich dein Schicksal wollt in meins verweben.

Noch einmal gieb, eh ich das Licht seh schwinden,
Die lieben Hände mir, laß mich sie fassen,
Wenn mich die Geister grausend dir entwinden. —

So lebe wohl; schon fühl ich mich erblassen,
Die Finger lösen sich, und leise, leise
Ziehn fremde Schatten um mich ihre Kreise.

Unter diesen inneren Kämpfen begann Liliencron mit seiner Ausbildung zum Gesanglehrer, wofür das Geld unter großen Beschwernissen aufgebracht war. Am 8. Oktober 1878 fand in Görlitz die Trauung mit Helene von Bodenhausen statt, zum Bedauern der Schwiegermutter noch in der evangelischen Kirche. Das junge Paar zog nach Hamburg-St. Georg (auf dem linken Alsterufer) in das Haus Alsterweg 2 (jetzt Schmilinskystraße), drei Treppen hoch, in eine sehr bescheidene Wohnung; als der Prinz Emil zu Schoenaich-Carolath, mit dem Liliencron in diesen Jahren in Beziehung trat, einmal gelegentlich eines Rennens bei ihm zu Tisch war, merkte er, daß das Eßzimmer eigentlich ein ausgeräumtes Schlafzimmer war, worüber ihn jedoch Liliencrons feine und unbefangene Form ohne weiteres hinwegbrachte.

Fürchterlich begannen nun in dem jungen Eheglück die alten Schulden Liliencron wieder zu plagen. Seine Gläubiger hatten im Militärwochenblatt die Wiederverleihung der Uniform gelesen und setzten über ganze hundert Mark einen Pfändungsbefehl durch, den zufällig die junge Frau von Liliencron in Empfang nahm.

Da schrieb er Helene die Verse:

Vorbei die ersten Liebeswochen,
Die wir gelebt an unserm Herd.
Der Feind will an die Thüre pochen,
Ein Feind, der wohl des Kampfes wert.

Es packt mich an von allen Seiten
Der wüsten Sorgen Angriffsheer.

Das ist ein Lärmen, Wüten, Streiten,
Ein schäumend, wildempörtes Meer.

Das Ruder halte ich in Händen,
Dem Sturme seh ich ins Gesicht;
Und läge ich in Sargeswänden,
Ich gäbe dich dem Sturme nicht.

Zu ruhn an stillen Waldesquellen,
Gönnt selten uns ein menschlich Glück;
Ein Schwimmen gegen Stromesschnellen
Ist unsres Leben hart Geschick.

Und so ging es Tag für Tag. Unablässig bemühte er sich unterdessen um eine Anstellung, da er mit seinen musikalischen Studien, schon aus Geldmangel, nicht vorwärts kam. Er wandte sich persönlich in Berlin an den Staatssekretär des Auswärtigen Amts, Bernhard Ernst von Bülow, den alten Bekannten seines Vaters; Bülow mußte ihm aber sagen, daß er für die Verwendung in Berlin mangels juristischer Kenntnisse nicht in Frage komme und in den Konsulardienst als Verheirateter nicht aufgenommen werden könne. Moltke, der ja gleichfalls mit Liliencrons Eltern in Beziehung stand, wollte ihn in der Gensdarmerie unterbringen — hier traten wieder die Kosten der Ausstattung hindernd in den Weg. Die Gläubiger ließen dem Paar nur mit knapper Not die Möbel, und Liliencron mußte seinen Ruhegehalt auf Monate hinaus verpfänden. Endlich aber tat sich eine Hoffnung auf — er entschloß sich, um seine Aufnahme in den innern Verwaltungsdienst zu bitten.

9.

# Beamter.

Am 14. Juni 1879 wandte sich Liliencron in einer Eingabe unter Beilegung seines Zivilversorgungsscheins an den Oberpräsidenten der Provinz Schleswig-Holstein: „Als geborener Schleswig-Holsteiner wäre es mir von großem Werte, in meinem Heimatlande eine Anstellung im Zivildienst zu erlangen, und geht daher meine große Bitte dahin, hochgeneigtest mir eine Anstellung in der Euer Exzellenz unterstellten Provinz gewähren zu wollen." Der Oberpräsident gab das Gesuch an den Regierungspräsidenten zu Schleswig weiter, und dieser schrieb Liliencron am 4. Juli, daß er gern darauf eingehen wolle, wenn Liliencron Hardesvogt oder Kirchspielsvogt zu werden beabsichtige; er solle sich an den Minister des Innern wenden. Das geschah. Der Kriegsminister von Kameke erteilte eine sehr gute Auskunft über den Bewerber, dieser habe ganz vorteilhafte Zeugnisse, sein Verhalten in den beiden Feldzügen sei so anerkennenswert gewesen, daß er dekoriert worden sei. Nach Auskunft des Generalkommandos beschäftige er sich literarisch, er nehme eine geachtete gesellschaftliche Stellung ein, seine Vermögenslage wäre nicht bekannt. Daraufhin erklärte der Minister des Innern, Graf Botho Eulenburg, sein Einverständnis. Liliencrons Wunsch, zunächst, wegen der sonst notwendigen Umzugskosten, bei dem Landratsamt in Wandsbeck eintreten zu dürfen, wurde aus amtlichen Gründen abgeschlagen; dafür ward er am 30. August vom Oberpräsidenten Heinrich von Boetticher dem Landratsamt zu Eckernförde überwiesen, wo er am 7. Oktober eintrat. Er nahm in dem kleinen Badeort Borby Wohnung. Mit großer Schaffenslust und Genauigkeit ging Liliencron an die ihm übertragenen Arbeiten. Die Einsamkeit in dem schön in waldiger Bucht an der Ostsee ganz nah der kleinen Stadt gelegenen Borby sagte ihm zu. Ein immer lebhafter werdender Briefwechsel mit dem schlesischen Dichter Konrad von Prittwitz und Gaffron auf Hennersdorf (1826—1906) setzte ein, den er von Görlitz aus besucht hatte und dessen Sonette er sehr bewunderte, insbesondere das „An einen guten Schützen":

Du hasts erreicht, erreicht mit Windeseile!
Wie einst Odysseus meisterst du den Bogen,
Am Ziel ist kein Geschoß vorbeigeflogen,
Ein Held wie du verschießt nur Todespfeile.

Du trafst mich gut und tief — noch kurze Weile,
Dann sind verströmt des Herzbluts Purpurwogen;

Und um die karge Spanne Zeit betrogen,
Wird frühe mir das schwarze Los zu Teile.

Nicht an des Daseins Überschätzung leid ich,
Mir ist der Abschied wie ein Wiedersehen,
Und nur von wenigem — ich weiß es — scheid ich.

Fahr wohl, o Nacht! die Morgenlüfte wehen!
Doch dich, beim ewigen Gotte, nicht beneid ich,
Wenn wir uns dort einst gegenüberstehen!

Die Beziehungen zu dem Prinzen Emil zu Schoenaich-Carolath, dessen erste Dichtungen im Jahre 1878 erschienen waren, wurden brieflich fortgesetzt, Theodor Storm ward weiterhin zwischen Steuersachen und andern amtlichen Akten fleißig gelesen und auch mit Alberta von Puttkamer mancher von dichterischen Gedanken und Hoffnungen erfüllte Gruß getauscht. In den ersten Augusttagen des Jahres 1880 weilte Liliencron als Carolaths Gast auf dessen dänischer Besitzung Paalsgard bei Horsens.

Der Landrat Freiherr von der Reck war mit dem Gehilfen sehr zufrieden, fand ihn gut beanlagt und erkannte seine Bemühungen an, in die Verwaltungsgeschäfte einzudringen; jedoch fand er ihn nach den ersten sechs Monaten für eine selbständige Stellung noch nicht genügend vorgebildet und beantragte die Verlängerung der Probezeit um ein weiteres halbes Jahr, währenddessen Liliencron zugleich beim Hardesvogt Petersen arbeiten sollte. Auf wiederholten Bericht des Landrats wurde in der Tat die Dienstleistung bis zum 1. Oktober 1880 erstreckt.

An diesem Tage trat Liliencron zu einer sechswöchigen Dienstleistung als Adjutant beim Bezirkskommando in Hamburg an und hatte hier die Freude, den blutjungen Professor Stephan Waetzoldt kennen zu lernen, der als Reserveoffizier bei einem Liebesmahl sein Tischnachbar war; der hervorragende Schulmann war damals Oberlehrer an den Lehranstalten des Klosters St. Johannis zu Hamburg und ist zu Liliencron bis an seinen frühen Tod (er starb schon 1904) in freundlichen Beziehungen geblieben. Auch mit dem damaligen Leutnant und späteren Obersten im Infanterieregiment Nr. 76 von Dassel trat Liliencron in Verkehr und besuchte seine Base, die Jugendschriftstellerin Sophie von Wörishöffer in Altona.

Vor dem Antritt seines Kommandos hatte er darum gebeten, in Blankenese weiter arbeiten zu dürfen; das ward ihm aber nicht ge-

stattet. Von der Reck berichtete, daß Liliencron doch den Erwartungen der Vorgesetzten nicht vollständig entsprochen habe; „nicht aus Mangel an Fleiß und Ausdauer, sondern es fehlt ihm scheinbar die praktische Ader, die Sachen sogleich von der richtigen Seite anzusehen." Er sei aber nun mit allen Vorschriften vertraut, habe guten Willen, und so werde vorgeschlagen, ihm versuchsweise die Verwaltung einer Distriktsbeamtenstelle in einfachen Verhältnissen anzuvertrauen. Fürs erste kehrte Liliencron nach Eckernförde zurück; aus Verlegenheiten durch die alten Schulden half gelegentlich der treue „Seckelshagen", Freund Seckendorff, der sich inzwischen gleichfalls verheiratet hatte. Zu Anfang Juli 1881 ward Liliencron als stellvertretender Hardesvogt in Flensburg vereidigt und arbeitete dort ein Vierteljahr lang; einmal hatte er kräftig einem Haidebrand zu wehren. Trotz der Verwendung des Reichsgerichtsrats Hartmann, eines Oheims seiner Frau, beim Oberpräsidenten von Boetticher bekam er immer noch keine feste Anstellung. Ende September 1881 trat er wieder eine sechswöchige Übung an; solche Wochen waren ihm nach dem seinem Herzen ganz fremden amtlichen Tun Erholung und Erfrischung. Er konnte wieder den geliebten Degen tragen, mit Kameraden verkehren, sich in des Königs Rock fühlen.

Am 7. November 1881 ward er zum Landratsamt Plön versetzt. Er saß nun in einer der schönsten Städte Holsteins, zwischen dem großen und dem kleinen Plöner See, unterhalb des alten Schlosses mit seinem prachtvollen Park; er fand in der größeren Gesellschaft der Stadt zusagenden Verkehr, insbesondere auch unter den Offizieren der Kadettenanstalt. Damals erschien zuerst ein Gedicht von ihm, das allgemein gelesen wurde, es stand nämlich in den „Fliegenden Blättern": „Die Musik kommt".

Klingling, bumbum und tschingdada,
Zieht im Triumph der Perserschah?
Und um die Ecke brausend brichts,
Wie Tubaton des Weltgerichts,
  Voran der Schellenträger.

Auch in Plön fiel das Gedicht natürlich auf und trug nicht dazu bei, die allgemeine Ansicht über die amtliche Brauchbarkeit seines Verfassers zu erhöhen. Eine Schmeichelei darüber von Charlotte Niese, die den vollen Wert auch dieser leichten Verse erkannt hatte, lehnte Liliencron in einer Gesellschaft ab: „‚Die Musik kommt' ist längst nicht

mein bestes Gedicht; ich habe viel bessere gemacht, und ich werde noch viel viel besser dichten!"

Im Februar 1882 erstattete der Plöner Landrat von Brackel einen von feinster Menschenkenntnis zeugenden Bericht, der ein volles Bild Liliencrons in jener Zeit gibt. „Der Premierlieutenant von Liliencron ist seinen Kenntnissen und Neigungen nach als ein Literat von Fach zu bezeichnen. Derselbe hat eine sehr anerkennenswerte Gewandtheit im Gebrauch der Feder und zur Behandlung allgemeiner literarischer Gegenstände, schreibt Novellen und huldigt der Dichtkunst. Eine besondere Neigung hat derselbe für das Studium der Geschichte, besonders der vaterländischen, und seine Kenntnisse sind in dieser Hinsicht recht schätzbar. Die älteren und neueren Verhältnisse von Schleswig-Holstein sind ihm geläufig, und ist er offenbar bemüht, seine Kenntnisse in dieser Richtung noch fortwährend zu vermehren. In der Behandlung der Verwaltungsgeschäfte besitzt derselbe dagegen bis jetzt nur eine geringe Übung. Seine Arbeiten sind oberflächlich, ungeschäftlich und wenig brauchbar, insbesondere fehlt ihm die Ausdauer, welche zu gründlicher Behandlung der Geschäfte unerläßlich ist, und ohne welche ein Fortschritt nur langsam möglich ist. Der Grund davon liegt teils in der ihm eigenen Unruhe und Hastigkeit, teils darin, daß er für die Verwaltungsgeschäfte nur wenig Neigung und Verständnis hat. Für eine wichtigere Verwaltungsstelle halte ich ihn daher noch nicht geeignet. Ob er unter eigener Verantwortung und im Zwange der Notwendigkeit mehr zu leisten imstande ist, vermag ich nicht zu beurteilen; es ist möglich, daß er alsdann sich zusammennimmt; immerhin aber möchte ich bei etwaiger Beförderung Vorsicht empfehlen, solange L. nicht in kleineren Verhältnissen seine praktische Brauchbarkeit bewiesen hat.

Was seine Persönlichkeit im übrigen anlangt, so ist er von guten Formen, bescheiden, höflich und zuvorkommend, ein angenehmer und wegen seiner literarischen und historischen Kenntnisse auch interessanter Gesellschafter, der gewiß niemals Anlaß zu persönlichen Differenzen geben wird."

Am 1. März 1882 schlug endlich die erlösende Stunde: Liliencron erhielt eine selbständige Stellung, ihm wurden die Verwaltungsgeschäfte auf der Insel Pellworm übertragen, die bis dahin der Amtsrichter nebenamtlich geführt hatte. Es handelte sich um einen der allerkleinsten Geschäftsbezirke Preußens — auch das Amtsgericht hielt nur zwölf Sitzungen im Jahre — in einer Gegend, die Liliencron weit lieber und willkommener war als die Ostseeküste und das holsteinische Seen-

gebiet. Pellworm liegt ganz am Südende der nordfriesischen Inseln, deren größte Sylt ist. Die nächste Stadt des Festlandes ist Husum — so war Liliencron der Heimat Theodor Storms nahegerückt, freilich nicht dem Dichter selbst, der im Jahre 1880 weiter landeinwärts nach Hademarschen gezogen war.

Husum enttäuscht den Betrachter zunächst, sobald er den schönen, alten Schloßgarten verläßt; es ist eine ziemlich charakterlose Kleinstadt, und selbst das Hafenbild kann sich mit dem anderer schleswig-holsteinischer Küstenstädte, selbst des kleinen Neustadt, nicht messen — man muß erst mit Storms alles verklärenden Dichteraugen sehen, um Husum, die „graue Stadt am Meer", zu finden. Und Storms Heimatstimmung fühlt man denn freilich am besten vom Meere aus. Wenn der kleine Dampfer die Schleuse gekreuzt und die letzte Boje hinter sich gelassen hat, wenn man dann vom offnen Wasser her, von Möwen umflogen, auf die Stadt zurückblickt, geht der Hauch schwermütiger Schönheit dieses Marschlandes auch dem Neuling durchs Herz. Noch mehr als zwei Stunden — Nordstrand bleibt links liegen — braucht man bis zum Hafen von Pellworm. Die große Insel ist — im Gegensatz zu den nördlich gelegenen Halligen — eingedeicht und von Deichen durchzogen. Einzeln liegen die hohen Werften oder Wurten der Bewohner, friesischer Bauern. Schafzucht vor allem wird auf diesen Inseln getrieben, und wenn man auf dem festen Boden der Deichkrone den köstlichen Weg zwischen Land und Meer geht, springen langsam die Tiere den Hang hinab, von jungen, ungeschickten Lämmern umspielt. Immer hat man auf solcher Wanderung den Blick in die Kooge der Insel zur einen, den aufs Meer zur andern Seite, bei Ebbe weithin grauen Schlick vor sich, aus dem es fortwährend leise piept und gurgelt. Selten erblickt man auf dem Meer ein Segel oder eine Rauchfahne, auf dem Lande einen Menschen zu Fuß, mit dem Springstock für die Gräben, oder zu Wagen.

Alte Erinnerungen an einst gelesene Chroniken über die Friesen tauchten hier in Liliencron auf, die weiten Deichwanderungen schärften den Blick für das große Leben des Meeres, jeder Vogelruf aus den Watten ward eifrig beobachtet und jedem der gefiederten Bewohner sein eigener Laut, etwa dem Avosettsäbler sein Puith puith, abgelauscht. Mit dem Springstock überquerte Liliencron auf Dienstgängen die Gräben. Bald rief ihn die Vielfältigkeit seiner Pflichten hierhin, bald dorthin, und oft genug hatte er als Deich- und Strandvogt sehr seltsames Strandgut zu besichtigen. Fleißig ging er auf die Vogel-, zumal die Austernfischerjagd. Endloser Himmel und endloses Wasser brei-

teten sich um ihn. Wundervoll, wie der Kämpfer für Deutschlands Einheit, der alte Soldat, hier den 22. März beging; da des Kaisers Geburtstag auf Pellworm nicht öffentlich gefeiert ward, zog Liliencron die Uniform an und ging auf den Winterdeich im Westen der Insel. Hier stellte er sich stramm auf, zog den Säbel „in der grandiosen Nordseeeinsamkeit" und schwenkte ihn dreimal über seinem Helm: „Es lebe der Kaiser!"

Wenn, nicht selten, das Wintereis die Zufahrt zur Insel vollständig versperrte, saß er wochenlang ohne jede Nachricht vom Lande, wie er etwa Richard Wagners Tod erst nach elf Tagen erfuhr. Diese Verhältnisse brachten es mit sich, daß Liliencron freier schalten konnte als jeder andere Verwaltungsbeamte, war er doch auch oberster Brandbeamter und seit dem 8. März daneben Kurator der Steuerkasse, gewissermaßen alles in allem. Seine amtliche Bezeichnung war Hardesvogt — Harder heißen in Schleswig die Amtsbezirke, die in Holstein Kirchspiele genannt werden. Von seiner einsamen Machtvollkommenheit machte Liliencron nicht immer den rechten Gebrauch, so, als er die Gensdarmen von der Insel verbannen wollte, auf der er sie nicht nötig fand, und allen Gastwirten unbeschränkte Tanzerlaubnis gab, während vordem die Konzession umgegangen, ja der Tanz zeitweilig infolge einer Messerstecherei ganz verboten gewesen war.

Von solchen kleinen Fehlschüssen abgesehn, führte Liliencron die Geschäfte zur Zufriedenheit der Behörden, insbesondere seines nächsten Vorgesetzten, des Landrats Grafen Reventlow in Husum. Nur die traurigen Wohnungsverhältnisse verstimmten ihn. Im August bewarb sich der anläßlich der Geburt des jetzigen Kronprinzen, am 6. Mai 1822, zum charakterisierten Hauptmann Beförderte um die Kirchspielsvogtei Meldorf. Er rühmte die angenehme und lehrreiche Tätigkeit auf Pellworm, beklagte aber eben den Mißstand des Wohnungswesens. „Zuerst habe ich mich in einem der hiesigen, rein auf bäuerliche Verhältnisse berechneten Wirtshäuser halbwegs im Keller etabliert, sodann in einem Privathaus Unterkommen gefunden, jedoch nur bis zum 15. dieses Monats, so daß ich mich glücklich schätzen kann, wenn ich bis zu dem gedachten Tage überhaupt ein Schutzdach erobere. Dies ist um so peinlicher für mich, da ich trotz aller Bemühungen ein Bureaulokal gar nicht ausfindig machen kann, vielmehr mein sehr beschränktes Wohnzimmer als Bureau der Königlichen Hardesvogtei benutzen muß. Außerdem bin ich verheiratet, und bin nicht in der Lage, auf die Dauer einen doppelten Haushalt zu führen (die Gattin war in Hamburg), während es mir bei den hiesigen Lokalverhältnissen

völlig unmöglich ist, eine auch nur den gemäßigtsten Ansprüchen genügende Familienwohnung zu finden."

Das Gesuch wurde abgelehnt, da Liliencron auf der gegenwärtigen Stellung unentbehrlich sei; nach einer sechswöchigen militärischen Übung im April und Mai 1883 bewarb er sich zu Anfang Juni um die Kirchspielsvogtei Gravenstein, wiederum ohne Erfolg. Sein Einkommen betrug auf Pellworm, „gegenüber England, Nordkap rechts", neben dem Offiziersruhegehalt und der Verwundetenzulage, sechs Mark an Tagegeldern und siebenhundertundfünfzig Mark für den Dienstaufwand. Auf Muhls Werft hatte er schließlich eine angenehmere Wohnung gefunden.

Ende August schlug der Regierungspräsident nach dem günstigen Zeugnis Reventlows Liliencron beim Minister für die Kirchspielsvogtei Kellinghusen vor. Er rühmte den anerkennenswerten Ernst und Eifer des Beamten und seine guten Erfolge. Alles, was über die unerledigte Aktenmenge, die zahlreichen Rüffel und so weiter jahrelang berichtet worden ist, gehört in das Bereich der Fabel und des Klatsches, und Liliencron hat es stets zornig dahin verwiesen — wie überhaupt der Sagenkranz um seine Amtstätigkeit im wesentlichen aus künstlichen Blättern besteht. Der Präsident lobte die Persönlichkeit des Bewerbers, seine gewandten Formen, sein liebenswürdiges Wesen, das ihm ein gutes Verhältnis zu den Eingesessenen seines Verwaltungsbezirks um so mehr sichern würde, als er der Provinz durch Geburt angehöre und die Eigentümlichkeiten der Bevölkerung kenne. Zwei Tage später bewarb sich Liliencron auf die höhere Anregung hin selbst um das neue Amt, er fuhr persönlich zum Minister Robert von Puttkamer nach Berlin und ward am 9. September 1883 zum Kirchspielsvogt in Kellinghusen ernannt. Sein Gehalt sollte 2400 Mark betragen, wovon 86 Mark für die Witwenkasse abgingen; dazu kamen noch die gleiche Dienstaufwandentschädigung, wie auf Pellworm und ein Wohnungsgeld von 420 Mark jährlich. Für die Nebenämter des Amtsanwalts und des Standesbeamten standen etwa 440 Mark jährlich zur Verfügung. Die Vogtei umfaßte sieben Gemeinden mit rund fünfzehnhundert Einwohnern. Liliencron kehrte, nachdem er sich am 12. in Schleswig gemeldet hatte und dort für sein neues Amt verpflichtet worden war, noch im September in das ihm aus dem Jahre 1872 so wohlbekannte Kellinghusen zurück. Aus früherer Zeit fand er hier den Arzt Dr. Martens. Dem hatte vor zehn Jahren der junge Offizier einen bedeutenden, unauslöschlichen Eindruck gemacht; noch nach Jahrzehnten, auf dem Sterbebette in Berlin,

sprach Martens in seinen letzten erregten Worten von Liliencron und bat seine Frau, sich Liliencrons anzunehmen.

Der Bürgermeister Jargstorff war Liliencron eine erfreuliche amtliche Bekanntschaft.

Am unbequemsten war Liliencron das Amt des Amtsanwalts, und er bat im Dezember 1884 um seine Enthebung von dieser Tätigkeit. Er sei überlastet, und es fehle ihm jede Schreibhilfe. Der Landrat von Harbou in Itzehoe, nunmehr sein Vorgesetzter, befürwortete das Gesuch nicht. Allerdings hat er Liliencron um Einlegung der Berufung gegen freisprechende Urteile ersuchen müssen, die auf Liliencrons eignen Antrag ergangen waren.

Im Juni 1885 erhielt der Kirchspielsvogt den einzigen Verweis seiner ganzen Amtszeit, wegen eines Formfehlers im Schankkonzessionsverfahren.

Friedlich und still verflossen Liliencron die ersten Monate in der neuen Tätigkeit. Sein Briefwechsel breitete sich immer weiter aus. Schon vordem hatte er Klaus Groth seinen tiefen Dank, insbesondere für den „Quickborn", ausgesprochen, den er auf allen Feldzügen, Manövern und Reisen bis nach Frankreich, über die russische Grenze und nach Amerika mit sich getragen hatte; jetzt schrieb er neuerdings an den großen Landsmann und suchte den Verkehr mit ihm zu halten. Mit Fräulein Margarethe Stolterfoth in Königsberg trat er durch einen Zufall in Beziehung und tauschte mit ihr brieflich Gedanken über Carolath, Alberta von Puttkamer, den in der ostpreußischen Hauptstadt lebenden Felix Dahn. Der Rechtsanwalt Timm Kröger aus Elmshorn, der damals den Dichter in sich noch nicht entdeckt hatte, stand dem Amtsanwalt von Liliencron gelegentlich als Verteidiger vor dem Schöffengericht gegenüber und war dann sein Tischgenosse an der Wirtstafel des Gasthofs zur Stadt Hamburg.

Seine Tätigkeit war Liliencron, zumal bei dem guten Gehalt, immer noch unter allen im Zivilleben möglichen die liebste, kam doch, wie er sich ausdrückte, „das ganze menschliche Leben darin vor". Neben dem Kleinsten und Kleinlichsten lagen oft die schwersten menschlichen Verwirrungen und Verbrechen innerhalb seines Amtsbereichs. So lange er konnte, übte er Nachsicht, insbesondere gegen die umherziehenden Zigeuner, für die er von jeher eine kleine Vorliebe hatte, und von denen er sich, zum Entsetzen seiner Gensdarmen, gelegentlich etwas vortanzen und vorgeigen ließ.

Aus meinem Fenster seh ich
Eine Mühle, die stille steht,
Einige Werften mit Kathen
Ohne Baum und Garten,
Dahinter die feine Linie des Deichs,
Und dann graue Wolken des Himmelreichs.

Um mich liegen Akten und Schwarten,
Im Vorzimmer die Bauern warten,
Hans Paulsen und Paul Hansen.
Paul Hansen hat seine Nachtmütze
Auf die Hecke von Hans Paulsen gehängt.
Unerhört.

Und der Amtsbote kommt mit
Einem italienischen Drehorgelmann,
Der keinen Gewerbeschein hat.
Der arme Teufel verdiente
einen Orden, daß er so hoch hier
in den Norden sich hineinwagt.
Der Sekretär kommt mit den
Unterschriftssachen. Langweilig,
ach, und nun knisterts wieder im Ofen.
Und immer seh ich die öde Land-
schaft vor mir, die im Winterschlaf liegt.

Den Stoßseufzer hat Liliencron in Pellworm, ganz für sich, einmal laut werden lassen. Und auch in Kellinghusen schrieb er wohl: „Ach! der Pflichtpflug!" Aber er setzte doch hinzu: „Aber auch er hat ja seine guten Seiten." Er hatte auch seine heiteren, so, wenn der Kirchspielsvogt bei der pflichtmäßigen Durchsicht der Volksbücherei Kellinghusens plötzlich Claurens „Mimili" entdeckte, die hier seit Jahrzehnten unangefochten ausgeliehen wurde.

Dennoch sollte die anfängliche Behaglichkeit des Lebens mit der immer wachsenden dichterischen Arbeit dabei nicht lange währen; in schwere Seelenkämpfe geriet Liliencron vor allem durch das Verhältnis zu seiner Frau. Den Edelmut und die Opferfreudigkeit der Geliebten konnte er nicht genug rühmen, aber die Temperamente vertrugen sich auf die Dauer nicht miteinander. So ward die Ehe im April des Jahres 1885 gerichtlich geschieden.

Schwerer noch legte sich auf Liliencron nach einer kurzen Zeit der Abmilderung der Druck seiner Schulden. All die Jahre hindurch hatte er leidlich wirtschaften können, und insbesondere nach außen hin nichts über seine Vermögensverhältnisse dringen lassen. Nun aber meldeten sich alte Gläubiger. Am 3. Juni 1885, gerade an Liliencrons 42. Geburtstage, erwirkte der Gemeindevorsteher Clausen auf Pellworm wegen dreihundert Mark eine Zwangsvollstreckung auf die Dienstbezüge Liliencrons bei der Regierung in Schleswig, und wenige Tage danach folgte bei der gleichen Behörde eine Anfrage eines Altonaer Lichtbildners wegen anderer Schulden. Die Regierung wandte sich an den Landrat des Kreises Steinburg von Harbou und dieser von Itzehoe her an den Kirchspielsvogt. Liliencron hatte Harbou schon im April mitgeteilt, daß er seit zehn Jahren gegen den Konkurs oder eine zwangsweise Versteigerung seiner Habe kämpfe, jetzt aber den Kampf aufgeben müsse. „Es würde ja außerordentlich Euer Hochwohlgeboren langweilen, hier irgend Aufklärung in bezug auf meine zeitigen finanziellen Unbequemlichkeiten zu erhalten; nur möchte ich mir die gehorsamste Bemerkung erlauben, daß die eben erwähnten Ungelegenheiten vor vielen Jahren entstanden sind; daß namentlich mein Aufenthalt in Kellinghusen — wo ich tiefspießbürgerlich mit den guten Bürgern gelebt habe, also durchaus in jenem geistig verkommenen Zustande, wie es einmal in den Verhältnissen jedes Ackerbürgerstädtchens liegt — ohne Depensen gewesen ist. Etwa in vierzehn Tagen oder drei Wochen wird die öffentliche Versteigerung meiner Sachen stattfinden, mit der bekannten grenzenlosen Grausamkeit für den Betreffenden. Wenn es schon allein alle Furchtbarkeiten des menschlichen Lebens übertrifft, in Geldverlegenheit zu sein, so steigern sich diese Scheußlichkeiten, wenn, wie in diesem Falle, ein Beamter in einer k l e i n e n Stadt Solches über sich ergehen lassen muß.

Ich bitte daher gehorsamst um meine Entlassung aus dem Staatsdienst.

Ich weiß es wohl — und spreche und denke in ungeheuchelter Gerührtheit darüber — daß die Königliche Regierung sich in ähnlichen, sich nicht selten wiederholenden Fällen in einer großen Güte und Milde auch gegen den geringsten Beamten zeigt, indem sie den Letztgenannten versetzt. Sollten Euer Hochwohlgeboren dies glauben der hohen Regierung zu hochgeneigter Erwägung anheimzugeben, so wäre mir dann ein grauenhafter Gedanke, wenn Letztere eine etwaige Versetzung als Strafversetzung ansehen und einrichten würde.

Dann lieber — um ein übertriebenes Bild zu gebrauchen — der Hungertod auf der Winterhaide."

Liliencron rühmt dann den Bürgermeister Jargstorff als einen „herrlichen Menschen", der ihn gut vertreten würde. Zehn Tage später teilte der Kirchspielsvogt einen inzwischen gefundenen Ausweg mit: Ein Bekannter kaufe die Sachen ohne öffentliche Versteigerung und ließe sie in der Wohnung; sie seien nunmehr unpfändbar. Auch hoffe er auf bald springende Quellen. In einem letzten Schreiben endlich betont Liliencron, daß der Gemeindevorsteher Clausen nicht etwa ein ehemaliger Untergebener, sondern ein reicher Hofbesitzer sei. Das Vorgehen des Mannes ist ihm schrecklich; „von Hause aus nichts anderes vom Leben erwartend als Grauenhaftigkeiten, von furchtbarem Mißtrauen gegen alles erfüllt, übersteigt das heute Geschehene fast die ertragbaren Grenzen. Wenn ich auch mit aller Macht mit dem Leben ringe, aber ich bin doch nicht ein Ehrloser, wie es nach dem Inhalt des hohen Erlasses von jedem Lesenden angenommen werden muß und mußte."

Harbou legte die Briefe einem kurzen Sachbericht an die Regierung bei, und diese antwortete mit der Aufforderung, Liliencron möchte seine Schulden offen darlegen. Er erwiderte, daß sie aus den Jahren 1868 bis 1869 stammten und etwa achttausend Mark betrügen, von denen er jährlich zweitausend abbezahlen wolle. Im übrigen hebt er hervor, daß die Schuld bei dem Lichtbildner eine Mieteschuld sei; er wolle nicht in den Verdacht kommen, daß er sich „wie ein eitles Dienstmädchen" für zweihundertundfünfzig Mark habe photographieren lassen.

Die Regierung, die Liliencron gern halten wollte, forderte aufs neue eine Darlegung der Schulden im einzelnen und gewährte einen Aufschub bis zum 1. September.

Aber auch diesem neuen Ansuchen vermochte Liliencron nicht nachzukommen. Er bat, ihm die Aufstellung zu erlassen, da er mit Rücksicht auf zu erwartende bedeutende Einnahmen aus schriftstellerischer Tätigkeit bis zum April viel werde tilgen können; dann wolle er jede gewünschte Zergliederung abgeben. Die Regierung erklärte, so lange nicht warten zu können, gewährte aber noch zwei Aufschübe, schließlich bis zum 1. Dezember. Drei Tage vor diesem Zeitpunkt schrieb Liliencron endgültig:

„Die Königliche Regierung bitte ich ehrerbietigst, hochgeneigtest mir bis zum 1. künftigen Monats den Abschied zu geben. Nicht Trotz

und Eigensinn, nicht kindisches und kleinliches Denken haben mich zu dem oben genannten untertänigsten Antrag veranlaßt.

Hätte ich große Schulden und diese in zwei oder drei Posten, würde ich nicht eine Minute gezögert haben, das zergliederte Verzeichnis einzureichen. Aber der Gedanke, eine Liste kleiner Verbindlichkeiten der hohen Behörde zu unterbreiten, ist mir ein schrecklicher. Es liegt in der Natur der Sache und ist nicht unehrerbietig oder unrichtig gedacht, wenn ich sage, daß eine solche Liste, auf welcher Hinz und Kunz verzeichnet stehn, die entschiedenste Heiterkeit vom höchsten Herrn Präsidenten bis zum jüngsten Schreiber erregen muß. Ich bin zu alt, zu ernst und stehe in diesem Augenblick in zu schwerem Lebenskampf, um das ertragen zu können, und um von mir die Meinung aufkommen zu lassen, ich sei ein leichtsinniger junger Mensch und Schuldenmacher. . . . Nicht unterlassen kann ich es, der Königlichen Regierung, ohne zu heucheln, meinen tiefgefühltesten Dank auszusprechen für manche Güte und Nachsicht und oft gezeigtes Wohlwollen."

Der Landrat, dem Liliencrons Wesen, wie es sich in diesen Briefen äußerte, nicht angenehm war, — insbesondere fand er die Äußerung über die Heiterkeit der Beamten frivol — hatte nichts einzuwenden. Er betonte, daß Liliencron keinen Verkehr hätte und selten ins Wirtshaus ginge, und erwähnte Liliencrons Theaterstücke, über deren Ertrag er freilich nichts sagen könne. Der „Kellinghusener Störbote", die Ortszeitung, habe berichtet, daß ein Drama „Knut der Herr" am Hoftheater in Altenburg glänzend seine Feuerprobe bestanden habe und im Januar im Leipziger Stadttheater in Szene gehen werde.

Am 23. Dezember 1885 ward Liliencron durch Ministerialerlaß, gezeichnet vom Unterstaatssekretär Herrfurth, die nachgesuchte Entlassung aus dem Staatsdienst gewährt.

Die sechs Jahre amtlicher Tätigkeit hatten Liliencron mit den Menschen seines engeren Heimatlandes, und zwar mit allen Klassen und Ständen, in nahe Berührung gebracht; er, der durch ganz Deutschland, auf die Schlachtfelder Österreich-Ungarns und Frankreichs, bis hinüber nach Amerika verschlagen worden war, war wieder festgewachsen auf der Scholle, die sein väterliches Geschlecht so lange getragen hatte und die Stätte seiner Kindheit gewesen war. Freilich: er hatte in der Heimat keinen Freund gefunden, er war ohne engeren äußeren Anschluß und in innerlicher Einsamkeit, getrennt schließlich auch von dem Weibe seiner Wahl, seinen Weg gegangen — aber er

hatte auf diesem nun endlich das Ziel gefunden, das seit dem französischen Krieg sooft lockend vor ihm auftauchte. Er hatte immer wieder ein Schriftsteller werden wollen, nun war er ein Dichter geworden: als er sein Amt niederlegte, war „Knut der Herr" gedruckt, und am 1. Oktober 1883 war ein Buch in die Welt gegangen, das freilich auf seinem Deckel nicht mehr den Namen eines Freiherrn Friedrich von Liliencron zeigte, sondern den Namen, den er nun trug, wie er ihn sich selbst beigelegt hatte:

Detlev von Liliencron.

10.

# Junge Dichtung.

Immer wieder, im Gespräch und Briefwechsel mit Seckendorff, im Austausch mit den Eltern, in den eignen Gedanken, war der Plan schriftstellerischer Tätigkeit in Liliencron aufgetaucht — niemals war er doch ernstlich zur Ausführung gekommen. Viele trauten ihm die besondere Begabung dafür zu — er selbst aber empfand immer wieder die eigne Unfertigkeit. Die musikalische Anlage war früh in ihm erwacht, ging aber trotz eifriger Pflege und der Anregung durch Seckendorff, Plüddemann, Helene nicht über einen schönen Dilettantismus hinaus. Die Wortkunst aber erschloß sich dem Genius erst, nachdem er die buntesten Wechselfälle des Daseins erlebt hatte. Durch Deutschland, Österreich, Frankreich, England, Amerika war er nun gezogen, hatte sich im Frieden als umsichtiger, leidenschaftlicher Soldat, im Krieg als todesmutiger Kämpfer in der offnen Schlacht und auf dem Spähergang, als reitender Adjutant bewährt, nach leichten Liebesgewinnen hatte bittere Enttäuschung über entgangenes Glück ihn durchrüttelt, er hatte ohne viel Gedanken in sorgenlosen Verhältnissen gelebt und dann wieder ganz unten mit den Ausgestoßenen der Gesellschaft hausen müssen, er war aus der Bahn geworfen und mußte die Erlaubnis, das geliebte Ehrenkleid des Königs wieder tragen zu dürfen, erst erbitten — da erstand in ihm endlich in seinem dreiunddreißigsten Lebensjahr nicht der Schriftsteller, aber die dichterische Natur. Die Neigung zur Poesie war ihm freilich angeboren, dann im Elternhause gepflegt worden, und durch reichliches, verständnisvolles Lesen hatte Liliencron den Besitz an fremdem Kunstgut in sich vermehrt. Rasch hingerissen, zumal von allem, was lyrischer Empfindung voll war, hatte er Storm und Turgenjew früh erkannt. Heines Gedichte hatte der Primaner gelesen, aber später nur selten wieder nach ihnen gegriffen, sie hatten ihm nichts gegeben, und der erste Lyriker seines Herzens blieb Joseph von Eichendorff. In ihm fand er seine Jugend wieder.

Stille Wälder mich umrauschen,
In den Gründen Rehe lauschen,
Fernher Abendglocken klingen,
Heimlich kühle Quellen singen
In die mondbeglänzte Nacht,
In die holde Frühlingspracht.

Waldhorn tönt aus wilden Schlüften,
Lerchen hoch in blauen Lüften.
— — — — — — — — — — —
Alles singt ins Herz mir wieder,
Wenn ich lese deine Lieder.

Ein andermal huldigte er dem schlesischen Dichter als dem deutschen Frühlingsdichter, dessen Lieder wir dankbar singen. Noch als Liliencron im Jahre 1906 Gustav Falkes Büchlein über Eichendorff empfing, schnitt er das Bild des Dichters aus, schrieb groß darunter:

Eichendorff Poeta

und hing es in die Mitte seiner großen Bilderwand, wo es bis an seinen Tod verblieb. So war denn auch das erste Gedicht, das Liliencron, aus Amerika zurückgekehrt, in Hamburg unwirtlich eingerichtet, niederschrieb, unverkennbar in dem zarten, musikalischen Ton Eichendorffs gehalten.

Durch die Haide, durch den Wald
Sind wir lustig fortgezogen.
Doch die Lieder sind verflogen,
Und die Hörner sind verhallt.

„Unser Leben“ nannte er es, und „Tempi passati“ schrieb er wehmütig an die Seite. So vergangen waren ihm die glückseligen Soldatenzeiten, daß er den alten Kriegernamen Fritz jetzt, seiner ganz neuen Anfänge bewußt, als Dichter nicht mehr tragen mochte, und so zeichnete er seine Verse Enewold Freiherr von Liliencron, wählte so einen Namen, der noch in seinem Spätwerk bedeutsam werden sollte, und entschied sich erst im April 1879 für den Vornamen Detlev, der ihm nach dem Taufbuch freilich so wenig zukam wie jener.

Unter der neu emporsteigenden Kunst ward sich Liliencron bewußt, wo immer er die „Basis“ zu seinen Dichtungen gefunden hatte. Und in denselben Tagen, da jene an Eichendorff anklingenden, feinen Verse entstanden, schrieb er auf das Bildnis eines Kameraden, das er seinen in Hamburg zurückgelassenen Koffern entnahm:

Nachklänge.

Zuweilen ist es mir, als wenn ich höre:
Die Trommeln wirbeln und den Schrei der Hörner,
Nur klingt es wie von weit entlegnen Höhen.

Und siegestrunken bricht aus tausend Kehlen
— Ich hörs, doch wie aus ungemessnen Fernen —
Ein brausend Hurrah, jauchzend, zu den Sternen.

In diesen am 21. September 1877 zu Hamburg niedergeschriebenen Versen liegt schon ein eigner Ton, der kaum erst der Umformung bedurfte. Aber nicht immer gelang so rasch der letzte Ausdruck, nach dem der gereifte Mann jetzt strebte. So schrieb er am 21. Juli des Jahres in Erinnerung an den Tod des Gefreiten Heinrich Schönborn von der ersten Kompagnie der Siebenunddreißiger im Gefecht bei Nachod das Gedicht „Tod in Aehren" folgendermaßen nieder:

In einem Kornfeld liegt unaufgefunden
Ein sterbender Soldat mit schweren Wunden.
Schon weit von ihm der Lagerfeuer Rauch.
Ihn Durst und Schmerz fast bis zum Wahnsinn treiben,
Bis endlich seine Jugendkraft enteilet,
Und matt nach oben schlägt sein brechend Aug.

Und wie die Aehren über ihn sich biegen,
Sieht er als Kind sich in den Garben liegen.
Es ragt sein Strohdach aus dem Blütengang;
Das Kirchlein — und die Lind im Nachbargarten,
Wo er im Mondschein tät sein Lieb erwarten. —
Von ferne hört er Nachtigallensang.

Es wogt und wiegt; es singt und klingt,
Noch sieht er seiner Mutter Lächeln — —
Ein Kranz von Ähren ihn umringt,
Und Todesschatten ihn umfächeln.

Niemand wird verkennen, daß das Gedicht neben der Erinnerung an das Erlebte noch eine zweite „Basis" hat, Johann Gabriel Seidls „Toten Soldaten":

Auf ferner, fremder Aue
Da liegt ein toter Soldat.

Auch da kommt die Erinnerung an das Dorf zu Hause, auch da tritt das Lieb auf, das nach dem Toten aussieht. Nur bemüht sich Lilien=

cron in seiner noch ganz unreifen Dichtung charakteristischer Weise schon, nicht den toten Soldaten zu geben und das, was ferne von ihm in der Heimat sich ahnungsvoll ankündigt, sondern er zeigt uns den Sterbenden und seine letzten Gesichte. Aber er empfand, daß diese Verse nicht genügten, und formte im Jahre 1879 die Dichtung um, nachdem er schon früher aus „und Todesschatten" der letzten Zeile „des Todes Schwingen" gemacht hatte, so daß das Fächeln sichtbar wird.

In einem Kornfeld liegt, unaufgefunden,
Aus schweren Wunden blutend, ein Soldat,
Zwei Tage und zwei Nächte schon im Sterben.
Gefoltert von des Durstes Scheußlichkeiten,
Gequält von wüstem Schmerz und Sonnenbrand,
Verläßt ihn endlich seine Jugendkraft,
Und matt noch oben schlägt sein brechend Auge.
Wie nun die Aehren über ihn sich biegen,
Bringt ihm ein letzter Traum ein letztes Bild:
Er sieht als Kind sich wieder in den Garben.
Und zwischendurch aus einem Blütenwald
Träumt still sein Heimatdorf, die kleine Kirche —
Im Nachbargarten steht die alte Linde —
Der Vollmond — und sein Schatz — die Nachtigallen.
Aus seines Vaters Hütte steigt der Rauch.
Es rauscht die Sense: Arbeitsvoller Friede. —
Und viele tausend bunte Schmetterlinge,
Und viele tausend Bienen in der Linde —
Und viele tausend Glocken aus der Ferne —
— — — — — — — — — — — — —
Es wogt und wiegt — es singt und klingt;
Noch sieht er seiner Mutter Lächeln — —
Ein Kranz von Aehren ihn umringt —
Und Todesschatten ihn umfächeln.

Das war nun in vielem eine Verschlechterung gegen die erste Fassung. Schon rein grammatisch war der zweite Satz sehr anfechtbar, und der Blütenwald des elften Verses veranlaßte den Dichter, beim Durchlesen selbst in Klammern „Elise Polko" dahinter zu schreiben. Die Worte „Es rauscht die Sense: arbeitsvoller Friede", die er später fast wörtlich in den „Knut" hinübernahm, zeigen aber schon einen persönlichen Ton, die Bemühung, in knappster Form ein belebtes und

sinnvolles Bild zu bringen. Der unwillkürliche Übergang am Schluß in kurze, gereimte Zeilen wies dann endlich den rechten Weg, und genau ein halbes Jahr später, am 21. Januar 1880, gab Liliencron in Borby dem Gedicht folgende Form:

Im Weizenfeld, in Korn und Mohn,
Liegt ein Soldat, unaufgefunden.
Zwei Tage und zwei Nächte schon
Mit schweren Wunden, unverbunden.
Durstüberquält und fieberwild,
Im Todeskampf den Kopf erhoben.
Ein letzter Traum, ein letztes Bild,
Sein brechend Auge schlägt nach oben:
Die Sense rauscht im Aehrenfeld,
Er sieht sein Dorf im Arbeitsfrieden;
Und Frieden in der weiten Welt.
Er lächelt still und ist verschieden.

Alle Bestandteile der ersten Form sind auch hier vorhanden — aber wie knapp ist das alles zusammengefaßt; aus hundertundacht Worten sind vierundsechzig geworden, das Ganze hat an Deutlichkeit, Eindringlichkeit, Stimmungsgewalt und fortschreitendem Gang unendlich gewonnen. Noch drei kleine Änderungen nahm Liliencron vor. Statt „Und Friede in der weiten Welt" schrieb er, persönlicher: „Ade, ade, du stille Welt", und schließlich „Ade, ade, du Heimatwelt"; aus dem „Rauschen" der Sense ward, mit viel feinerer Klangmalerei, ein „Sirren", und aus dem „Er lächelt still" wurde: „Und beugt das Haupt".

Andere Verse quollen Liliencron aus Erinnerungen anderer Zeiten. Vorgänge am Beiwachtfeuer zu Mährisch-Trübau, ein Gang durch den amerikanischen Wald in Texas, der Anblick einer Sphinx in Rosen im Hallerschen Garten zu Billerhude, ein Morgengang in Rawitsch, all das tauchte nun empor. Neben Eichendorff traten Platen und Lenau.

Platen! In deinen Gedichten durchwandle ich marmorne Hallen,
Dorische Säulen zumeist zieren das herrliche Haus —

so huldigte er im September 1877 dem bayrischen Dichter und mühte sich, ihm Oden und Hymnen unter peinlicher Einhaltung von Längen und Kürzen nachzudichten, wie ein Gedicht „Fluch" nach jenem, wie

er meinte, „teuflischen Spruch“ von den Sünden der Väter im ersten Buch Mose. Aber die Platenliebe hielt nicht lange an, und Lenau trat in den Vordergrund. „Vor allen andern Sängern“ drang ihm dieser ins Herz, und in der Verlassenheit, Armut und Aussichtslosigkeit dieser Hamburger Monate berauschte Liliencron sich förmlich an der Schmerzversunkenheit dieses Dichters, wie er schon als heranwachsender Jüngling die Sucht zur „Wollust der Schmerzversenkung“ empfunden und gezeigt hatte.

Schrieb Liliencron Sonett auf Sonett, wohl immer auch mit dem Nebengedanken der Übung in Vers und Reim, und füllte er Seiten mit Schemen, wie er sie bei andern Dichtern fand, so floß ihm dazwischen immer wieder die eigne neue Weise, zumal wenn er die Haide in der Nähe Hamburgs durchwandert hatte.

In Herbstes Tagen bricht mit starkem Flügel
Der Reiher durch den Nebelduft.
Wie still es ist, kaum hör um meinen Hügel
Ich einen Laut in klarer Luft.

Auf eines Birkenstämmchens schwanker Krone
Ruht sich ein junger Falke aus;
Doch schläft er nicht; von seinem leichten Throne
Aeugt er durchdringend scharf hinaus.

Der alte Bauer mit verhaltnem Schritte
Schleicht neben seiner Fuhre Torf;
Und holpernd, stolpernd schleppt mit lahmem Schritte
Der magre Schimmel sie ins Dorf.

Der Nebel fällt, die grauen Wolken weinen,
Grau mischt sich Himmel, Wald und See,
Grau sich Vergangenheit und Zukunft einen
Mit meines Tages schwerem Weh.

Er brauchte nur die letzte, angehängte Strophe zu streichen, und mit ein paar winzigen Änderungen war ein Meisterstück knappster Lyrik fertig. In Erinnerung an Träume von Glück und Glanz aus alter Zeit, im Gedenken der hoffnungsleeren Gegenwart seiner Liebe schrieb er im Oktober 1877 ein Liebeslied:

Vier adlige Rosse
Voran unserm Wagen,
Wir wohnen im Schlosse
In stolzem Behagen.
Von Marmor die Treppen
Hinauf und die Quer,
Es knistern die Schleppen,
Ein seidenes Meer.

Und irrst du verlassen,
Verbannt durch die Lande,
Mit dir durch die Gassen,
In Armut und Schande.
Es bluten die Hände,
Die Füße sind wund,
Dir treu bis ans Ende,
Dir treu bis zum Grund.

Wenn Fackeln und Flammen
Den Sarg dir umgeben,
Wir bleiben zusammen,
Kann länger nicht leben.
Und fern auf der Haide,
Und stirbst du in Not,
Den Dolch aus der Scheide,
Dir nach in den Tod!

Er konnte sich zwar nicht enthalten, später „Immer ruhig Blut, Anton" unter das Gedicht zu schreiben, aber dann vermerkte er doch „Gut! Feurig!" darunter und änderte das, was noch nicht blutvoll und lebendig genug war, indem er die erste Strophe so enden ließ:

Die Frühlichterwellen
Und nächtens der Blitz,
Was all sie erhellen,
Ist unser Besitz.

Ebenso ward der Schluß der zweiten Strophe wirklicher:

Es bluten die Hände,
Die Füße sind wund,
Vier trostlose Wände,
Es kennt uns kein Hund.

Und die letzte gewann dramatisches Leben, indem sie so ausgestaltet wurde:

Steht silberbeschlagen
Dein Sarg am Altare,
Sie sollen mich tragen
Zu dir auf die Bahre.
Und fern auf der Haide,
Und stirbst du in Not,
Den Dolch aus der Scheide,
Dir nach in den Tod.

Allerlei launige Balladen, in denen die Neger der Vereinigten Staaten auftraten, wurden so nebenher niedergeschrieben. Immer wieder aber drang aus der absichtlich gesuchten Lenau-Stimmung die eigne Persönlichkeit zu neuer Form vor. Aus einem winzigen Lebensausschnitt entstand ein ganz kleines Gedicht:

Warmes Frühlingssonnenlicht,
Vorn vier nickende Pferdeköpfe,
Neben mir zwei dicke, blonde Mädchenzöpfe,
Hinten der Groom mit dem Mopsgesichtel. —
Das ist das ganze Gedichtel.

Daraus aber ward noch am selben Tage:

Vorn vier nickende Pferdeköpfe,
Neben mir zwei blonde Mädchenzöpfe.
Hinten der Groom mit wichtigen Mienen,
An den Rädern Gebell.
Das alles von der Sonne beschienen,
So hell, so hell.

In der letzten Fassung aber ward vor die beiden Schlußverse, bildhaften Ausblick gewährend, eingeschoben:

In den Dörfern windstillen Lebens Genüge,
Auf den Feldern fleißige Spaten und Pflüge.

Wie Liliencron in straffster Zucht aus der Läßlichkeit zur Beschränkung, vom bequemen, breit hingemalten Bild zur knappen Zeichnung

vordringt, erweist besonders deutlich das Gedicht „Notte italiana", das zu Hamburg im März 1879 entstanden ist. Es hat zwei ganz verschieden eingestimmte Absätze: im ersten wird eine schöne Frau dargestellt, deren sehnsüchtiges Verlangen von einem italienischen Nachtfest in Liebesträume und nordische Erinnerungen flüchtet; der zweite gibt ein Idyll aus dieser nordischen Umgebung. Der erste Abschnitt begann ursprünglich:

> Auf einem Sommerfeste des Gesandten —
> Im südlichen Italien war es — drängte,
> Auf weit erhellten Gartenwegen,
> Sich die Gesellschaft fröhlich durcheinander.
> Du schautest vom Altan — die Hand gestützt —
> In all dies bunte Treiben ernst hinab.

Diese Einleitung war für den Absatz, der nur die Sehnsuchtsstimmung herausbringen sollte, zu lang. Infolgedessen schrieb Liliencron im Dezember des Jahres:

> Weit fort, im südlichen Italien war es.
> Du schautest vom Altane in den Garten,
> Auf weit erhellte, festbelebte Wege.

Mit dem Wort „festbelebt" vergegenwärtigte Liliencron das fröhliche Durcheinander der Gesellschaft beim Sommerfest; daß dieses gerade beim Gesandten stattfand, war überflüssig. Als er, weit später, durch Gustav Wustmann den richtigen Gebrauch von weg und fort gelernt hatte, schrieb er statt „weit fort" richtig „weit weg".

In der Urfassung geht es so weiter:

> Da hob dein Auge sich, und deine Seele
> Verlor sich in das Schweigen ferner Landschaft:
> Wo, hingestreut, wie Marmorblöcke
> Und wie verzaubert in der Einsamkeit,
> In weißem Mondlicht weiße Schlösser liegen,
> Helldunkel leuchten die Zypressenhaine.
> Und der Agaven stolzer Blumenschaft
> Steht wie versteint in feierlicher Pracht.
> Gitarrenklang und Liebesworte
> Vermischen sich im gleichen Fall des Springbrunns.

Es senden, schmeichelnd, ihre süße Botschaft
Die Nachtigallen; blaue Blitze fiebern
Durch tiefe Schatten weiter Säulenhallen.
Vom Hochbalkon ein letztes Abschiedwinken,
Dann aus den Wäldern noch zurück: „Madonna“ — —

Auch da empfand Liliencron im Überprüfen zu viel Wortprunk; er ließ die ersten beiden Zeilen stehn und fand statt der nächsten drei das wundervolle Bild:

Im Meer des Mondenlichtes liegen still
Die weißen Schlösser, Schiffen gleich, vor Anker.

Das Gemälde der Zypressenhaine ward bei weitem lebendiger durch die Fassung:

Es dunkeln, Inseln, die Zypressenhaine.

Und er verörtlichte die Liebesszenen, indem er sie in die Haine verlegte:

Wo Liebesworte und Gitarrenklang
Im gleichen Fall der Brunnen sich vermischen.

Das schlechte Bild von den fiebernden Blitzen und die Nachtigallen ließ er ganz weg, ebenso das Abschiedswinken vom Balkon, weil der Traum der Frau dort oben deutlicher wird, wenn er sich noch von dem empordringenden Klang der Geselligkeit abhebt, als wenn diese schon verflogen ist. Der Schluß blieb dann mit kleinen Änderungen stehn.

Träumt immer noch dein Auge, deutsches Mädchen,
Von glutentbrannter Nacht des Romeo?
Weckt dir Erinnerung nicht ein liebes Bild
Aus strenger, unbarmherzger Winternacht,
Die grau — erstarrt, erstorben, stumm — umdämmert
Die Hünengräber dieses rauhen Strandes?

Endgültig faßte er diese Zeilen so, daß er aus „glutentbrannter“ noch feiner „glutdurchtränkter“ machte und anstatt der vielen Beiworte die Winternacht die Hünengräber „mit gesenktem Augenlid“ umdämmern ließ.

In gleicher Weise ging er auch bei der Umgestaltung des zweiten Teils vom Weiten ins Enge. Da hieß es von der jungen Dame im Norden:

Zuweilen bleibt sie stehn, schraubt an der Lampe,
Und auf dem Bechstein, an das Notenpult
Schiebt sie die Leuchter näher; schnelle Blicke
In den Trumeau, den Anzug musternd, werfend.
Dann setzt sie wieder ihre Wandrung fort,
Zupft im Vorübergehen an der Decke
Des Sofatisches — horcht — bleibt stehn — geht wieder.
Und eben bricht, laut prasselnd, im Kamin
Ein Eichenklotz in Gluten auseinander —
Da hebt der Vorhang sich . . . . . .
Aus einer feinen, venetianischen Bowle
Schenkt sie ihm ein, und fröhlich dann kredenzt
Sie ihm das volle Glas . . . . . .
Das Glück ist still.
Aus ihren grauen Augen lacht die Liebe.
Und Zeit und Raum, und Tod und Ewigkeit,
Das alles schwindet in der kleinen Stube.

Was hieran nur geverselte Prosa war, tilgte Liliencron, zog alles zusammen und schrieb:

Unhörbar drinnen auf dem dicken Teppich,
Geht eine junge Dame auf und nieder.
Bisweilen bleibt sie stehn, schraubt an der Lampe,
Schiebt auf dem Bechstein an das Notenpult
Die schweren Bronzekandelaber näher,
Zupft im Vorübergehen an der Decke
Des Sofatisches, horcht, und wandert, horcht,
Die grauen Augen auf die Tür gerichtet.
Bis endlich ihre schwere Stirn ein Schwarm
Von Sommervögeln lustig überflattert.
Nun wandert langsam auf dem warmen Teppich
Ein Pärchen, angeschmiedet, auf und nieder.
Behaglichkeit, das Kätzchen, schnurrt im Zimmer.

Mit dieser Fassung gewann der Dichter zugleich eine lebhaftere Abhebung gegen die warme Dunkelheit der schwermütigen italienischen Nacht.

Der Schluß blieb dem Sinne nach völlig unverändert, ward aber auch straffer und deutlicher gefaßt:

1.

Indessen draußen in der Winternacht,
Am öden Himmel Wodans sich ergießen
Die blassen Strahlenbündel eines Nordlichts,
— Ein Abglanz von den Schilden deutscher Helden,
Die in Walhall das Trinkhorn kreisen lassen —.
Und hungrig bellt ein Fuchs auf naher Haide.

2.

Indessen draußen in der Winternacht,
Ein Abglanz von den Schilden Schlachterschlagner,
Die fleißig in Walhall den Humpen schwingen,
Die blassen Strahlenbündel eines Nordlichts
Am strengen Himmel Odins sich ergießen.
Und auf der toten Haide bellt ein Fuchs.

Wie viel stärker wirkt das betonte einsilbige Wort am Schluß als vordem das nachschleifende „Haide"!

An Storm hatte sich Liliencron gleich nach seiner Rückkehr gewandt, und er trat, je länger je mehr, vor das Bild Platens und selbst Lenaus. Wie Storm aus den Zügen der Hand verschwiegenes Leid herauslas, dichtete Liliencron auf die Hand, „die zitternd in der meinen lag", weiche Verse. Aber er schritt schon in der unbekümmerten Prägung des Ausdrucks über Storm hinaus, als er, ohne diesmal viel ändern zu müssen, seinen „Märztag" niederschrieb.

Wolkenschatten fliehen über Felder,
Blau umdunstet stehen ferne Wälder.

Kraniche in langen Wanderzügen,
Hoch in Lüften schreiend nordwärts fliegen.

Lerchen steigen schon in lauten Schwärmen,
Ueberall ein erstes Frühlingslärmen.

Lustig flattern, Mädchen, deine Bänder,
Kurzes Glück träumt durch die weiten Länder,

Kurzes Glück zog mit den Wolkenmassen,
Wollt es halten — mußt es ziehen lassen.

Nur zwei Abänderungen nahm Liliencron hier vor, aber sie zeigten deutlich die stärkere Sinnlichkeit seiner Ausdrucksweise auch gegenüber dem geliebten Storm. Ihn störte die Unreinheit des Reims der zweiten Strophe, und das Fliegen der Kraniche gab ihm nicht genügend den Begriff der Flügeltätigkeit, der Anspannung der Körper. So änderte er meisterlich:

Kraniche, die hoch die Luft durchpflügen,
Kommen schreiend an in Wanderzügen.

Und aus demselben Grunde wandelte er das Ziehen des Glücks mit den Wolkenmassen am Schluß, weit bildhafter, so:

Kurzes Glück schwamm mit den Wolkenmassen,
Wollt es halten, mußt es schwimmen lassen.

Von Hamburg aus fuhr Liliencron nach Itzehoe ans Grab der Mutter und brachte diese Verse mit:

Der Tag ging regenschwer und sturmbewegt,
Ich war an meiner Mutter Grab gewesen,
Schwer sank mein Haupt ans kleine Kreuz geprägt,
Als ihren Namen wieder ich gelesen.

Der Tag ging sturmbewegt und regenschwer,
Auf allen Gräbern fror das Wort: Gewesen.
Mein Herz so sturmestot, mein Haus so leer,
Ach Mutter, wäre ich wie du — genesen.

In diesen Versen, geschrieben vor der Hochzeit mit Helene, in der ungewissen Hamburger Einsamkeit, lag der ganze, manchmal der Verzweiflung nahe Schmerz des Sohnes, dessen Elternhaus verödet und verarmt war, des Mannes, der Beruf und Halt an den Kameraden verloren und eine neue Stätte noch nicht gefunden hatte. Ein paar Tage darauf nahm Liliencron das Gedicht wieder vor, und die dritte Zeile mit dem schlechten Bild:

Schwer sank mein Haupt ans kleine Kreuz geprägt —

empfand er nun als eine Einräumung an den Reim, der dabei nicht einmal rein geworden war. So schrieb er jetzt:

Der Tag ging regenschwer und sturmbewegt,
Ich war an meiner Mutter Grab gewesen,
Verwittert Stein und Kreuz, die Kränze alt,
Und ach, der teure Name kaum zu lesen.

Und weiter:

Der Tag ging sturmbewegt und regenschwer,
Auf allen Gräbern fror das Wort: Gewesen,
Wie sturmestot da unten, wie verweht,
Ich las ein zweites Wort, das hieß: Genesen.

Das war im September 1879. Als er das Gedicht einen Monat darauf wieder aufschlug, genügte es ihm nicht, und er schrieb in der vierten Zeile:

Der Name überwachsen, kaum zu lesen —

womit er eine deutlichere Anschauung gewann. Wiederum einen Monat später änderte er die letzte Zeile ab:

Auf allen Gräbern taute still: Genesen.

Und schließlich hob er den Anlaß des Gedichtes ganz auf, änderte die dritte Zeile der zweiten Strophe wieder mit gestärkter sinnlicher Kraft und gab den Versen die Form, in der ihnen Johannes Brahms später, zu Liliencrons Stolz und unaussprechlicher Freude, die Vertonung lieh:

Der Tag ging regenschwer und sturmbewegt,
Ich war an manch vergessnem Grab gewesen.
Verwittert Stein und Kreuz, die Kränze alt,
Die Namen überwachsen, kaum zu lesen.

Der Tag ging sturmbewegt und regenschwer,
Auf allen Gräbern fror das Wort: Gewesen.
Wie sturmestot die Särge schlummerten,
Auf allen Gräbern taute still: Genesen.

Von jeder Ausfahrt brachte Liliencron wertvolle Frucht mit. Als er beim Prinzen Emil zu Schoenaich-Carolath auf Paalsgaard gewesen war und den schönen Park des Schlosses oft und oft durchwandert hatte, heimste er das farbenbunte Gedicht „Der Fischzug" ein:

Du hörst der Schmetterlinge Flügelschlagen,
So still ruht Baum und Blatt im großen Parke.
Auf fernen Steigen schurft des Gärtners Harke,
Der Spatz putzt auf der Sonnuhr sich den Kragen.

Bewegung. Menschen. Und ein Fangnetz tragen
Zum Teich hin Fischerarme, muskelstarke.
Vom Pfahle lösen sie die weiße Barke.
Der Zug beginnt ganz wie zu Petri Tagen.

Indessen ist die Fürstin angekommen,
Die in der Marmornische Platz genommen,
Der Page kniet und legt die Schleppe nieder.

Im Netze zappeln Karpfen und Karauschen.
Die Hoheit lacht; die Kavaliere lauschen.
Der Spaß ist aus — und tiefe Ruhe wieder.

Auf der Rückfahrt, im Eisenbahnwagen durch die Ebene Jütlands geschaukelt, fand er das kleine Gedicht:

Auf dem Hünengrabe
(nach der Jagd).

Kalte Ente, kalte Eier,
Kühlschluck hinterher geschickt.
Feld und Welt wie grauer Schleier,
Müde bin ich eingenickt.

Aus dem Grabe, tief erschrocken,
Steigt ein Recke, wunderbar.
Und es neigt die blonden Locken
Auf mich König Ringelhaar.

Dies am 2. August 1880 in einem Zug ohne jeden Strich niedergeschriebene Gedicht wandelte er dann, immer wieder den bezeichnen-

den Ausdruck und zugleich die grammatische Folgerichtigkeit suchend, alsbald so um:

Kalter Ente, kalten Eiern
Rotspohn hinterhergeschickt.
Feld und Welt in grauen Schleiern,
Müde bin ich eingenickt.

Auf dem Grabe, tief erschrocken,
Starrt mich an die Enaksschar,
Und vorsichtig neigt die Locken
Auf mich König Ringelhaar.

Fuhr Liliencron nach Sartorff zu Frau von Ahlefeldt zum Mittagessen hinüber und sah sich dort Veroneses „Anbetung der heiligen drei Könige" gegenüber, so ward ihm der Augenblick zur höchst charakteristisch malenden Siziliane, in der unbesorgt die Gegensätze nebeneinandergestellt wurden:

Im Saale vor mir Veroneses Bild,
Als Nachbarin die schönste aller Frauen,
In Sicht ein gut zerstücktes Hummerschild,
Um mich Gelächter, Glasgeklirr und Kauen.
Die alte Gräfin, sonst so engelmild,
Wie will sie jenen Trüffelberg verdauen?
Indessen spielt Musik, verschallt und schwillt,
Und aus dem Garten schrillt der Schrei des Pfauen.
(3. Juli 1880.)

Immer persönlicher ward Liliencrons Aussprache, und, gereift, empfand er nun deutlich die Scheidung von Platen, dessen „dorische Säulen" er einst so bewundert hatte. Jetzt gaben ihm die Sonette Konrads von Prittwitz-Gaffron mit ihrer landschaftlichen, deutschen Färbung doch mehr als die des Klassizisten, und er rief dem Dichter zu:

Geheime Herzgedanken meiner Seele:
Ich finde sie in deinen Prachtsonetten,
Die rein und lauter ineinanderketten
Auf violettem Samte: Kronjuwele.

Zwar nur für Kenner, daß ichs nicht verhehle,
Die sich, befreit von Lärm und Tagesketten,
In stille Einsamkeit und Ruhe retten,
Daß sich die Hand zu neuem Kampfe stähle.

Du redest Platens wundervolle Sprache,
Doch pflügst du nicht in steter Winterbrache,
Die Schwalbe singt und deutsche Buchen rauschen.

Und dennoch will ich meinem Leben lauschen,
Es stäubt erquickend mir ein grauer Regen
Aus deiner klaren Liederschrift entgegen.

So deutlich empfand Liliencron auch für die eigne Kunst die Bindung an Duft und Ton deutscher Gebreite. Ohne jede Änderung und ohne jeden Strich schrieb er die ersten Verse des Gedichtes „Flußüberwärts“:

Sonnenstiller Morgengarten,
Sonnenweiße Stromesflut,
Sonnenfroher Frühlingsfrieden,
Der auf Baum und Beeten ruht —
  Flußüberwärts singt eine Nachtigall

Ferne siedet es und brodelt,
Kocht der Straßen heißer Wind,
Leichenzüge, Hochzeitszüge . . .
Tausendfältig Leben rinnt —
  Flußüberwärts singt eine Nachtigall.

Erst später hat er sie zu den vier Strophen der „Schönen Junitage“ erweitert, ohne den tief musikalischen Klang abzuschwächen.

In Borby am 13. Juni 1880 gelang ihm schon eins seiner allerknappsten Gedichte mit einer Zusammenpressung in neu gefundene, kühne, von keinem vordem erreichte Wortbilder.

In memoriam.

Wilde Rosen überschlugen
Tiefer Wunden rotes Blut.
Windverwehte Klänge trugen
Siegesmarsch und Siegesflut.

Nacht. Entsetzen überspülte
Dorf und Dach in Feuersglut. —
„Wasser . . .“ und die Hand zerwühlte
Gras und Staub in Dursteswut.

Morgen. Gräbergraben. Grüfte:
Jungblut neben Jungblut ruht.
Wilder Rosen schwach Gedüfte
Nahmen sie in ihre Hut.

Die ersten beiden Strophen dieses Gedichtes, das mit feiner Berechnung in den Reimen ganz auf das U von Glut, Blut und Flut gestimmt ist, konnte er später fast unverändert stehn lassen. Die dritte aber mit der häßlichen Zeile „Jungblut neben Jungblut ruht“ gewann unendlich durch die neue Fassung:

Morgen. Gräbergraber. Grüfte.
Manch ein letzter Atemzug.
Weither, witternd, durch die Lüfte
Braust und graust ein Geierflug.

Wie das Grab der Mutter, so mahnte auch die Erinnerung an den Krieg immer wieder an das eigne Ende; aber nicht trüb und verlassen im „Hungertod auf der Winterhaide“ schwebte es dem Dichter vor — er dachte es sich ganz anders, und wie einst Joseph von Zedlitz Goethes Tod feiernd begehen wollte,

Weg denn mit Zypressenkränzen,
Rosen schlingt ums Haupt und laßt
Uns mit Hymnen und mit Tänzen
Grüßen seine ewige Rast! —

so sah Liliencron das eigene Ende vor sich, aus allem Druck und Drang der Gegenwart heraus, nicht in dumpfer Schwere, umhangen von Trauergewändern. Er setzte über sein Gedicht „Begräbnis“ den tönenden Vers:

Alauda laudat Deum, tirili tirilique canendo.

Und dann fuhr er fort:

Wenn weither dumpfes Donnern rollt,
In stillen Sommernächten;
Und in das letzte Abendgold,
Sich Morgenkränze flechten:

Die Sonne küßt die Gräser wach,
Die ersten Lerchen singen —
Ein Herold kündet schon den Tag
Der Wind auf kühlen Schwingen.

Zu solcher Stunde grabt mich ein,
Mit Geigen und mit Flöten.
Es wird die Erde hinterdrein
Mir schnell den Sarg verlöten.

Streut Rosen in die Gruft hinab,
Singt Lieder wie beim Feste,
Trinkt Wein vom Rhein an meinem Grab,
Ihr meine letzten Gäste.

Seid Ihr zum Gehen dann bereit,
Tief taucht die Trauerfahnen:
Daß Ihr noch auf der Erde seid
Und nicht bei euren Ahnen.

Wenn Ihr die Becher klingen laßt,
In froher Freundesrunde,
Dann freut euch, daß ich längst verblaßt,
Vorbei die Lebensstunde.

Die größte Schöpfung aus den letzten Lebenstiefen heraus errang in diesen Tag für Tag sprudelnden Monaten erster, quellender Dichterzeit Liliencron schon in Hamburg. Im ersten Jahr seines Eheglücks, im Juni und Juli 1879, schrieb er am Alsterweg zu St. Georg das Gedicht „Der Totenvogel“:

I.

Es schlich die Sommernacht auf Sammetpfoten,
Ich atmete in schwachen, matten Zügen,
Bedrängt von eines schweren Wetters Boten.

Erwartungsvoll, daß mich die Götter trügen
In eines Traumes buntgestickte Felder,
Mußt lange ich noch durch die Stunden pflügen.

Bis endlich mich des ersten Schlafes Melder
— Ein letztes Schlendern noch in Taggedanken —
Entführte in des Scheines blaue Wälder.

Verworren erst ein Durcheinanderschwanken,
Dann trat ein Bild mit drohender Gebärde
Vor meinen Geist, gebannt in feste Schranken.

Mir war: es schwebe über unserer Erde
Ein Riesenvogel, dessen Flügel reichen
Von Pol zu Pol ohn jegliche Beschwerde.

Doch seiner Kraft und seines Schmuckes Zeichen
Sind an den Enden festgekeilt im Eise,
Daß er die Sterne nimmer kann erreichen.

Und deshalb sucht er gierig seine Speise
In unsern volkbesetzten Erdentalen,
Und weidet M e n s ch e n: Kinder bis zum Greise.

Er nagt in Wolkendunstkreis unsrer Qualen,
Die unaufhörlich aus den Tiefen grausen,
Aus tränenüberströmten Opferschalen.

Von unten schwillt herauf ein dumpfes Sausen
Und Stampfen, wie von tausenden Geschwadern,
Die rasend durch den Morgennebel brausen.

Und Blut und Qualm, und Schreie, Zanken, Hadern,
Das alles lähmte, alpschwer, mir die Glieder
Und floß wie Ströme Giftes durch die Adern. —

Erwachend sanken wieder meine Lider.

II.

Und wieder sah ich jenen Vogel schweben;
Doch war sein Flügelpaar gelöst vom Eise,
Und er erhob sich unter Wolkenbeben.

Als er nun zog die ungeheuren Kreise,
Fand ich von ihm mich selbst emporgetragen,
Und rauschte mit ihm seine Erdenreise.

Ich sah die Sonnen durcheinanderjagen,
Als ob in Lüften goldne Kugeln schnellen,
Von Gauklern uns gezeigt an Jahrmarktstagen.

Gleich wie in Sommernächten durch die Wellen
Ein Nachen leuchtend fährt im Funkenschäumen,
Die rings das Boot durch ihren Glanz erhellen.

Es starb mein Auge in den Aetherräumen . . . . .
Daß ich entsetzt den Adler bat, zu wiegen
Auf Wolken, die die Erde sanft umsäumen. —

Dann als wir mählich himmelabwärts stiegen,
Und endlich wie ein Schiff vor Anker gingen,
Da sah ich unten eine Straße liegen:

Wo Hochzeitszüge, Särge, Hüteschwingen,
In buntem Wechsel durcheinanderwirren. . . .
Das war ein Hasten, Lachen, Weinen, Singen.

Und ohrzerreißend drang herauf das Klirren
Der Blumenketten, die den Menschen halten
An Erdenheimat, und ihn ewig kirren.

Ich sah das Volk in seinen Urgestalten:
Milliarden wie das Vieh in Armutsbanden,
Die von der Wiege bis zum Grabe halten.

Sie atmen wie das Tier, und keiner Schande
Und Schmach Erkenntnis fühlen sie im Schlamme,
Bis endlich sie, erwürgt, im Hafen landen.

Nur wenige, die nicht vom Betteldamme
Umringt, sich Menschen fühlend, aufrecht stehen.
Wie bald auch sie geworfen in die große Flamme.

Verbrechen, Schuld, unzählige Vergehen,
Es lag das Gartenfeld wie eine Wüste,
Wenn Recht und Ordnung nicht das Unkraut mähen.

Von fernen Küsten eine Sonne grüßte:
Im Lichte strahlte der Gesetzesgründer
Moses, in Michel Angelos Riesenbüste.

Titanenkräftig sah der Friedenskünder,
Ein erster Heiland, aus dem Menschenpfuhle
Und bändigte mit seinem Blick die Sünder. —

Da brach ein Flammenmeer aus Himmelsthule,
Und Jesus Christus selbst, von Licht umflossen —
Tief tauchte der Koloß von seinem Stuhle.

Nicht wars das Schauderbild: ans Kreuz geschlossen;
Erhaben schritt er in den Palmenhainen,
Geleitet ehrfurchtsvoll von zwei Genossen.

Unsagbar war die Milde, die dem Reinen
Das stille, heimatschöne Antlitz prägte,
Nach innen sah ich seine Schmerzen weinen.

Und sprach zu sich: Mich dauert das Getriebe
Der Menschen ohne jeden Traumgedanken:
Daß ihnen nach dem Tod kein Leben bliebe.

Ich will sie lehren nun, und ohne Schwanken,
Daß ich Gott selber bin, für sie geboren.
Ich weiß, man wird es mir am Kreuze danken.

Und viele tausend Seelen, die verloren
Und tief gebeugt auf dieser Erde dulden,
Ich will verkünden, daß ich auserkoren:

Sie zu erlösen von den schweren Schulden,
Sie sollen selig oben bei mir wohnen,
In reinem Lichte und in Gottes Hulden.

Doch wollen sie erreichen diese Kronen,
Dann müssen sie hienieden schon sich lieben,
Und gegenseitig ihre Fehler schonen.

Und wieviel ihrer auch durch mich getrieben
Zu Feuertod und Folter, schwere Ketten,
Es ist der schönste Lohn mir doch geblieben:

Wenn ich dafür nur einen kann erretten,
Der durch den Glauben an mein Erdenscheiden
Sich später wähnt im Himmel wohl zu betten.

Und ging — — und lehrts die Juden und die Heiden,
Bis zu ihm trat der alte Menschenschnitter,
Und er sein qualvoll Ende mußte leiden. — — —

Am Firmament unzählige Gewitter,
Ein Feuerschein im ganzen Weltenkreise —
Dann sank die alte Nacht, ein bleiern Gitter.

Und wieder sah ich festgebannt im Eise
Den Adler schweben über unsern Talen,
Und weidet Menschen: Kinder bis zum Greise.

Erschrocken fuhr ich aus des Traumes Qualen, —
Schon zog gen Osten eine erste Krähe,
Ins Fenster trösteten die Morgenstrahlen.

Und Rosengrüße wehten aus der Nähe.

Wohl empfand Liliencron den letzten Teil des Gedichts selbst als zu breit und schrieb „Abkürzen!“ daneben. Aber wie drängt sich hier ein vollkommen gelungenes Bild an das andere, und wie ganz meistert er schon die Form der Terzine, für die er sich in jenen Tagen an Dante (so weit ich sehen kann, auch in der Ursprache des Italieners) zu schu-

len versuchte; die katholisierenden Neigungen jener Monate hatten ihn wohl zuerst zu dem Florentiner hingezogen.

Die lange zurückgedämmte Schöpferkraft war unaufhaltsam erwacht und durch die Einsamkeit der ersten deutschen Monate, durch das neue Hangen und Bangen um Helene, durch die endliche Vereinigung mit ihr befeuert; sie ward emporgerissen durch die immer wieder emporsteigende Erinnerung an das geliebte Soldatenleben, an die Monate der großen Kriege. Und als eine Verstärkung all dieser wirksamen Innenmächte trat die Stille der Städtchen hinzu, in denen der werdende Beamte die nächsten Jahre verbrachte.

So entstanden in Hamburg 1877: An einen Freund, Verbannt, Tod in Aehren, Sphinx in Rosen, die persische Vierzeile, Einsames Haidehaus, Die Haidebilder, Frühling und Herbst, Der Rückblick,

Eh mir aus der Scheide schoß
Blitz und blank der Degen —

dieser in Erinnerung an ein Erlebnis bei St. Quentin am 19. Januar 1871, wo Liliencron als Adjutant zusammen mit der zweiten Schwadron des Gardehusarenregiments mit einem jungen Grafen Wartensleben eine Attacke mitgeritten war. Im September 1877 formte er: „Broadway in Neu-York" und „Kalter Augusttag", in Erinnerung an ein Beisammensein mit Helene zu Cöthen im Sommer 1871; er war damals noch auf eine Krücke gestützt, mit dem Arm in der Binde, umhergegangen. Im Oktober ward das Liebeslied geschaffen und die Arbeit an den Haidebildern fortgesetzt, zu denen Liliencron in dem Haidestück hinter Barmbeck, dem jetzigen Hamburger Stadtpark, immer neu die Stimmung fand. Erinnerung („Die großen Feuer warfen ihren Schein Hell lodernd in ein lustig Biwaktreiben") entstand im Gedenken an ein pommersches Manöver, bei dem die Vierundfünfziger in der Nähe von Külz untergebracht waren und der Landrat Bernhard von Bismarck, des Kanzlers Bruder, sie besucht hatte.

Das Jahr 1878 bringt im Lenz den „Märztag". Dann aber kommt eine minder fruchtbare Zeit, erst im Jahre 1879 sprudeln die Quellen wieder reichlich, und während 1877 noch eine Reihe bloßer Übungsblätter zwischen die gelungenen Verse flattern, hört das jetzt fast völlig auf. Ja, aus dem Reichtum der nächsten Jahre konnte der Dichter noch weit später immer wieder wählen. 1879 in Hamburg entstanden: Mein Haus, Spazierfahrt, Vision („Klanglos schläft der

Sommergarten"), Kleine Ballade, Der Totenvogel, Begräbnis, eine große Zahl von Sizilianen, „Halt ein Apoll mit deinen Pfeilen".

In der Stille Vorbys brach eine neue Zeit unablässigen Schaffens an. Nun gelangen Flußüberwärts, Dithyrambisch (später Das Herz genannt); eine lange Folge von Sizilianen, darunter die Schwalbensiziliane, ward gedichtet. Dabei brauchte Liliencron jetzt nicht mehr lange Reimschemen aufzuschreiben oder an der Hand Platens sorgsam Kürzen und Längen abzumessen.

In den Tagen, da er zum erstenmal Eduard von Hartmann las, kam ihm wieder der Gedanke an den Tod. Er schrieb sich im Sommer 1880 aus einem Aufsatz des Philosophen über die Bedeutung des Leids folgendes ab: „Das Leid hat oft seine schärfsten Stachel gerade darin, daß es heimlich und vor aller Augen verborgen getragen, ja, sogar vor den Menschen abgeleugnet werden muß. Oder wenn das nicht, so doch wenigstens, daß Keiner aus der Umgebung die heldenhafte Geduld des Leidenden zu würdigen, also auch nicht aus ihrem Beispiel sittliche Förderung zu schöpfen weiß." Ein zweiter Satz, den er sich merkte, lautete: „Das allein weise Verhalten gegenüber dem unaufhebbaren Leid ist also: kein Bedauern und keine Reue über Vergangenes, keine Sorge und Furcht vor Zukünftigem, und keine Ungeduld und keinen Mißmut über Gegenwärtiges!" Da dachte Liliencron an den „stillen Kampf gegen den Konkurs", den er so lange führte, bis es nicht mehr ging, und schrieb die

Grabschrift.

„Wie ein von Wölfen wild verfolgter Schlitten,
So hetzte mich das Leben durch das Leben."
Ich sah mich plötzlich selbst in ihrer Mitten,
Von heißen Zungen war ich rings umgeben:
Verleumdung, Neid und Bosheit, unbestritten,
Die Gierigsten mit gierigstem Bestreben.
Es lief, ein gräßlich Tier, mit leisen Tritten:
Gedankenlose Klatschsucht, faul daneben.

Liliencron hatte in Vorby niemand, mit dem er sich aussprechen konnte. Und wenn er einmal einer Zeitschrift, etwa der Illustrierten Frauenzeitung, ein Gedicht zum Abdruck sandte, brachte ihm auch das keinen Widerhall. „Mein Haus" gab er im Jahre 1881, „Verbannt" im Jahre 1882 an Ernst Eckstein für die Deutsche Dichterhalle, und auch sonst schickte er hier und da Verse hinaus; aber was ihm fehlte,

war nicht nur die auch später in manchem Gedicht ersehnte Anerkennung, sondern geistiger Austausch. So griff er zu einer Auskunft, ließ eine Anzahl seiner Verse in Eckernförde drucken und schickte sie an Theodor Fontane, der ihm darauf im September 1880 aus Wernigerode schrieb, das Deskriptive scheine ihm Liliencrons Gebiet und innerhalb des Deskriptiven wieder jene höhere Gattung, die nicht bloß allgemein das Lebenswahre, sondern ganz speziell das Charakteristische gebe. „Bismarck sagt einmal in einem seiner Briefe: ‚Die Kunst landschaftlicher Schilderung besteht nicht darin, eine ganze Landschaft getreulich abzumalen, sondern vielmehr darin, den einen Punkt zu entdecken, wodurch sich diese Landschaft von jeder andern unterscheidet.' Dies ist wundervoll wahr und beschränkt sich nicht bloß auf Landschaften, sondern auf jede gegebene Situation. Sie werden dem Satz zustimmen, weil Sie jeder Ihrer Schilderungen an irgend einer Stelle diesen Zug des Aparten zu geben wußten."

Fontane meint also ganz dasselbe wie Storm, als er Liliencron bei der ersten Begegnung im Jahre 1884 sagte: „Sie haben den Punkt! lieber Baron! den Punkt, den Punkt! Auf den Punkt kommt es beim Dichter an."

Die Auswahl auf dem ersten, im April 1880 gedruckten Bogen war nicht glücklich. Er enthielt nur neun Sizilianen, eine Ottave, und unter den Sizilianen nicht die schönsten, mit Ausnahme des „Frühlings".

Hoch oben fliegt ein Kranichheer nach Norden,
Von ihren Flügeln tropft die Morgensonne.
Tief unten liegt der Ursulinenorden,
Im Klostergarten träumt die alte Nonne.
Von oben braust es wie in Vollakkorden
Nach unten tief in hoher Frühlingswonne.
Verflogen.... Oben ist es still geworden —
Die greise Nonne betet zur Madonne.

Neben diese Verse aber setzte Liliencron eins seiner wenigen Gedichte, die ganz fremde Muster erkennen lassen, die Verse:

Einer Spanierin.

Nun Jahre schon im hohen Norden,
Fern von des Manzanares Strand,
Bist heimisch du bei uns geworden —
Weit liegt dein sonnbeglänztes Land.

Von kalten Menschen meist umgeben,
Hüllt dich ein fahler Nebel ein,
Doch trägst du still dies kalte Leben.
Nur wenn der Sommermondenschein
Wie zögernd weilt auf deiner Hand,
Seh ich das braune Auge lauschen,
— Gitarrenklang, Mantillenrauschen —
Hinüber in dein Heimatland.

Wo diese dilettantischen Verse des inzwischen Gereiften ihre „Basis" hatten, wußte Liliencron selbst sehr genau und ließ Storms Verse darüber drucken:

Nur auf den südlich blassen Wangen
Und über der gewölbten Brau.
Lag noch Granadas Mondenschimmer;

er hätte auch noch Geibels „Zigeunerbuben in Norden" hinzufügen können, an den sein Gedicht in Maß und Ton mindestens ebenso stark erinnert.

Mit viel schärferer Selbstkritik stellte Liliencron im September des Jahres eine neue Auswahl für den Druck zusammen. Sie enthielt das Schützen-Sonett von Prittwitz-Gaffron mit einem eignen scherzhaften darunter, dann aber das Gedicht „Der Zapfenstreich", noch unter der Aufschrift: „Der Oberst", eins der lebensvollsten Soldatengedichte Liliencrons:

Heraus der letzte Zeltepflock,
In Reih und Glied der Waffenrock,
Gesattelt längst die Pferde.
Es übergießt die Eisenflut
— Wie Märzenschnee in Sonnenglut —
Und überdampft die Erde.

Hier war der unverkennbar eigene Ton, und ein ebenso eigner und dabei ganz anderer am Schluß:

Walküren ritten über Nacht
Und hoben ihn vom Sessel sacht,
Hurrah und Feldstandarten,

was dann später durch ein „Frei weg“ statt des „Hurrah“ noch musikalischer und eigenartiger wurde. Dazu kamen die kleine Ballade und noch ein paar reife und volle Verse.

Die Empfänger solcher Gaben waren außer Fontane Prinz Emil zu Schoenaich-Carolath, Ernst von Seckendorff, und neben manchem andern Liliencrons Base Antonie von Liliencron, eine der wenigen Verwandten, mit denen der Dichter in dauerndem Zusammenhang blieb.

In allem, was Liliencron bis zur Mitte des Jahres 1880 geschrieben hatte, fehlte fast völlig die ernste Ballade. Gewiß meldeten sich in Gedichten wie dem „Zapfenstreich“ einzelne Balladentöne, aber zur wirklichen Komposition drang er erst in Borby vor. Hier begann er sich einläßlich mit der Vergangenheit der Heimat zu beschäftigen, der er nun wiedergegeben worden war, las fortlaufend historische Werke, wie er schon vordem Baur und andere Geschichtsschreiber der Zeit durchgearbeitet hatte. Er ging bis auf die Quellen zurück und ließ sich Chroniken kommen. Und außerdem begegnete er ja in dem erst durch die jüngsten Schicksale Schleswig-Holsteins berühmt gewordenen Eckernförde und bei Fahrten und Wanderungen über Land fortwährend Denkorten und Denkmälern vergangner Tage. Der Dichter, den er schon in Erfurt als Knabe liebgewonnen hatte, Moritz Graf Strachwitz, begleitete ihn auch weiter. Fontanes Balladen las er, und noch stärker bewegte ihn Annette von Droste-Hülshoff. Ihre Anklammerung an die niederdeutsche Natur, ihr scharfer Gehör- und Gesichtssinn für die leiseste Schwankung im Luftraum, ihre unbekümmerte Tonmalerei in Balladen wie „Der Geierpfiff“ oder ihre Zustandsschilderung im „Oden Haus“ empfand Liliencron als auch seiner Natur gemäß; hatten sich doch seine Sinne auf den Schleichwegen des Patrouillenführers, in der Stille des nächtlichen Anmarsches zum Gefecht, im Weilen auf dem Deck des Ozeandampfers so geschärft, daß er aus dem Geschiebe der großen Städte, wie aus der Einsamkeit der schleswig-holsteinischen Haide immer aufs neue den letzten Ton vernehmen konnte. Nur lag seiner eigenen Schöpferart das beschwingte Maß, das „Vorwärts“, wie er gern sagte, Strachwitzens näher, als die gehalten vordringende Erzählung der westfälischen Standesgenossin.

Im Winter von 1880 auf 1881 entstand die Ballade „Die Schlacht bei Bornhöved“ (aus dem Jahre 1227), die in Sang und Abgesang deutlich an Fontanes schottisch-dänische Art erinnert — Liliencron beschloß sie in der Neujahrsnacht auf 1881, und ihr folgte

noch in den ersten Tagen des neuen Jahres „Die Kapelle zum finstern Stern". Die Studien über die schleswig-holsteinische und dänische Geschichte des dreizehnten Jahrhunderts führten weiter vom Jahre 1251 zu „König Abels Tod" im Jahre 1252, und dann ergriff Liliencron einen später anders bearbeiteten Stoff in der Ballade von „Herzog Knut dem Erlauchten" (aus dem Jahre 1131). Hier tritt schon die Weiterbildung des Strachwitzschen Stiles deutlich hervor; knappe Strophen, unvermittelter Übergang von unmittelbarer in mittelbare Rede, kein ängstliches Achten auf Hebung und Senkung, aber ein mitreißender Ton von Anfang bis zu Ende. Jede Lage wird sofort in Handlung umgesetzt:

Der Löwe Sturm kam hergerannt,
Und brüllt vor Turm und Walle.

Und in den letzten Balladen wird ohne Ausblick ins Weite genau wie am Schluß des „Douglas" nur das Ende gegeben. Bei Strachwitz heißt es:

Doch unter dem Schilde festgeklemmt,
Lag König Roberts Herz.

In der „Kapelle zum finstern Stern" schließt Liliencron:

Der Page, wo blieb der Page klein?
Sie warfen ihn nackt in den Graben,
Um seine weißen Glieder fein,
Raufen Fuchs und Raben.

Und am Ende von „Herzog Knut" steht:

Als in Schleswig zu Ende die wilde Fahrt,
Im Sumpf lagen Kron und Kleinode,
Sie spieen ihm auf den weißen Bart,
Und stampften ihn zu Tode.

Daß Liliencron der alten Formen doch nicht ganz überdrüssig wurde, sondern in ihnen zur Verfeinerung aufstieg, zeigt das Gedicht in Hexametern „Aussicht vom Schlosse".

Müde der Tagesgeschäfte entschlummerte unten das Städtchen,
Fröhliche Kinder umschrieen vor wenigen Stunden die Kirche,
Lärmten in Garten und Hof, dann nahm sie der Schlaf in die Arme.

Und dann die sorgsam getönten Verse:

Und ein zärtlich Lied, das fern in der Schenke in Smyrna,
Einst ich gehört — es sprach es der bronzene Märchenerzähler —
Dringt ans Ohr mir wieder.

Sogar mit einem Ghasel versucht er es, und unmittelbar nach den drei großen Balladen dichtet der, dessen Ehe Kinder versagt waren, sein Wiegenlied:

Vor der Türe schläft der Baum,
Durch den Garten zieht ein Traum.
Langsam schwimmt der Mondeskahn,
Und im Schlafe kräht der Hahn,

das er in weit späteren Zeiten ganz ausführte und vertiefte. Zierliche Kleinigkeiten, wie das Gedicht „Maienkätzchen" für den alten Hut, schuf er in diesen Monaten. Dann aber begann eine neue Balladenzeit; der „Zug zum finstern Stern" entstand, es folgte die Ballade „König Erich der Dritte Emon", das heißt: der prächtig Redende, mit einem lustigen Abgesang: „Ei, das war ein Spaß", dann der „Kopf des heiligen Johannes in der Schüssel" und die groteske Ballade von König Ragnar Lodbrok, gedichtet im Mai 1881:

Das war der König Ragnar,
Er lebte fromm und frei.
Er trug gepichte Hosen,
Wie seine Leichtmatrosen,
Die rochen nicht wie Rosen,
Das war ihm einerlei.

Das ungefüge Gedicht „Ott Stissen Prahlhans" schenkte noch derselbe Monat. Und während der Stellvertretung in Flensburg im August und September 1881 ließ der lang ersehnte Anblick preußischer Regimenter das Gedicht „Die Musik kommt" reifen mit seinem durchklingenden Ton von Militärmusik. Das brachte Liliencron nun mit

anderen nach Plön mit, und jetzt quollen ihm die Balladenstoffe, deren er gar nicht aller sogleich dichterisch Herr werden konnte. Die alte Geschichte von „Martje Flohrs Trinkspruch“ goß er in einfache Verse und zog aus der ganzen Reihe von Balladen, die er nun schon geschrieben hatte, seine eigne Balladenlehre, die er noch an der Theorie Felix Dahns berichtigte. Er empfand die Ballade als dramatische Lyrik, empfahl sich die Gesprächsform und merkte sich, daß als Regel gelte: „Bei der dramatischen Ballade liegt die Gefahr eher in dem Zuviel als in dem Zuwenig der epischen Ausschmückung und der lyrischen Empfindungsausströmung.“ Er hielt es für das Richtige, die lyrische Empfindung am Schluß in zwei Zeilen zu geben, wie er das in gewisser Weise im „Zapfenstreich“ getan hatte; er ermahnte sich: „Wenig Deskription! Drama! Drama!! Drama!“; er wollte immer wieder das Schwergewicht auf die Handlung legen; „man muß immer die P e r s o n e n hören, selten den Erzähler.“ Es war die Zeit, da er von der Ballade allmählich zum Drama hinüberglitt und in Plön, durchaus noch im Bann der alten schleswig-holsteinischen Stoffe, ein Drama begann: „Knut der Herr“.

So schwieg denn unter dem Ansturm dramatischer Pläne die Lyrik einstweilen, aber Liliencron schrieb gelegentlich Prosa, wie er sich schon während des Aufenthalts bei den Eltern in den siebziger Jahren darin versucht hatte. Wieder wählte er die Form der Skizze. „Märztage auf dem Lande“ hieß die erste größere Arbeit, die alsbald, 1881, von der Norddeutschen Allgemeinen Zeitung in Berlin angenommen wurde.

Liliencron hat in die Erzählung unglaublich viel hineingepfropft. Er beginnt damit, daß sein Holzvogt Hans Tams ihn zur Zeit, da die wilden Schwäne in den ihm gehörigen schleswig-holsteinischen See einfallen, nach Hause ruft. Sofort nach der Ankunft geht es zum See; aber der Abschuß gelingt nicht. Auf dem Rückweg begrüßt der Jagdherr die Ersatzkommission, die beim Geschäft ist, und hält in Abwesenheit des Amtsvorstehers ein Verhör bei der Leiche eines Selbstmörders. Um sechs ist er zum Mittagessen bei Seiner Exzellenz dem Grafen Wohnsfleth und läßt sich von diesem im kleinsten Kreise eine Liebesgeschichte aus der Studentenzeit erzählen, die mit dem Tode des Mädchens endet. Den andern Tag verbringt er ganz in der freien Luft, hat Gespräche mit einzelnen Dorfleuten, hört den Rebhahn rufen, die Drossel singen, schießt zwei Schnepfen, ißt in der Försterwohnung, bedient von der hübschen Tochter, sein Abendbrot und beschließt den Tag mit einem Aufblick zum gestirnten Nachthimmel. Ganz am Schluß

steht dann noch ein kleines ironisches Wort über die Modeliteratur der Zeit.

Die Technik ist also noch ganz ähnlich wie die der „Soldatenphantasie", Bild nach Bild, aber alles wird doch durch die Ich-Erzählung hier besser zusammengehalten, als dort, wo die Traumgesichte stark schematisch aufeinanderfolgen. Und jedes dieser Bilder hat die Stelle, wo man die gereifte dichterische Persönlichkeit an ihrem Bemühen nach stärkster Einfühlung erkennt. Neben schlechtem Deutsch („überwintert habende Brombeerblätter") stehn so scharf geschaute Bilder wie dies für den windigen und kalten Frühling: „An kurzem Rotbuchengestrüpp saßen, wie angenagelt, die gelben Blätter des Herbstes." Die jungen Männer, die sich beim Ersatzgeschäft stellen, werden deutlich geschildert, ihre von der schweren Feldarbeit gekrümmten Schultern, der Gegensatz der roten, aufgesprungenen Hände zu der Weiße des übrigen Körpers. Zu dem Selbstmörder ist ein alter, weißschnauziger Dachshund aufs Bett gesprungen und „leckte zwei rote Flecken am Halse seines verstorbenen Herrn." Der Flug der Kiebitze wird genau beobachtet und festgestellt, daß sie die Flügel im Fluge „scharf und schnell ansaugen"; die Goldammern singen ihr „never never never never more".

So zeigt die Skizze, der man eine späte Erinnerung an Turgenjew noch deutlich abmerkt, denselben Reichtum an Phantasie und an Schauenskraft wie die Verse, ohne schon die gleiche Meisterschaft zu erreichen. Der erste, dem sie auffiel, war Hermann Heiberg, der frühere Direktor der Norddeutschen Allgemeinen Zeitung. Er schrieb dem unbekannten Landsmann, daß ihm, dem Schleswig-Holsteiner, diese Skizze mehr als ein flüchtiges Produkt der Laune sei, daß sie „ihn ganz wunderbar angeheimelt" habe. Er rühmte die Wahrheit, die in allem stecke, und ohne die „die ganze Schreiberei in Deutschland" keinen Wert habe. „Dies ist alles Wahrheit, und es sehen zu können, ist ein spezielles Göttergeschenk." Er meint, daß es Liliencron vielleicht Vergnügen bereiten würde, eine Stimme aus der Ferne zu hören, und gibt deshalb „diesen Tribut der Dankbarkeit für den bereiteten Genuß."

Dieser Brief leitete eine für Liliencron sehr wichtige Verbindung ein, er war ihm in seiner literarischen Verlassenheit wie eine unbekannte Hand, die sich ihm warm entgegenstreckte.

Hermann Heiberg war vier Jahre älter als Liliencron und stammte aus Schleswig. Seine Mutter war aus dem Adel der Provinz, eine Gräfin Baudissin. Schon daß er Liliencron so rasch er-

kannte, spricht für den Mann, den man in seinem Alter ungerecht früh vergessen hat; ungerecht — denn die Rolle Hermann Heibergs in der neueren deutschen Literatur ist wichtig genug. Er steht auf der Grenzscheide zwischen der alten Kunst und der neuen, die in den Tagen jenes Briefes erwacht. Er war noch stark von dem Pessimismus genährt, der im Gefolge des überflutenden Materialismus der siebziger Jahre zu herrschen begann, aber er strebte schon über die Konvention der Zeit hinweg nach Ehrlichkeit und herber Wahrheit. Seine „Plaudereien mit der Herzogin von Seeland", die damals eben erschienen waren, sind noch ziemlich flach, zeigen aber die Bemühung nach Selbständigkeit und sind in manchem Liliencrons Anfängerskizzen verwandt. Weitaus bedeutender war Heibergs späterer Roman „Apotheker Heinrich" (1885), ein stilistisch vielfach unebenes, aber starkes Buch; es überragte in seiner Zeit durchaus den Durchschnitt und ist, noch mehrere Jahre vor Hermann Sudermanns ersten Romanen hervorgetreten, ein Vorbote der neuen Erzählungskunst. Dem Werk fehlt ganz die Feinheit Fontanes, der gleichzeitig seine neuen Romane schuf, aber Heiberg arbeitet darin bewußt gegen das Herkömmliche und stellt seine Menschen recht kräftig ins freie Licht. Die Höhe seiner Kunst erreichte er wohl erst später in dem 1889 erschienenen und einläßlich in die schleswig-holsteinische Umwelt hineingearbeiteten Roman „Schulter an Schulter" und in mancher norddeutschen Geschichte. Die vielen flachen und rasch ums Brot geschriebenen Romane seiner Spättage, zwischen denen doch noch manche fein gestaltete Novelle steht, wie „Vornehme Menschen", sollte man bei seiner Beurteilung zurückstellen hinter die Verdienste jener Kampfjahre, zu denen sich alsbald noch die treue, freundschaftliche Sorge um Liliencron gesellte.

Der ging auf den Zuruf begeistert ein und sandte Heiberg sofort die Bogen mit den Gedichten. „Wie weit sind Sie mir über!!" schrieb der ältere zurück; „ich nehme den Hut ab! Ich will Ihnen sagen, was bei mir den Beweis abgibt, daß etwas Vollendung ist: Vermälung von Wahrheit und Schönheit: — wenn es mich eigentümlich kalt durchschauert — wenn es wie ein Ahnen durch meine Glieder rieselt, ohne daß ich mir Rechenschaft darüber geben könnte. Ich könnte tausend Jahre werden; ich könnte so etwas nicht machen, und wenn ich es könnte, würde ich in meinen Empfindungen weit über allem Erdenquark stehen. . . . Das ist goldene Poesie! Wo graben Sie in der Welt die Worte aus? Das ist so kühn — so packend, daß man ganz verblüfft ist."

Heiberg rühmte dann auch den musikalischen Klang einzelner Lie-

der, ihre volle Selbständigkeit, den Mangel an Nachgeäfftem. Als er vollends in Berlin einen Vetter Liliencrons, von Warnstedt, getroffen und mit diesem lange über Liliencron geplaudert hatte, ward ihm auch die Persönlichkeit noch vertrauter. Jetzt sandte Liliencron sein Bild, das durchaus Heibergs Vorstellung entsprach. Liliencron trug damals einen kurzgehaltenen Kinnbart unter dem langen, dunkelblonden Schnurrbart, und der sinnende Ausdruck der Augen trat dadurch bedeutender hervor. „Seien wir also gute Freunde," schrieb Heiberg, „nicht in der schablonenhaften Façon zweibeiniger Kreaturen, sondern mit Rat und Tat zueinanderstehende Männer, die mit dem Leben rechnen müssen, aber lieber auf den Höhen ständen und den Wind kommandierten."

Heiberg tat noch mehr. Er ging mit den Gedichten des inzwischen nach Pellworm übergesiedelten neuen Freundes zu Eduard Engel, der damals das alte, 1830 begründete „Magazin für die Literatur des In- und Auslandes" leitete, und legte sie ihm vor. Engel empfand denselben „Schlag" wie Heiberg und schrieb im Laufe des Jahres 1882 im „Magazin": „Ich rede mir ein, einen Dichter entdeckt zu haben. — Er heißt Detlev Freiherr von Liliencron, und ich bitte, sich diesen sehr schön klingenden, alten Namen einzuprägen, denn über kurz oder lang steht er doch in den Literaturgeschichten, natürlich unter den ‚Epigonen'." — Das war das erste öffentliche Wort über den fast vierzigjährigen Dichter.

Auf Pellworm steckte Liliencron voll dramatischer Pläne, die er erst unter den günstigeren äußeren Verhältnissen Kellinghusens ausgestaltete, und er verarbeitete innerlich die Eindrücke von Meer und Marsch, Wind und Wellen. So entstand auf der „Insel am Atlantischen Ozean", wie Liliencron gern schrieb, eine im Verhältnis zu Borby nur kleinere Anzahl Gedichte, aus denen aber zum Teil deutlich der Klang der Nordsee tönt, so „Auf dem Deich", „Mit der Pinasse", und vor allem der „Gouverneur", in dem „ein Inselchen, so leer und öde," die Insel „Schafschafschaf", auftaucht, wie Liliencron sein Eiland benannte, als er neun Tage keine Post erhalten hatte. „Frühling" (Komm, Mädchen, mir nicht auf die Stube) ist hier geworden, die kleine Ballade „Hans Töffel", „Die gelbe Blume Eifersucht", das „Liebeslied" (Dem Fremden gilt dein Evoe) und „Kurz ist der Frühling". Auch „Una ex hisce morieris" ward hier gefunden. Die Anregung zu diesem Gedicht gab der Anblick einer Sonnenuhr, die im Garten des Pellwormer Amtsgerichts stand. Ihr entnahm Liliencron die lateinische Inschrift, der neue Eindruck verschmolz mit

dem einst in Paalsgaard empfangenen. Wieder erscheint das Bild der jungen, wunderschönen Königin, die, geleitet von blonden Pagen und einem Mohrenknaben, zum Marmorsessel schreitet, den Fischzug anzusehn. Aber noch während sie, scheinbar harmlos plaudernd, mit einem schlanken Fant in samtnem Puffenwams ein Stelldichein beim Mondesaufgang an der Sonnenuhr verabredet, stürzt sie, von einem Pfeil aus dunklem Tannenbusch gefällt.

Auf einer Dampfschiffahrt von Husum nach Pellworm gelang das Gedicht „Trutz, Blanke Hans" mit seinem Wellenrhythmus:

Heut bin ich über Rungholt gefahren,
Die Stadt ging unter vor fünfhundert Jahren.

Zum erstenmal taucht hier der Binnenreim „Nordsee = Mordsee" auf. Auch Sizilianen wurden geformt, zum guten Teil aus der Örtlichkeit heraus: „Im Marschgarten", Hinterm Deiche", und das Liebesgedicht „In den Arm mir gabst du die leichte Last."

Wieder stellte Liliencron eine Anzahl von Gedichten zum Sonderdruck zusammen, sandte sie Heiberg und durch ihn Engel; auch Storm, Toni von Liliencron wurden bedacht und Alberta von Puttkamer, die Lilencrons „großen, wundervollen Drang ins Schöne, Große, Hohe" aus den Versen herausfand und ihm schrieb, daß sie beide auf der Liste des „hoffnungsvollen Jungen Deutschlands" ständen. Eine Verbindung zwischen beiden bildete Emil Prinz Schoenaich-Carolath, der Alberta von Puttkamer befreundet war. Auch sie empfand den musikalischen Zug der Liliencronschen Lyrik und versuchte sich das Leben auf der Werft nach den Versen vorzustellen.

Dieser Pellwormer Sonderdruck enthält die drei Sonette „Auf dem Deiche", die in Plön geschaffene Ballade „Hartwich Reventlow (1813)", die gleichfalls in Plön entstandene Ballade vom roten Mantel, den „Bruder Liederlich", den Liliencron während seiner letzten militärischen Übung im Herbst 1881 in Hamburg gedichtet hatte, die „Liebesnacht" („Nun lös ich sanft die lieben Hände"), das Gedicht „Einer Toten", in Plön im Januar 1882 entstanden, den „Handkuß", der im Februar gedichtet war:

Viere lang,
Zum Empfang,
Vorne Jean,
Elegant
  Fährt meine süße Lady —

und den er auch den „Fliegenden Blättern" eingeschickt hatte, die lange Ballade „Papst Clemens der Zweite" aus dem November 1881, das Gedicht „Und ich war fern", „Sursum corda", beides aus der Plöner Zeit, und endlich zwei Prosadichtungen: „Josua Qualen", als Bruchstück bezeichnet, in Plön verfaßt, und „Auf der Marschinsel", auf der Insel Schmerhörn vor Pellworm im März 1882 gefunden.

Die ausgewählten Balladen zeigen nicht Liliencrons stärkste Seite, er war auch selbst später nicht mit ihnen zufrieden, um so mehr packt die Lyrik. Insbesondere die drei Sonette „Auf dem Deiche" fand Liliencron „mit seinem Blut" geschrieben.

Halt ein, Apoll, halt ein mit deinen Pfeilen,
Und senke hoheitsvoll den Silberbogen,
Von dem sie wie entkappte Falken flogen,
Mit ihren Schnäbeln mir die Brust zu teilen.

An diesem Strande hofft ich zu verweilen,
Da stehst du wieder wolkengoldumzogen,
Zu deinen Füßen mißgelaunte Wogen,
Und nimmer, seh ich, werd ich dir enteilen.

Du trafst und triffst mit alter Trefferkunde,
Doch reißen mir die spitzen Köcherspenden,
Statt mich ins Grab zu legen, Wund auf Wunde.

Soll ewig deine Sonne nur verschwenden,
Um grausam mich zu foltern Stund auf Stunde?
Barmherzigkeit! und nie den Tod entsenden?

Meisterlich ist die kleine Skizze „Auf der Marschinsel". Der Strandvogt holt den Hardesvogt nach Schmerhörn. Sie wandern bei tiefster Ebbe über den Norder-Außendeich. In der Ferne zeigen sich auf dem Binnendeich zwei Reiter. Man meint das Schwappsen und Stappsen der Gäule zu hören, Stare plaudern, Hennen picken; endlich ist man am Ziel. Da liegen auf einer breiten, weißen Planke, mitten unter den staunenden Inselleuten, gekreuzigt, ein junges, weißes Weib und ein herkulischer Neger. Beider Füße sind mit festen, dicken Tauen umschnürt, und das furchtbare Bild gibt eine weite Aussicht in eine rätselhafte Vergangenheit.

„Josua Qualen" ist ein balladenhaft zurechtgezimmertes Stück Chronik. König Christjern hat einst dem Ritter Josua von Qualen die Zunge ausgeschnitten, an der Levensau, als der gewaffnete König verräterisch siebenundzwanzig schleswig-holsteinische Edelleute erschlug; Liliencron führt sie alle namentlich nach der Chronik auf. Nun aber kommt die Rache. Friedrich der Erste, Josua Qualen neben sich, verjagt Christjern. Der schweift von Land zu Land, bis er sich in Kopenhagen selbst stellt. In den Turm von Sonderburg wird er verbannt und Josua von Qualen ihm zum Wächter gegeben. Was der König auch tut, ob er den steinernen Tisch umgeht und mählich mit dem Daumen eine Rinne in den Stein höhlt, ob er an den Wänden hinaufspringt mit glühenden Augen,

Oben steht
Josua von Qualen.

„König Christjern stirbt, und im Sterben reckt er die Zunge aus, die lange, rote, kostbare Königszunge gegen

Josua von Qualen.

Tot.
Und tot auch stürzt auf den steinernen Tisch
Josua von Qualen."

Hier war es Liliencron gelungen, der in knappen Sätzen rasch vorschreitenden Erzählung zum Schluß eine von schwerster Stimmung durchsetzte, balladenhafte Bekrönung zu gewinnen.

Alles drängte jetzt zur Veröffentlichung der Gedichte, vor allem Liliencrons eignes Gefühl. Am 16. Dezember zwängte sich endlich das Postboot, das dem Hardesvogt die Nummer fünfzig des „Magazins" mit Engels Aufsatz brachte, durchs Eis, und am selben Tage ging ein Brief an den Leipziger Verlagsbuchhändler Wilhelm Friedrich ab; er enthielt den sechsundfünfzig Seiten starken Pellwormer Sonderdruck und die ersten Anfragen wegen des Verlages eines Gedichtbandes. Am 20. Januar 1883 sandte Liliencron den ersten Teil der Handschrift und dann weiter bis zum 9. April das übrige. Er wollte einen Zuschuß von dreihundert Mark leisten, wenn besonders gutes Papier, Büttenpapier, gewählt würde, und bat, das ganze Werk einem tüchtigen Volksschullehrer zu übergeben, der alle Gedichte auf etwa stehen-

gebliebene Sprachfehler p e d a n t i s c h untersuchen sollte. Theodor Gänge, dem Kieler Freund, sollte die Sammlung zugeeignet sein. Eifrig ward noch jeder Vers durchgefeilt und besonders der Hiatus überall hinausgeworfen, wo er nach Liliencrons Gefühl nicht stehn bleiben durfte.

Wilhelm Friedrich war im Jahre 1851 zu Anklam als Sohn eines Kreisbaumeisters geboren. Siebzehnjährig begann er zu Elbing den Buchhandel zu erlernen und war dann in großen Buchhandlungen in Italien, Lyon, Tiflis, Kiew und Agram tätig. Dann gründete er für Rechnung eines Polaer Hauses die erste deutsch-französische Bücherei zu Zara in Dalmatien und ließ sich im Jahre 1878 als Verlagsbuchhändler in Leipzig nieder. Der eigentümliche Mann mit dem finstern Gesicht verstand es bald, die jungen Schriftsteller der Zeit an sich zu ziehn, insbesondere seitdem er das „Magazin für die Literatur des In- und Auslandes" erworben hatte, dessen Leitung alsbald von Eduard Engel an Franz Hirsch überging. Und durch Heiberg und das „Magazin" kam nun auch Liliencron an Wilhelm Friedrich, bei dem am 1. Oktober 1883, als der Dichter schon als Kirchspielsvogt nach Kellinghusen übergesiedelt war, „Adjutantenritte und andere Gedichte" erschienen. Was das Werk in jenen Tagen bedeutete und uns bedeutet, kann nur klar werden, wenn wir die Entwicklung der neuen deutschen Lyrik und die deutschen Zustände, unter denen es entstand, in raschen Zügen verfolgen.

## 11.

# Die Entwicklung der neueren deutschen Lyrik.

Die neuere deutsche Literatur beginnt mit Gottsched, am Anfang der neuen deutschen Dichtung steht Klopstock, das deutsche Drama der Neuzeit eröffnet Lessing, die neue deutsche Lyrik hat ihren Ausgangspunkt in Matthias Claudius. Gewiß nimmt sich der schlichte Asmus omnia sua secum portans auf den ersten Blick seltsam zwischen den Großen aus, aber er ist wirklich der erste deutsche Lyriker unserer Art und Sprache. Freilich war Klopstock der größere Dichter; er setzte, ob auch im Versmaß der Alten, an Stelle artiger Regelkunst eine Dichtung, in der die deutsche Menschheit seiner Tage — der heranwachsende Goethe wie der heranwachsende Schiller haben es uns bestätigt — sich ohne Umweg wiederfinden konnte. Aber als Lyriker tat er, dessen Einfluß nur gelegentlich, von den Romantikern bis zu Dehmel hin, wieder einmal auftaucht, nicht den letzten Schritt, der geschehen mußte: der Natur ganz allein gegenüberzutreten, den ganzen Schulsack zu Hause zu lassen und mit musikalischem Gefühl die Gabe des Liedes zu empfangen. Claudius ist der erste, dem es in enger Kettung an die Natur gelang, den Hauch seiner Feldmark wie von selbst wiederzugeben, ohne daß er sie, wie noch sein Landsmann Hagedorn, eifrig beschreiben und benennen mußte. Er fand den Weg zum Volkslied zurück, wenn er, dreißigjährig, eine Mutter ihr Wiegenlied beim Mondschein singen ließ, wenn er, ohne Luna oder Selene zu bemühen, dem Himmelslicht gegenüber den unbefangenen Ausdruck menschlichen Gefühls herausbrachte:

> Der Wald steht schwarz und schweiget,
> Und aus den Wiesen steiget
> Der weiße Nebel wunderbar.

Das ist eins der ersten Kunstlieder der neuhochdeutschen Sprache, wir singen es noch heute, und ihm gesellen sich die frohen Lieder des Wandsbeckers für heitere Freundeskreise, überragt von jenem einen genialen Gedicht „Der Tod und das Mädchen". Mit dieser Dichtung weist Claudius deutlich zu Goethe hinüber, wie er sonst mit den Göttingern in enger Beziehung steht, unter denen der erste Dichter der neuen Ballade, Gottfried August Bürger, die einzige Vollnatur, der zarte Hölty der reinste lyrische Gestalter ist.

Auch Goethe hat, durch Herders Vermittlung, aus dem Volkslied geschöpft; aber er hat die deutsche Lyrik freilich weit über Claudius

hinausgeführt. Der Natur näher als irgendein Dichter vor ihm, in allen scheinbaren Wandlungen seiner Gestalt von ihrem Lebensquell genährt, war er auch durch neue Anschauungen (dies Wort im eigentlichsten Sinne), wie er sie in Italien aufnahm, von dem Kern der Natur („Menschen im Herzen") nicht abzulenken und gewann in jedem neuen Rhythmus bei äußerlicher Glättung innerlich neue Arten und Möglichkeiten der Bewegung. Von der ersten wundervollen Beobachtung im Leipziger Liederbuch

Und die Birken streun mit Neigen
Ihr den süßten Weihrauch auf

war nur noch ein Schritt bis zu dem vollendeten Naturbild aus der Straßburger Zeit:

Es schlug mein Herz: geschwind zu Pferde!
Es war getan, fast eh gedacht;
Der Abend wiegte schon die Erde,
Und an den Bergen hing die Nacht.
Schon stand im Nebelkleid die Eiche,
Ein aufgetürmter Riese, da,
Wo Finsternis aus dem Gesträuche
Mit hundert schwarzen Augen sah.

Typisch verschmilzt sich Goethen etwa im Lied „An den Mond" das Erlebnis zum Gedicht. Wie er jede Form als „von oben" kommend empfand, erfüllte er noch das Sonett mit naturhafter Leidenschaft. Und als Oberdeutscher brachte er, im Gegensatz zu den niederdeutschen Dichtern Holsteins und des Hains, einen neuen Rhythmus: jene sind die ruhsamen Durchwanderer der Ebene, er hat oft genug den Tritt des Wanderers im Gebirge, der den Steg suchen muß, hin und herschwankt, wo er aufwärts das Ziel erreichen soll, der unvermutet von Wolken und Nebel überfallen wird, dem wechselnde Bilder am Auge vorbeiziehn. So ist auch die Form seiner reimlosen Verse an der Natur selbst gebildet:

Wie im Morgenglanze
Du rings mich anglühst,
Frühling, geliebter!

oder:

Dem Geier gleich,
Der, auf schweren Morgenwolken
Mit sanftem Fittich ruhend,
Nach Beute schaut,
Schwebe mein Lied.

— — — — — — — — — — — —

In Dickichtsschauer
Drängt sich das rauhe Wild,
Und mit den Sperlingen
Haben längst die Reichen
In ihre Sümpfe sich gesenkt.

— — — — — — — — — — — —

Ach, wer heilet die Schmerzen
Des, dem Balsam zu Gift ward?
Der sich Menschenhaß
Aus der Fülle der Liebe trank?

Und selbst in dem „blassen Silberton" (Konrad Burdach) der Verse des Westöstlichen Divans verleugnet sich nicht die Natur. Wortschöpferisch kommandiert Goethe scheinbar die Sprache, indem er ihre letzten Geheimnisse belauscht und ihr in dem verhauchenden Ton von des „Wanderers Nachtlied" noch den unvergänglichen Klang, ihn menschlich beseelend, abgewinnt. Mit eigner Musik strömen alle diese Verse einher, mit eigner Musik auch in der Ballade, deren Meisterschaft erreicht ward, als aus dem Oluf der Volksdichtung der „Erlkönig" entstand, knapper als Bürgers Balladen. Und diese Kunst steigerte sich und zog das ganze Register herrscherhafter Sprachmeisterschaft, wenn im „Hochzeitlied" das Gedränge der Zwergengesellschaft Leben ward, oder wenn im „Zauberlehrling" das fließende, schwellende, alles überschwemmende Wasser wuchs und selbst handelnd den, der die Geister rief, überflutete. Goethe lehrte die Kunst der Abkürzung, das Zeichen des echten Lyrikers, wußte mit sparsamen Worten alles zu sagen, wenn er etwa eine ganze Fülle von eben nur angedeuteten Bildern in zwei Zeilen seiner größten Ballade, des „Gottes und der Bajadere", legte:

Und des Mädchens frühe Künste
Werden nach und nach Natur.

„Man muß von Natur richtig sein, so daß die guten Einfälle immer wie freie Kinder Gottes vor uns dastehn und uns zurufen: Da sind wir!"

Goethe hatte die deutsche Lyrik im wesentlichen eben dadurch auf die Höhe geführt, daß er von Natur richtig war und sich darauf verlassen konnte. Das oft gebrauchte Wort vom Götterliebling trifft in diesem und nur in diesem Sinne auf ihn zu, daß seine menschliche Einheit ihn und seine Einbildungskraft der Natur verband, daß diese sich ihm wie von selbst auftat.

Die Romantik brachte der deutschen Lyrik einen neuen Klang. Nicht Tiecks Märchenphantasie schlug als frischer Grundstoff durch, sondern die visionäre Entrücktheit des Novalis ist ein neu gestaltetes, durch Hölderlin freilich schon vorbereitetes Element. Aus der Versunkenheit in tief christliches Empfinden und in die heilig erscheinenden Zeiten frommen Mittelalters wuchs Novalis ein neues Lied, und mit der Zartheit eines früh Vollendeten hob er das Kirchenlied, neben dem Volkslied seit Walther den einzigen lyrischen Dauerbesitz einer ferneren Vergangenheit, neu empor.

Wenn alle untreu werden,
So bleib ich dir doch treu,
Daß Dankbarkeit auf Erden
Nicht ausgestorben sei.

Bei Clemens Brentano ward die Empfindung seltener ebenso rein gestaltet, bei ihm schleicht sich häufiger ein beizender Ton ein, ein Mangel an Knappheit hindert ihn manchmal, das Letzte zu sagen, das er dann wieder, vom Volkslied neu befruchtet, aussprechen kann: „O lieb Mädel, wie schlecht bist du"; und mit neuer Gewalt regt sich in ihm eine von der bildenden Kunst beeinflußte Gestaltungskraft, wenn er den Feind sah, den Teufel und Napoleon in einem:

Einen kenne ich,
Wir lieben ihn nicht.

Einen nenne ich,
Der die Schwerter zerbricht.
Weh! Sein Haupt steht in der Mitternacht,
Sein Fuß in dem Staub.
Vor ihm weht das Laub
Zur dunklen Erde hernieder.

Noch am Ende seines Lebens hat Detlev von Liliencron diese Dichtung kennen und, wie ihren Dichter überhaupt, lieben gelernt.

Volkstümlich aber ward die Romantik erst durch die Sänger der Freiheitskriege, mit denen sie stürmende Macht gewann und, vergleichbar dem Kirchenlied Luthers, befeuernd aus den Herzen auf die Lippen trat. Ernst Moritz Arndts eisenfeste Wehrlieder, Theodor Körners jugendlich fromme Schlachtgesänge, Max von Schenkendorfs zartere Bürger- und Jägerlieder und der allen vorangehende dämonische Haßruf Heinrichs von Kleist waren der lebendige Ausdruck der Empfindung eines Geschlechts, das, von Goethe und Schiller genährt, über die beiden hinaus nun auch in Kunst und Leben die völkische Empfindung frei durchbrechen ließ. Und volkstümlich blieb die Romantik in ihrer weiten Entfaltung vor allem durch Chamissos bürgerliche Kunst, die schon ein realistisches Element, einen tagessprachmäßigen Nebenton von Berlinischer Art hineinbrachte, und durch die beiden volkstümlichsten Lyriker seit Goethe überhaupt, die beiden ewig gesungenen, Ludwig Uhland und Joseph von Eichendorff. Uhland gewann wieder, wie Goethe, zu dem er sich frei bekannte, ohne von ihm voll anerkannt zu werden, dem Frühling den letzten Hauch ab. Durch seine Balladen und Lieder klingt der echte Ton der Volksweise heraus, wie er durch des nie ausgesungenen Eichendorffs Wander- und Frühlingsgedichte tönt. Der Schlesier sah in schlichtester Natürlichkeit den Bau des Waldes:

> Schlag noch einmal die Bogen,
> Um mich, du grünes Zelt.

Bei ihm ward die Personifikation der Natur, der Sterne, der Pflanzen erst ganz Leben:

> Es war, als hätte der Himmel
> Die Erde still geküßt,
> Daß sie im Blütenschimmer
> Von ihm nun träumen müßt.

Und mit feinster musikalischer Kunst wandelte er seine Verse ab, daß sie wie von selbst gesungene Weise wurden.

Die drei Dichter, die aus der Romantik hervorgingen und sie zu Ende führten, bogen in Pfade ab, auf denen zu folgen gefährlich ist: Friedrich Rückert in eine oft verkünstelte Nachschaffung aller nur denkbaren Formen der Welt, die schließlich von Goethes naturhafter Erfassung auch dieser Dinge weitab leitete — auch von den wenigen

unvergänglichen, volksliedhaften Strophen Rückerts selbst; sehr gut verglich der musikalische Liliencron ihn Anton Rubinstein, der auch alle Formen gebraucht und über hundert gleichgültigen Werken dann und wann ein Meisterstück zu Werke bringt. Platen, immer feierlich, fast niemals wirklich warm, gedankenhaft und nicht gefühlshaft, ein eifriger Wahrer von Maß und Reimreinheit, lockte dichterische Halbnaturen auf die Wege einer lebensfernen, unplastischen Kunstdichtung, denen etwa ein Mann von der Art August Kopischs nur entrann, wenn er, an Chamisso gemahnend, sich einmal märkisch-derb in der Kinderschnurre, im Märchenton gehn ließ; freilich half Platen Geibel und Heyse, wie noch Liliencron und Stefan George zur Wahrung feinster Form erziehen. Und Heinrich Heine überbeizte die Beize Brentanos noch und gelangte in der innern Unwahrhaftigkeit seines Wesens selbst da nicht zum reinen Ausdruck, wo die Zeitgenossen, hingerissen von der spitzen Feilung seiner Verse, noch mit ihm mitgingen. Er war ein aufmerkender Mitbürger der herannahenden Revolutionszeit, schwankte zwischen zwei Zeitaltern einher; ursprünglich von der deutschen Romantik genährt und ihr zu Dank verpflichtet und dennoch von seinem Judentum immer wieder gehemmt, kam er nur selten zum Vollton lyrischer Empfindung und verdarb sich selbst durch Häufung leerer Bilder und die nun durch ihn mit Macht in die Lyrik hineinziehende Pointensucht das Beste. Nur in der Steigerung freier Rhythmen angesichts des Meeres stieg er hoch empor und gab im Zeitgedicht den Auftakt für die nächsten Jahre: in dem ergreifenden Weberlied, in dem Trommelgedicht; er schuf auch über Zedlitz und andere hinaus in den „Zwei Grenadieren" das klassische deutsche Napoleongedicht und in einigen Balladen eine dauerhafte Bereicherung unseres Kunstschatzes. Das impressionistische Element in Heine brachte ihm glückliche Einfälle, trübte ihm aber wiederum den reinen Ton, der voll ausströmen will; so kommt bei Heine unvermittelt farblose Konvention neben persönlich geschaute Bilder zu stehn. Die zersetzende Ironie seiner Verse, das gesteigerte und bis zur Überreizung getriebene schlechte Erbteil der Romantik, vererbte er den politischen Dichtern der vierziger Jahre. Sie knüpften auch an die Dichter der Burschenschaft an, von denen dies und jenes Lied Dauer gewonnen hat, und an Wilhelm Müller, dessen zarte Postillons- und Wanderlyrik freilich lebendiger ist, als seine Freiheitssänge. Dieser politische Sang der vierziger Jahre war in einer erregten Zeit notwendig. Aber freilich: die Herwegh und Freiligrath, die Beck und Prutz und Dingelstedt spitzten zu, wo der reine Lyriker verdichtet; sie gaben der Masse zu günsti-

ger Stunde das notwendige Stichwort, aber sie gestalteten nicht, was unverlöschlich für alle Zeiten bleibt. Das gelang neben ihnen Einem, der auch noch von der Romantik genährt, von der Wirrnis der Zeit und dem Druck unholder Mächte bedrängt wurde: Nikolaus Lenau; immer, selbst noch in der „lieblichen Maiennacht", dem Schmerz und dem Weltschmerz anheimgefallen, verschmolz er ein paar unvergeßliche Bilder mit einem musikalischen Gefühl, das seiner Lyrik in ihrer östlichen Schwermut ein besonderes Kennzeichen gibt.

Neben dem politischen Geschlecht wuchs die spröde, nicht sangbare, aber in der Beobachtung des Kleinen wie in der geahnten Anschauung des Unirdischen große Kunst der Annette von Droste-Hülshoff empor, schuf Graf Moritz Strachwitz in raschem Aufbau leidenschaftlich bewegte Balladen. Und in den reichen fünfziger Jahren, die uns ein neues großes Drama und eine realistische Erzählungskunst von höchstem Rang schenkten, kam auch die Lyrik des großen Schwaben, Eduard Mörike, voll zur Geltung, den Liliencron in der Beamtenzeit las und innig lieben lernte. Mörike verfeinerte in Tönen, die aus unwirklichen Lüften geholt zu sein scheinen, noch die Sprachform Goethes, und selbst ein scheinbar banales Bild erhielt, so wie es von ihm gefaßt ward, sofort die letzte dichterische Form, die überzeugende Reinheit: die Vogeltritte im Schnee, das Pfeifen des Mäuschens. Immer wieder schuf er wie von Erdenschwere befreit, seine Lieder schienen nur geträumt zu sein, und selbst das abgebrauchte Wort beseelte er noch:

> O holde Nacht,
> Du gehst mit leisem Tritt
> Auf schwarzem Samt, der nur am Tage grünet,
> Und luftig schwirrender Musik bedienet
> Sich nun dein Fuß zum leichten Schritt,
> Womit du Stund um Stunde missest,
> Dich lieblich in dir selbst vergissest —
> Du schwärmst, es schwärmt der Schöpfung Seele mit.

Viel schwerer als er, gedrängter in der Aussprache des vollen Gefühls und darum seltener zur reinen Lyrik vorgedrungen, erscheinen neben ihm Friedrich Hebbel und Gottfried Keller. Nahe verwandt, aber mit durchaus norddeutschem Klang, sind Mörike Klaus Groth und Theodor Storm, jener im Schauerton der Ballade wie in der idyllisch breit erzählten Schnurre immer der Mann des Volks, der in den plattdeutschen Lauten seiner holsteinischen Heimat wie vor der Öffentlichkeit erzählt, anschaulich das ganze Volksleben Dithmarschens mit

in seinen „Quickborn" bringt; Storm, der Meister der „latenten" Leidenschaft, die alles nur eben anzudeuten braucht, um doch in der knappsten, engsten Form jenen letzten menschlichen Schauer zu erregen, der uns über das Herz geht. Von den Augen und den Händen las er die Gedanken der Seele ab, eine fein organisierte Natur, die das unbewußte Gefühl kannte und bannte, mit dem ein Mensch sich, wenn die Zeit hin, leise mehr und mehr von der Brust des andern löst; eine Natur, die, wie kein Lyriker vor ihm, mit dem Heimatboden in Nähe und Ferne unlösbar verbunden war. Die Wanderung über die Heide, der Wind in der seltsamen grauen Stadt am Meer, der huschende Spuk auf den Treppen alter Häuser — das alles ward Storm zu neuem Leben, und unbesorgt durfte er Röcklein auf Löcklein reimen, weil es bei ihm keine bloße Verniedlichung, sondern der Ausdruck eines gespenstisch hellen und doch märchenhaften Erlebnisses war; wie bei Mörike ward auch bei ihm das abgebrauchte Beiwort „hold" oder „süß" wieder zum tönenden Klang. Der Norddeutsche und der Süddeutsche ergänzten sich wunderbar. Und wenn jener mehr in der Luft, in goldenen Wolken lebte, so zog die helldunkle Leidenschaft Storms aus der Mutter Erde die beste Kraft.

Auch die leichtere Lyrik der Berliner Dichter der fünfziger Jahre, vor allem die Theodor Fontanes, war landschaftlich bestimmt, sprach sich, Chamisso und Kopisch verwandt, unbefangen in einem Rhythmus aus, der dem Gespräch auf Markt und Gassen abgelauscht war und so auch den Gestalten preußischer Vergangenheit Leben geben konnte. Theodor Storms Landsmann Emanuel Geibel aber führte, nicht unbeeinflußt von Platen, diese norddeutsche Lyrik auf eine andere Bahn, versuchte ihr mehr Form und Halt zu geben, und wenn er schon die helldunkle Leidenschaft des andern nicht besaß, so führte er in unermüdlicher Selbstarbeit sein bescheideneres Talent in der geschichtlichen Lyrik zu Bildern von hohem Reiz, mag es sich um das Sanssouci Friedrichs des Großen oder das Cap Misenum heimisch werdende Enthandeln. An ihn knüpfte eine in München heimisch werdende Entwicklung an, ward durch Hermann Lingg in der geschichtlichen Lyrik zur Meisterschaft gesteigert und erreichte in Paul Heyse einen Gipfel formvoller, an den Italienern geschulter, hinter dem schönen Kontur leidenschaftlich bewegter Kunst, die Unvergängliches gab, wenn sie Kindertotenlieder in Hebung und Senkung italienischer Volksliedmaße sang.

Das etwa war das lyrische Erbe, das das geeinte Deutschland ins neue Reich hinübernahm.

12.

# Das deutsche Schrifttum nach der Reichsgründung.

„Die Wunden der Helden waren noch nicht verharrscht, die Tränen der Kinder, der Mütter, der Gattinnen, der Bräute und Schwestern noch nicht getrocknet, die Gräber der Gefallenen noch nicht übergrünt: aber in Deutschland gings schon — so früh nach dem furchtbaren Kriege und schweren Siege — recht wunderlich her. Wie während oder nach einer großen Feuersbrunst in der Gasse ein Sirupsfaß platzt, und der Pöbel und die Buben anfangen, zu lecken; so war im deutschen Volke der Geldsack aufgegangen, und die Taler rollten auch in den Gassen, und nur zu viele Hände griffen auch dort danach. Es hatte fast den Anschein, als sollte dies der größte Gewinn sein, den das geeinigte Vaterland aus seinem großen Erfolge in der Weltgeschichte hervorholen könnte!"

Das bittere Wort stammt von Wilhelm Raabe, dem Dichter, der gerade im Werdejahr des Reichs seinem Volke eine seiner tiefsten Dichtungen, den „Schüdderump", gegeben hatte. Seltsam genug hatten sich die deutschen Verhältnisse gewandelt, seitdem im Spiegelsaal zu Versailles das Gelöbnis Kaiser Wilhelms zur Mehrung des Reiches an friedlichen Gütern erklungen war. Die für die Verhältnisse jener Zeit riesige Kriegsentschädigung deckte die Staatsbedürfnisse so weit, daß sich das rasch wachsende Privatkapital ungehemmt auf den Industriemarkt werfen konnte, und so begann in einem immer stärker durcheinanderlaufenden Volksleben, bei wachsendem großstädtischem Verkehr, anhebender Landflucht und niedergehender Landwirtschaft, die Gründerzeit mit ihren raschen Zusammenbrüchen, ihren aufgelobten, schwindelhaften Unternehmungen. Die Schranken des Erwerbslebens waren weggebrochen worden, der Liberalismus hatte gesiegt, und nicht nur die lange ersehnte parlamentarische Mitregierung, die Gleichheit vor dem Gesetz, der sich die Rechtseinheit gesellen sollte, und vieles andere war erreicht, sondern auch durch ein maßlos demokratisches Wahlrecht die Herrschaft der Massen im Parlament angebahnt, durch die Aufhebung aller Beschränkungen das freie Spiel der Kräfte, der Wesensinhalt der sogenannten Manchester-Lehre hemmungslos entfaltet. Der Rückschlag der Krisis blieb nicht aus, und die stärkere Zusammendrängung von Arbeiterscharen in den wachsenden Großstädten gab den Nährboden für einen Sozialismus, der, von den Bahnen Lassalles abgekommen, in seinen Sätzen lehrhaft starr, in seinen Äußerungen wüst und maßlos, erschreckende Erfolge

errang. Die sozialistische wie die emporblühende, vielfach jüdisch geleitete, demokratische, im Kern sensationelle Presse brachte den Brodem der Zeit in die Höhe, deren krankhaftes Wesen sich auch, beeinflußt durch die herrschende materialistische Weltweisheit, in einer rohen Verächtlichkeit gegen das Christentum, in einer gierigen Erfolganbetung auf der einen, in äußerlich-roher, innerlich-hohler Schneidigkeit auf der andern Seite zeigte.

Mit Scham und Empörung sahen die tieferen Geister der Zeit auf dies Bild. Tief herauf grollt es aus Paul de Lagardes Streitschriften gegen die graue Internationale, gegen den Liberalen, den man an die Stelle des Menschen gesetzt habe; der dem deutschen Leben ferngerückte Ferdinand Gregorovius erschrickt über das, was er bei der Einkehr sieht. Wilhelm der Erste und Albrecht von Roon, die beiden alten Kampfgenossen, klagen sich in ergreifendem Ton gegenseitig die Not der Tage und empfinden bis zu einem gewissen Grade selbst ihre eigne Machtlosigkeit. Der Altliberale Heinrich von Sybel findet das glänzende Bild unseres ökonomischen Gedeihens nicht ohne peinliche und beängstigende Züge. Er beklagt „eine weit verbreitete Abspannung der öffentlichen Moral", auf der andern Seite „einen offen verkündeten Kriegsstand zwischen Kapital und Arbeit". Er sieht „auf der einen Seite die Gefahr einer kommunistischen Revolution, auf der andern die Möglichkeit immer stärkerer Konzentration des Reichtums, immer tieferer Verarmung der Massen". Victor Hehn, auch aus der Ferne ins deutsche Stammland gekommen, lauscht mit Empörung dem flachen Zeit- und Zeitungsgeist.

Kein Wunder, daß sich in solcher Zeit das deutsche Schrifttum durchaus wandeln mußte. Gewiß: die großen Realisten lebten und schufen noch; aber so wie das Werk Hebbels und Ludwigs, der eben Abgeschiedenen, fast völlig versunken war, so wenig fanden sie alle, mit Ausnahme Freytags und Reuters, noch den Hörerkreis, der einst ihren Gaben gelauscht hatte; erst später stieg Gottfried Keller, noch später Wilhelm Raabe zu der Stellung empor, die ihnen gebührte. Erst am Ende der Zeit gelangten neue Begabungen zur Aussprache, bezeichnenderweise alle nicht aus dem deutschen Reich: Marie von Ebner-Eschenbach und Peter Rosegger aus Österreich, Conrad Ferdinand Meyer aus der Schweiz und Rudolf Lindau nach der Rückkehr von jahrzehntelangem Aufenthalt außerhalb der preußischen Heimat. Sie kamen vornehmlich in Julius Rodenbergs vortrefflicher „Deutscher Rundschau" zu Worte; den Tag aber beherrschte eine andere Kunst. Die gelesensten Romanschriftsteller waren Friedrich

Spielhagen und Felix Dahn; sie erreichten künstlerisch und in ihrer völkischen Bedeutung nicht die Höhe der Alexis und Freytag, der Keller und Raabe. In beiden trat das von den Realisten überwundene Jungdeutschtum wieder an die Oberfläche und mischte sich mit den Einflüssen des französischen Unterhaltungsromans; diese Grundzüge erkennt man sowohl in den Zeitromanen des erzählerisch weitaus begabteren Spielhagen wie in den großen geschichtlichen Romanen des für die Ballade reich beanlagten Dahn. Jener war demokratisch, betont bürgerlich, ganz der Gegenwart zugewandt, dieser großliberal, germanisch-national, in die Vergangenheit der deutschen Stämme vertieft, aber beide kamen im Grunde von Gutzkow her, bauten ihre weitgespannten Erzählungen mit Feuer, aber nicht immer mit Anschaulichkeit und immer mit einem großen Aufgebot verwirrender Kreuzungen, verwickelter Verschwörungen, erregender Zutaten auf — Spielhagen hat selbst in seinem besten Zeitbild, der „Sturmflut", die die Gründerjahre zeichnete, das alles noch nicht verleugnen können und erst viel später in seinem feinsten Roman, „Stumme des Himmels", nach seinen Anlagen überwunden. Die Menschen des realistischen Romans sprachen sich aus, ihre Schöpfer strebten nach einer schlichten Sachlichkeit — die Menschen des Zeitromans und des Dahnschen geschichtlichen Romans waren immer in Ekstase, absichtlich das Fremdwort zu gebrauchen; die Menschen des realistischen Romans waren Fleisch von unserm Fleisch und Blut von unserm Blut und wirkten so — die Menschen der neuen Kunst waren oft von einem geheimnisvollen Hauch umwittert, der aber nicht aus der Tiefe ihres Wesens, sondern aus der Berechnung einer übersteigerten Einbildungskraft kam.

In dieser Kunst war ein sensationeller Bestandteil, und er ward noch stärker in den viel bewunderten epischen Dichtungen des im Grunde unschöpferischen Robert Hamerling, dessen schwüle Bilder an Makarts zuerst überwältigende, aber nie überzeugende Farbenpracht erinnern; neben Hamerling kam sein österreichischer Landsmann Ferdinand von Saar nicht empor, ein wirklicher und feiner Dichter, gebunden an die Natur seiner Heimat, freilich auch, als begeisterter Anbeter Schopenhauers, von dem die Zeit durchklingenden Pessimismus ganz durchsetzt.

Aber immerhin war das noch Kunst, während die ägyptischen Romane von Georg Ebers nur bequeme Bildungsarchäologie, die seichten Frauenromane der neuen Unterhaltungsliteratur nur belangloses Lesefutter waren, das freilich dazu beitrug, ernste Männer und

Frauen auf lange hinaus dem Schrifttum der Zeit zu entfremden. Und überall machte sich ein Feuilletonismus breit, der vielfach auf Heinrich Heine zurückging. Seine pointierte Art erwachte wieder, nur auf einer niedrigeren Talentstufe, in den Dichtungen Eduard Grisebachs; Heines Reisebilder, die doch nur zweiter Abguß seiner Kunst waren, seine Literatur- und Kunstfeuilletons bestimmten den Ton der Kritik in der neuen Presse. Dieser Feuilletonismus griff auch auf den Roman und auf die Bühne über. Er steckte in den Berliner Romanen Paul Lindaus, er erreichte auf der Bühne seine Höhe in den Stücken Oskar Blumenthals mit ihrer unmöglichen Sprache, mit ihrem widerlichen Scheingeist. Das eigentliche Muster für das Theater waren die zeitgenössischen Franzosen Augier, Dumas Sohn, Pailleron, Sardou, an deren Einbürgerung auf der deutschen Bühne die erste Schuld bezeichnenderweise der Jungdeutsche Heinrich Laube trug, und die nun, zumal durch Paul Lindau, wesentlich auch im Dienste der Sensation („Kean", „Fedora") von neuem und immer wieder über die deutschen Bühnen zogen. Daß die Lehre von der Vollendung des Dramas durch das Musikdrama Richard Wagners, der 1876 seine Bayreuther Bühne eröffnete, so viele Anhänger finden konnte, lag zum Teil an der Unkraft des deutschen Wortdramas der Zeit. Und wie weit standen die Franzosen noch über ihren deutschen Nachahmern! Das empfand Ernst von Wildenbruch, als er mit heißen Augen vor diesen neuen Bühnenschöpfungen saß und über damals moderne Dramen von Adolf Wilbrandt, Paul Lindau und Hugo Lubliner schrieb: „Es drängt sich uns zum Schlusse beim Rückblick auf die hier besprochenen vier deutschen Stücke die Frage auf, wodurch denn eigentlich die modernen Franzosen so viel mächtiger auf der Bühne wirken als die modernen Deutschen. Ist es wirklich, wie behauptet wird, nur die vollendetere Form? Die ausgearbeitete Technik und Mache? Nein, der Grund liegt tiefer und liegt darin, daß in diesen französischen Stücken der Puls der Leidenschaft ein ganz anderes Tempo geht als in den modernen deutschen. Und woran liegt das? Daran, daß wir keine Konflikte in unserm modernen deutschen Leben haben? Das wird wohl nicht nötig sein zu widerlegen, nein, daran, daß diese Franzosen im Augenblick, wo sie schreiben, an das glauben, was sie schreiben. Das fühlt man, und das überzeugt; und das fühlt man bei den modernen Deutschen nicht, und darum überzeugen sie nicht."

Auch in die Lyrik und die Versepik schlich sich das Feuilleton. Die viel bewunderten Epen Julius Wolffs waren nur äußerlich mit

geschichtlichem Gewande behangen, sie waren ohnmächtig gestaltet und häufig, wie im „Tannhäuser", von einem unechten Hauch sinnlicher Schwüle übergossen; sie feuilletonisierten, wenn das Wort erlaubt ist, die harmlosen Trompeterverse Joseph Victor Scheffels, was Scheffels Freund Heyse rasch erkannte und verdammte. Feuilletonistische Bestandteile steckten in der Lyrik Rudolf Baumbachs, wenn sie sich auch in mancher sangbaren Weise über die Höhenlage Wolffscher Verse erhob. Und wo im Gefolge Theodor Storms eine echte Begabung emporkeimte, lag doch über ihren Schöpfungen zunächst ein etwas flackernder Reiz, wie auf denen Wilhelm Jensens, der in seinem ungleichen Schaffen nur selten zur Höhe emporstieg, oder es fehlte der tiefere Gehalt, wie in den leichten Liedern des feinen Erzählers Heinrich Seidel.

Noch heute leiden wir unter den Nachwirkungen dieser Zeit, wie uns noch heute manches Stadtbild durch die gedankenlosen Scheinprunkbauten jener Jahre verunziert erscheint, die weder eine eigne Baukunst, noch ein eignes Kunstgewerbe im neuen Reich hervorbringen konnten und in denen die Kunst Arnold Böcklins verachtet am Wege stand, die Anselm Feuerbachs vergessen, Hans Thoma verlacht wurde.

In einem im Kern gesunden Volk, das sich nicht verlieren will und kann, können solche Zustände nicht dauern, und es bedurfte nicht erst der beiden Mordanschläge auf den ehrwürdigen alten Kaiser, die deutsche Welt aufzurütteln, wenn sie auch freilich wie ein Signal wirkten. Ende der siebziger Jahre begann ein großer Umschwung, den man kurz als Abkehr vom Liberalismus in seiner damals herrschenden Form bezeichnen kann. Bismarck schuf ein Gesetz gegen die Zuchtlosigkeit der Sozialdemokratie und setzte es im Reichstag durch. Im Jahre 1878 wagte sich der Hofprediger Adolf Stöcker zum erstenmal in eine sozialdemokratische Arbeiterversammlung zu Berlin und begann die Begründung einer christlich-sozialen Arbeiterpartei; der schon im Jahre 1872 von Johannes Miquel, Gustav Schmoller und anderen Volkswirtschaftlern gegründete Verein für Sozialpolitik trat reger in Wirksamkeit. In Adolph Wagner erwuchs ein Lehrer der Volks- und Staatswirtschaft von warmem Herzen, von tiefer Erkenntnis, von unbeugsamem Mut nach allen Seiten, der, zum Teil von dem konservativen Sozialpolitiker Rodbertus beeinflußt, schließlich neben Stöcker und dem rheinischen Pfarrer Weber im Evangelisch-sozialen Kongreß den Gedankengehalt des Christentums für die soziale Wandlung fruchtbar zu machen suchte. Und aus denselben Gefühlskreisen und den gleichen Überlegungen heraus ertönte nun die kaiserliche Bot-

schaft von 1881, mit der Bismarck seine großen sozialpolitischen Gesetze einleitete. Das völkische Ideal erwachte zu neuem Leben, der weltbürgerliche Charakter der Manchesterlehre ward zurückgedrängt. Mit warmen und hohen Worten gab schließlich der berufene Sprecher Deutschlands, der wahre Herold des Reiches, Heinrich von Treitschke, dem Ausdruck, was not tat. Er griff in die dem Charakter der letzten Jahre als Widerpart entgegentretende antisemitische Bewegung, die oft genug lärmend und ungerecht war, mit besonnenen, warmen und wahren Worten ein, und wie er die Zeit in seinen „Deutschen Kämpfen" hellhörig verfolgt hatte, wies er ihr nun, unbeirrt durch das ihn umbrandende Geschrei des Tages, neue Ziele, so fern er auch der von ihm nicht voll verstandenen neuen Sozialpolitik stand.

Daß dies deutsche Volk in unvergeßlich großen Kriegstaten unter der Führung eines reinen, tapfern Fürsten, eines unvergleichlich freien, feinen und mutigen Staatsmannes, großer Heerführer, unter der Mithilfe der besten Köpfe der Zeit den alten Einheitstraum zur Erfüllung gebracht hatte — davon klang durch die Dichtung der Jahre kein bleibender Ton, der zum Aufhorchen gezwungen hätte. Nur der Schweizer Conrad Ferdinand Meyer ward durch das die Welt überwältigende Ereignis belehrt, wie tief das Erz der deutschen Zunge dröhnt, und kam aus nationalem Zwiespalt zum bewußten Deutschtum. Unlustig stand das heranwachsende Geschlecht den Gaben gegenüber, die die abrollende Zeit ihm zu bieten hatte. Mißmutig, aber im tiefsten zuversichtlich, schloß Ernst von Wildenbruch, der Kämpfer von 1870, ein Drama nach dem andern ins Schubfach, weil die Bühne neben französischen und deutsch-französischen Sitten- und Unsittenstücken keinen Platz für sie hatte. Und kurz nachdem er endlich mit Versen von deutschem Klang und völkischem Gehalt die Bühne erobert hatte, trat nun der andere Kämpfer des Krieges auf, der in der Stille geschaffen, in einem feinen Herzen den Klang der Werdetage des neuen Deutschlands festgehalten hatte und schon in der Aufschrift seines Werks daran mahnte, daß die Grundkräfte des deutschen Volkes sich durch wirre Jahre unverstellt erhalten hatten.

Der Späthegelianer Alexander Jung beklagte bitter den „verrückten Materialismus", den Deutschland zur Welt gebracht habe. Er fragte sich, ob die Gegenwart nicht in absteigender Bewegung begriffen sei; der Freund des Idealisten Karl Rosenkranz sah sich von der Heimat Kants her bange nach einer wirklichen, neuen Kunst um, und Theodor Fontane schrieb im Hinblick auf das Schrifttum der Zeit am Ausgang dieser Epoche: „Unsere Literatur krankt so schwer

und so chronisch werdend an der Dublettenkrankheit, daß wir, glaube ich, an einem Punkt angelangt sind, wo sich das Originale, wenigstens vorübergehend, als gleichberechtigt neben das Schöne stellen darf. In Kunst und Leben gilt dasselbe Gesetz, und wenn die Nachkommen einer zurückliegenden großen Epoche das Kapital ihrer Väter und Urväter aufgezehrt haben, so werden die willkommen geheißen, die für neue Güter Sorge tragen, gleichviel wie." Als diese Worte geschrieben wurden, waren die „Adjutantenritte" bereits erschienen.

13.

# Adjutantenritte.

Sehr sorgfältig wählte Liliencron aus dem angewachsenen Schatz, als er sein Buch in die Welt sandte; nur neunundsiebzig Gedichte und achtzehn Sizilianen sammelte er ein. Es verging mehr als ein Vierteljahr, bis er mit sich über die endgültige Auswahl im Reinen war. Auf das Militärische des Mannes und des Werkes weist die Aufschrift und weist wiederum der Schluß des Buches hin, der in gestochenen Noten das preußische Infanteriesignal zum Vorgehen bringt.



Aber alle diese Verse werden dem Gouverneur einer einsamen Insel im Ozean in den Mund gelegt.

> Auf einer Forscherfahrt im Ozean
> Fand ich ein Inselchen, so leer und öde,
> Als hätte jüngst das Schwert des Tamerlan
> Den letzten Keim gebrochen, hart und schnöde
> Die Pest gezogen ihre Beulenbahn,
> Daß wenig Menschen blieben, blaß und blöde.
> Doch funkelten auch hier die stolzen Sterne,
> Und Well und Wolken spielten in die Ferne.

In der Gesellschaft des kleinen Städtchens am verschlammten Hafen zwischen dem steinleidenden Bürgermeister, dem hagern Richter, dem Arzt, dem Apotheker und dem Steuerempfänger, den beiden Pastoren und dem Rechtsanwalt lebt der Gouverneur mit zwei Adjutanten und einem Bataillon Soldaten. Er ward auf dieses weltentlegene Eiland verbannt, weil er mit der Tochter des Königs im Mondlicht des Gartens gefunden wurde, und ist auch nach der Begnadigung, in vierzig Jahren festgewachsen, hier geblieben. Seine Gedichte, Sonntags von neun bis zehn niedergeschrieben, sind im Waschtisch aufgefunden worden und werden nun veröffentlicht. Freilich müssen wir schon an Falkenaugen und junggebliebene Säfte glauben, an wuchtigen Athletenwuchs, der aber dem straffen, kleinen Liliencron selbst nicht eignete, wenn wir dem greisen Gouverneur diese Verse zuschreiben wollen; denn in ihnen lebt ein trotziger Freiheitsdrang,

brennt heiße Liebeslust, pocht jugendliche Selbständigkeit, die der Kämpfe immer noch nicht genug hat und in der Überwindung des Lebens schon nach dem nächsten Gegner ausschaut. Einem Freunde gilt das erste Gedicht, einem Freunde, dessen Antlitz noch die Spuren scheuer Knabenzüge trägt, und ihm wird die Erinnerung an gemeinsame Kindertage, fern von den andern, unter rauschenden Buchenkronen, zurückgerufen. Aber rasch fühlen wir unter der vorgenommenen Maske den Dichter von Pellworm selbst, das Bild der Mutter tritt aus dem windüberwehten Grab wieder vor seine Augen, „Tod in Ähren", die Verse „In memoriam" zeigen in den Krieg zurück, „Wer weiß wo" und die Erinnerung an die großen Biwakfeuer sind aus denselben Erlebnissen herausgewachsen. Und sie beschließt die mit Versen durchsetzte Skizze „Adjutantenritte". Es sind Geschehnisse aus einer Januarschlacht, aus der Schlacht von St. Quentin, die Liliencron hier bewegen. Regungslos hält der General, mitten unter den Bildern der Schlacht, mitten zwischen den hin- und herspritzenden Adjutanten und Ordonnanzen. Und dann spricht der Krieg selbst, „Granaten heulten, heiß im Mörderdrang"

Ich flog indessen, das war nichts gewagt,
Unter sich kreuzendem Geschoß inmitten.
Rechts reden unsre Rohre, ungefragt.
Links wollen feindliche sich das verbitten.
Gezänk und Anspucken, ich bin hindurchgeritten.

Ein Johanniter verkündet auf dem Schlachtfelde, daß König Wilhelm Kaiser geworden ist, und die Batterien donnern mit aller Atemmacht todtragenden Kaisergruß hinaus.

Zum Sturm, zum Sturm! Die Hörner schreien! Drauf!
Es sprang mein Degen zischend aus dem Gatter.
Und rechts und links, wo nur ein Flintenlauf,
Ich riß ihn mit ins feindliche Geknatter.
Lerman, Lerman! Durch Blut, Gewehrgeschnatter,
Durch Schutt und Qualm! Schon fliehn die Kugelspritzen.
Der Wolf brach ein, und matter wird und matter
Der Widerstand, wo seine Zähne blitzen.
Und Siegesband umflattert unsre Fahnenspitzen.



Da war denn endlich das größte Erlebnis der Männer, die jetzt dreißig und vierzig und fünfzig Jahre alt waren, Gedicht geworden. Und die einläßliche Beobachtung, die genaue Wiedergabe des Kleinen neben dem Großen war neu in diesem Werk, die Zeichnung von Ausschnitten aus dem Leben, in denen oft ein anscheinend nebensächliches Ding den unvergeßlich letzten Ton gibt. Hier zuerst konnte das Wort Impressionismus gebraucht werden, aber freilich in einem höheren Sinne als bei Heine, weil eine zusammenhaltende Künstlerkraft ein Abbiegen in gewollte Pointensucht peinlich vermied. An die Lyrik des gleichaltrigen Friedrich Nietzsche, an jene sparsamen und dabei so gehaltschweren Verse darf man erinnern, wenn der etwa, in blauer Nacht auf der Brücke stehend, den letzten Eindruck Venedigs festhielt oder unter wandernden Krähenscharen das Leid des Herbstes empfing. Hier war über Wilhelm Jensen und Heinrich Seidel hinaus der Anschluß an Theodor Storm gewonnen, die Stimmung der Haide, des Moors, des Waldes, der niedersächsischen Heimat überhaupt immer wieder sicher herausgebracht.

Tiefeinsamkeit, es schlingt um deine Pforte
Die Erika das rote Band.
Von Menschen leer, was braucht es noch der Worte,
Sei mir gegrüßt, du stilles Land.

Die Kunst der Wortbildung, die Liliencron eigen war, trat hier, zumal in den knappen Schlachtengedichten, sieghaft hervor, die Kunst der Einpressung und Zusammenfügung, wenn in der zweiten Strophe des Gedichtes „In Erinnerung" das Wort „Wasser" einen ganzen Vorgang vollkommen ersetzt.

Dem Tonfall des Krieges aber und dem brausenden, gellenden Takte der Schlacht folgt alsbald der schwebende Hauch eines holden Friedens, der noch im Nachgefühl das Herz weich umfließt.

Blümekens.

Kleine Blüten, anspruchslose Blumen,
Waldrandschmuck und Wiesendurcheinander,
Rote, weiße, gelbe, blaue Blumen
Nahm ich im Vorbeigehn mit nach Hause.
Kamen alte, liebe Zeiten wieder:
Auf den Feldern wehten grüne Hälmchen,

Süß im Erlenbusche sang der Stieglitz,
Eine ganze Welt von Unschuld sang er
Mir und dir.

Nun, seit Jahren, ordnen deine Hände
Perlenschnur und Rosen in den Haaren.
Wie viel schöner, junge Frau, doch schmückten
Kleine Blumen dich, die einst wir pflückten,
Ich und du.

Wieder finden sich ganz wie von selbst Silben zum neuen Wort zusammen: Wiesendurcheinander, Waldrandschmuck, das ist einfach abgepflückt wie die Blüten selbst, von denen keine genannt wird, und deren schlichte Farben, wie sie da nach und nach auftauchen, rot, weiß, gelb, blau, das volle Bild eines im Schreiten durch die Flur zusammengelesenen Straußes abgeben. Und mit außerordentlicher Feinheit ist dem Gedicht die zweite Strophe angefügt; die kunstvolle Absicht dieser so ganz selbstverständlich dastehenden Verse beruht in drei Dingen: erstens in der viel knapperen Fassung der zweiten Strophe: sie, die den Nachhall gibt, ist halb so lang wie die erste; zweitens wird in ihr nur eine Blume, die im Garten gewachsene Rose, genannt und mit einer Perlenschnur verflochten, was in wenigen Silben neue Gedanken zu neuem Bilde erweckt; endlich ist neu in dem sonst reimlosen Gedicht der Reim der beiden vorletzten Zeilen, auf den dann das mit feinem, musikalischem Gefühl ganz unkavaliermäßig zusammengestellte „Ich und du“ verhauchend folgt.

Ruhig verriet Liliencron, daß er Platen und Bürger kannte, Uhland, Fontane, den damals bei den meisten vergessenen Strachwitz; bei jedem dieser Künstler empfand er, ob er die echte Fahne der Ballade schwinge oder nicht; aber was Liliencron im Tiefsten kannte, war die Schlacht, seine holsteinische Haide, Knick und Moor, der Sonnenbrand des Marsches, Liebesgestammel in einer weichen Sommernacht. Ihm eignete auch derber soldatischer Humor, wie ihn jene Ballade von König Ragnar Lodbrok, das ist mit den gepichten Hosen, erwies. Die ernsthaften Balladen der „Adjutantenritte“ sind nicht alle gleichmäßig gelungen, vielfach noch zu sorglos durchgearbeitet. In der „Kapelle zum finstern Stern“ lautet die zweite Strophe:

Herzog Abel schrieb das. König Erich ritt ein,
Und lag im Bruderarme.

Viel Jauchzen der Ritter im Abendschein,
Lauge Gudmunson schwieg im Schwarme.

Ein andermal heißt es:

Wo Lauge durchstach den erlauchten Herrn,
Am Ufer steht die Kapelle.

Ähnliche Zeichen noch nicht völliger Ergreifung eines neuen Besitzes begegnen uns in den Balladen aus der Vergangenheit Schleswig-Holsteins noch öfter, aber freilich dazwischen auch innerhalb dieser Kleinepik lyrische Klänge, die dann wieder das minder stark Gestaltete überlichten, so in dem Gedicht „Trutz, blanke Hans“, das auf der See selbst empfangen war. Meisterlich ist im „Geheimnis“ die Spannung vorbereitet, die uns alsbald umfängt und nicht mehr losläßt. Wir sehen zuerst ein edles Viergespann ungeduldig mit den Hufen scharren, bis, an der tiefgeneigten Dienerschaft vorüber, der Edelherr seinen Sitz besteigt, vom Fenster aus verfolgt vom Blick der blassen, stolzen, großen Frau. Nahe dem Haidkrug findet er in einem Häuschen am Waldrand einen Jungen, mit dem er glückselig spielt. Am Abend nach festlicher Gesellschaft schläft der Mann ruhig. Wir sind eingesponnen in die Stimmung eines Geheimnisses, wir sind begierig auf seine Lösung, wir fühlen, daß hinter dem äußerlich einigen Glück des Ehepaars etwas anderes verborgen glimmt. Die Lösung aber gibt Liliencron auf ganz eigenartige Weise.

Es schleicht die Sommernacht auf Katzenpfoten.
Des Schlosses Lichter alle sind gelöscht.
Der Herr des Hauses schläft in seinem Zimmer
Und atmet regelmäßig, ruhig weiter.
Ganz leise, leise, leise geht die Tür,
Und seine Frau, im weißen Nachtgewand,
Setzt vorsichtig ein Lämpchen auf den Tisch,
Und dämpft den Schein durch vorgestellten Schirm.
Dann sitzt sie bald am Rande seines Bettes,
Und lauscht und schaut auf die geschlossenen Lider;
Im gleichen Tonfall, langsam jedes Wort,
Spricht sie zu ihm, deß Brust sich hebt und senkt,
Und hebt und senkt, hebt — senkt, und hebt und senkt:

„Rudolf". Kamilla? „Wie war heut die Jagd?"
Und er, als sprách er wachend, klar und deutlich:
Die Jagd, Kamilla? Nun, was soll die Jagd?
Ich war am Waldesrand bei meinem Sohn.

Schwamm ihr ein breiter Blutstrom vor den Augen?
Fiel dann der Schnee so dicht, so dicht herab?
Sie preßt die Hand aufs Herz so fest, so fest —
Und wieder fragt im selben Tone sie:

„Rudolf." Kamilla? „Und wie heißt dein Sohn?"
Ich gab ihm meinen eignen Namen: Rudolf.
„Rudolf." Kamilla? „Und wie heißt die Mutter?"
Die Mutter starb, als sie den kleinen Kerl
In meine Arme selig mir gelegt.

Unruhig wird der ruhig Schlafende.
Doch sie mit ihren stillen grauen Augen
Bannt ihn, daß seine Atemzüge bald
In gleichen Zwischenräumen wiederkehren.

„Rudolf." Kamilla? „Liebst du noch das Mädchen?"
Bis jeder Stern vom weiten Himmel fällt.

Die Frau steht auf. Doch bleibt sie noch am Bett.
Ein letzter, langer, schwerer Abschiedsblick
In Haß und Eifersucht und Schmerz und Weh.
In grenzenloser Liebe küßt sie dann
Die Stirne dessen, der ihr Leben war.

Ein Ton lachenden Lebensbehagens schlug empor im „Bruder Liederlich":

Die Feder am Sturmhut in Spiel und Gefahren,
Halli.
Nie lernt ich im Leben zu fasten, zu sparen,
Hallo.
Der Dirne laß ich die Wege nicht frei,
Wo Männer sich raufen, da bin ich dabei,
Und wo sie saufen, da sauf ich für drei.
Halli und Hallo.

Und der Fremdwortjäger Liliencron, der sich vom herkömmlichen Briefstil der Offiziers- und Beamtenzeit zu einem peinlichen Vermeider jeder Fremdwörtelei entwickelte, gebraucht hier die ausländischen Einsprengsel mit sicherer, gegenständlicher Meisterschaft:

Wir haben süperb uns die Zeit vertrieben,
Halli.
Ich wollte, wir wären zusammen geblieben,
Hallo.
Doch wurde die Sache mir stark ennuyant,
Ich sagt ihr, daß mich die Regierung ernannt,
Kamele zu kaufen in Samarkand.
Halli und Hallo.

Die Kunst, einen Abgesang stimmunggebend zu verwenden, übt er in der „Schwalbensiziliane", wo, immer nur durch eine Verszeile getrennt, bei Mutterglück und Liebesdrang, bei Manneskampf und Begräbnis wiederkehrt:

Es jagt die Schwalbe weglang auf und nieder;

oder in dem Gedicht „In einer großen Stadt", wo wiederum über alles Gedränge von Tod und Leben hinweg der Leiermann das letzte Wort hat, den Liliencron so liebte, wie Franz Schubert, der den „Leiermann" durch seine Musik in unvergeßlicher Weise geadelt hat:

Der Orgeldreher dreht sein Lied.

Immer neu aber schlägt heißes Liebesempfinden durch, bald in entsagender Erinnerung, bald in jauchzender Eroberung. Da ertönt das „Ich liebe dich":

Vier adlige Rosse
Voran unserm Wagen,

da wird die kleine blonde Komtesse eingeladen:

Setz in des Wagens Finsternis
Getrost den Atlasschuh.

Die lieben Hände werden gelöst, die sich sanft um den Hals gelegt, und in der Pinasse geht es aufs Meer hinaus:

> Lustig Liebesabenteuer,
> Wir alleine nur am Steuer,
> Weite Wassereinsamkeit.
> Letztes Ufer im Verblassen,
> Hoch am Maste der Pinassen
> Wimpelt die Verschwiegenheit.
> Bläst Nordost uns frisch hinaus,
> Weht Südwest uns sanft nach Haus.

Bis dann in seliger Erinnerung das Liebesgestammel ausklingt,

> Wenn ich an deinem Herzen lag
> Und nicht mehr dachte an ein Morgen —
> Glückes genug.

Leben war in diesem Werk auf jeder Seite. Mit einem Schlag hatte Liliencron erobert, um was die Jugend zu ringen begann: das volle Leben abseits von Zeitung und Feuilleton, abseits von Herkommen und landläufiger Ausdrucksweise. Wie immer in der neueren deutschen Geschichte drang gerade auch in jener Zeit eine ganze Anzahl von Offizieren zur Kunst, zur Geistesarbeit außerhalb des Berufs durch: Eduard von Hartmann hatte mit seiner Philosophie weiten Einfluß gewonnen, Fritz von Uhde begann seine lichtdurchflossenen Christusbilder zu malen, Wilhelm von Polenz stand in der Entwicklung zum realistischen Romandichter, bald lenkte Moritz von Egidy in die Bahn religiöser Wandlung ein, und alle diese Männer hatten, nach dem treffenden Wort Karl Lamprechts, etwas Gemeinsames: „Sie schaffen frei, ernst und im Sinne von Urnaturen, zumeist auch im hohen Grade unbekümmert um Beifall; alle die Vorteile, die die Entwicklung einer hohen Kultur auf kolonialem Boden auszuzeichnen pflegen, fallen ihnen zu; in dem Neuland ihrer Seelen ist nicht viel wegzuräumen, und der kräftige Boden bietet der geringsten Einsaat tausendfältige Frucht."

Liliencron hatte auch vor den Kriegsbewährten unter diesen alten Kameraden manches voraus: schwere Liebesschicksale, schwere Lebensnöte, ein Wanderleben in Druck und Not jenseits des Ozeans, eine eng begrenzte Tätigkeit im Verkehr mit der Bevölkerung seiner Heimat.

Aber auch ohne diese Voraussetzungen erwies er sich schon in den „Adjutantenritten" als die höchste Vollendung dieses Typus, von dem er sich dann natürlich, wie jede Vollendung einer Gattung, auch durch das Maß und die Kraft seiner Persönlichkeit wieder einsam abhob. Ganz selbständig hatte er Blut und Tod empfunden, ganz selbständig, trotz Theodor Storm und in der Einzelbeobachtung über Storm hinaus, noch einmal sein schleswig-holsteinisches „Länneken" umfangen.

Jauchzendes Entzücken weithin hätte diese Sammlung begrüßen müssen — es blieb aus. Der Widerhall im weiten Deutschland war außerordentlich gering. Aber um so schwerer wog das Lob einzelner, das in Liliencrons Einsamkeit drang — daß sich die übrigen, wie der Dichter glaubte, durch den an den Militärschriftsteller A. von Winterfeld erinnernden Titel abschrecken ließen, ist sicherlich unrichtig. Selbst Karl Bleibtreu rühmte zwar Liliencrons „unverwüstliche Originalität" und bestätigte damit, daß im Sinne des Fontanischen Stoßseufzers von 1885 allein schon der neue Lyriker seine große und neue Bedeutung hatte; Bleibtreu pries die „fabelhafte Natürlichkeit des Ausdrucks", fand in den „Adjutantenritten" echten Realismus und wies darauf hin, wie gegenständlich hier nicht beliebiges Meer, sondern echtes Wattenmeer geschildert wäre. Aber er wollte auch „gekünstelte Bildlichkeit des Ausdrucks" erkennen, die zur Manieriertheit ausarte.

Klaus Groth schrieb zu Liliencrons heller Freude in der Kieler Zeitung ein paar warme, anerkennende Worte.

Der „Hamburgische Correspondent" lehnte die „Adjutantenritte" schroff ab. Um so wertvoller war es, daß Ferdinand Avenarius in der „Täglichen Rundschau" über das Buch ausführlich sprach; allerdings war diese damals ein wenig verbreitetes „Blatt für Nichtpolitiker" und noch nicht die heutige große nationale Tageszeitung. „Liliencron — kenn ich nicht. Adjutantenritte — mal was andres" — das war so die erste Empfindung, die Avenarius hatte. Dann aber las er und schrieb nun:

„Liliencrons ‚Adjutantenritte und andere Gedichte' sind eine der interessantesten Erscheinungen der zeitgenössischen Dichtkunst. Was ihnen ihren Wert gibt, ist die rückhaltlose W a h r h e i t, mit welcher sich hier endlich einmal ein durchaus moderner Mensch zu geben wagt, ein moderner Mensch, dem eine bedeutende Begabung zugleich die M ö g l i c h k e i t gewährt, sein Inneres darzulegen. Denn in der Tat beherbergt dieser Realist in sich einen ursprünglichen Dichter." Avenarius beanstandet dann, daß Liliencron hier und da unter dem

Einfluß Platens stünde, den er einmal als einen Klassiker der Form preise. Die Stelle hieß:

> Wie schätz ich Platen, seine Prachtsonette,
> Wie dank ich Geibel, daß sein schönstes Lied
> Ihn feiert: Wundervoll sind die Terzette,
> Durch die sein roter Zornesfaden zieht.

Avenarius lehnt Platen als akademischen Klassizisten der Form ab. Aber er betont dann auch, daß „im allgemeinen die Platenschen Regungen" Liliencrons sehr platonische seien, und sein „Meister" sich im Grabe umdrehn würde, sähe er in seines „Schülers" Garten statt der beschnittenen Hecken und Baumpyramiden so viele der Bäume und Sträucher, deren „charaktervoller Bildung nichts Gesetz war als das ihnen innewohnende Leben und der Boden, dem sie entsprossen." Liliencron sagt ja auch gleich danach:

> Platens Balladen sind zwar sehr honette,
> Doch ohne Funkelfeuer, Kolorit.

„Bei weitem am bedeutendsten", fährt Avenarius fort, „ist Liliencron, wo ihn die volle Entfaltung seiner männlichen Tatkraft zum Dichten anregt — hier sehen wir alles vor uns, nein, um uns: hier leben wir mit. Nach meiner Überzeugung weist unsere gesamte deutsche Dichtung keine ergreifenderen Bilder aus der großen Zeit des letzten Krieges auf als diese hier von Liliencron. Und dabei nirgends chauvinistisches Phrasendreschen, nirgends auch weibische Empfindsamkeit. Die ‚Adjutantenritte', die dem Buch den Namen geben — ‚Erinnerungen aus einer Januarschlacht', die übrigens nur ein paar Blätter umfassen — sind nicht in Versen geschrieben; nur bei Momenten von besonderer Erregung wird die dramatisch belebte Prosa auch hier zum Gedicht."

Avenarius führt dann den Schluß des Buches an und sagt weiter: „Den Hut ab vor derartigem, von Leben strotzenden Realismus! Den Hut ab auch vor den Schilderungen des weltfremden Küstenlebens, die Liliencron des ferneren bringt. Und ich ziehe den Hut ab auch vor den teilweise etwas junkerlich angehauchten Bildern von allerhand Liebschaften und dergleichen, die uns der Dichter dann vorführt. Sie sind nicht so frivol, wie sie aussehen: man merkt ihnen bei schärferem Betrachten an, daß sie eine unglückliche Menschenseele

spiegeln, die Betäubung und Zerstreuung sucht. Mangel an Befriedigung, Sehnsucht nach Ruhe geht durch alles. Und eben eine wie nervöse Unzufriedenheit und Unruhe läßt den Poeten dann und wann selbst da nicht zum Ausleben seiner Stimmung kommen, wo er eine solche tiefer Ruhe besingt."

Avenarius löst, um das zu beweisen, das Gedicht „Ich habe dich so sehr geliebet" auf.

Ich war bei hellem Sommerlicht
In eine Dämmergruft gestiegen,
Wo Sarkophage, dicht an dicht,
Wie Denker in Gedanken, schwiegen.

Der Särge Silberschilderei,
Wo Nam und Wappen eingeschnitten,
Umzog barocke Schnörkelei,
Nach längst verjährten alten Sitten.

Es traf mein Blick auf einen Sarg
Aus all den andern Schmerzerrettern.
Ich wußte, wen die Truhe barg,
Aus einer Chronik gelben Blättern:

Ein Jahr nach ihrer Hochzeit schied
Die junge Frau mit ihrem Knaben.
Und der, der nun die Sonne mied,
Sein einzig Glück war hier begraben.

„Ein frivoler Poet, meinetwegen Heine, hätte hier die Stimmung vielleicht durch einen Witz gänzlich aufgehoben, wollte er sie einmal nicht ausklingen lassen, Liliencron hebt sie weder auf, noch läßt er sie rein ausströmen — er macht sich über ein überflüssiges e und einen unreinen Reim lustig, indem er das betreffende Wort in Anführungszeichen setzt und schließt das schön begonnene Gedicht so mit einer Strophe, die weder Fisch noch Fleisch ist."

Schnee fiel in seine Sommerflur,
Er war zu tief, zu tief „betrübet".
Ich las auf ihrem Sarge nur:
„Ich habe dich so sehr geliebet."

„Ich glaube, ein Psychologe wird hier außerordentlich bezeichnend den Charakter ausgesprochen finden, der dem rein Persönlichen der vorliegenden Gedichte zumeist ihre Stimmung verleiht: den der Zerrissenheit. Denn als solche und nicht als Zorn oder elegische Entsagung, wie bei den meisten der gegenwärtig lebenden pessimistischen Dichter, äußert sich bei Liliencron, der doch auch zu ihnen zählt, der Weltschmerz." Hier irrte nun Avenarius freilich, weil er, nach meinem Gefühl, die Wurzel des Gedichtes verkannte. Nicht die Stimmung der Sehnsucht gab dem Gedicht den Anlaß, sondern umgekehrt das, was am Schluß zum Ausdruck kommt: der Ärger über die banale Strophe. Indem Liliencron aber diesen Unmut gestaltete, schlug der Poet in ihm ganz anders durch, und es entstanden die feinen und vollen Anfangsverse. Der Umbruch liegt in ihnen und nicht im Schluß, das beweist deutlich die von Liliencron schon im Entwurf in Anführungszeichen gesetzte Überschrift: „Ich habe dich so sehr geliebet."

Und darum ist die Folgerung von Avenarius, die er dann viel später auch berichtigt hat, jetzt abzuweisen: schon das Wesen der „Adjutantenritte" steckt nicht in der Zerrissenheit, sondern in der Überwindung der Zerrissenheit; Liliencron gehört nicht zu den Saar und Lorm, die Avenarius hier meint, und steht auch im Gegensatz zu den pessimistischen Anfängen des Prinzen Emil Schoenaich-Carolath, dessen lyrischen Gehalt er voll erkannte; Liliencron überwindet hier schon die Zerrissenheit, nicht freilich, wie Carolath sie spät besiegte, durch die Rückkehr zum tiefbeseelten christlichen Glauben, sondern durch die Aufrichtung an den großen Erlebnissen seines Daseins, an der verschwiegenen und doch so beredten Natur seiner Heimat, an der immer wieder hervorbrechenden, ihn selbst überraschenden, unverbrauchten Liebes- und Lebenskraft seines Mannestums. Und wenn Avenarius fortfährt: „Unser Geistesleben braucht Männer aufopferungsfreudiger Tat, deren Blut mit dem Blute unseres Volkes pulst" — so stand in Liliencron, von dem er damals ja freilich nur dies Buch und nichts weiter kannte und kennen konnte, ein solcher Mann vor ihm. Aber die Prophezeiung, daß unserm Volke dieser Poet durch seine Kriegsgedichte lieb werden würde, bewies ein sicheres Urteil.

Daß Hermann Heiberg, der schon so vieles von den Gedichten kannte, Liliencron neuerlich begeistert zujubelte, war selbstverständlich. Als er das Buch fertig in der Hand hielt, an dessen Herstel-

lung er ja bedeutenden Anteil hatte, da schrieb er Liliencron, mit dem er inzwischen schriftlich das Bruderdu getauscht hatte:

„Dieselben Schönheitsschauer durchzogen mich heute wie das erste Mal, als ich Deine Gedichte durchlas. Ich weiß an diesem Gefühl, wenn es so eigen über meine Seele huscht, ein kalter Strom mir durch den Körper fliegt und sich die Empfindung feucht ins Auge drängt, was groß, bedeutend ist! Lieber! Was Du gebracht hast, ist ein Ereignis, und die Anerkennung, die Dir werden wird, sie kann Dich für alle Qualen des letzten Jahres entschädigen. . . . Unter Schmerzen geboren! Ja, aber deshalb alles wert! Es ist seltsam, wo man aufschlägt, wird man gepackt. Ob Du die reizenden Naturtöne anschlägst, ob die verhaltene Leidenschaft durch die Zeilen zittert, ob Du uns in die wirre historische Zeit einen Einblick tun läßt, überall ist es bedeutend, — überall fühlen wir uns Dir verwandt — weil wir Menschliches darin finden. N a t u r mit Schönheit! O Liliencron, es ist ein Werk, unvergänglich, unvergänglicher mit seinen Schwächen als ohne diese."

Die Hauptfreude aber war der Brief Theodor Storms.

„Hademarschen, 30. November 1883.

Sehr geehrter Herr!

Was diese meine Antwort auf Ihre freundliche Gabe so lange verzögert hat, ist nicht nur eine, bei den nicht mehr, wie einst, frischen Kräften mich ganz in Anspruch nehmende eigene Arbeit, sondern es ist vor allem der reiche und fesselnde Inhalt Ihrer Gabe selbst; endlich wieder einmal ein Werk, das nicht aus dilettantischem Nachahmungsreiz, sondern (die einzelnen Anlehnungen kommen mir nicht in Betracht) aus dem Drange dichterischer Mitteilung hervorgegangen ist. Denn ein Dichter von Haus aus sind Sie nach meiner Überzeugung. Wenn auch die sichere Ausprägung nicht gar zu vielen der einzelnen Sachen zuerkannt werden mag; dennoch aber — ‚Bruder Liederlich' (nur die Bezeichnung der Situation in der Kneipe am Kartentisch fehlt mir zu Anfang) — ‚Das Haupt Johannis des Täufers' — ‚Verbannt' — ‚Inschrift' etc. — ist sie in manchen Stücken ganz oder sehr nahezu vorhanden; den wenigsten ist Tiefe und Gestaltungskraft abzusprechen; Sie sind reich an Anschauungen und wissen das Entlegenste heranzurufen, oder vielmehr es kommt Ihnen ungerufen, um das Nächste und Innerste dadurch auszuprägen; nur bröckeln vielfach diese warm gefaßten Anschauungen zu oft auseinander, wie bei

Mathisson, ohne sich dem Leser als ein Gesamtbild einzuprägen, oder in sehr einheitlichen Empfindungen oder Gedanken aufzugehen wie bei Ihren ‚Haidebildern', wo ich das mit dem sterbenden Reh jedoch ausnehmen möchte. Man soll den Lessingschen Satz ‚Die Malerei ist die Kunst des Nebeneinander, die Poesie die des Nacheinander' doch stets im Bewußtsein behalten, trotzdem es freilich niemandem verboten ist, als der es nicht kann.

Ich habe übrigens Ihr Buch noch immer nicht ausgelesen, aber hier wie in verschiedenen Kreisen (den besten) Hamburgs daraus vorgelesen und stets eine lebhafte Teilnahme gefunden.

Da ich höre, der Hamb. Correspondent sei Ihnen nicht günstig, — vor ein paar Jahren hob man darin einen ‚Dichter' als von Gottes Gnaden auf den Thron, dessen Spruchpoesie darin gipfelte:

‚Wer in der Jugend nicht gewöhnt, zu horchen weisen Lehren, dem wirds im Alter oft erschwert, sich selber zu ernähren', so ungefähr, —
so habe ich den ‚Hamburger Nachrichten' eine kleine Warnung zugehen lassen. Ob sie angeschlagen, weiß ich nicht.

Sollte Ihr Weg Sie einmal an unserer Gegend vorbeiführen, so würde es mir Freude machen, Sie in meinem Hause zu sehen.

Mit freundlichen Grüßen

Th. Storm.'

Liliencron folgte der Einladung bald, brauchte aber nicht bis Hademarschen zu fahren, sondern konnte Storm im Hause des Doktors Mannhardt auf Fernsicht, ganz nahe bei Kellinghusen, aufsuchen. Er traf ihn inmitten einer zum größten Teil weiblichen Kaffeegesellschaft, und gleich im Beginn der Unterhaltung fiel das Wort des älteren zu dem jüngeren Dichter: „Sie haben den Punkt! lieber Baron! Den Punkt, den Punkt! Auf den Punkt kommt es beim Dichter an!" Die weitere Unterhaltung war für Liliencron sehr peinlich, denn er mußte von dem neben ihm sitzenden Storm eine Geschichte über einen jungen Pastor der Umgegend hören, der ein Verhältnis mit seinem Dienstmädchen hatte. Liliencron, der in solchem Kreise jedes Wort sorgsam wog, ward gleich den dabeisitzenden Landedeldamen rot und blaß; als Storm gerade dabei war, zu erzählen, wie der Pastor die Treppe zur Kammer des Mädchens emporstieg, schlug er zum Glück eine vor ihm stehende Flasche

Rotwein um, und Liliencron atmete, obwohl vom Rebensaft überschüttet, erleichtert auf.

Daß Storm, nach dem Gesetz der Natur, dem jüngeren Dichter nicht überall hin folgen konnte, bewies das, was man zwischen den Zeilen des Briefes liest, und noch deutlicher eine Äußerung zu Alfred Biese: „Da ist Kraft, da ist Grazie; aber er kann einen krank machen."

Der aber, dem erwärmender Zuruf von den ersten Dichtern seines Landes kam, saß in Not und Schuldenkampf in einer abgelegenen Landstadt, heißhungrig angewiesen auf solchen Zuspruch von fern.

## 14.

# Kellinghusen.

Liliencron blieb in Kellinghusen wohnen, auch nachdem er den Abschied aus dem Staatsdienst erbeten und erhalten hatte. Kellinghusen war und ist eine kleine, reizvoll an der schiffbaren Stör gelegene Stadt; sie erhebt sich auf dem norddeutschen Landrücken über die Ebene hinaus und zählt jetzt, nach der Eingemeindung mehrerer Dörfer, fünftausend Einwohner. Der Name stammt wohl von der Karolingischen Burg Kerleggehusen, auf der hier im zwölften Jahrhundert ein Dienstmann Heinrichs des Löwen gegen die Dithmarscher Haus hielt — seit 1877 besaß der Ort Stadtrechte. Als Liliencron hinkam, bestand noch keine Eisenbahnverbindung, und man mußte die drei Kilometer Weges von Wrist mit dem Wagen oder zu Fuß zurücklegen. Die Hauptstraße Kellinghusens erstreckt sich sanft ansteigend am Südrand der Höhe hin, und von ihr gehn schmale Gassen hügelaufwärts bis zur Lieth, einem prächtigen Gehölz, dessen hohe Bäume Liliencron veranlaßten, Kellinghusen gelegentlich „Buchenstammstadt" zu nennen, wenn er sonst mit andern, minder rühmlichen Beiworten nicht sparte: „Die Stadt der Götter und der grausamen Langenweile", „Stadt des ewigen Tanzvergnügens", „Land der Hyperboräer in kimmerischer Nacht" oder auch nach jener von Wieland so reizvoll geschilderten thrakischen Gemeinde: Abdera. Besonders schön ist die Aussicht von der Lieth während der Überschwemmungen, dann bildet die Niederung der sonst schmalen Stör einen großen See. Über der Stadt thront die 1154 errichtete Cyriakuskirche, ein mächtiger Bau aus Kyklopenmauern mit einem steilen Schindeldach und spitzen Holzturm. Im Innern fallen an der linken Wand in der Höhe des Orgelchors die Kurten (wohl vom englischen Court) städtischer Familien auf, von weißem Holz umrahmte, sich lang nebeneinander hinziehende Kirchenstühle, die unter dem Auslug ein langer Bilderzug aus dem Alten Testament begleitet. Zwei große Lauben links und rechts vom Altar künden von der alten Zeit, da die Grafen Rantzau hier ihre Stätte hatten — das Altarblatt trägt ihr Wappen. Neben dem Gotteshause melden ein großer Findlingsstein und eine Eiche von den acht im französischen Kriege gebliebenen jungen Kellinghusern, und ein Obelisk hält die Erinnerung an die in der schleswig-holsteinischen Erhebung Gefallenen fest.

Liliencron wohnte als Kirchspielsvogt in hübschen Zimmern des Lohseschen Hauses auf der Neuen Straße. Er, der ja bis zur Scheidung als Strohwitwer lebte, fand bald im Schwarzen Roß am Markt

einen behaglichen Abendtisch, sich dies und das zu erzählen. Der Altermann der Runde war der Marquis de Chabert, ein hoch in den Siebzigern stehender früherer dänischer Offizier, der unter der fremden Herrschaft zuletzt Postmeister in Kellinghusen gewesen war. Ihm gesellte sich ein junger Zigarrenarbeiter Hermann Molkenbuhr (aus Wedel), der (man lebte unter dem Sozialistengesetz) wegen sozialdemokratischer Betätigung aus Hamburg ausgewiesen worden war und sich nun in Kellinghusen selbständig wissenschaftlich weiterbildete — er ist dann später ein einflußreiches Mitglied des Reichstags geworden. Liliencron hatte mit ihm abgemacht, daß über Politik zwischen ihnen niemals gesprochen werden dürfe, und unterhielt sich gut mit dem jungen Mann. Dann gehörten an den Tisch der Photograph Vahlendick und der alte Dessau, der früher in Hamburg Reitendiener (d. h. Amtsdiener bei festlichen Veranstaltungen des Senats) gewesen war und dadurch sehr viel vom Leben der großen Stadt kennen gelernt hatte. Mit seiner tüchtigen und bescheidenen Frau plauderte Liliencron oft und gab ihr gelegentlich Geld in Verwahrung, um es nicht zu rasch auszugeben. Seinen Mittagstisch hatte Liliencron in der „Stadt Hamburg“ beim Wirt Benthien; hier traf er den Arzt Dr. Neber und die Beamten des Orts in dem niedrigen Gastzimmer, dessen Wände rings mit den Bildern preisgekrönter Kühe des „Vieh- und Butterländchens“ behängt sind. An schönen Nachmittagen saß er auf der schmalen Veranda der Tonhalle und genoß den damals noch nicht von den Bauten der Bahn durchschnittenen Ausblick in die Störebene, wo sich zwischen Fichtenwald im Osten und Laubwald im Westen grüne Wiesen dehnen; hier schrieb er in weiter Schau auf das Schlachtfeld von Stellau, dessen Dächer ganz in der Ferne emporblinken, die „Schlacht bei Stellau“. Oft wanderte er über die Störbrücke, über das Blachfeld bis zum Stellauer Teufelsstein, und Vahlendick begleitete ihn und machte Aufnahmen, ward auch wohl gelegentlich gebeten, etwa eine Krähe zu schießen und das tote Tier im Schnee für Liliencron abzubilden, oder im Norden der Stadt am Rande der Haide eine Baumgruppe mit einem Hünengrab aufzunehmen, das Liliencron König Ringelhaars Grab benannte. Stunden- und tagelang gingen, als die Amtslasten abgefallen waren, einsame Wanderungen durch die Haide, nach dem hübschen Rosdorf hinüber. Da ist Liliencron oft auf dem schmalen Philosophenweg, einem alten Redder, gewandert oder unter hohen Buchen zur Rosdorfer Försterei gegangen. Oder man sah ihn wohl am Westende einer prachtvollen Buchenallee zwischen Kellinghusen und Springhoe

unter einem Baum sitzen — heute heißt dieser Weg Liliencron-Allee, und der Hamburger Schlachtermeister Nitzsche, der Besitzer des Gutes Springhoe, hat nach zwanzig Jahren dort ein Liliencron-Denkmal enthüllt; der ahnungslose Dichter ließ sich von seinem Wirt hinausführen und fragte vor dem mächtigen Leinwandrund: „Ist das ein Karussel?" Dann fielen die Stoffe, und Liliencron sah erstaunt einen unbehauenen Riesenstein mit seinem Flachbild in Erz.

Als Liliencron aus dem Amt geschieden war, mußte er auch die Wohnung wechseln und zog in ein schlecht gehaltenes Haus in der Lehmbergstraße neben einem damals noch sehr übelriechenden Graben. Hier begann die Zeit seines Kellinghuser Elends. Er hatte gehofft, durch den Ertrag seiner Dichtungen und seiner Schriftstellerei, vor allem seiner Dramen, rasch die Schulden bezahlen zu können — aber das alles schlug fehl, die „Adjutantenritte" verkauften sich schlecht, die Dramen hatten keinen Erfolg, und zu den alten Schulden mußten neue Kleckerschulden aufgenommen werden, die dann rasch zu größeren Summen anwuchsen. Wer irgend konnte, half gern, und wenn er nur, wie der Buchhändler Nissen, Liliencron die Schreibpapierabfälle der Buchbinderei zur Verfügung stellte, die Liliencron denn auch emsig zusammenband und zum Schreiben verwendete — gibt es ja sogar Briefe von ihm auf der Rückseite von Umschlägen, Geschäftsempfehlungen und auf den abgerissenen Deckelblättern von Zigarrenkisten. An Möbeln besaß er nur noch das Allernotwendigste, und seine mit feiner Wahl zusammengekaufte Bücherei (sie enthielt unter anderm Vischers Ästhetik) mußte er für wenige Mark verkaufen; aber Julius Delfs, auch ein guter Bekannter aus der kleinen Stadt, stellte sie ihm in seinen Räumen zur Verfügung.

Liliencron empfand das herzliche Entgegenkommen seiner Mitbürger wohl; es galt freilich nur der feinen, humorvollen und liebenswürdigen Persönlichkeit und nicht dem Dichter, von dem sie so wenig wußten wie noch lange Jahre hindurch die große Mehrzahl aller Deutschen. Er fühlte auch, daß der Dichter alles durchmachen müsse, die „Freuden, die unendlichen, die Schmerzen, die unendlichen", aber die Brot- und Schuldensorgen gingen doch oft genug bis an den Rand des Erträglichen, wenn er immer wieder den Offenbarungseid leisten oder sich alles, was noch irgend entbehrlich war, abpfänden lassen mußte; als er mit Entzücken Calderons „Standhaften Prinzen" las, verglich er die eigenen Leiden mit denen dieses Helden. Und gelegentlich besah er sich wohl die Mündung seiner Pistole

etwas näher, bis dann ein glühend empfangenes Gedicht, ein Spaziergang unter dem sanften Sommerhimmel Schleswig-Holsteins durch Redder und Wald die Stimmung wieder aufhoben und neues Lebensgefühl wachsen ließen. Über Friedrich wandte er sich durch Vermittelung Carl Woermanns an die Schillerstiftung, innerhalb deren besonders Paul Heyse lebhaft für Liliencron eintrat — die Stiftung hat den Dichter im ganzen mit mehr als zehntausend Mark unterstützt. Die erste Summe kam aber leider nicht im geschlossenen Brief, sondern durch offene Postanweisung und ward dem Empfänger von den anstürmenden Gläubigern, die den Geldbriefträger stets ahnungsvoll umlauerten, buchstäblich aus den Händen gerissen, ohne doch mehr als ein Tropfen auf den heißen Stein der Schulden zu sein. Jede günstige Beurteilung in der Zeitung, jede der spärlichen Theateraufführungen brachte neuen Ansturm alter Gläubiger, die den Dichter nun für einen Schwimmer im Gelde hielten. Die Nöte, die der junge Schiller in Oggersheim und Mannheim durchzukämpfen hatte, türmten sich um den längst gereiften Mann.

Ein Trost im Elend ward das Leben mit Augusta Brandt. Liliencron hatte das schöne junge Mädchen in Hamburg bald nach der Trennung von Helene kennen gelernt, sie aus trüben Verhältnissen herausgenommen und als Haushälterin in sein Haus geführt. Schlank, mit dunklen, großen Augen unter reichem Haar in dem schmalen Gesicht, war Augusta Brandt eine reizvolle Erscheinung, und ihre klare Handschrift erleichterte Liliencron die Arbeit; Augusta verrichtete ihm Schreiberdienste, und die „Schreibhefte und A-B-C-Bücher des kleinen Detlev", die Skizzen- und Gedichtbücher, die er seit der Hamburger Zeit regelmäßig führte, wurden nun ebenso wie mancher Brief vielfach von ihrer Hand abgeschrieben und ergänzt — besonders traf das die Dramen.

Liliencrons Leselust kam die Kellinghuser Einsamkeit sehr zugute; er konnte in seiner Bildung manche Lücken ausfüllen, die ihm zum Bewußtsein kamen, und frischte alte Kenntnisse auf. Den Danckwerth, den alten schleswig-holsteinischen Chronisten, den er als Knabe zuerst gelesen hatte, nahm er wieder in die Hände. Lessing las er oft und gern. Er ließ sich durch Wilhelm Friedrich zum erstenmal ein Buch von Friedrich Nietzsche kommen, dessen „Zarathustra" im selben Jahr zu erscheinen begann wie die „Adjutantenritte", und las die „Götzendämmerung" mit lebendigem Anteil und der größten Freude an dem glänzenden und scharfen Stil, an den glücklichen Bildern Friedrich Nietzsches. Er trat mit dem niederdeutschen Lyriker Johann

Meyer in Verbindung, der damals Direktor der Idiotenanstalt in Kiel war, und ließ sich von dem ehemaligen Theologen zu Hebbel führen, den er so gut wie gar nicht gekannt hatte, las auch Meyers Drama „Theodor Preußer" und erlebte in dieser dichterischen Darstellung die Geschichte des tapfern Kämpfers von Eckernförde noch einmal mit, der bei der Explosion des Kriegsschiffs „Christian der Achte" bei der Rettung dänischer Seesoldaten den Tod fand.

So einsam das Leben in Kellinghusen war, so lebhaft wurden nun die Zurufe aus der engern Heimat und der weitesten Ferne. Der Gymnasiallehrer Alfred Biese in Kiel, der Storm und Groth nahestand, fand immer wieder wärmste Worte öffentlichen Eintretens für den neuen schleswig-holsteinischen Dichter, und ihm gesellte sich bald der junge Literarhistoriker Paul Schütze, der, wie für die „Adjutantenritte", so auch für Liliencrons Dramen eine Lanze brach; dieser Darsteller Theodor Storms empfand auch Storms Nachfolger mit der ganzen Stärke seiner künstlerischen Einfühlung. Timm Krögers erste feine Erzählungen führte Liliencron selbst zum Druck und ermutigte den auch erst spät zur Kunst gekommenen, gleichaltrigen Landsmann (er war am 29. November 1844 zu Haale bei Rendsburg geboren) immer aufs neue. Zwei jüngere Schleswig-Holsteiner traten Liliencron näher; der 1862 geborene Wesselburener Adolf Bartels rühmte in den von ihm geleiteten „Didaskalia" zu Frankfurt am Main Liliencrons Gedichte, und der drei Jahre jüngere Iven Kruse aus Ruhwinkel bei Bornhöved, damals gerade vom Schmiedehandwerk zur Schriftstellerei gekommen, ward nicht müde, im Kieler Tageblatt und in der Itzehoer Zeitung für Liliencron zu werben. Beide erwiesen als Erzähler die gleiche Richtung auf das gemeinsam Heimatliche: Iven Kruse in seinen Novellen „Schwarzbrotesser", Adolf Bartels in seinem geschichtlichen Roman „Die Dithmarscher" und seinem Werk aus der Erhebung des neunzehnten Jahrhunderts „Dietrich Sebrandt", in dem Züge des alten Helden Wulf Isebrand auftauchen. Wilhelm Jensen, damals schon in den Süden des Vaterlandes verschlagen, bekundete aus der Ferne seine Ergriffenheit; „besonders für den Schleswig-Holsteiner flimmert es von zahlreichen poetischen Funken, blitzt es wie Taudiamanten in der Morgensonne." Aus Österreich kam ein unerwarteter Gruß von Bertha von Suttner; sie empfand „die wohlige Sicherheit, daß da etwas Künstlerisches geboten wird, daß es da etwas mitzudenken und nachzufühlen gibt", sooft sie unter ein paar Strophen Liliencrons Namen sah. Und eine ganz besondere Überraschung war es

Liliencron, als der flämische Dichter Pol de Mont ihm aus Antwerpen, wo er Professor am Athenäum war, schrieb:

Verehrtester Herr und gefeierter College!

Ick mot ju toneegst um ju gütige Entschuldigung beden, dat ick dat wag ju to schreib'n. Als besondere Verehrer vun ju schöne Dichtungen, heff ick, vor Monate schon, in't Vlämische Litteratur-Blatt „Het Nederlandsch Museum" 'nen Aufsatz schrebe öwer ju allerleevste lütten Leeder un Balladen: Adjutantenritte.

In der letzte Zid heff ick ok — un ick mot Ju vun ganzen Harten för dat viele schmucke drin danken — ju prächtige Novellensammlung Eine Sommerschlacht mit besonnere Freud lesen.

Nu schull dat för mi en ganz einzig Glück we'n, 'nen nieen Artikel to schreib'n öwer dütte Novellen, un toglikertid öwer ju annere mi leider noch unbekannte Böker Unter flatternden Fahnen un Breide Hummelsbüttel.

Kunn ick nu man höp'n, ju ward mi dat nit uebel nehm'n, so schull ick ju beden, mi en Ex. vun diesen beiden Böker schicken to wull'n, Dat ward denn ni lang mehr dur'n, ob ick bün frisch bi dat Werk un schick ju toneegst en Nr. vun dat Vläm. Blatt, worin ju denn to seen kriggt, wovel en wildfremder Broder in Apoll, de sick ock „Kind vun sülwen Blot" seggt, vun ju Dichtungen un Vertell'n hölt.

Na düsse paar Zeilen mutt ick ju noch sagn, dat ju Böker mi en düres Andenken schall'n bliven so lang ick lev, un nochmals wedder um gütige Entschuldigung beden för düssen (in „Uns' ole Modersprak" leider! ganz uebel schreben) Breev!

Un nun, Verehrtester Herr un leewe Dichter, bün ick mit hartlichen Gruß un besten Dank,

Ihr ganz ergebener
Pol de Mont.

Der in Dresden im Kreise Adolf Sterns lebende Lyriker Reinhold Fuchs sandte Liliencron seine Gedichte und schrieb ihm anregende Briefe.

Im Jahre 1884 sah der Leutnant außer Diensten Theobald Nöthig, der den Feldzug im elften Infanterieregiment mitgemacht hatte (er war im Jahre 1841 in Schlesien geboren worden), in einer Breslauer Buchhandlung Liliencrons „Adjutantenritte". Ihn, der selbst Lyriker war, fesselten die Verse so, daß er sich des Dichters

Adresse verschaffte und tat, was Liliencron damals sooft vermißte: er gab ihm dankend die Hand und trat mit ihm in Verbindung, in eine Verbindung, die lebenslänglich anhielt und zu einer treuen Freundschaft ward. Er brachte Liliencron auch in Briefverkehr mit der Breslauer Dichterschule, in deren Monatsblättern von 1885 ab achtundzwanzig Liliencronsche Gedichte erschienen. So kam Liliencron in Beziehung zu den Breslauer Lyrikern Max Heinzel, Paul Barsch, Julius Gesellhofen, Alexis Lomnitz, Carl Biberfeld und manchen andern. Und die Breslauer „liehen" ihm schließlich einen großen Arbeitstisch, der als unpfändbares Stück in Liliencrons Hause verbleiben durfte. Für Theobald Nöthig, mit dem er schriftlich das Du tauschte, schrieb er am 16. März 1886 das Gedicht:

### Eine Rose.

Was soll die dunkelrote Rose,
Die heute mir ins Haus gebracht.
Da fällt's mir ein, von einem Freunde,
An den ich eben noch gedacht.

Begleitet war die schöne Blume
Von einem Schreiben, einem Wort:
„Gedenken eines Schlachtentages",
Sofort errat ich Zeit und Ort.

Wir lagen beide schwer verwundet
In eines Gartens Sommerlust,
Mir war das linke Knie zerschmettert,
Ihm saß die Kugel in der Brust.

Uns hing ein voller Zweig zu Häupten,
Umqualmt, verschluckt vom Pulverrauch,
Ich konnte noch die Arme biegen,
Und brach die Rose aus dem Strauch.

Am dritten Knopfe stockt ihm klebrig
Ein einziger schwarzer Tropfen Blut,
Und seine Augen grüßen schweigend
Mir Dank aus matter Wimpernhut.

Weit vor uns schon die Zeltgenossen,
Wir sind von ihnen längst getrennt.
Und unablässig eilt vorüber,
Batterie, Schwadron und Regiment.

Und Schleier ziehen sich allmählich,
Und immer dichter um uns her,
Und tiefer sinken wir und sinken
Bewußtlos in ein sanftes Meer.

Was denkst du heute jener Stunde,
Wir waren beide jung und frisch
Und kannten nicht des Lebens Härte
Und hatten frohen Trunk und Tisch.

Fast drängt es mich zu wildem Wunsche,
Wenn wir gefallen im Turnier;
Es kriecht ein Wurm aus deiner Rose —
Doch, alter Freund, ich danke dir.

Liliencrons Briefwechsel aber gewann an Ausdehnung und Lebhaftigkeit um so mehr, je näher er dem Jüngsten Deutschland trat, das lärmend Platz an der Sonne begehrte. In launigen Versen schrieb Theodor Fontane, der Liliencron so ermutigte, den Alten und den Jungen ins Stammbuch:

„Unverständlich sind uns die Jungen",
Wird von den Alten beständig gesungen;
Meinerseits möcht ich's damit halten:
„Unverständlich sind mir die Alten."
Dieses am Ruder bleiben wollen,
In allen Stücken und allen Rollen,
Dieses sich unentbehrlich Vermeinen,
Samt ihrer „Augen stillem Weinen",
Als wäre der Welt ein Weh getan, —
Ach, ich kann es nicht verstahn.
Ob unsre Jungen, in ihrem Erdreisten,
Wirklich was Besseres schaffen und leisten,
Ob dem Parnasse sie näher gekommen,
Oder bloß einen Maulwurfshügel erklommen,

Ob sie, mit andern Neusittenverfechtern,
Die Menschheit bessern oder verschlechtern,
Ob sie Frieden sä'n oder Sturm entfachen,
Ob sie Himmel oder Hölle machen,
Einst läßt sie stehn auf siegreichem Grunde,
Sie haben den Tag, sie haben die Stunde,
Der Mohr kann gehn, neu Spiel hebt an,
Sie beherrschen die Szene, sie sind dran.

Aber Fontane stand mit diesem Gefühl unter den „Alten" ziemlich allein, war freilich auch einer der wenigen, den die Jugend nach seinem eignen Worte auf den Schild hob. Was Liliencron triebhaft und ohne die Absicht literarischer Kampfstellung vollbracht hatte, wollte nun ein ganzer Schwarm von Jungen durchsetzen: die Überwindung des Schrifttums der siebziger Jahre. Der Konventionalismus, die Oberflächenlyrik, der archäologische Bildungsroman, das halbfranzösische Salondrama, der Feuilletonismus, der sich überall breit machte, sie sollten und mußten verdrängt, niedergerungen werden. Ein ganzes junges Geschlecht stand auf und nahm trutzig seine Stellung gegenüber dem Scheinlebendigen und in Wahrheit Überlebten. Daß dabei vielfach mit großen Worten gearbeitet wurde, daß manche Geschwollenheit und manche Roheit mit unterlief, gehört zur Natur jeder solchen Bewegung Daß aber der Sturm und Drang jener Tage notwendig war, unterliegt keinem Zweifel. Ohne ihn — das muß vorgreifend festgestellt werden — wären wir schwerlich zu den Großen der realistischen Zeit, zu Hebbel und Ludwig, zu Gotthelf, Alexis, Keller, Raabe, zurückgekommen, und diese Jungen bereiteten nun der aufsteigenden neuen Dichtung, der Liliencrons wie der 1889 zuerst ans Licht tretenden Gerhart Hauptmanns, den Weg. Von den eigentlichen Kämpfern selbst ist freilich nicht soviel lebendig geblieben, wie die Hoffnung der Genossen und die eigne als Zukunftsernte an die Taten der Zeit knüpfte, aber ihnen bleibt der Ruhm, die Zeit aufgerüttelt und empfänglich gemacht zu haben für neue, ernsthafte und wahrhafte Kunst, nach dem Modeschrifttum der Jahrzehnte, in dem von der Größe des Reichs und des Volkstums nichts zu finden war.

Rasch erkannte die Jugend den um ein halbes Menschenalter älteren Liliencron als ihr angehörig; und rasch entflammt, trat er aus der Ferne den neuen Freunden nahe.

Die Brüder Julius und Heinrich Hart brachten in schnell eröffneten und bald wieder geschlossenen Zeitschriften kritisch die Schlag-

worte der neuen Zeit: Natur, Größe, Abwendung von der herkömmlichen Lebensunwahrheit. Wolfgang Kirchbach und Karl Bleibtreu (geboren 1859), der alsbald in einem Brief an Heiberg Liliencron, den Verfasser der von ihm besprochenen „Adjutantenritte", für „einen der größten ihm bekannt gewordenen Lyriker" erklärte, betonten zugleich stark die nationale Seite der notwendigen neuen Bewegung; sie fand in Bleibtreus, Hans Herrigs und Otto Hammanns Deutschem Tageblatt ihren Niederschlag. Ihnen gegenüber stand Karl Henckell mit scharfer sozialer Stellung gegen die bürgerliche Gesellschaft und traf sich in seiner schon stark politischen Kampflust mit dem gewissermaßen von Natur oppositionellen, wie in einer Art Selbstzerfleischung dichtenden Hermann Conradi. Die kräftigsten Schlagworte der neuen Zeit schuf der Ostpreuße Arno Holz (geboren 1863). Sein „Buch der Zeit" entstand kurz nach dem Erscheinen der „Adjutantenritte" 1884; wie Henckell und viele der andern jungen Lyriker erhob er sich in der Form nicht über die Vergangenheit, ja, sie alle erinnerten stark an die politischen Dichter der vierziger Jahre, Henckell an Herwegh, Holz an Freiligrath. Aber wie Heinrich Hart auch wiederum an den von der Jugend vielfach gefeierten aristokratischen und kosmischen Münchner Adolf Friedrich von Schack gemahnte, so stand Holz in der Form noch unter dem Einfluß des von ihm geliebten und in eben jenem Jahre abgeschiedenen Emanuel Geibel. Aber Holz sprach mit jugendlichem Ungestüm und herrischer Bestimmtheit aus, was diese um 1860 geborene Jugend verlangte. Er rief der Dutzenddichtung der Zeit zu:

Ihr glaubt verblendet, Poesie
Sei Lenznacht nur und Blütenschimmer,
Ihr glaubts verblendet und singt immer
Ein und dieselbe Melodie!

Ihr dichtet jeden dritten Tag
Ein hohes Lied auf eure Liebe,
Reimt selbstverständlich darauf „Triebe",
Und gebts dann schleunigst in Verlag.

Und kauft man sich dann das Idol,
Dann sind's die alten tauben Nüsse,
Die längst ergossenen Ergüsse,
Der aufgewärmte Sauerkohl.

Von Wein und Wandern, Stern und Mond,
Vom „Rauschebächlein", vom „Blauveilchen",
Von „Küßmichmal" und „Warteinweilchen",
Von „Liebe, die auf Wolken thront!"

Und will der Dichter hoch hinaus,
Dann streicht er die Rubrik „Erotisch!"
Und hängt die Tafel „Patriotisch!"
Als Firmenzeichen vor sein Haus.

Doch Blech bleibt Blech, und ob es auch
Der Jude oft als Gold verschachert . . .
Der Ruhm, den ihr zusammenprachert,
Ist eitel Moder, Dunst und Rauch!

Denn kräht auch dreist zu eurem Wisch
Die heutige Kritik ihr Amen,
Und legt man ihn auch jungen Damen
Alljährlich auf den Weihnachtstisch:

Und labt sich auch aus eurem Quell
Der Leutnant und der Ladenschwengel,
Und nippt aus ihm auch jeder Engel,
Die Gräfin und die Nähmamsell:

Laßt über euch und euer Wort
Ein einzig Menschenalter rollen,
Und was ihr singt, ist längst verschollen,
Und was ihr pflanzt, ist längst verdorrt!

Ich aber mag nicht, laß wie ihr,
Das Pfund, das Gott mir gab, verwalten,
Ich will hoch über mir entfalten
Der Neuzeit junges Lenzpanier.

Ich lache, wollt ihr blöden Blicks,
Verjährten Tand modern staffieren,
Und himmelbläulich phantasieren
Vom Waldgnom und vom Wassernix.

Was er und sein Geschlecht wollten, sprach Holz dann so aus:

Nein, mitten nur im Volksgewühl,
Beim Ausblick auf die großen Städte,
Beim Klang der Telegraphendrähte,
Ergießt ins Wort sich mein Gefühl.

Dann glaubt mein Ohr, es hört den Tritt
Von vorwärts rückenden Kolonnen,
Und eine Schlacht seh ich gewonnen,
Wie sie kein Feldherr noch erstritt.

Doch gilt sie keiner Dynastie,
Auch kämpft sie nicht mit Schwert und Keule —
Galvanis Draht und Voltas Säule
Lenkt funkensprühend das Genie.

Und um sich sammelt es ein Heer
Von himmelstürmenden Ideen,
Gedanken blitzen und verwehen,
Unzählig wie der Sand am Meer.

Doch mehr als einer wird zur Tat
Und lenkt das Schicksal der Geschlechter,
Und als des Ideals Verfechter,
Streut er der Zukunft goldne Saat.

Andere Weisen als die alten hörte er aus der Zeit heraus:

Denn süß klingt mir die Melodie,
Aus diesen zukunftsschwangern Tönen;
Die Hämmer senken sich und dröhnen:
Schau her, auch dies ist Poesie!

Sie kehrt nicht nur auf ihrem Gang
In Wälder ein und Wirtshausstuben,
Sie steigt auch in die Kohlengruben,
Und setzt sich auf die Hobelbank.

Auch harft sie nicht als Abendwind
Nur in zerbröckelten Ruinen,
Sie treibt auch singend die Maschinen,
Und pocht und hämmert, näht und spinnt.

Sie schaukelt sich als schwanker Kahn
Im blauen, schilfumkränzten Weiher,
Sie schlingt den Dampf ums Haupt als Schleier
Und saust dahin als Eisenbahn.

Von nie geahnter Kraft geschwellt,
Verwarf sie ihre alten Krücken,
Sie mauert Tunnels, zimmert Brücken,
Und pfeift als Dampfschiff um die Welt.

Ja, Wunder tut sie sonder Zahl,
Sie lindert jegliches Verhängnis,
Sie setzt den Fuß selbst ins Gefängnis
Und speist die Armut im Spital.

Wohl wars der Himmel, der sie schuf,
Doch heimisch ward sie längst auf Erden;
Drauf immer heimischer zu werden,
Ist ihr ureigenster Beruf!

Und ein andermal rief Holz:

Kein rückwärts schauender Prophet,
Geblendet durch unfaßliche Idole,
Modern sei der Poet,
Modern vom Scheitel bis zur Sohle!

Und die „Moderne" ward nun, getauft von dem jungen Literarhistoriker Eugen Wolff, der in Berlin mit den Hart, Bölsche und anderen den Verein „Durch" gegründet hatte, zum Schlagwort. Es hagelte in Holzens Buch und an andern Stellen von Angriffen auf Bodenstedt und Baumbach, auf Träger und Rittershaus, auf Scheffel, dessen „Ekkehard" ebenso ausgenommen wurde, wie Holz Felix Dahns „Kampf um Rom" von der allgemeinen Verdammung ausschloß, auf Julius Wolff und seine Nachtreter, und in den neuen Zeitschriften,

insbesondere den „Kritischen Waffengängen" der Brüder Hart, wurden Paul Lindaus oberflächliche Kritik und Kunst, ward auch Spielhagens Zeitroman aufs schärfste angegriffen.

Im Jahre 1882 wurden Henrik Ibsens „Gespenster" zum erstenmal in Deutschland gegeben, und im Jahre 1886 ließ Karl Bleibtreu seine Schrift „Revolution der Literatur" hinausgehn, in der er alle Anklagen der Jungen zusammenfaßte und mit starkem persönlichem Einschlag die neue Kunst verkündigte.

Ein neuer naturalistischer Roman trat, vor allem mit Max Kretzers sozialen Erzählungen, auf, und Arno Holz und Johannes Schlaf schrieben die streng naturalistischen Szenen ihres „Papa Hamlet", verfaßten ihr Drama „Die Familie Selicke", in dem Theodor Fontane die eigentliche Ankündigung der neuen Zeit sah, und beeinflußten den Dramatiker, der nun rasch den Naturalismus, zunächst auf Berlins „Freier Bühne", zum Siege führte, Gerhart Hauptmann, während gleichzeitig in den Dramen Hermann Sudermanns ein vermittelnder Realismus die Bühne gewann, der sich weniger durch scharfe Lebenswiedergabe als durch scharfe Thesenstellung auszeichnete.

Der Friedrichsche Verlag war eine Sammelstätte dieses jungen Schrifttums; er übernahm alsbald das alte „Magazin" und stellte es 1884 unter die Leitung von Hermann Friedrichs, einem Mann, der als Dichter weder Glück noch Stern hatte und 1911 halbvergessen siebenundfünfzigjährig gestorben ist, der aber als Schriftleiter Geschick, Mut und persönliche Liebenswürdigkeit bewährte. Mit ihm trat Detlev von Liliencron alsbald in einen sich rasch steigernden Briefverkehr und tauschte jahrelang mit ihm seine Gedanken aus, wobei er scharf zwischen politischen und literarischen Fragen schied — Liliencron blieb auch inmitten all dieser Zeitpolitik treu zum König und zum Vaterlande, ein aristokratischer Royalist, während unter den Jungen eine scharfe politische Gegenstellung immer mehr um sich griff. Als im Jahre 1885 Michael Georg Conrad, der aus Paris als einer der Ersten Bewunderung für Emil Zola nach Deutschland gebracht hatte, die „Gesellschaft" gründete und auch diese unter seiner und Bleibtreus Leitung in Wilhelm Friedrichs Verlag kam, trat Liliencron auch mit Conrad in Beziehung, der die „Adjutantenritte" wie heroische Siegesmusik im Marschtritt empfunden hatte. Für beide Zeitschriften „Magazin" und „Gesellschaft" steuerte Liliencron ziemlich regelmäßig bei.

Im Jahre der „Adjutantenritte" erschienen auch die „Modernen Dichtercharaktere", ein lyrisches Sammelbuch, das unter Mitwirkung von Hermann Conradi und Karl Henckell der ungemein fruchtbare, aber wenig persönliche Lyriker Wilhelm Arent herausgab. Unter den zahlreichen Leitworten des Buches stand Huttens „Die Geister erwachen" obenan. Liliencron empfing das Buch, las es mit schlagendem Herzen, er fand, daß es „ein bedeutsamer, ja, ein herrlicher Protest gegen das schändliche Dichterhandwerk der Jetztzeit" sei, und er wollte an dem Vorstürmen der Jungen „auf den Gartenlaubengreuelkram" gerne teilnehmen; aber der „bodenlose Hochmut" der Einleitungen stieß ihn tief ab. Und sein feines Kunstgefühl, das sich in diesen Jahren Keller, Fontane, Conrad Ferdinand Meyer empfänglich näherte, machte überall hinter die Urteile der Jungen seine kritischen Abstriche, mochten sie nun an dieser Stelle oder in Bleibtreus Kampfschrift oder in den neuen Zeitschriften zu ihm dringen, die er entweder unmittelbar oder mit der Mappe der Kieler Buchhandlung Lipsius & Tischer erhielt. Ihn, den adlige Gewöhnung und geschichtlicher Sinn in lebhaftem Gefühl der Vergangenheit verbanden, stieß unnötige und ungerechte Pietätlosigkeit ab. Rasch hingeschriebenes Urteil mochte einmal im Brief seine Statt haben, durfte aber nicht ohne immer erneute Erwägung vor die Öffentlichkeit treten. Er beklagte, wie wenig die Jungen von vielem Besten der älteren Dichtung wüßten, er fand es „unerfindlich", wie Bleibtreu Paul Heyse so von oben herab abtun konnte, und stellte Paul Heyses künstlerischen Stil noch in der ersten besten Novelle Bleibtreus eigner, überhastiger, ungefeilter Schreibart gegenüber. Er verwies auf ältere Dichter wie Wilhelm Jensen, auf den „feinen, großen" Erzähler Rudolf Lindau — aber er empfand das Feuer und den notwendigen Vorwärtsdrang der jungen Bewegung doch als etwas Großes und Befreiendes. Er lehnte es auch ab, sich ganz in diesen Kreis hineindrängen zu lassen, und versuchte, mit seinen Gedichten und Prosaskizzen immer wieder auch in Blätter der älteren Schule zu gelangen; insbesondere war es sein Ehrgeiz, sich in Julius Rodenbergs Deutscher Rundschau „gedruckt zu sehn" — es gelang ihm aber nicht, so wenig wie er in Theophil Zollings „Gegenwart", dem von Paul Lindau begründeten Berliner Wochenblatt, ankam. Dagegen gewährte Paul Dobert oft und gern Liliencrons Arbeiten eine Unterkunft in der neuen Zeitschrift „Zur guten Stunde", und Karl Emil Franzos nahm Liliencronsche Gedichte in seine „Deutsche Dichtung" auf und bezahlte sie gut.

Unter den Jungen, die sich Liliencron näherten, war auch der un-

glückliche Hermann Conradi, einer der stürmischsten von allen, so recht die Verkörperung all der Sehnsucht des jungen Geschlechts, seines Kampfes gegen Schulzwang, Herkommen und herrschende Mächte. Er hatte Liliencron für den großen Schloßherrn gehalten, als welcher er in seinen Gedichten vielfach erschien, und so fragte er im Juli 1887, kurz vor dem Erscheinen seiner „Lieder eines Sünders", ob er den Baron nicht einmal besuchen und sich bei ihm erholen dürfe. Liliencron empfing den Brief in seiner „Lehmhütte" und mußte dem jungen Dichter zurückschreiben, daß Schloß, Hunde und Pferde nur dem Dichter, nicht dem Menschen gehörten, und daß er oft genug Pellkartoffeln als einzige Nahrung sein eigen nenne. Nun klagte Conradi Liliencron seine Einsamkeit, berichtete über seine neuen Pläne und gab in rührender Weise seine treue Ergebenheit zu erkennen. „Aus herzlichsten, freundschaftlichen, treuesten Gedanken" heraus dankte er dem Älteren für seine Lyrik: „Das konnte es noch nicht geben und wird es nie wieder geben"; und er dankte ihm noch mehr für die Herzlichkeit, Ehrlichkeit und innere Teilnahme, die aus Liliencrons Briefen an den Jungen sprach. Unausgesetzt leidend, körperlich und seelisch, lenkte er Gedenken und Brief doch immer wieder nach Kellinghusen hin, bis dem Siebenundzwanzigjährigen im Jahre 1890 der Tod die Feder aus der Hand nahm.

Sehr selten ward die Einförmigkeit des Kellinghuser Lebens durch Besuche von außerhalb unterbrochen. Der erste, der Liliencron, den Dichter, aufsuchte, war der Major außer Diensten Ewald von Zedwitz, der im Jahre 1886 von Eutin nach Kellinghusen hinüberkam; er war seinerzeit selbst ein gelesener Roman- und Militärschriftsteller. Im selben Jahre fuhr Liliencron zweimal nach Hamburg hinüber. Das erstemal hatte ihn Wilhelm Friedrich, der auf der Durchreise dort war, eingeladen; er brachte seinen Bruder und Hermann Heiberg mit, den Liliencron nun endlich kennen lernte. Liliencron aß mit den Herren in dem berühmten Wirtshaus von Franz Pfordte am Plan zu Tisch und zehrte noch wochenlang von dem Eindruck dieses Tages, an dem er sich einmal so recht hatte aussprechen und gesellschaftlich nach alter Gewohnheit bewegen können. In seiner großen Güte, die bei zunehmender Einsamkeit immer mehr hervortrat, benutzte er die Gelegenheit, Friedrich einen Dichter zu empfehlen, der ihm schriftlich nähergetreten war, den seltsamen Peter Hille. Und als Frucht des Beisammenseins brachte er ein Gedicht mit, das er für ein größeres Epos bestimmte, aber später unter der Aufschrift „Hunger" veröffentlichte. Nach einer launigen Einleitung geht die Dichtung düster fort,

und dem Ruhm Pfordtes stellt sich das Bild eines hungernden Proletariers gegenüber, der finster von unten zu den erleuchteten Scheiben emporblickt.

Zum zweitenmal war Liliencron im selben Jahre zu einer militärischen Übung in Hamburg und benutzte die Gelegenheit, sich der greisen Charlotte Emden, Heinrich Heines Schwester, vorstellen zu lassen.

Der Nächste, der aus der Ferne zu Liliencron nach Kellinghusen kam, war Peter Hille selbst. „Wer sind Sie? Was sind Sie. Wo sind Sie? Ein anonymer Prinz? Ein Geheimrat im Ministerium des Äußern? Ein stiller Stubengelehrter? Ein Lebemann? Ein Sportsmann? Ein Professor? — so hatte Liliencron Hillen brieflich gefragt, als er das erstemal etwas von ihm gelesen hatte, ein Gedicht in den Berliner Monatsheften. Er fand aus dieser Dichtung, der „Völkermuse", jenen besonderen Ton heraus, der vom Gewöhnlichen abseits erklingt, und er warb nun, als er erst mehr von Hille gelesen hatte, unermüdlich für die seltsame, verträumte Kunst des Mannes, der im Jahre 1887 als ein ebenso seltsamer Mensch bei ihm erschien, Papierlappen in allen Taschen, wuschelig und absonderlich, wie er durch die Literatur der Zeit geschritten ist. Liliencron nahm ihm das Wort ab, sich in strengen Versformen zu üben, ein ruhiges, klares und schönes Deutsch zu schreiben, Fremdwörter zu meiden, gegen die sich Liliencron selbst immer wieder mit äußerster Strenge wehrte, und nicht an hundert Plänen auf einmal zu arbeiten.

Noch später kam auch Hermann Friedrichs nach Kellinghusen, nachdem schon hunderte von Briefen getauscht worden waren. Er war ebenso erstaunt über Liliencrons äußere Erscheinung wie jeder, der sich nach den Dichtungen ein Bild des Mannes gemacht hatte. Sein unangemeldetes Erscheinen brachte Liliencron, so überglücklich dieser durch den Besuch war, in Verlegenheit, zumal da der äußerlich elegante Friedrichs für einen reichen Verwandten gehalten wurde, den man ehrfürchtig vorbeigehn ließ und nach dessen Austritt aus Liliencrons Hause sofort eine Anzahl Gläubiger hineinstürmte. Als aber das Mißgefühl überwunden war, kostete Liliencron die Erholung dieses Besuchs voll aus, wie er ein Jahr später gern den jungen Hamburger Dichter und Lehrer Otto Ernst (Schmidt) empfing. Der hatte sich angekündigt und ward schon in Wrist, dem letzten Eisenbahnhaltepunkt, von einem kleinen Herrn empfangen, der ihn mit ein wenig krähender Befehlsstimme begrüßte. Selbstverständlich hatte sich auch Otto Ernst eine ganz andere Vorstellung von dem Dichter gebildet,

dessen äußere Verhältnisse ihm vollkommen unbekannt waren. Er mußte Liliencron seine eigne neueste Schöpfung vorlesen und empfing als Gegengabe allerlei kleine Beobachtungen Peter Hilles, vor allem aber einen Hinweis auf Gustav Falke und eine Vorlesung von Gedichten Gottfried Kellers.

Die längste Unterbrechung der Kellinghuser Jahre war eine Reise Liliencrons nach Kiel. Im Januar 1887 begann der Dichter an Ischias zu leiden und mußte schwere Schmerzen ertragen, wochenlang liegen; einem drohenden Typhus entging er noch, aber im April bildete sich ein innerer Abszeß, der große Schmerzen verursachte und durch Eispackungen bekämpft wurde. Die Schmerzen zogen sich in die Arme, Liliencron konnte kaum schlafen, fühlte sich furchtbar schwach und sollte eine längere Bäder- und Massagekur durchmachen, zu der ihm aber die Mittel fehlten. Während er „wie ein Elefant in Gurten, wenn er vom Ufer hochgehoben werden soll, um im Schiffsraum zu verschwinden", in Eispackung lag, schrieb er unermüdlich weiter. Nachdem die Eiskur beendet war, begannen andere Behandlungen, und wie mag es ihn gequält haben, wenn gerade in diesen Tagen jämmerlicher Armut und körperlicher Schmerzen singende Soldaten an seinem Fenster vorbeizogen: „Dann vergrabe ich jedesmal meinen Kopf ins Kissen; ich kann's immer noch nicht hören: Ich war zu gerne Soldat." Als ein andermal das Altonaer Infanterieregiment Nr. 31 mit Musik an seinem Fenster vorbeikam, verdichteten sich Schmerz und Lust zu den Versen:

### Mit Trommeln und Pfeifen.

Mit Trommeln und Pfeifen bin ich oft marschiert,
Neben Trommeln und Pfeifen hab ich oft präsentiert,
Vor Trommeln und Pfeifen bin ich oft avanciert
    In den Feind, hurra!

Die Trommeln und Pfeifen wohl hör ich nicht mehr,
Und Trommeln und Pfeifen, und rückten sie her,
Hinter Trommeln und Pfeifen stelzte zu schwer
    Mein Holzbein, o weh.

Wenn Trommeln und Pfeifen mir kämen in Sicht,
Gegen Trommeln und Pfeifen mein Ohr hielt ich dicht,
Die Trommeln und Pfeifen ertrüg ich nicht,
    Mir bräche das Herz.

Und Trommeln und Pfeifen, das war mein Klang,
Und Trommeln und Pfeifen, Soldatengesang,
Ihr Trommeln und Pfeifen, mein Leben lang
Hoch Kaiser und Heer!

Es blieb Liliencron nichts anderes übrig, als im Juli des Jahres 1887 in die Klinische Anstalt des Chirurgen Gustav Neuber zu Kiel überzusiedeln und sich im Herbst einer Operation zu unterziehen. Seine in Schlachten, auf der Jagd und am Meere bewährte Kunst feinster Beobachtung verließ ihn auch in diesen schweren Stunden nicht. Er hielt in treuem Gedächtnis die „fürchterlichen Männer mit kleinen, nach oben gedrehten, kohlrabenschwarzen Schnurrbärten" fest, die mit einer feuerrot bedeckten Tragbahre zu ihm ins Zimmer traten, und er gab, kaum daß er wieder schreiben konnte, in einem langen Brief an Wilhelm Friedrich Rechenschaft von dem Erlebten:

„Hinunter getragen. Ueberall machten Krankenhausbedienstete die Thüren auf. Unterwegs hörte ich noch einmal das Stadtgeräusch. Dann in — einen K e l l e r. Dieser schon mit vielen Mordinstrumenten. Die Fenster hatten gefrorene Scheiben. F e u e r r o t h e Decke ab und — r a s i e r t auf den Stellen, also auf dem Rücken p. p., wo die freundlichen Messer, Meißel p. p. des Arztes sich einsenken wollten. Dann: B a d in 30° Reaumur und Abreibung wie bei einem geschlachteten Schwein. Triefend, ohne abgetrocknet zu werden, auf eine a n d e r e Bahre, die mit gelbem Wachstuch belegt war.

‚Was nu?‘

Aufgehoben und in den Operationssaal geschleppt und hier wieder in die f e u e r r o t h e Decke gehüllt, und — auf einen Tisch, der mit fleischfarbenem Wachstuch bezogen war, hingelegt.

Wirklich reizend sah es vorläufig um mich aus: zwei Weiber, hochgeschürzt (— w e i l: musivischer Steinboden, der voll Wasser war —), mit aufgekrämten Armen, die Schüsseln und Gott weiß was für Geräthe wuschen. Sie hatten achtkantige weiße Konditormützen auf wie auch der dirigirende Arzt und das übriege Personal, das mich nach und nach umstand. Diese Mützen werden bei großen Operationen deßhalb getragen, damit auch nicht ein Stäubchen in die Wunden fallen kann (sic!!!).

Hallelujah! Bis jetzt also nur die beiden Teufel und die beiden Weiber. Ich hatte Zeit — o ich Schlachtopfer mit dem dummen Isaaksgesicht — mich umzusehen mit meinen triefenden Haaren:

100derte von Messern, Feilen, Scheeren, Meißeln (— o Gott, denk ich an die Meißel —), Zangen p. p. Ueberall an den Wänden kleine Cascaden, Springbrunnen, Seifen, Schwämme, Tücher p. p. p. p.

Das eine Weib ging nun an einen Oel-Tropfenfall, mit Messern p. p. p. p. Nun steckte einer von den beiden Teufeln 5—6 kleine Gashähndchen an, und allerlei Instrumente, wie beim Haarkünstler, wurden zum Glühen hineingelegt. . . .

‚Prosit die Mahlzeit.'

Aber eine Drossel sang draußen (faktisch!) und rief mir zu auf Plattdeutsch ‚Wat, min Jung, du büst doch ni bang?'

Nun kam einer von den Teufeln, und machte mir in den linken Arm eine Morphiumeinspritzung.

Bald darauf erschienen einige Aerzte, die aber bald wieder verschwanden. . . . Donnerwetter, was muß ich für ein dummes Gesicht gemacht haben.

Da schrie der eine der Teufel:

‚Fertig!'

und es erschienen: An der Spitze der dirigierende Arzt, der berühmte Dr. Neuber (— nach Billroth der Erste ‚Schneider' —) und hinter ihm 8—10 Assistenzärzte. Alle nur in Hosen, aufgestreiften Hemdärmeln und Conditormützen.

(— Ob ich leise, leise geseufzt habe? Aber ich blieb völlig obenauf. —)

Als mir der dirigierende Arzt, der mir eine artige Verbeugung gemacht hatte, so ruhig in die Augen sah; als ich den Genius fühlte von ihm, wurde ich ganz ruhig. Zu komisch war es, als mir nun sämmtliche Aerzte von Dr. Neuber vorgestellt wurden. Die Drossel sang unaufhörlich. ... Nun ein Augenblick noch: Dr. Neuber trat an das Fußende meiner Bahre, die andern Aerzte wie nach Kommando auf die ihnen angewiesenen Stellen.

Da rief der Arzt in strengem, befehlendem Ton:

‚Maske vor!'

und einer der Teufel sprang an mich heran und hielt die Chloroform-Maske mir um die Nase. Unwillkürlich hielt ich meine linke Hand vor Augen. Diese aber wurde im selben Augenblick wie rasend mir fortgerissen — zwei Assistenzärzte umgriffen meine Pulse und der Teufel schrie mir ins Ohr: ‚Zählen Sie, Herr Baron!'

Und nun gings los bei mir: eins, zwei, drei, vier . . . Die Drossel singt: ‚Büst doch ni bang, min Jung' . . . 23, 19, 37 . . .

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Die D . . . r . . . o . . . s . . . s . . . e . . . l 36 . . . 7

[Hier folgen 1½ Seiten Punkte.]

Ich e r w a c h t e . . . 2 Stunden, sage ‚zwei' Stunden hatte die Operation gedauert. Wieder sang die Drossel. Ein u n n e n n b a r e s D a n k g e f ü h l überströmte mich. Ich ergriff, so schwach ich war, die Hände Dr. Neubers, der mich lächelnd ansah. Dann fiel ich wieder in Ohnmacht und blieb 4 Tage und Nächte in Ohnmacht; nur, wenn ich zuweilen die Augen öffnete, sah ich Aerzte, Wärter und Wärterinnen mich umstehn."

Die großen Schmerzen der neuen Verbände, die Knochenpolierungen, das alles ertrug Liliencron still und mutig, und sein heller Humor hielt ihn trotz allem auch in diesen schweren Tagen aufrecht, wie er auch in jeder freien Stunde an neue Schöpfungen dachte. Am 3. November entlassen, kam er wieder nach Kellinghusen zurück, furchtbar schwach, mit noch offenen Wunden und doch dankbar die fortschreitende Genesung fühlend, aus der heraus er in einem zarten Gedicht „matt lächelnd" dem Drosselsang lauschte, dem Reiherflug bis an die Wolken sehnsuchtsvoll folgte. In Kiel hatte ihn Wilhelm Jensen aufgesucht, und Johann Meyer hatte ihm Blumen ins Krankenzimmer gestellt,

Daß ich auf des Lebens Wegen
Nicht vergesse Laub und Land.

Vor allem hatte Augusta Brandt Liliencron aufs treueste gepflegt, und so schloß er gleich nach der Rückkehr mit ihr den Ehebund. Sie zogen in das letzte Haus an der Mühlenbeckstraße, gerade an dem Heerweg von Wrist zum Lockstedter Lager, und an dieser dürftig ausgestatteten „Villa Schuldenburg" vorüber marschierte nun im Sommer wieder und wieder Militär dem Übungsplatz zu. Es begann die schwerste Zeit; scharf und fressend setzten die Sorgen wieder ein; oft fehlte die Feuerung, Fleisch kam ganz selten ins Haus, ja häufig mangelten Freimarken, um fertig gestellte Handschriften wegzusenden, und ein Honorar von fünfzig Mark ward mit Dank, ja mit Jubel begrüßt. Der von Avenarius neu begründete „Kunstwart" warb für Liliencron

und bat um seine Mitarbeit und ebenso im folgenden Jahre 1889 durch Arno Holz die von Otto Brahm und diesem geleitete Zeitschrift „Freie Bühne", die ein Honorar von zehn Mark für die Seite in Aussicht stellte. Das waren Lichtblicke.

Im Jahre 1888 starb Theodor Storm, und mitten aus seiner Not heraus, die ihn nicht einmal zur Beerdigung hinüberfahren ließ, widmete Liliencron dem geliebten Dichter unvergänglich schöne Verse:

Viel dunkelrote Rosen schütt ich dir
Um deines Marmorsarges weiße Wände
Und senke meine Stirn dem kalten Stein:
Du warst ein Dichter, den ich sehr geliebt,
Und den ich lieben werde bis ans Grab.
Du warst ein Dichter — denn, was du erlebt,
Vielleicht von einem Tropfen nur Erinnern,
Trieb eine Knospe; welche Blume dann
Aus ihr erwuchs, das gab dir Phantasie.
Die Phantasie, wie denn, ein bunter Vogel,
Der aus der Morgenröte uns besucht?
Ein ungeschlachtes Ungetüm, das donnernd
Die Flügel regt von Ozean hin zu Ozean
Und sich in Höhen hebt, daß unser Nacken
Sich staunend nachbiegt wie dem Erzengel,
Wenn glänzend er den Flug durch Wolken nimmt?
Du hattest Phantasie; ein selten Ding
In unsern nüchternen Verstandeszeiten.
Du warst ein Dichter und du warst ein Künstler.
Ein Dichter: — wohl aus tausend Quellen rinnt es,
Die unterirdisch laufen, rinnts ihm zu.
Noch fand kein Mensch je, was den Dichter schuf.

Wie tief doch sahst du in ein Menschenherz,
Und unser Heimatland, das ernste treue,
Mit ewiger Feuchte, seltnem Sonnenblick,
Du kanntest seine Art. Kein andrer wohl
Nahm so den Erdgeruch aus Wald und Feld
In seine Schrift wie du.
Schrieb einer je, den siebzig Winter drückten,
Ein solches „Hochzeitfest"? Wars nicht ein Jüngling,
Der siebzehnjährig heiß die Laute schlug

Vor seiner Liebsten Tür im sanften Mond,
Im Sehnsuchtspuls der Nachtigallenlieder?

Wohl trifft es sich, daß laut und polternd wirft
Ein herrlich Dichterherz mit rohem Gold,
Und kann es nimmer zwingen zum Gerät;
Ihm fehlt die Künstlerhand — dir wurde sie.

Viel dunkelrote Rosen schütt ich dir
Um deines Marmorsarges weiße Wände
Und senke meine Stirn dem großen Dichter,
Den ich so sehr, so sehr geliebt.

Seine eigne Not aber klagte Liliencron dem treuen Friedrichs in einer Denkschrift:

„Ich klage nicht deshalb, daß ich, durch meine Lage gezwungen, in ungeheurer Einsamkeit sitze, obgleich als erste Bedingung für einen Schriftsteller gilt, daß er mitten in der Welt stehen muß.

Ich klage nicht deshalb, daß ich, durch meine unglückselige Geldlage bedingt, auch nicht die kleinste Freude habe, auch nicht die kleinste Anregung, obgleich ein Dichter immerwährende Anregung haben müßte, soll er ein Dichter sein. Die Folge ist gänzliche Versumpfung u. Austrocknung meines Geistes in den kleinlichen, erbärmlichen Verhältnissen meiner Umgebung.

Ich klage nicht, daß ich oft, s e h r oft habe w i r k l i c h e n Hunger erleiden müssen; in der Regel 3 Tage, einmal allerdings 5 Tage. Denn es ist eine unerläßliche Bedingung für einen Deutschen Dichter — ich meine hier nicht den Fabrikanten —, daß er, hat er kein Geld, hungern m u ß. Deutschland würde im höchsten Grade empört sein, könnte es nicht ab u. zu einen durch Hunger und Sorge wahnsinnig gewordenen Dichter ins Irrenhaus wandern lassen.

Ich klage nicht deshalb, daß ich täglich, stündlich mich herumschlagen muß, meiner Schulden wegen, mit Advocaten, den Gerichten, Offenbarungseiden; daß jeden Tag der Gerichtsvollzieher bei mir ist, obgleich ein Dichter feinfühlig ist und naturgemäß diese ewigen Belästigungen — schon allein die fortwährende Correspondenz mit meinen Gläubigern p. p. — auf jede größere Hervorbringung von Werken in denkbar schlimmster Weise einengend, zuschnürend, erstickend wirken müssen.

Ich klage deshalb: Der ewigen Demüthigungen wegen! Ich kann es nicht mehr ertragen."

Er zählte dann die dringenden Schulden aus der im ganzen nur noch wenige tausend Mark betragenden Last der Verpflichtungen auf: die Bezahlung für die Ärzte Neber in Kellinghusen und Neuber in Kiel, den Rückkauf der Bücherei und die Läpperschulden bei Handwerkern und Postboten. Er klagt über den unerhörten Zustand, daß gute Kritiken über seine Werke ihm stets nicht von Freunden, sondern von Gläubigern mit ernsten Mahnungen geschickt werden, weil die Leute meinen, daß er durch seine Gedichte viel verdiene, während er in Wirklichkeit stets seinem Verleger Geld schuldet.

„Ich klage nicht an: Meinen Verleger, meine Verwandten, mein Vaterland. Hätten es in Deutschland einige reiche Leute gewußt, so hätten sie mir gern die Summe vorgestreckt.

Meinen Kaiser, mein Vaterland, die Armee, die ganze Jägerei liebe ich aus tiefstem innersten Herzen.

Meiner Ehefrau Augusta, Freifrau von Liliencron, kann ich nur in unendlicher Dankbarkeit gedenken. Sie hat in unausgesetzter Liebe und Treue und Aufopferung mich nie verlassen, mit mir gehungert, unaufhörlich mich getröstet."

Und niemand konnte wirklich helfen. Hermann Heiberg hatte vordem wenigstens Liliencrons Gattin für einige Zeit im Hause von Frau Ida Boy-Ed in Lübeck untergebracht; aber das war nur ein vorübergehender Notbehelf, und Liliencron sah immer noch keine Aussicht, aus den fortwährend drückender werdenden Verhältnissen bei allem großen, großen Fleiß herauszukommen. Dazu wanderte manche Skizze doch von Schriftleitung zu Schriftleitung, ohne Annahme zu finden. Vergeblich versuchte Liliencron an den verschiedensten Stellen, beim Prinzen Georg von Preußen, bei einer regierenden Königin, Hilfe zu finden — es gelang nicht. Und die gelegentlich immer wieder erstrebte Anstellung in irgendeiner Form war ja bei der Lage der Dinge eine Unmöglichkeit.

Wenige Bilder aus dem ganzen Verlauf unserer Literaturgeschichte lassen sich dem vergleichen, das Liliencron in Kellinghusen bietet: er lebt nicht nur schlicht und bescheiden, sondern armselig. Alltags und Festtags kleiden ihn eine alte Jägerjoppe und ein alter, verwitterter Filz, tage- und wochenlang ißt er kein Fleisch, tagelang fehlt es an Feuer im Ofen, an Freimarken für die Briefe. Hat er ein neues Buch fertig, so gibt er es entweder, bei dem lächerlich geringen Ertrag seiner Erstlinge, umsonst oder gegen einen ganz kleinen Betrag

hin. Oft fehlt selbst das Papier zum Schreiben, und stets wird, gegen allen schriftstellerischen Brauch, auch für die zum Druck versandten Handschriften die Rückseite mit verwendet, um zu sparen. Die Fenster des jedem Wind ausgesetzten Hauses sind mangelhaft verwahrt, und der Sturm findet leicht Zutritt zu dem Manne, der aus Kriegswunden einen kranken Körper davongetragen hat, von beißenden Schmerzen gequält, oft vom Fieber geschüttelt wird. Gesellschaftlicher Verkehr ist nicht vorhanden und wäre bei dem Fehlen aller Mittel nicht zu halten; die adligen Standesgenossen rings im Lande wissen nichts von dem Kirchspielsvogt außer Diensten; mit dem eignen Geschlecht ist er, einen alten, knurrigen Vetter und eine Base ausgenommen, außer Verbindung, von den alten Regimentskameraden trennen ihn die Entfernung und das Bewußtsein seiner elenden Lage. Die Güte der einfachen Menschen, mit denen er verkehrt, drückt ihn allmählich ebensosehr, wie sie ihn erfreut, kann er doch alten Verpflichtungen dem und jenem gegenüber nicht nachkommen. An ein Verlassen des Ortes ist nicht zu denken, das Ehrgefühl verwehrt es ihm, weil er seinen Gläubigern nicht entlaufen kann und mag. Und diese selbst, soweit sie in Kellinghusen wohnen, sind ja keine Wucherer, sondern Männer von knappen Mitteln, die aus reiner Barmherzigkeit gegeben haben, und von denen der eine gelegentlich selbst an Liliencrons Verleger schreibt: „Im übrigen ist derselbe hier sehr beliebt und muß sich sehr durchschlagen, also daß er fast zeitweise hungern muß."

Bei alledem aber: hier ringt kein Junger, kein Unfertiger, der erst beweisen soll, was er kann — — hier lebt im größten Elend und im Druck einer qualvollen Einsamkeit ein Mann, der in dem begeistert ergriffenen kriegerischen Beruf dem Vaterlande seine besten Dienste, seinen letzten Atem, sein Blut und Leben gewidmet hat, der jahrelang in mühevollem Amt schuf, der nun, da andere auf des Lebens Höhe stehn, mit einem Schlage seinem Volk „die Goldsaat" großer Kunst in den Schoß geworfen hat, dem sich auch die Anerkennung der Besten und Feinfühligsten innerhalb und außerhalb der engeren Heimat nicht versagt. Und dieser Mann bleibt nach außen eisern vornehm. Gewiß, was Hebbel von Schiller sagte: „Immer hat das Schicksal geflucht, und immer hat Schiller gesegnet", — es gilt nicht voll von Liliencron. Wenn er zu dem einzigen Rettungsmittel aus der Einsamkeit griff, wenn er an die fernen, nie gesehenen Freunde und Verehrer schrieb, dann klagte er oft in bittersten Worten über alles, was ihn drückte; aber er vergaß nicht eigne Schuld aus früherer Zeit, und jede gute Schaffensstunde hob ihn hoch über alles das wieder

empor. Vor allem: in seiner Dichtung stand nur ganz selten ein Wort von alledem. Da war er der spendende Schloßherr; da holte er sich die metaphysische Vergeltung für den irdischen Druck und zeigte die ganze Vornehmheit adliger Geistesgesinnung in der prachtvollen Reinheit und Klarheit einer nicht zu verwirrenden und verwischenden Lebensliebe. Nicht einen Augenblick verließ ihn das angeborene und durch Erziehung und Selbsterziehung gekräftigte Gefühl für König, Heer und Vaterland, ein Vaterland, das ihn nicht nach dem Wert seiner Gaben schätzte. Nicht einen Augenblick warf er mit einer Verallgemeinerung, die so leicht verzeihlich wäre, der Gesellschaft aufrührerisch den Fehdehandschuh hin, wenn er auch Heuchler und Philister unnachsichtlich verdammte. Gewiß: Deutschland hält nichts vom Dichter, und alle Stände wollen von ihm nichts wissen, aber gerecht wägt er ab, daß wir alle „Menschen sind und keine Engel". Daß Bismarck nicht Zeit und nicht Lust hat, sich um die neue Literatur zu kümmern, ist ihm ganz selbstverständlich. Und selbstverständlich, daß Deutschland für alle Zeiten gegen „Franzosen und Baschkiren" auf der Wacht stehn muß. Die sozialistischen Gedanken vieler der Jüngeren und Unreiferen unter seinen literarischen Freunden weist er schroff ab. Sein Gottesglaube freilich hatte sich ganz und gar gewandelt. Die Ehrfurcht vor Jesus Christus, in der er erzogen war und der noch in Hamburg jenes Gedicht vom Totenvogel entsprang, die hielt er fest. Aber den sichern christlichen Gottesglauben der Kindheit, der sich ihm nach dem Feuerschein der französischen Schlachten noch befestigt hatte, gab er nun verloren und nannte sich mit Bewußtsein einen Atheisten, aber nur einen solchen, wie ihn „die blöde Menge" auffaßt, nicht in dem Sinne ehrfurchtloser Weltansicht eines rohen Materialismus, den er ja längst vordem zurückgewiesen hatte.

Und während er die Eiskälte der Gesellschaft gegen sein Werk wohl empfand, ward er selbst, vom eignen Elend gebeugt, aber nicht bezwungen, immer gütiger und liebevoller; und wie er jedem der jungen Genossen so oder so zu helfen strebte, faßte er seine heiße Empfindung zusammen in von heiligster Liebe erfüllten Versen, in dem Gedicht aus dem Juni des Kampfjahres 1888:

An wen?

Du, den ich nicht kenne,<br>
Wenn ich dich wüßte —<br>
Der du am Boden liegst verzweifelnd, verzweifelt,

Dem kleinliche Menschen und Pharisäer
Hochmütig den Rücken drehen,
Weil du den Scheitel nicht trägst wie sie,
Weil du das Schuhband anders bindest wie sie,
Weil du nicht denkst wie sie;
Den sie hungern lassen aus Ärger,
Weil du heißeren Drang hast wie sie,
Vom Alltagsgeleise abbiegst,
In unbekannten Pfad;
Den sie für einen Narren wähnen,
Weil du den Pfennig nicht wendest wie sie,
Nicht rechnen kannst wie sie;
Den sie für wahnsinnig halten,
Weil du mit ausgebreiteten Armen
Der sinkenden Sonne nachschaust,
Und nachschauend ausrufst:
Auch mir, auch mir die Sonne!

Du, den ich nicht kenne,
Von dem ich weiß, daß du ein Dichter,
Daß deine Schmerzen schlimmer,
Deine Wonnen größer sind als dein Nachbar sie fühlt.
Wenn ich dich wüßte!
Zur Tat würde dein leidenschaftlich Ringen,
Lägest du nicht wie der Hund an der Kette,
Kämpftest du nicht um das Stück Brot täglich, stündlich;
Das hat dich matt und elend gemacht,
Das hat dich in den Staub geschleift.

Du, den ich nicht kenne,
Wenn ich dich wüßte —
Komm an mein Herz, sorge nicht mehr.
Mit knochiger, rissiger Faust,
Steh an der Arbeit ich
Von morgens bis abends.
Doch so viel hab ich,
Daß es genug für uns beide,
Daß du hinaus kannst in die Welt,
Wohin du gehörst,
Daß du immer wieder

Den Tisch gedeckt findest,
Daß behaglich ein Ofen dir scheint,
Kehrst du zurück
In meine fröhliche Werkstatt.
Allmählich dann hebst du die Stirn,
An meine Schulter lehn ich dein Haupt,
Und streichle das widerspenstige Haar dir
Und flüstre:
Sieh, die Erde ist nicht schlecht,
Die Menschen sind besser, als du glaubst.
Sie verstanden dich nicht und lachten,
Du verstandest sie nicht und grolltest.
Nun aber, da du frei bist,
Mit leuchtenden Augen die Goldsaat streust
In den Schoß deines Volkes;
Unter Wolken, über Wolken wandelst
Wie ein Eroberer von Sieg zu Sieg;
Werfen alle, alle jauchzend
Den Hut in die Luft, wenn du dich zeigst;
Umringen,
Sich drängend,
Dein räderheißes Gespann,
Das aus den Himmeln dich lenkte;
Und von dichtbesetzten Fenstern und Dächern
Wogen und schwenken die Tücher dir entgegen:
Willkommen, Willkommen!

Du, den ich nicht kenne,
Wenn ich dich wüßte —
Komm an mein Herz,
Sorge nicht mehr.

Eine Zeit emsigster Arbeit waren diese Kellinghuser Jahre. Als die „Adjutantenritte" erschienen waren und fast gleichzeitig „Knut der Herr" gedruckt ward, kam Liliencron zunächst in eine Zeit dramatischen Schaffens hinein, die von 1884 bis ins Jahr 1887 reichte, von lyrischen Wochen und Monaten unterbrochen. Alle seine neuen Dramen liegen von diesen Jahren umschlossen. Die Prosaskizzen, deren schon der Pellwormer Sonderdruck zwei enthielt, und von denen auch die „Adjutantenritte" ein Stück brachten, wurden zu gün=

stigen Zeiten fortgesetzt, und allmählich stieg Liliencron von der kleineren zur größeren Form empor und schuf zwei Romane. So hatte er nicht weniger denn elf Bände als gedruckte Fracht, als Werk gewordene Ausbeute seiner ersten dreizehn Dichterjahre vorzuweisen, als er endlich Kellinghusen für einige Zeit den Rücken kehren durfte: außer den „Adjutantenritten“ den Band „Gedichte“, sechs Dramen, zu denen noch ein in der Handschrift vollendetes kam, die Novellenbände „Eine Sommerschlacht“ und „Unter flatternden Fahnen“, den Roman „Breide Hummelsbüttel“ und das aus Roman und Novelle zusammengesetzte Buch „Der Mäcen“ — eine Ausbeute, deren ganze Schwere man erst würdigen kann, wenn man übersieht, unter welchen Verhältnissen Detlev von Liliencron sie alle geschaffen hatte.

Timm Kröger und Ferdinand Avenarius griffen hilfreich ein, und am 1. Februar 1890 fuhr Liliencron ohne Aufenthalt gen Süden. Das Reisegeld hatte der Dichter Frau Dessau zur Bewahrung gegeben. Am frühen Morgen verabschiedete er sich vergnügt und reisefroh. Sie ließ ihn hundert Schritte vom Hause machen und rief ihn dann zurück: „Herr Baron, haben Sie nichts vergessen?“ „Ich weiß nichts, nein.“ „Na und das Reisegeld?“ Da schlug er drollig entsetzt die Hände zusammen.

Dann stieg er in den Zug. Nicht mehr Berlin lockte und nicht Leipzig, wo sein Verleger saß, sondern von München her winkte ein Kreis für den Dichter gewonnener Freunde, die nun auch den Menschen kennen lernen wollten. Am 2. Februar traf Liliencron an der Isar ein.

15.

# Dramen.

Liliencrons dramatische Arbeiten, seine dramatischen Erfolge und Mißerfolge haben in der Kunst und im Schicksal geborener Lyriker und Epiker ihre Seitenstücke; auch Ferdinand von Saar, Hermann Lingg und Gottfried Keller und manche andere haben immer wieder vergeblich um die Wirkung auf der Bühne gerungen, wohl manchmal den Schein davon, nie aber nachhaltige Bewährung erreicht. Bei Detlev von Liliencron liegt es jedoch insofern anders, als alle seine Dramen sich auf ganz wenige Jahre zusammendrängen, Jahre, in denen er sich besonders zum Dramatiker berufen glaubte, die ersten Zeiten nämlich seiner bewußten dichterischen Tätigkeit. Vornehmlich das Beispiel und der Erfolg Ernsts von Wildenbruch haben von außen her dabei mitgewirkt, während Liliencron innerlich unsicher über die letzte Richtung seiner dichterischen Gabe war. Mit Recht empfand er in dem fast gleichaltrigen adeligen Dramatiker von überschäumender jugendlicher Kraft einen Verwandten: die Verwandtschaft lag nicht nur in der Abkunft und dem Bewußtsein davon, in der soldatischen Vergangenheit beider, sondern auch in der Stellung zu Tag, Politik, den sogenannten Realitäten des Lebens und in der Unbekümmertheit, mit der beide sich und nur sich schrieben und aussprachen. Nun war im Jahre 1881 (am 6. März) Ernst von Wildenbruch, der Sechsunddreißigjährige, nach langem Ringen zum erstenmal und sogleich mit durchschlagendem Erfolg auf die Bühne gekommen, und immer wieder erscheint er jetzt in Liliencrons Briefen und Geständnissen als das Beispiel, auf das dieser schaut. Nicht nur zu beiläufigem Füllsel läßt Liliencron seinen Grafen Heesten in „Breide Hummelsbüttel" Wildenbruchs „Fürsten von Verona" rühmen, die köstliche Frische, das Vorwärts, das scharf gezeigte Wissen, wie alles sich aneinanderreihen muß; sogar mit Shakespeare vergleicht dieser Graf, dem Liliencron viel von der eigenen Anschauung in den Mund legt, den jungen deutschen Dramatiker und fügt daran freilich Bedenken über den Emporblick Wildenbruchs zu undichterischen Aufsichtsbehörden, den dieser Beurteiler herausgefunden haben will. Wildenbruchs preußisches Freiheitsstück „Väter und Söhne" hatte Liliencron auf der Bühne gesehen — es entzückte ihn, während die Gedichte des Dramatikers ihn tief enttäuschten.

Daß diese äußere Beeinflussung mit einem inneren Drange zusammentraf, versteht sich ja ganz von selbst. Aber sie erklärt das rasche, fieberhafte Arbeiten Liliencrons an seinen dramatischen Plänen und das fast völlige Aufhören, nachdem eine lange Reihe von

Dramen entstanden war. Mit zwei Ausnahmen sind sie alle geschichtlichen Ursprungs und tragen geschichtliche Färbung.

## Knut der Herr.

Für das älteste seiner Dramen, für „Knut den Herrn", fand Liliencron den Stoff in der dänischen Geschichte. Knut der Große (1018—1035) hatte Dänemark gewaltig emporgehoben und auch Schleswig dem Reich einverleibt. Sein Neffe Svend Estridsen (1047—1076) hatte fünf Söhne, die alle zur Herrschaft gelangten, zuletzt Niels (Nikolaus, 1104—1134). Des Niels Sohn, Magnus, ward noch bei Lebzeiten des Vaters König von Westgotland, während Niels Neffe, Knut Hlaford (Lord, Laward, d. h. der Herr), Schleswig als Statthalter verwaltete und im Jahre 1129 vom Kaiser Lothar zum König der Obotriten (Wenden) gekrönt wurde. Die bedeutende politische Stellung dieses jüngeren Knut und seine große Beliebtheit erregten die Eifersucht des Niels und, in noch höherem Grade, des Magnus, der überdies von einem gemeinsamen Vetter, dem Prinzen Heinrich Hinkefuß, aufgehetzt wurde, zumal da Heinrich Knut an dem schimpflichen Entlaufen seiner Ehefrau schuldig glaubte. So ward Knut, nachdem er sechzehn Jahre in Schleswig geherrscht hatte, 1131 von Magnus ermordet, und diese Tat stürzte Dänemark in eine Zeit schwerster Kämpfe.

Dieser Stoff hat Liliencron schon im Jahre 1881 beschäftigt, und er hat damals in Vorby in den Tagen vom 31. Januar bis zum 2. Februar seine Ballade „Herzog Knut der Erlauchte" geschrieben, die später in den „Adjutantenritten" abgedruckt ward. In diesem Gedicht ist König Niels selbst der Anstifter des Mordes. Der Gedanke, daß nach dem Gesetz der Erbfolge Knut als der Sohn des älteren Bruders vor Niels Söhnen zum Thron gelangen soll, dünkt Niels unerträglich. Er hetzt Magnus geradezu auf Knut, und jener schreibt dem mit Weib und Kind friedlich im friedlichen Lande dahinlebenden Vetter, daß er eine Wallfahrt zum heiligen Grabe machen wolle, und bittet Knut, sein Gut und Habe zu schützen. Der reitet nach Roeskilde zu Hof, und nach mehrtägigen Gelagen entbietet Magnus den Vetter zu vertraulichem Gespräch waffenlos in den Wald. Da aber erscheinen fünfzig Reiter, Knut wird eingekreist und von Magnus ohne Gegenwehr erschlagen. Dann kommt es zum Bürgerkrieg, und König Magnus und König Niels müssen das Leben lassen.

Deutlich empfand Liliencron, daß der Inhalt der Ballade nicht ausreichte, als er im Januar des Jahres 1882 zu Plön an die drama-

tische Bearbeitung des Stoffes ging. Er modelte diesen um. Er folgte zwar treuer als in der Ballade der Überlieferung, indem er die Gattin Knuts, die dort Judithe heißt, jetzt richtig Ingeborg benannte; dagegen machte er den Prinzen Heinrich Hinkefuß aus einem Vetter zu einem Bruder des Magnus und erfand völlig neu die Gestalt der Ulvilda, der Gemahlin dritter Ehe des Königs Niels. Hier griff er einmal zu dem alten Carlos-Motiv, das er verdoppelte. Ulvilda war von Magnus im stillen geliebt und dem Hinkefuß zugedacht, sie aber hat sich dem Vater vermählt. Liliencron verstärkte die Bedeutung der Frauengestalt noch dadurch, daß er ihr ein früheres Liebesverhältnis zu Knut andichtete. Der durch diese Gruppierung der vier Männer um die eine Frau gegebene Antrieb wird dann für die Handlung noch bedeutsamer als der geschichtlich überkommene der herrscherhaften Eifersucht, zumal da Magnus, wiederum im Gegensatz zur Geschichte, unvermählt ist.

Liliencron entwarf einen ausführlichen Plan für ein dreiaktiges Trauerspiel. Als „Grundmotiv" bezeichnete er, daß Magnus den Knut ermorde, um sich die Nachfolge im Reich zu sichern. Jeden handelnden Menschen machte er sich zunächst sehr ausführlich klar. Ulvilda sollte „etwas Kindliches (blonde, mit Gold und blauem Bande durchflochtene Zöpfe, die vorn über die Schulter gelegt, über die Brust bis zu den Knien laufen) haben. Später, nachdem ihr Knut gesagt, daß er seine Gemahlin Ingeborg liebt, daß er nimmer ihr untreu werden will und kann: tritt der Haß der Fraueneifersucht ein, furchtbar in ihrer Verbindung mit Heinz Hinkefuß, ihrem Stiefsohn. Etwas Dämonisches, Grauenhaftes: die blonde, zarte Frau mit den furchtbaren (Rache)plänen. Wildes, hinreißendes Pathos." In gleich sorgsamer Niederschrift vergegenwärtigte Liliencron sich den Heinrich Hinkefuß, den König Niels, Ingeborg und Magnus — merkwürdigerweise nicht seinen Helden Knut. Und so begann er am 13. Januar 1882 zu Plön die Ausarbeitung in Prosa und zum großen Teil in indirekter Rede. Er umriß die einzelnen Vorgänge, Auftritte und Abgänge bis zu Gebärde und Miene, meist in ganz knappen Sätzen. Am 15. Januar war das Gerüst des ersten Aufzugs fertig, am 16. fast der zweite vollendet, am 18. schloß Liliencron den dritten in diesem Rahmengefüge ab. Am Ende stand Knuts Tod und unmittelbar darauf die Erschlagung von Magnus durch den Ritter Bodo Bodenhusen, den Liliencron, ungeschichtlich, in Erinnerung an den Mädchennamen seiner ersten Frau eingeführt hatte und später wieder tilgte. Hinkefuß wird gleichfalls erschlagen, und da

eben die Nachricht kommt, daß Ingeborg dem Knut einen Sohn geboren hat, verkündet der wie im Wahnsinn erscheinende König Niels, daß für den eben geborenen Waldemar Ingeborg bis zur Volljährigkeit die Regentschaft führen solle; dann stirbt auch Niels in den Armen der Ritter. Die Geburt des jungen Waldemar solle so vorbereitet werden, daß Ingeborg beim Abschied von Knut „ohne unästhetisch zu werden" andeuten mußte, daß sie in gesegneten Umständen wäre. Und Liliencron bereitete es Kopfzerbrechen, wie er es glaubhaft einleiten sollte, daß die Ritter bereits den Namen des Neugeborenen wüßten. Er ist dieser Schwierigkeit ausgebogen und hat es nicht so gemacht wie Shakespeare am Schluß von „Heinrich dem Achten", wo der Thronerbin der Name Elisabeth auf Befragen des Hofes unter andächtigem Staunen vom Erzbischof beigelegt wird. Niels sagt einfach, daß „Waldemar" sein Nachfolger sei.

Manches in diesem fünfundvierzig Seiten umfassenden Entwurf war Liliencron noch unklar, und durch zwischengeschriebene Fragen deutete er an einzelnen Stellen die weitere Ausführung an, mit der er gleich danach, wahrscheinlich noch am 18. Januar 1882 begann. Er strich dabei Gestalten, führte andere, wie den Kanzler Ubbo und seinen Sohn Hakon, neu ein. Die Versform schwebte ihm von Anfang an vor und schlug schon im Entwurf an einzelnen Stellen durch — Liliencron wählte den fünffüßigen Jambus als die durch Schiller naturgewordene Sprache des deutschen geschichtlichen Dramas. Liliencron benutzte diese Form in der ganzen Zeit besonders gern und schrieb gleichzeitig mit dem Entwurf des „Knut" seine Dichtung „Ein Geheimnis". Mit leidenschaftlicher Emsigkeit feilte er an vielen Versen des werdenden Dramas, immer bemüht, den schlagkräftigsten Ausdruck zu finden. So sprach Niels im ersten Aufzug:

> Den heißen Atem fühlt ich von den Rossen.
> Die Vorderhufe schlugen in der Luft,
> Und stampften mich und stampften meinen Hengst.
> Schon sah ich die Walküren in den Lüften.
> Das kleingeschlitzte, schwarze Auge Krukos,
> Des Slavenfürsten, glühte über mir.
> Da schoß in jene tückischen Schweineaugen
> Den Todesblitz das blaue Auge Knuts.
> So riß er mich heraus und ward mein Retter.

Zunächst schrieb Liliencron statt „glühte über mir": „glüht mich wütend an". Aus den „Schweineaugen" wurden zuerst „Keileraugen",

später „Eberaugen". Dann aber fand Liliencron den „heißen Atem der Rosse" zu herkömmlich und schrieb statt dessen:

Den Dunst der Nüstern fühlt ich von den Rossen.

Und da ihm das Bild der Vorderhufe, die in der Luft gegen Mann und Roß schlagen und stampfen, zu gewaltsam war, erfand er eine deutlichere, persönlichere Schilderung der Lebensgefahr des Königs:

Da stürzt mein Pferd — kaum, daß es mir gelingt,
Mich unter dem wälzenden Tier emporzuringen.

Das stimmte wieder sprachlich nicht, und so schrieb er „sich wälzenden"; da hierdurch der Vers uneben ward, änderte er weiter:

Mich aufzurichten, da das Tier sich wälzt.

Dies ergab nicht genau die Gefährlichkeit der Lage des Niels; er hätte ja bei dieser Ausdrucksweise auch neben dem umherschlagenden Roß liegen können; und so ward neu geschrieben:

Mich unter ihm, der sich im Sande wälzt,
Emporzuziehn.

Und das Pferd in

Da stürzt mein Pferd —

ward deutlicher bezeichnet:

Da stürzt mein Hengst.

Jetzt erst wird das Emporbäumen der Vorderhufe feindlicher Gäule für Niels bedrohlich, da er nicht selbst zu Rosse sitzt, sondern auf der Erde steht. Und so empfingen die Verse die endgültige Form:

Den Dunst der Nüstern fühlt ich von den Rossen.
Da stürzt mein Hengst. Kaum daß es mir gelingt,
Mich unter ihm, der sich im Sande wälzt,
Emporzuziehn. Und über ihm mich spreizend,
Halt ich den Schild, den arg zerstückten, hoch.
Beim ewigen Donnerer, mir verging der Atem.

Wie Schlangen sah ich noch der Vorderhufe
Geschling, und von den Sätteln streckten gierig
Zum Fang gekrümmte Finger sich nach mir.

Nachdem aus den ersten undeutlichen drei Zeilen diese, das Bild mit feinster Lebendigkeit malenden neun geworden sind, folgt jetzt erst:

Schon hör ich die Walküren in den Lüften.

— er hört sie, weil seine Augen ganz auf den Feind gerichtet sind; in der ersten Fassung hieß es ja „sah".

Das kleingeschlitzte, schwarze Auge Krukes,
Des Slavenfürsten, glüht mich wütend an.
Da schoß in jene tückischen Keileraugen
Den Todesblitz das blaue Auge Knuts.

Im Verfolg stand ursprünglich:

So riß er mich heraus und ward mein Retter.

Auch das war Liliencron zu blaß, und so schrieb er:

Und aus dem Knäuel mich reißend, lag ich bald
Wie das geraubte Jüngferchen vor ihm
Auf seines kampfdurchnäßten Pferdes Hals.

Aus dem Pferd wurde dann, mit deutlicherer Bezeichnung der Rasse, ein Friese. —

Als der König aus dem Schädel eines gefallenen Feindes trinken will, mahnt ihn der Erzbischof:

O König Niels, ich rufe ins Gedächtnis
Zurück dir, was du mir versprachst.

Die papiernen Worte ersetzte Liliencron alsbald so:

In Gnaden, König Niels, daß ich dich mahn
An dein mir einst gegebenes Fürstenwort,
Daß du den alten heidnischen Gebrauch
Nie wieder dulden und erlauben würdest,
An welchem Ort es immer sei.

Darauf erwiderte Niels ursprünglich mit den Worten: „Schweig, Pfaff!", einer Bitte um Vergebung für das rauhe Wort, einer Anerkennung für den Mut des apostolischen Bischofs:

> Ich leih dir Schutz, so weit ich es vermag:
> Wohl ahn ich es, doch ich versteh es nicht,
> Daß einst das Reich der Liebe, das du predigst,
> Ein Reich des Friedens wird.
> Ich bin getauft,
> Doch meine ganze Seele zieht dahin,
> Wo Odin und die Götter in Walhall
> Auf mich schon warten.

Daraus wurde knapper und bei weitem dichterischer:

> Und ahn ich auch die Friedensherrlichkeit,
> Die deines Gottes dreigeeinte Hoheit
> In Strömen ausgießt auf die gläubigen Menschen,
> Laß Odin mir, bei dem in Glanz und Ruhm
> In Walhall meine großen Väter tafeln.

So ward unter stetem Bessern der erste Aufzug noch im Januar 1882 fertig. Dann aber rückte die Arbeit, durch Geschäfte gehemmt, langsamer vor, und die Erwägung schlug durch, daß die dreiaktige Fassung zu knapp, daß dem Stück ein gewisser langer Atem vonnöten wäre, daß der Abschluß mit der Geburt Waldemars und dem rasch aufeinanderfolgenden Tod der vier Fürsten gar zu abgekürzt wirken müßte. Dieser Gedankengang beschäftigte Liliencron während des Umzugs nach Pellworm, und hier führte er im Sommer sein Drama in fünf Aufzügen zu Ende. An einem einzigen Tag, dem 15. Juli, ward auf der Insel der dritte Aufzug niedergeschrieben, fast ohne Änderungen. Vom 17. bis zum 19. folgte der vierte, und am 27. ward das Stück beendet, nicht ohne daß den weit hinausdeutenden Schlußversen mit rotem Stift ein „famos" hinzugefügt wurde. Eifrige geschichtliche Studien begleiteten die ganze Arbeit, insbesondere scheint Liliencron den Saxo Grammaticus, den Helmold und vielleicht auch die Legendae de S. Canutu duce durchgearbeitet zu haben; gewiß ist, daß er Dahlmanns „Geschichte von Dännemark" zu Rate gezogen hat. Im Herbst 1884 sandte Liliencron das Drama hinaus, indem er durch Vermittelung Hermann Heibergs Franz Hirsch,

den damaligen Schriftleiter des „Magazins für Literatur", bat, es zu lesen. Nach Hirschs wohlwollendem Urteil ward das Werk noch im selben Jahre bei Wilhelm Friedrich in sechshundert Abdrücken verlegt, ein schmaler Band von achtzig Seiten, Hermann Heiberg, dem Freunde, zugeeignet.

Der erste Aufzug der endgültigen Fassung führt an das Hoflager des Königs Niels in der alten Krönungsstadt Roeskilde, in eine Halle, deren nordische Schwere mit den bunten Mustern orientalischer, auf Raubzügen erbeuteter Teppiche behängt ist — diesen Gegensatz liebte Liliencron überhaupt. Knut ist verleumdet und soll sich verantworten. Aber da er, von einem lachenden Pagen gemeldet, auftritt, bewährt sich an ihm, was Herman Grimm einmal gesagt hat: „Es ist, als könnte an den Menschen, solange sie da sind, kein Urteil anderer haften bleiben. Es wird wie Kleider abgetragen und verschwindet." Froh und verwandtschaftlich wird der junge Herr, des Königs Lebensretter, empfangen. Ulvilda, die er einst geliebt hat, will ihn wieder gewinnen — er wehrt sie ab, im Gedenken an die geliebte Hausfrau daheim, im Gedenken an seine Verwandtschaft mit Niels, abgestoßen von der jetzt „giererfüllten" Frau. Den Abschiedshandkuß aber haben Heinrich Hinkefuß und Magnus gesehn, und blitzartig deutet sich das aus doppelter Eifersucht emporquellende Verhängnis an.

Der Hauptschmied an der Kette, die Knut niederreißen soll, ist Heinrich Hinkefuß — sein Plan geht dahin, nach Knuts Tode Niels zu stürzen, Magnus auf Gotland zu hetzen und selbst die dänische Krone zu erringen. Von ihm gestachelt, ruft Magnus im zweiten Aufzug, zu Schleswig, nach Knuts siegreicher Verantwortung gegen alle Anklagen, dem König Niels zu:

Du küßt die Natter, Vater, die dich stach.

Er bezichtigt Knut, daß er um Ulvildas willen nach Roeskilde gekommen, daß er an dem väterlichen Ohm zum Ehebrecher geworden sei. Und Ulvilda, die Verschmähte, äußerlich eiskalt geworden, bestätigt das. Knut wird seines Amtes als Statthalter von Schleswig entsetzt, und wir erwarten den Kampf.

Bevor wir ihn erleben, flicht Liliencron einen zarten lyrischen Vorgang ein: Ingeborg, Knuts liebliches Gemahl, erscheint traumwandelnd im mondhellen Park, ganz unter dem Druck der furchtbaren Ereignisse des Tages — Knut leitet sie zärtlich, mit wenigen Wor-

ten, die ihr das volle Bewußtsein seiner Liebe wiedergeben, ins nächtliche Schloß.

In der Schlacht siegt Knut, er versöhnt sich mit Niels, und Ulvilda, die in einer Bauernhütte das Geschehene erfährt, verführt den tiefgebeugten Magnus zum Verrat an Knut: er soll ihn scheinbar um Verzeihung bitten, ihn zum Weihnachtsfest nach Roeskilde laden und bei rasch gesuchtem Anlaß töten. Den zurückschaudernden Magnus kirrt Ulvilda mit dem Versprechen, daß sie der Preis des Sieges sein will. So handelt Magnus nach ihrem Plan und bittet Knut, ihn während einer Wallfahrt zum heiligen Grabe zu vertreten, vorher, um die Weihnacht, zur Besprechung nach Roeskilde zu kommen.

Soweit ist die Handlung am Ende des dritten Aufzugs gediehen — der vierte bringt die Schreckenstat selbst. Eingehend wird sie im Gespräch zwischen Magnus und Hinkefuß vorbereitet und in dem ganz kurzen zweiten Vorgang des vierten Aktes vollführt. Knut kommt unbewaffnet in den Wald, und ein Ritter versucht ihn so zu warnen, wie es nach der Überlieferung der Skalde Sievart getan hat; er läßt unter dem Friedensgewande seinen Panzer sehn und singt Verse von Siegfrieds Tod. Knut aber ist unbelehrbar, und da er mit Magnus allein ist, reißt der nach der Frage:

Wer soll der Erbe sein im dänischen Reich?

die Streitart heraus und schlägt Knut tot.

Der fünfte Akt ist nur ein Nachspiel und empfing später auch von Liliencron seine besondere Bezeichnung: Der Rachezug. Prinz Erich, Knuts Bruder, hat Niels eine furchtbare Schlacht geliefert, und sterbend wird der alte König herbeigetragen. Magnus und Ulvilda versuchen einen verzweifelten Durchbruch, werden jedoch, wie wir von einem Beobachter des Kampfes erfahren, von Erich getötet. Heinrich Hinkefuß ertrinkt auf der Flucht im Meer. Erich aber verkündet die Ruhe für Dänemark:

Daß wieder still der Pflug den Acker furcht
Und durch des Herbstes fruchterdrückte Felder
Der Sense arbeitsvoller Friede rauscht.

Die Charaktere des Stückes sind fast alle ganz auf ein einziges Gefühl gestellt: Erich auf ritterlich sorgende, brüderliche Treue, Heinrich Hinkefuß auf fürstliche Eifersucht, Lust am Zwietrachtsäen und Ehrsucht, Ingeborg auf hingebende Weibesliebe. Bei Niels, Mag-

nus, Knut und Ulvilda hat Liliencron eine vertiefte Gestaltung versucht. Gelungen ist sie nur bei Niels, dessen väterliche Güte für Knut ganz glaubhaft wirkt, ebenso glaubhaft wie seine tödliche Verletztheit, als er von dem angeblichen Betrug erfährt. Und fein ist, daß dieser getaufte König seinem Bischof gegenüber im Leben und im Sterben immer wieder das innere, unverwischte Bekenntnis zu den alten Göttern von Walhall hervorholt. Magnus ist die stärkere Zusammenfassung der Triebe des Heinrich, nur tritt bei ihm noch die die Sinne entflammende Glut für Ulvilda hinzu. Diese selbst ist freilich gleich Knut ganz in der Skizze steckengeblieben, viel zu rasch gleitet sie von dem einen Gefühl ins andere hinüber, und der dämonische Reiz kommt nicht heraus, mit dem der Dichter sie, um die sich das Stück zum guten Teil in seinen Angeln dreht, hat ausstatten wollen. Es bleibt in ihr etwas Theatralisch-Unausgeglichenes, etwas Romanhaft-Flaches zugleich, und sie macht uns nie warm, so daß wir ihre Wirkung auf die Männer nicht zu glauben vermögen. Von Knut selbst gilt das freilich nicht, denn die Liebenswürdigkeit, Heiterkeit, Unbefangenheit und den königlichen Anstand seines Wesens hat Liliencron genau so fein gezeichnet, wie er diese Eigenschaften später immer wieder an seinen Lieblingshelden darzustellen wußte — aber dieser Knut soll doch als Feldherr und Führer die Krone der Wenden erlangt und sich als Statthalter bewährt haben. Sollen wir das seiner Sorglosigkeit, die nahe an Torheit grenzt, glauben? Wenn die geschichtliche Überlieferung jener ritterlichen Warnung im Winterwald dramatisch glaubhaft gemacht werden sollte, so müßte das doch ganz anders geschehn, so hätten wir viel stärkere Gründe dafür erfahren müssen, warum Knut, der immer wieder Beargwöhnte, der doch auch Ulvilda, wie wir eben vorher erfahren, jetzt kennt, so taub bleibt. Und so — der schwerste Versager des Dramas — wirkt sein Tod nicht tragisch, mehr wie ein Hinschlachten. Wir haben ein Recht, die Tat mit Hagens Ermordung des Siegfried zu vergleichen, denn Liliencron fordert durch die Verse des warnenden Ritters dazu auf; und gewiß ist auch jene Nibelungentat nicht tragisch, nur furchtbar; sie wird erst tragisch durch ihre Folgen, die uns weder das Lied, noch seine dramatischen Gestalter verschweigen. Die Folgen von Knuts Tod aber sind nur anhängselmäßig in einen fünften Akt zusammengezogen, dem wiederum tragische Größe fehlt.

Dieser letzte Aufzug gibt dem Stück etwas von dem Charakter Shakespearescher Historien, und auf genaue Kenntnis des Briten weist noch manches andere im Aufbau des Dramas hin: die Bilder-

fülle, die sich oft überstürzt, die Unbefangenheit, mit der das, was wir später erleben, vorher mit völliger Genauigkeit geschildert wird, so daß jede Überraschung ausbleibt. Dann wieder erkennt man die Einwirkung Wildenbruchs, zumal in der wiederholten wirksamen Pracht größerer Aufzüge — bei der Szene der Königin in der Bauernwohnung denkt man auch an Kleists „Prinzen von Homburg".

Das Stück ist mit einer Fülle lyrischer Schönheiten überschüttet, die sich bezeichnenderweise gerade da zeigen, wo die dramatische Handlung schwach ist, etwa in Selbstgesprächen des Magnus und des Knut in Gegenwart Dritter. Da gebraucht Knut sogar einmal wörtlich Bilder, die Liliencron in dem zu Plön geschriebenen Gedicht „Blümekens" vergegenwärtigt hat:

> Auf allen Feldern wehten grüne Hälmchen,
> Und süß im Erlenbusche sang der Stieglitz.

Geschichtliche Treue im kleinen hat Liliencron im „Knut" peinlich angestrebt — man merkt das an der Beschreibung der Hallen oder in dem durch seine Stimmung ergreifenden Vorgang (II, 2), wo die Posten im Garten sich mit immer demselben „Lebst — du — noch?" anrufen. Hier sprechen übrigens, wie bei Shakespeare, die Soldaten in Prosa, während die andern Verse brauchen. Merkwürdiger ist, daß im dritten Aufzug die Hofdame Tuve, solange sie allein ist, Prosa spricht, wenn sie mit Ulvilda redet, in Versen. Das farbenvolle Preislied des Friedens, das Prinz Erich am Schluß verkündet, steht im engsten innern Zusammenhang mit ähnlichen Versen im „Cincinnatus" und an vielen andern Stellen Liliencronscher Lyrik.

Daß der Dichter mit dem Drama keinen Erfolg haben konnte, ergab sich schon aus der geradezu verblüffenden Wirkung des Mordes an Knut: Spannung kam nicht auf, weil zuerst durch Ulvilda und dann durch die Gespräche des vierten Aufzugs alles bis ins kleinste vorbereitet war, und die brutale Plötzlichkeit, die Knut gar nicht mehr zum Wort läßt, konnte statt wirklicher Teilnahme nur Schreck auslösen.

Das Drama ward von Liliencrons älterem, etwas knurrigen, aber künstlerisch feinfühligen Vetter Friedrich, der es einen entschiedenen großen Wurf nannte, für das Altenburger Hoftheater angenommen und dort am 27. Oktober 1885 einmal gegeben; der Dichter hatte weder das Reisegeld noch die gebührende Kleidung, der Entbietung in die herzogliche Hauptstadt zu folgen. Immerhin — es

war „der erste gedruckte Theaterzettel." Auch Max Staegemann erwarb den „Knut" für das Leipziger Stadttheater. Die dortige Aufführung fand am 29. April 1886 im Neuen Theater unter der Spielleitung von Ernst Gettke statt; Borcherdt gab den König Niels, Treutler den Magnus, Hänseler den Heinrich Hinkefuß, Clara Salbach die Ingeborg; den Knut verkörperte Warmann, die Ulvilda Olga Lewinsky. Der Erfolg war gering; nach dem zweiten Aufzug schwacher Beifall, der am Schluß wieder aufflammte, aber freilich auch durch schwache Gegenäußerungen zum Schweigen gebracht wurde. Rudolf von Gottschall in seiner im ganzen gerechten und einsichtigen Beurteilung erklärte den mangelnden Eindruck dieses Werkes „eines jüngeren talentvollen Dichters", dessen Aufführung an sich rühmenswert sei, vor allem aus dem Stoff und seiner dramatischen Behandlung. Die dargestellte Zeitspanne dänischer Geschichte erwecke in Mitteldeutschland keine Teilnahme; dazu enthalte der blutige Familienzwist abstoßende Brutalitäten, selbst die Shakespeareschen Historien, die Liliencron vielleicht vorgeschwebt hätten, würden heute mehr als Huldigung für ihren Dichter, denn um ihres eignen Wertes willen aufgeführt. Gottschall tadelte den Mangel an Bühnentechnik und hob hervor, daß der „lakonische Stil der Kraftdramatik" gerade in den entscheidenden Vorgängen zu karg und darum eindruckslos bleibe. Auch fehle seelische Erklärung und Einstimmung, durch die der Hörer erst mit dem Stück in Fühlung komme; insbesondere verwies Gottschall da auf die Ermordung Knuts, wo Liliencron förmlich mit jedem Worte geize. Endlich rügte er die gar zu sehr ins „Demimondänische" hinübergreifende Ausgestaltung der Ulvilda.

Vergeblich versuchte Heiberg durch Josef Kainz, dem er die Dichtung gab, eine Aufführung in L'Arronges Deutschem Theater zu Berlin zu erzielen.

Sehr viel später ward „Knut" noch einmal gegeben: im Hamburger Stadttheater am 25. November 1906. Der Oberregisseur Siegfried Jelenko hatte viel Mühe und Liebe auf die Dichtung verwendet und besonders den Aufzug im Garten mit feiner Stimmung herausgebracht — die Nachtigallen, die man nach Angabe des Szenariums bei jedem Töpfer bekommt und auf die sich Liliencron bei dieser neuen Aufführung ganz besonders freute, waren in der Tat zu hören. Liliencron war über den Erfolg von „Knut dem Waschlappen", wie er ziemlich achtungslos selbst einmal schrieb, von vornherein sehr unsicher und empfand gleich nach der Vorstellung, daß der lebhafte Bei-

fall, der ihn wieder und wieder an die Rampe rief, doch mehr dem Dichter als der Dichtung galt. Er hat dann daran gedacht, den vierten Aufzug zusammenzuziehn, was ihm aber nicht gelang. Auch die Monologe, die „infamen", wollte er ausmerzen. Er hat aber das alles liegen lassen und schließlich auf sein Drama so wenig Wert gelegt, daß er in dem neuen Abdruck, im vierzehnten Bande der von ihm 1904/05 veranstalteten Gesamtausgabe, sogar drei klare Druckfehler der ersten Ausgabe nicht getilgt hat.

Theodor Storm schrieb Liliencron über den „Knut" am 2. Oktober 1885: „Aus Ihren Schriften weht mich eine jetzt so seltene Ursprünglichkeit und Unverfrorenheit (verzeihen Sie dies letzte etwas gemeine Wort, ich weiß jetzt kein anderes) an, daß ich Ihnen für jede Gabe dankbar bin, und sei sie mitunter auch etwas überextravagant. Bei Ihrem ‚Knut der Herr' schien es mir nur im letzten Teil etwas unaufführbar, auch etwas zu sprunghaft zu werden." Das Studium Grabbes und Hebbels, das Liliencron damals beginnen wollte, wird auch von Storm lebhaft empfohlen. Mit Grabbe hat Liliencron sich in der Tat bald ernsthaft beschäftigt, Hebbel aber erst später durch Johann Meyer recht kennen gelernt und „Herodes und Mariamne" nach einem halben Menschenalter zum erstenmal gelesen, als er durch Alfred von Berger zur Aufführung der Tragödie im Deutschen Schauspielhause zu Hamburg eingeladen worden war.

## Amerikanische Dramen.

Liliencron hat zwei Dramen aus dem amerikanischen Leben geschrieben; das eine war ein Bild aus der Gegenwart: „Arbeit adelt". Die Werdezeit dieses Stückes steht nicht genau fest, es war aber bestimmt vor dem 1. Juli 1885 fertig. Die andere Dichtung behandelt die einzige Liliencron bekannte amerikanische Sage, die von der Indianerin Pokahontas; er hat das Werk im Herbst 1884 zu Kellinghusen niedergeschrieben und am 12. Dezember den letzten Strich getan. Am 24. Juni 1885 sandte er es dem Berliner Theaterverlag Felix Bloch. Die Handlung dieses „Dramas aus den Kolonien" ist außerordentlich einfach. Es spielt im Jahre 1607 in der eben von John Smith gegründeten Stadt Jamestown an der Mündung des Jamesflusses in Virginien. In dem Augenblick, da der Statthalter Lord de la Ware in der kleinen Festung eintrifft, läßt der älteste Offizier, Sir Henry Wingfield, den zweiten Befehlshaber, Sir John Smith, gefangen nehmen, weil dieser angeblich die Absicht

gehabt habe, sich selbst zum Herrscher auszurufen. Da alle für Smith und gegen Wingfield aussagen, läßt der Statthalter Wingfield als Verläumder und Überschreiter seiner Befugnisse nach London bringen, während Smith an der Spitze einer Reiterschar gegen die Oneida auszieht, Indianer, die eine britische Streifabteilung getötet und skalpiert haben.

Smith wird (das zeigt der zweite Akt) gefangen und soll nach dem Willen des Oberhäuptlings Powhattan zu Tode gefoltert werden, wenn er nicht als Häuptling, Kriegslehrer und Führer bei den Rothäuten zurückbleibe; er soll dann Powhattans liebliche Tochter Pokahontas heiraten, die ihn schon vordem vor Quälereien des Roten Donners beschützt hat, eines andern Häuptlings und Bewerbers um ihre Hand. Das Ehrgefühl des Weißen sträubt sich dagegen, den Rothäuten gegen die Seinen beizustehn, er will lieber sterben, wird aber von Pokahontas und ihrer Gespielin auf verborgenen Wegen gerettet.

Die Flucht ist gelungen, und Pokahontas, wie wir im dritten Aufzuge hören, auf dem langen Wege ganz John Smith zugefallen, der nun, da Wingfield mit großen Vollmachten als neuer Statthalter zurückgekehrt ist, nach Europa reist. Pokahontas schwimmt dem Schiff nach, wird aber von den Ruderern nicht aufgenommen und Wingfield, der sie selbst für sich gewinnen will, von einem andern Offizier im Streit erstochen.

Im vierten Akt haben die Oneida Jamestown völlig umzingelt, Pokahontas aber kann, da Wingfield tot ist, die weißen Freunde nicht im Stich lassen und kommt auf fliegendem Pferd, um sie vor nächtlichem Überfall zu warnen. Der gefangene Powhattan soll vermitteln, treibt aber statt dessen die herangerittenen Indianer zu furchtbarem Rachesturm an. De la Ware trifft wieder ein, berichtet unter anderm, daß John Smith auf der Fahrt sein Leben verloren habe, und schwört, alle Kraft zum letzten Kampf zusammenzunehmen.

Der Abschluß des Dramas erfolgt in London. König Jakob der Erste wünscht Frieden und Versöhnung mit den Indianern und läßt Powhattan und Pokahontas mit königlichen Ehren empfangen. Sir John Smith, der sich aus jenem Schiffbruch errettet hat, will Pokahontas, die ihm nur eine dankbar empfangene Gabe war, nicht sehn, um sie nicht zu betrügen und eine Szene zwischen ihr und seiner Frau zu vermeiden. Auf Rat eines Freundes versteckt er sich im Saal beim Empfang, aber Pokahontas erblickt ihn doch, und als sie auf die Frage, wer der Mann und jene Frau wären, hört, daß es

John Smith und seine Gemahlin seien, fällt sie sterbend zurück. In weichen Worten spricht ihr der König die Totenklage:

> Ich ahne, welcher rauhe Reif dich knickte . . .
> In weiter Fremde, still im Heimathaus,
> Wer kennt der Liebe Lust und Schmerzen aus.

Das Stück wirkt mehr wie eine dramatische Übungsarbeit, die Sprache ist noch zum Teil sehr ungeschickt, ganz ungepflegt, Bühnendeutsch im schlechten Sinn, und die Charakteristik sehr blaß. Die Katastrophen treten alle mit jäher Schnelligkeit und ohne jede innere Vorbereitung ein, genau wie die Erschlagung Knuts. Wesentlich ist es nur, daß Liliencron überhaupt den Drang empfand, gerade ein amerikanisches Drama zu schaffen. Er hat das Stück nirgends anbringen können, und es ist erst 1904 in den Sämtlichen Werken gedruckt worden. Er hat auch mit dem Deutschen Schauspielhaus zu Hamburg über die Aufführung verhandelt und die Ablehnung zum Teil darauf zurückgeführt, daß die bekannten Künstler des Hauses, insbesondere Robert Nhil, dem er den Powhattan zugedacht hatte, nicht in der Tracht von Indianerhäuptlingen umhergehn könnten — sie würden sonst dem Spott der Schuljugend verfallen. In Wirklichkeit hat wohl Alfred von Berger nur die notwendige Ablehnung des schwachen Werkes Liliencron gegenüber, den er sehr hochstellte und zweimal um Prologe für sein Haus bat, in eine höfliche und humoristische Form kleiden wollen.

Dramatisch gleichfalls ganz unbedeutend, aber für Liliencrons persönliches Leben noch wesentlicher ist das zweite amerikanische Stück: „Arbeit adelt", Genrebild in zwei Akten, 1887 bei Wilhelm Friedrich erschienen, aber wohl gleichzeitig mit „Pokahontas" verfaßt — schon der Name John Smith, der hier für eine wichtige Persönlichkeit wiederkehrt, läßt darauf schließen.

Ein junger deutscher Husarenoffizier von gräflichem Stand hat nach dem Feldzug von 1870 Schulden halber einen ehrenvollen Abschied nehmen müssen und meldet sich bei dem Deutsch-Amerikaner John Smith in Neuyork um eine Reitknechtstelle. Er erhält sie, verliebt sich in die Tochter des Hauses, mit der er täglich ausreiten muß, sie liebt ihn, und John Smith gibt seinen Segen dazu. Denn er hat in dem jungen Mann den Sohn eines adeligen Fräuleins erkannt, das er einst als deutscher junger Dorfschullehrer hoffnungslos geliebt und um dessentwillen er Europa verlassen hat. John Smith

hat an Kaiser Wilhelm geschrieben, hat diesem die vierzigtausend Taler, die der Graf seinen Gläubigern schuldig geblieben ist, zur Verfügung gestellt, und in dem Augenblick, da die beiden jungen Leute sich ihre Liebe erklärt haben, trifft aus dem Kabinett des Herrschers der Brief ein, der die Wiedereinstellung des Offiziers enthält. Und in diesem Erlaß betont der Kaiser besonders, was John Smith von Anfang an gegenüber dem jungen, sich gegen die niedrige Stellung leise sträubenden Aristokraten hervorgehoben hat: „Arbeit schändet nicht, Arbeit adelt!"

Das Stückchen ist ohne jede dramatische Kunst geschrieben, und nur in dem ersten Auftreten des Grafen steckt eine gewisse Menschenbeobachtung; sein Zaudern, sich als Reitknecht zu verdingen — in der Zeitung war ein Bereiter gesucht worden —, seine gute äußere Form bei quälendem Hunger und leeren Geldtaschen wirken ganz echt, weil sie eben auf eigene Erlebnisse Liliencrons hindeuten; auf sie deuten auch die Schulden und die Erzählung des Jünglings, er habe Dienst in den südamerikanischen Staaten suchen wollen, das Geld habe aber nicht gereicht. Auch das ovale, auf Elfenbein gemalte Bild der Mutter ist nicht bedeutungslos — ein solches Bild seiner schönen Großmutter hat Liliencron durch alle Jahre bewahrt.

Die erste Aufführung von „Arbeit adelt" geschah in Leipzig am 4. Juni 1887, einem Sonnabend, im Neuen Theater, und zwar vor Shakespeares „Komödie der Irrungen"; den Smith spielte Door, den jungen Grafen Warmann der einstige Darsteller des Knut, die Tochter Clara Salbach, die frühere Ingeborg. Mehr als ein freundlicher, sogenannter Achtungserfolg konnte nicht erzielt werden, und Hermann Pilz hob in seiner Besprechung hervor, daß die Motive keinen Anspruch auf Originalität machen könnten; er erinnerte an Ifflands bürgerliche Dramen und fand das Ganze für zwei Aufzüge denn doch zu dürftig. Am 9. und am 11. Juni ward „Arbeit adelt" an der gleichen Stelle wiederholt — Clara Salbach soll die Maria sehr reizvoll verkörpert haben; bei der letzten Aufführung gab es hinterher Adolf Wilbrandts „Maler". Freude hat Liliencron an den Darstellungen des ihm fremd gewordenen Dramas nicht gehabt. Ich selbst habe es im Jahre 1894 bei der Aufführung eines studentischen Vereins im Arnimschen Gasthof zu Berlin (nach Hartlebens „Lore") gesehen — auch da ging es trotz aller Mühe und Liebe der Darsteller eindruckslos vorüber, ja der letzte Vorgang mit seinen allzu rasch aufeinander platzenden Ereignissen streifte hart an ungewollt komischer Wirkung vorbei. Liliencron hat denn auch später dies Stück gerade-

zu gehaßt, nichts mehr davon hören wollen und es in die Gesamtausgabe seiner Werke nicht aufgenommen.

### Die Rantzow und die Pogwisch.

Am 14. Dezember 1459 starb Herzog Adolf, der von Liliencron oft gerühmte große Schauenburger. Er war ohne Leibeserben, und nach seinem Tod entspann sich in der holsteinischen Ritterschaft ein Streit um die Wahl des Nachfolgers. Adolf selbst hätte vordem gern die Nachfolge seinem ältesten Neffen, Christian von Oldenburg, der seit 1448 König von Dänemark war, zugeschanzt, während auf der andern Seite die jüngere Schauenburgische Linie Ansprüche erhob. Endlich wollten auch die Brüder Christians des Ersten nicht ohne weiteres zurückstehn. Die Stände traten im Januar 1460 zusammen, kamen zu keinem Ergebnis, und schließlich wählte der Rat, nicht der Landtag, von Schleswig-Holstein zu Ripen in Jütland, angeblich nach erheblichen Bestechungen und Schenkungen, Christian zum Herzog zu Schleswig und Grafen zu Holstein. Der Adel der Landschaften war in diesen Zeitläuften sehr uneinig, und die damals aufgerissene Kluft zwischen den beiden Parteien verwischte sich lange Zeit hindurch so wenig, daß der Kieler Kanzler Graf Brockdorff noch im Jahre 1824 zu Friedrich Christoph Dahlmann sagte: „Der Wahl Christians des Ersten zum schleswig-holsteinischen Landesherrn sind die Brockdorffs besonders ungeneigt gewesen und ganz für die Schauenburger. Sievert Brockdorff Windeby pflegte Christiern nachher nur Karst avern Belte zu nennen, und als der König ihn, Windeby, verbannte, nannte er ihn den Schmöker."

Neben den Brockdorff hatten die Pogwisch gegen, die Rantzow oder Rantzau aber von Anfang an für den neuen Landesherrn gestanden. Und aus diesem geschichtlichen Gegensatz erwuchs Liliencron sein zweites geschichtliches Drama: „Die Rantzow und die Pogwisch". Die Keime können wir wiederum weit rückwärts entdecken. Die Geschichte der alten Adelsgeschlechter des Landes war ihm, der vielen blutsverwandt war, früh vertraut geworden, sie ward ihm durch den Vater immer neu eingeprägt und besonders im Kloster Preetz bei den Stiftsdamen Liliencron und der alten Äbtissin Fritze von Ahlefeldt neu befestigt. Und wenn ihn Geschichte immer „mit schlagendem Herzen festgehalten" hatte, so galt das für diese besonders. Aus Stiftserinnerungen heraus dichtete er in Borby am 1. Mai 1881 seine Ballade „Das Haupt des heiligen Johannes in der Schüssel"

Dei gratia Domina
Wiebke Pogwisch, Abbatissa,
Thront auf ihrem Fürstenstuhle —

und ließ in dem adeligen Konvent neben andern auch Abel Rantzow der Entführung der jungen süßen Anna von der Wisch beiwohnen. Zu Ende desselben Monats schrieb Liliencron „Ott' Stissen Prahlhans", die Ballade aus der Schlacht beim Brunkehoftwalde vom Jahre 1525, in der der Prahlhans Ott Stissen von Johann Rantzow und seinen Leuten in die Flucht geschlagen wird. Im Herbst 1881 zu Hamburg hat ihn diese Ballade wieder beschäftigt, und er hat daran gedacht, sie Felix Dahn und Theodor Fontane einzusenden, sich auch damals wieder eingehend mit Felix Dahns 1879 erschienenen „Bausteinen", reichen Beiträgen zur deutschen Sage, und einem Aufsatz desselben Dichters und Forschers über den Bau der Ballade befaßt. Die „Adjutantenritte" bringen dann die Ballade von „Wiebke Pogwisch" aus der Zeit, da sie noch nicht Abbatissa, sondern noch Landedelfrau, Gattin und Mutter von acht Söhnen war, die man ihr alle tot ins Haus trägt, eine wunderbar zarte, an Fontane und an Bernhards von Lepel „Sophie Schwerin" gemahnende Dichtung. Auch die Ballade „Pidder Lüng" führt einen Pogwisch vor, den Amtmann, den Pidder Lüng im Breitopf ersticken läßt. Am nachdrücklichsten aber beweist die einläßliche Beschäftigung mit der Adelsgeschichte das in den Roman „Breide Hummelsbüttel" ganz stilwidrig eingeschobene Geschichtskapitel. Wenn da die Fürstin Wulfhilde den Satz liest „Die Geschichte des schleswig-holsteinischen Adels zu schreiben, wäre eine dankbare Aufgabe, aber sie müßte in den Händen Johannes von Müllers oder Dahlmanns gelegen haben", klingt etwas wie der unerfüllte Wunsch eignen Schaffens auf diesem Gebiet durch. Und wenigstens ein Stück solcher Geschichte hat Liliencron in den „Dithmarschen" geliefert, die 1890 im ersten Bande des „Mäcen" erschienen und in der ersten Hälfte des Jahres 1889 in Kellinghusen entstanden sind. Eine kleine Ergänzung gibt die Skizze „Die Schlacht bei Stellau 1201", die Schilderung eines Kampfes zwischen Adolf dem Dritten von Schauenburg und Waldemar dem Sieger von Dänemark, 1887 in der Sammlung „Eine Sommerschlacht" erschienen, um die Wende von 1885 und 1886 in der Kellinghuser Tonhalle niedergeschrieben. Die „Dithmarschen" schließen mit der Schlacht von Hemmingstedt ab, und dann folgt eine Liste der in dieser Mordschlacht gefallenen Edelleute — nach einer Chro-

nik. Da begegnen uns wieder all die Namen, die Liliencron auch sonst häufig anführt, und unter ihnen nicht weniger als drei Pogwisch, Benedictus, Dethlev und Clawes, genannt „de gele Düwel". Es fehlt nicht die Bemerkung, daß von diesem gelben Teufel Goethes Schwiegertochter Ottilie abstamme. Und auch ein Rantzow, Ove Ridder Tho rastorf, also ein Rantzow-Rastorf, mithin wiederum ein Vorfahr von Bismarcks Schwiegersohn, ist unter den Gefallenen. Auch die knappe Erzählung „Gert der Große von Holstein" steht schon in der „Sommerschlacht" und stammt aus derselben Zeit. Man kann aus ihr schließen, daß Liliencron zu all diesen Studien auch Schriften von Carl Wilhelm Nitzsch gelesen hat; ausdrücklich verweist er auf Wilhelm Berblingers „Gerhard der Große und seine Residenz Rendsburg". „Der holsteinische Uradel! Potz Tausend, das waren Herren, die kehrten sich an gar nichts" — so schrieb er unter dem Eindruck dieses Werkes, und diesen Klang werden wir noch oft vernehmen. Endlich las Liliencron die „Nachträge und Berichtigungen zu der Geschichte der Familie von Pogwisch, aus archivalischen Quellen mitgeteilt von J. G. Schäffer."

Gegeben waren dem Dichter für das neue Drama, das er gleich nach „Pokahontas" im ersten Viertel des Jahres 1885 zu Kellinghusen niederschrieb, im wesentlichen die Fülle geschichtlicher Anschauung und die eine Tatsache jenes harten Zwistes zwischen den Adelsgeschlechtern des Landes bei der Kürung des neuen Grafen-Herzogs. Genau so klar wie bei „Knut" übersah Liliencron, daß er damit allein dramatisch nichts anfangen konnte. So setzte er an mehreren Punkten vertiefend ein. Er verschärfte die Stellung Gerts von Oldenburg zur Ritterschaft, indem er diesem Bruder und Mitbewerber König Christians eine Liebe zu Caja Wohnsfleth andichtete, der Schwester eines der Ritter. Und er verknotete die Fäden im ganzen viel fester dadurch, daß er Henning Pogwisch und Schack Rantzow (die Aussprache sollte nach Liliencrons ausdrücklichem Wunsch richtig Rantzau lauten) zu Schwägern und ihre Kinder, Wolfgang Pogwisch und Heilwig Rantzow, zu Verlobten machte.

Die Handlung der neuen Dichtung ist bei weitem vielfältiger zerspalten und umständlicher geführt als die des „Knut". Der Streit zwischen den feindlichen Geschlechtern loht im ersten Aufzug hoch auf bei einer holsteinischen Adelsversammlung unter dem Vorsitz des Adelsmarschalls Schack Rantzow. Denn auf die Kunde, daß Adolf von Schauenburg plötzlich gestorben ist, erklärt sich Rantzow mit sechs Adelsfamilien für König Christian (Christiern) von Dänemark, sein

Schwager Henning Pogwisch mit sieben Rittergeschlechtern nicht minder lebhaft für den Grafen Otto von Schauenburg-Pinneberg. Als sie uneinig abgegangen sind, erscheint als dritter Bewerber um den Thron Graf Gert von Oldenburg, dem ein entlaufener Feldvogt der Ritter, Heyno mit dem Bogen, seine Waffe und seine bäuerlichen Genossen zur Verfügung stellt.

Noch einmal stoßen Schack Rantzow und Henning Pogwisch, persönlich und allein, zusammen. Und diese plötzlich ausgebrochene Feindschaft gewinnt ein um so gehässigeres Gesicht, wird zugleich um so tragischer, da ihre Kinder, Wolfgang Pogwisch und Heilwig Rantzow, wie wir am Beginn des zweiten Aufzugs erfahren, einander verlobt sind. Henning sucht Schack auf, bietet ihm die Hand, erklärt, daß er mit dem Grafen Otto als Thronanwärter nicht mehr rechne, aber auch den Dänen Christian nicht wünsche, sondern den ältesten Sohn Ottos von Schauenburg-Pinneberg gewählt sehn wolle. Schack hat auch gegen diesen Bewerber gute Gründe anzuführen; als aber Henning sich immer wieder gegen Christian erklärt, beurlaubt er sich auf einen Augenblick, angeblich, um draußen Boten abzufertigen. Nach seiner Rückkehr macht Henning einen neuen Vorschlag: er will für den Grafen Gert eintreten; auch diesen weist Schack zurück, weil die Feindschaft zwischen Gert und Christian zu furchtbar sei. Henning ist nicht mehr umzustimmen und geht ab. Da tritt Schack ans Fenster und sieht entsetzt mit großen Augen, wie die Knechte, offenbar doch seinem eignen Befehl gemäß, den Schwager binden und ins Verließ werfen.

Sieger scheint zunächst Graf Gert von Oldenburg zu sein, denn der rasch entfesselte Kampf der Rittergeschlechter kommt ihm zu gute. Henning Pogwischs Sohn, jener Wolfgang, hat das Rantzowsche Schloß in Brand gesteckt. Aus dem in Trümmer gehenden Bau entfliehn die drei Rantzow mit dem gebundenen Henning; Wolfgang befreit den Vater mit Waffengewalt und will sich mit dem Verräter Schack im Zweikampf messen. Da wirft sich Heilwig Rantzow zwischen Vater und Verlobten, und Schack ergibt sich:

Hier ist mein Schwert, doch n i c h t die Freundeshand.

Der vierte Aufzug bringt bunt durcheinander gehende Bilder von Kleinkämpfen. Schließlich wird Wolfgang Pogwisch besiegt, und ihm folgt auf der Bahre der sterbende Vater. Er flucht mit letzter Kraft dem König Christian. Aber er legt die Hand des herein-

tretenden Schack Rantzow, der ihn bei der gemeinsamen heiligen Jugend beschwört, in die Wolfgangs. Da des Königs Majestät gemeldet wird, sagt Schack:

sie naht zu spät,
Das treuste Holstenherz hat ausgeschlagen.

Der letzte Aufzug führt nach Ripen in Jütland, das Liliencron nie gesehn, aber immer neben Prag und dem gleichfalls nie betretenen Palermo für seine Lieblingsstadt erklärt hat. Überhaupt hat trotz seinem von Kindheit an festgehaltenen deutschen Bewußtsein der geschichtliche Glanz des stammverwandten und ihm auch blutsverwandten Dänentums und Normannentums immer einen starken Zauber für ihn gehabt, einen weit stärkeren als die ihm von der Mutter her soviel näher liegende Geschichte Englands und Amerikas. — Nach einem reizvollen Zwischenspiel jugendlicher Pagen erscheint heiter und hell König Christian und vernimmt von seinem Rat die willkommene Kunde, daß der Adel jetzt ganz zum König stehe, nachdem dieser die alten Rechte öffentlich beschworen habe; nur Wolfgang Pogwisch sei nicht zu gewinnen. Den aber nimmt der König auf sich. Der Adel bleibt dann zunächst allein, und Schack Rantzow, dessen eherne Größe dem König unheimlich ist, betont, daß nicht um den König, sondern um den Grafen-Herzog Schleswig-Holsteins Adel versammelt sei. In die allgemeine Huldigung tritt Graf Gert und will dem König ein Versprechen abtrotzen, der weigert sich dessen und der Graf wird von dem königlichen Bruder gefangen gesetzt. Wolfgang Pogwisch läßt sich nicht vor den König holen und folgt nicht dem Befehl, sondern erst königlicher Bitte. Er will Rantzow nicht den Verrat an dem Vater verzeihen, ja, er nennt ihn dessen Mörder. Rantzow aber erklärt, er hätte aus Klugheit so handeln müssen und würde gegen seinen eignen Bruder ebenso gehandelt haben wie gegen den Schwager:

Verzeih mir, Pogwisch, wenns zu hart dir scheint.

Der König, der schon vordem immer wieder aufsteigenden Zorn klug zu bändigen verstanden hat, beendet den Kampf, indem er Frau und Tochter Schacks hereinführen läßt, vor deren Anblick denn freilich auch Wolfgang Pogwisch den Trotz nicht bewahren kann; und der Herrscher hat das letzte Wort:

Schlägt rauh und roh des Mannes schwere Faust
Langjähriger Freundschaft wohl den Boden aus,
Seis ungestüm in Jähzorn und Verblendung,
Seis durch Berechnung, kluges Für und Wider —
Im Augenblick knüpft oft das alte Band
Ein Liebeswort und eine Frauenhand.

Schack Rantzow und Henning Pogwisch sind, wie sie in der Dichtung auftreten, nicht nur Gegensätze in der äußern Parteistellung; der Angelpunkt ihrer Gegnerschaft liegt tiefer. Schack ist ganz Staatsmann, hat Stahl und Willen und übersieht in jedem Augenblick sofort alle möglichen Folgen einer Handlung. So rasch wie der Pogwisch einen Bewerber für den Thron nach dem andern vorschlägt, so rasch verwirft Schack mit unwiderlegbaren Gründen jeden einzelnen; jener handelt nach aufwallenden Empfindungen, nach „Sentiments", dieser nach staatsmännischen Erwägungen, jener ist der Gefühlspolitiker, dieser der Sachpolitiker. Dabei aber entbehrt Schack keineswegs weicher und herzlicher Züge, ist nicht bloße Verkörperung eines blutleeren Grundsatzes; und das gibt auch seiner an sich sittlich unzulässigen Handlungsweise gegenüber Henning eine Art Recht, und das um so mehr, als ihn die Tat selbst bitter schwer ankommt und er damit die Liebe seiner Frau und seines Kindes aufs Spiel setzt. Es lebt in ihm eine Spur von jenem Bismarck, der wußte, daß der unvolkstümliche Feldzug von 1866 auch für ihn alles, unter Umständen Leben und Ehre, bedeuten konnte, und der doch im Gefühl der staatsmännischen und völkischen Verantwortlichkeit seine schwere Entscheidung traf.

Mit sicherm Griff hat Liliencron eine scheinbar überflüssige Gestalt eingeführt, den uralten Erich Krummendieck. Der hat einst Verrat begangen, ist dann zum heiligen Grabe gepilgert und hat vom Papste Lossprechung seiner Sünden erbetet. Nun kehrt er zurück, mitten in die erste Streitigkeit der Ritter um die Thronfolge hinein. Ihm gegenüber aber sind sie sofort einig und lassen den Verräter, der einst gegen Holstein gefochten hat, allein sterben. Liliencron wollte durch dieses Bild eines wirklichen Verräters ein deutliches Gegenstück zu Schack Rantzow schaffen, den Pogwisch für einen Verräter hält.

Ganz blaß sind die Frauen geblieben; liebenswürdig und in dem einen knappen Akt verständlich ist dagegen König Christian herausgekommen; des großen Zieles wegen unterdrückt er selbst stillen

Widerwillen gegen das stolze Haupt des Holstenrats Schack Rantzow und endet im Gegensatz zu dem wilden, verbissen ehrgeizigen Gert das Spiel lieber mit einem guten Wort als mit einem bösen Schlag.

Zwischen die Haupthandlung hat Liliencron noch ein paar Nebenvorgänge geschoben. Graf Gert von Oldenburg liebt Caja Wohnsfleth, entführt sie und wird von ihrem Bruder vergeblich bekämpft, um so vergeblicher, weil Caja den Grafen wiederliebt und bei ihm bleiben will. Dieser Bruder Cajas, der Ritter Wulff Wohnsfleth, ist ein Träumer. Schon in dem großen Ritterstreit des ersten Aufzugs vermag er keine Partei zu wählen und ist ganz in seltsame Erinnerungen versenkt. Seine Liebe gehört Heilwig Rantzow, der Braut des jungen Pogwisch, und da er diesen später im Zweikampf besiegt, schont er sein Leben: um Heilwigs willen. Er erwacht erst aus seinem Halbschlafzustand, als er die Entführung seiner Schwester erfährt, stellt sich starr wie ein Erzbild mit dem nackten Schwert vor die Tür des Saales (im vierten Aufzug), verweigert Gert den Abzug und wird von Heyno mit dem Bogen hinterrücks erstochen.

Daneben laufen noch allerhand andere episodische Geschehnisse: die Meldung vom Tod des alten Herrschers bringt jener Josias Qualen, dessen steinerne Gestalt als Wächter des wahnsinnigen Königs Christians des Zweiten von Dänemark Liliencron schon vordem in einer Skizze festgehalten hatte. Ein andermal, in den „Dithmarschen", erzählt Liliencron von Detlev Bockwoldt, der als Abgesandter des Königs Hans die Häupter der Republik in Heide sämtlich unter den Tisch getrunken und zum Schluß, nach der Leerung eines Helmes voll Rotwein, lachend, hoch zu Roß verlassen hat. Dieser Bockwoldt tritt in den „Rantzow und den Pogwisch" als Ritter Detlev Buchwaldt auf, auch hier ein behäbiger Trinker, der jedoch kein Falstaff sein soll. Seine Gestalt fand Liliencron selbst „gut geraten", und es ist sehr fein, wie Detlev an der Leiche Wulff Wohnsfleths, durch den Kampf erschöpft, nach der männlichen Totenklage doch wieder den Becher sucht.

> Mein alter Vetter Wulff! All Fehd ein End!
> Und konnt ich auch die vielen Faselein,
> Mit denen nutzlos du dich plagtest, nicht
> Verstehn; und hast du auch die Linke mir
> Zerfetzt, nimm meine rechte Hand zum Abschied.
> (er legt die Hand auf Wulffs Stirn. Zu seinem Gefolge:)
> Hebt ihn behutsam auf . . . (es geschieht)

So . . . sachte, sachte . . .
Und tragt ihn zur Kapelle, wo die andern
Schon zahlreich schlafen aus dem heißen Tag,
Vom Tode brüderlich ans Herz gepreßt.

(Das Gefolge trägt die Leiche weg. Detlev Buchwaldt sieht ihnen eine Weile nach, dann wendet er sich wieder ins Zimmer und sagt sehr harmlos, als wenn nichts geschehn, aber ohne jeden Ausdruck von Roheit und Gefühllosigkeit [kein Bajazzo], langgezogen:)

Was? — — — — — —
Hat nicht der Krug auf jenem Tisch gestanden? . . .
Ein Trunk nach dieser Pein. . . . Da muß ich doch . . .
(Er verschwindet durch die Mitteltür.)

Diese bezeichnende Andeutung für die doch ganz adlige Derbheit Buchwaldts ist ein Meisterstückchen Liliencrons.

Wertvoller als dies heitere Zwischenbild war Liliencron selbst doch wohl die Darstellung Wulff Wohnsfleths. In ihm steckt ein gutes Stück Selbstbildnis, und er ist auch mit Knut Laward verwandt. Letzten Endes aber weist diese Rittergestalt auf eine andere Quelle zurück. Die Standesgenossen sind versammelt und Wulff unter ihnen. Er ist vom Marschall entboten, er muß wissen, um was es sich handelt, er hat den lebhaften Gesprächen beigewohnt; als aber Schack Rantzow ihn fragt:

Wulff Wohnsfleth geht mit uns?

da erwidert er (trocken):

Das weiß ich nicht,
Erst will ich mein Gebet am Grabe sprechen.
(Vollständig wie abwesend, mit auf einen Punkt gerichteten Augen)
— — — Eine gelbe Rose will ich
Auf seinen schwarzen Marmorsarg hinlegen,
Und wenn die Morgenröte durch die Scheiben
An Sarg und Rose Lebensgrüße sendet,
Will ich am Pfeiler stehn und sie betrachten
Und über die Vergänglichkeit nachsinnen!
(kleine Pause)
Des Lebensgottes scharf geschwungne Peitsche
Treibt unbarmherzig uns und mitleidlos

Von Ort zu Ort, bis in der Gruft wir endlich
Mit vielen, vielen Wunden Ruhe finden.
(Er bleibt, starrend, mit etwas geöffnetem Munde, stehn, bis er wie aus einem Traum erwacht.)

Dann wieder findet er zu überrascher Tat den Mut, und ein andermal ist er mitten im Kampf von Träumen und von Gedanken an Heilwig Rantzow erfüllt, der er sich nie ganz offenbart hat.

Das alles sind Kleistsche Züge. Das läßt an den Prinzen von Homburg denken, wie er, ein Schlafwandler, im Mondlicht des Schloßgartens sitzt, wie er im Nachgenuß des vermeintlich Geträumten unter den nüchternen Unterführern Dörflings steht und dann jäh vorstürmt. Und andere Züge erinnern an das Käthchen von Heilbronn. Noch deutlicher aber wird der Einfluß Kleists spürbar in jenem entscheidenden Vorgang, da der Rantzow den Pogwisch binden läßt. Henning geht ab und will Schack die Hand zum Abschied geben; der aber sieht weg, ohne die Hand zu ergreifen, und beobachtet dann am Fenster, was geschieht. Oligarda Rantzow stürzt herein:

Du hast es nicht gewollt! Sprich Nein, Sprich Nein!
Der Ritter ist von Knechten übermannt!

Und sie steigert sich weiter bis zu dem Wort „Verräter".

In der „Familie Schroffenstein" ist Jeronimus von Schroffenstein (im dritten Aufzug) bei Rupert erschienen, um eine Botschaft des Sylvester zu überbringen. Als Rupert ihn gesehen hat, ist er noch einmal abgegangen und hat seinen Vasallen Santing gerufen. Jetzt scheiden sie, Jeronimus vor der starren Kälte des Vetters erschreckend. Kaum ist er fort, da stürmt Eustache, Ruperts Frau, herein und läßt uns am offnen Fenster miterleben, wie Jeronimus von den Knechten des Hauses gefällt wird. Sie schreit dem Gatten ihr „Rette, rette" entgegen und nennt ihn schließlich einen Mörder.

Die beiden Handlungen gehen völlig parallel. Kleists Einwirkung gegenüber ist der Einfluß Shakespeares in den „Rantzow und den Pogwisch" bedeutend geringer als im „Knut" — man müßte denn gerade die auch hier festgehaltene Scheidung von Männern und Frauen im Personenverzeichnis übermäßig betonen. Der Eindruck des Ganzen ist bei weitem stärker als der des „Knut", weil keine Gestalt so bis zur Unwahrscheinlichkeit auf ein Gefühl gestellt ist wie der Laward und keine so erklügelt erscheint wie Ulvilda. Nur wirken

im dritten und vierten Aufzug die Auftritte und Abgänge meist unbegründet, ja, im vierten erscheint die Zusammenfassung auf einen Schauplatz höchst unwahrscheinlich. Da hat Liliencron stark an die Aufführungen und die Möglichkeiten der Bühne gedacht, die ihm den hier der Anlage nach notwendigen raschen Wechsel des Schauplatzes verboten — nur besaß er nicht das theatralische Geschick Wildenbruchs, der auch mit wenigen Verwandlungen auskam, aber die Vorgänge weit fester zu verknüpfen wußte. Einzelne Szenen des Dramas sind von hinreißendem Schwung, und überall bricht die lyrische Bilderfülle Liliencrons durch:

Was ist denn Glück?
Ein blanker Edelstein, herangekrallt
Aus Schutt und Schlamm mit giergereckten Fingern?
Der Nächste schlägt im nächsten Augenblick
Ihn aus der Hand dir schon, und lacht dich aus.
Was ist denn Glück? Ein einsam Träumerleben,
Das nicht die grause Menschenzunge stört?
Ein Leben aus dem Vollen? . . . Wenn ein Mädchen,
Du liebst sie, stammelnd haucht: Ich liebe dich!
Was ist denn Glück? (heftig, rasch)
Der dolchgeschmückte Haß,
Des Feindes Herz zu stückeln, wos nur sei!
(Pause)
Als Helmzier flammt mir nun die gelbe Blume,
Die schwefelgelbe Blume Eifersucht!

Fortwährend vernehmen wir, wie in diesen letzten Worten, Motive, die der Dichter ein andermal lyrisch gestaltet hat.

Die „Rantzow und die Pogwisch" waren Liliencron besonders ans Herz gewachsen. Er hat sie aber zweiundzwanzig Jahre lang nicht auf der Bühne erblickt, obwohl sie immer wieder hinausgesandt wurden. „Zum Kuckuck: H i n r e i ß e n d würde es sich anschauen und ansehen, wenn: ‚Die Rantzow und die Pogwisch' gegeben würden", so schrieb er am 6. Februar 1886 an Karl Bleibtreu. Das Drama erschien 1885 bei Wilhelm Friedrich. Der Dichter hatte es im August auf eigne Kosten zu Hamburg in zweihundert Exemplaren drucken lassen, von denen 1895 noch sechs vorhanden waren; er gab es Wilhelm Friedrich, als Ersatz für erteilte Vorschüsse, ohne Entgelt hin. Das Stück ward im Jahre 1905 in den sämtlichen Werken wieder ab-

gedruckt, ohne daß Liliencron es verändert, ja, ohne daß er offenbare Druckfehler getilgt hätte. Am 21. März 1908 erst kam es auf die Bretter: im Friedrich-Wilhelmstädtischen Schauspielhaus zu Berlin unter Leitung Oskar Wagners; der starke Erfolg der Aufführung galt wieder nur dem Dichter, nicht dem Werk.

Ein Drama, das hundert Jahre später in Mitteldeutschland spielen und einen Patrizier, Hans Wetken, vorführen sollte, als fünfaktiges Trauerspiel geplant, hat Liliencron niemals ausgeführt. Er ging vielmehr in seinen dramatischen Dichtungen aus der deutschen Vergangenheit in noch ältere Zeit zurück, aber freilich aus der engeren Geschichte seiner Heimat hinaus und schuf nun, die eine Lieblingsstadt mit der anderen vertauschend, das Trauerspiel

Der Trifels und Palermo.

Im September 1885 entstand in Liliencron der Plan zu diesem Stück; er arbeitete Wilhelm von Giesebrechts „Geschichte der Deutschen Kaiserzeit" durch und suchte durch briefliche Anfragen in der Hardt ein Bild der deutschen Örtlichkeit zu gewinnen. Er rühmte den Riesenstoff, „welche Zeit, welche Namen!" Im Oktober begann er mit der Niederschrift, mußte dann aber aus Mangel an Papier und unter dem Druck von Sorgen bis nach Weihnachten warten, ehe er wieder an das Werk kam — dann hat Liliencron die Dichtung im Januar 1886 „starrend vor Frost" in tiefster Einsamkeit binnen zwei Wochen niedergeschrieben.

Er nennt sie ein Trauerspiel in vier Akten — „Knut" hieß Drama, „Die Rantzow und die Pogwisch" hießen ein Schauspiel. Im Mittelpunkt steht der Hohenstaufe Kaiser Heinrich der Sechste, den Liliencron brieflich als „den bekannten Blutmenschen, gegen den Richard der Dritte ein Wickelkind war", charakterisiert. Heinrich der Sechste war 1165 als Sohn Friedrich Rotbarts geboren und hat, jung zum König gekrönt, nach dem frühen Tod seines Vaters auf dem Kreuzzug, den größten Teil seiner Kraft dem Kampf um Sizilien gewidmet. Im Jahre 1194 hatte er die Insel aufs neue erobern müssen, und die Witwe Tancreds von Lecce, der wenige Jahre als König geherrscht hatte, war mit den Ihren freiwillig zu Heinrich gekommen und hatte ihre Unterwerfung angeboten. Er hatte diese angenommen, ließ dann aber, gegen sein gegebenes Wort, die Königin mit ihrem Sohn als Gefangene nach Deutschland bringen. Zwei Jahre später kam es zu einer Verschwörung des sizilianischen Adels und 1197 zu einem Aufstand, bei dem insbesondere Palermo abfiel, wo Heinrich seine

Gemahlin Constanze als Statthalterin zurückgelassen hatte. Die Erhebung ward erbarmungslos niedergeschlagen, aber ehe Heinrich die Frucht des Sieges auskosten konnte, am 28. September 1197, starb er. Sein Porphyrsarg steht im Dom zu Palermo.

In das Gerippe dieser geschichtlichen Vorgänge führte Liliencron zum Zweck dramatischer Belebung, wie beim „Knut", eine Nebenhandlung ein, die schließlich zur Haupthandlung ward: er läßt Kaiser Heinrich in Liebe zu Irene von Griechenland, der Braut seines Bruders, des Herzogs Philipp von Schwaben entbrennen. In Wirklichkeit war Irene die Tochter des oströmischen Kaisers Isaac Angelus und das Gemahl Philipps von Schwaben. Der abgesetzte Kaiser Isaac Angelus wollte mit Hilfe Heinrichs den Thron wieder erlangen und dann Philipp zum Erben seines Reiches ernennen.

Das Stück heißt „Der Trifels und Palermo" und verbindet in der Aufschrift so unbesorgt die beiden Schauplätze, wie etwa Rudolf Lindau in seinem Roman „Der Fanar und Mayfair", eine in Deutschland seltene, rein äußerliche Art der Titelfindung. Der erste und der dritte Aufzug spielen auf dem Trifels, einer Reichsfeste im Hardtgebirge, der zweite und vierte zu Palermo in der Hauptstadt Siziliens. Im ersten Aufzug wird Heinrichs Auftreten sorgsam vorbereitet. Der Burggraf des Trifels, Ottnand von Falkenstein, läßt durch seine Anordnungen die grause Strenge des Herrschers durchscheinen, und in den Träumen, von denen er erzählt, tauchen der widerrechtlich gefangengehaltene Richard Löwenherz, der milde Vater Heinrichs Friedrich Barbarossa, und der vom Kaiser bekämpfte Papst Cölestin auf, während Heinrich selbst wie ein Erzbild in der schwarzen Nacht erscheint. Auch in einem Gespräch zwischen Matthäus, dem Kanzler von Sizilien, und der gefangenen Königin Sybilla hören wir von Heinrichs Grausamkeit, seiner Kunst, alles auszuspähen. Der feinfühligen Irene wird schon Heinrichs sonderbares Wesen ihr gegenüber spürbar; aber der Bräutigam, der herzensfrohe Philipp widerspricht:

> Nein, nein, niemals. Es kann nicht sein.
> Der Kaiser kennt kein zärtliches Gefühl.

Und nun erscheint Heinrich, „schmächtig, mittelgroß; wachsbleiches, bartloses Gesicht; schwarze Haare". Er und sein Gefolge sind zur Reise nach Sizilien gerüstet, und gerade bringt ein Bote die Nachricht, daß die Schätze der Normannen entdeckt und zweihundert Saumtiere mit ihnen nach dem Trifels unterwegs sind — er wird, um nichts

verraten zu können, sofort getötet. Nacheinander melden Abgesandte Englands, Böhmens, Genuas und Pisas die Gefolgschaft ihrer Herrscher und Städte, die kaiserlich belohnt werden; als aber ein dänischer Ritter anzeigt, daß Knut der Sechste die Huldigung weigert, bricht der Kaiser furchtbar aus. Er geht „langsam, wie schleichend, auf den fest stehenbleibenden dänischen Ritter zu; dann sagt er langsam mit vor Wut zitternder Stimme, dem Ritter scharf, dicht in die Augen schauend:

Er weigert sich?
(ausbrechend, laut, wütend, schnell)
Soll ich dich morden, Mensch,
Und deine Rippen ihm als Antwort senden?
(ruhig, bestimmt, furchtbar)
Am ersten Weihnachtstage soll dein König
Im Dome von Palermo vor mir knien.
Und kommt er nicht, verschenk ich seine Länder,
Verschenk ich, hörst du mich, verschenk ich sie.
(kleine Pause)
Zweihundert Ritter, meld ihm, soll er senden
Zu meinem Zuge nach Jerusalem."

Da an dem allein zurückgebliebenen Kaiser, den einen Augenblick etwas von deutschem Heimgefühl überkommen hat, Irene vorbeigeht, taucht, ganz leise noch, der Wunsch, sie zu besitzen, in ihm auf:

Erbtochter Griechenlands — wie schön bist du . . .
Nun schluchz dich aus in deiner Kemenate
Um Philipp, deinen blonden Fant. . . .
(streng) Will ichs.
Im kurzem folgst du zitternd nach Palermo,
Und Philipp bleibt als Reichsverweser hier.

Durch Ottnands Augen sehn wir den Kaiser in der Ferne gen Süden abziehn, und Sybilla stellt ihren, von Heinrich geblendeten Sohn, den kleinen König Wilhelm, auf die Burgzinne, in wütendem, gellendem Haß gegen den Bezwinger.

Der zweite Aufzug zeigt die milde Kaiserin Constanze in ihrem Garten zu Palermo inmitten eines bunten, phantastischen Gefolges. Zu ihm gehört der Dichter Acerrino, der in weichen Ottaverimen die

Schönheit Siziliens preist; Liliencron schwebte dabei wohl der 1196 von Heinrich hingerichtete Graf von Acerra vor. Schwere Klagen werden laut über die Deutschen, die ringsum geschwefelt und gesengt hätten — die Kaiserin sagt ihren Landsleuten Schutz zu. Was geschehn ist, erfahren wir durch Matthäus und zwei deutsche Begleiter Heinrichs: der Kaiser hat den Normannenführer im Zweikampf besiegt, alles unterworfen und selbst durch die Pest im Lager sich nicht vom Weg abbringen lassen; er hat, den Zeigefinger scharf nach Osten streckend, auf Indien als sein Ziel hingewiesen. Der eintretende Herrscher belohnt seine deutschen Getreuen großartig, aber im Hintergrund seiner Gedanken wacht das Bild Irenes, es wacht auch durch die Gespräche mit den Genuesern und Pisanern, deren Wünsche nicht erfüllt werden, mit der Kaiserin, über deren Statthalterschaft er unzufrieden ist, vor der er aber, der schaulustigen Menge wegen, in scheinbarer Zärtlichkeit niederkniet. Endlich ringt sich, um Irenens willen, ein Entschluß in ihm los: Heinrich muß den Papst für sich haben, um die Scheidung von Constanze zu erlangen, er sendet den Erzbischof von Palermo nach Rom und läßt dem Papst sagen, daß der von diesem gewünschte Albert von Brabant an Stelle des von Heinrich eingesetzten Lothars von Hochstaden Erzbischof von Lüttich werden solle. (In Wahrheit hat Heinrich den Grafen Albert von Brabant ermorden lassen.) Alle Wirrnis der Gefühle schäumt zu brodelndem Ausbruch auf, als Matthäus und die Kaiserin für das sizilianische Volk Milde erflehen — Matthäus soll eine glühende Krone aufs Haupt genagelt werden, und da die Kaiserin für ihn bittet, beugt sich Heinrich über die Kniende und spricht furchtbar:

> Fiel nicht von meiner Schulter dir ein Zipfel
> Des Purpurmantels, der den Kaiser schmückt,
> Auch d i ch bekränzt ich mit der heißen Krone.

Wie der zweite Akt mit Versen des italienischen Dichters begann, fängt der dritte mit Gesängen deutscher Bauern an. Ganz überraschend für alle kommt auf den lenzgrünen Trifels die Kunde, daß der Kaiser schon wieder in Deutschland sei — selbst Philipp, der im Jagdanzug auf den Hof kommt, weiß es noch nicht. Irene sieht in unerklärlicher Angst dem Verlobten nach — da überrascht sie der Kaiser, er fällt ihr glühenden Auges, fiebernd zu Füßen, spricht seine Liebe aus. Wie in dem Gedicht: „Den Dolch aus der Scheide, dir nach in den Tod!" ruft Heinrich hier in höchster Leidenschaft:

Ich liebe dich . . . Stoß mir ins Herz den Dolch,
Und jeder Tropfen meines Blutes ist
Ein Liebesgott . . . Aus meiner Wunde dampft
Zum Himmel auf das Wort: Ich liebe dich.

Irene reißt sich von ihm los; der Kaiser aber, obwohl er sich als krank geschossen empfindet, sieht sie schon, noch vor der Herbsternte, als sein Weib, während er für Philipp einen Uriasauftrag erwählt. Er läßt sich durch Ottnand verbergen, niemand soll um sein Hiersein wissen, und leise deutet sich das letzte Geschick an; denn Acerrino, der als fahrender Sänger zu Sybilla gekommen ist, entpuppt sich nun als ein Abgesandter der Sizilianer und lädt die entthronte Königin ein, mit Hilfe der Ihren, der Pisaner und Genueser, die Heinrichs Härte gereizt hat, den Thron aufs neue einzunehmen. Irene kann und will sich in ihrer Verstörtheit Philipp noch nicht offenbaren, immer wieder sieht sie den Kaiser unbeweglich vor sich stehn. Und so bereiten sich die abschließenden Schicksale des letzten Aufzuges vor, der uns den Kaiser, über die Empörung zum Herrn geworden, den Fuß auf dem Nacken eines toten Aufrührers, zeigt. Eine letzte Fehde muß noch ausgefochten werden: die Genueser und Pisaner rücken an und an ihrer Spitze, im Turm eines Elefanten, Sybilla mit Wilhelm. Heinrich eilt zum Kampf vor die Stadt. Irene hat sich auf heimlichen Wegen in Pagentracht (ein Lieblingsmotiv Liliencrons) nach Palermo durchgeschlagen. Sie sucht Schutz bei der Kaiserin, die sehr matt erscheint, und aus deren Gespräch mit dem Erzbischof die Ahnung eines nahen, freiwilligen Todes aufklingt. Schon meldet Pappenheim, daß der Kaiser wieder gesiegt und Sybilla und Wilhelm in Fesseln gelegt hat. Da beide erscheinen, verlangt der Kaiser die Namen der Mitverschworenen, bedroht für den Fall des Schweigens Sybilla mit Blendung und Trennung von dem Sohn; aber mitten in das Gespräch hinein tritt Irene, die der Kaiser vorgebeugten Leibes anstarrt:

So will ich handeln jetzt, und nicht mehr zaudern.
Schießt auch das Rad der Zeit an uns vorüber,
Unsichtbar, lautlos . . . ich . . . ich halt es auf:
Den Augenblick brech ich aus seinen Speichen,
Und laß es weiter in die Tiefen laufen.

Ehe er aber seine Pläne enthüllt hat, kommt die Kaiserin. Er verkündet ihr seinen Willen zur Scheidung, und da der Erzbischof den

Widerspruch des Papstes und seinen Bann verkündet, bricht Heinrich wild aus:

> Greift einen Mönch mir von der Straße auf,
> Er soll mich scheiden; ich, der Kaiser wills.

Er ernennt Philipp, der Siegesbotschaft von Syrakus bringt, zum Statthalter Siziliens und befiehlt ihm:

> Verbrenn die Ernten auf der ganzen Insel,
> Schneid jedem Baum ins Leben, daß er stirbt,
> Verbiete jedem Hause, jedem Herde,
> Daß sie des Feuers Segen sich erlauben.
> Und so verwüst ich ganz Sizilien bald
> Und stempel dem Bewohner auf die Stirn
> Rotglühend heißen Schandfleck: Sizilianer!

Da erbarmt sich die Kaiserin, sie, die Normannentochter, ihres Stammlandes. Aus einem Fläschchen, das sie vorher dem Erzbischof gezeigt hat, tröpfelt sie unvermerkt Gift in einen Becher und kredenzt den dem Kaiser als letzten Trunk:

> Dann wollen wir uns scheiden lassen, Heinrich.

Sie selbst läßt sich, alsbald nach dem Zutrunk schwach geworden, hinwegführen; aber auch der Kaiser kann seinen Befehl nicht beenden.

> Der kalte Trunk . . . mein Herz steht still . . . Anweiler,
> Heinz Pappenheim ... (diese stützen ihn sofort)
> nach Indien! Her den Hengst ...
> Karthago will ich haben ... Afrika ...
> Irene ... Deutschland ... Deutschlands G r ö ß e — will ich ...
> Mein Herz ... ach ... wie — klein — stirbt — der Herr — der Welt ...

Und Philipp spricht, während der Erzbischof auch den Tod Constanzes meldet, ein Schlußwort.

Dieses Schlußwort hat Liliencron große Beschwerde gemacht. Am 5. Februar 1886 schreibt er an Karl Bleibtreu, daß der Theaterverlag von Felix Bloch in Berlin das Drama nehmen wolle, jedoch anheimstelle, noch einen Epilog zu schreiben. „Wer soll den halten,

da möchte ich Sie eben um Rat fragen. (— Herzog Philipp? —)" Und am nächsten Tag fährt Liliencron fort: „Diese Nacht ist mir in Betreff des Epilogs eingefallen, daß Philipp ihn zu sprechen hätte! Also erst: ein wenig: allgemeines Gesumse: Ehrgeiz: Ziel, und ähnlicher Moralwischwasch, und dann Schluß: 2 Verse, die ansagen, daß dem Kaiser Deutschland über alles ging, daß er Deutschland hoch haben wollte p. p. Also ähnlicher Schluß wie etwa der Schluß vom Prinz von Homburg. — — —". Genau nach dieser Vornahme hat Liliencron dann gearbeitet. Herzog Philipp spricht:

Die Sonne wollte Kaiser Heinrich hindern,
Wenn besser ihm die Nacht zum Zwecke dünkte.
Die Sonne doch ist Gottes großes Herz,
Und keines Menschen Hand darf Halt ihr winken.
(Kleine Pause)
Nun schüttert es von Island bis zum Aetna:
Der deutsche Kaiser Heinrich ist gestorben.
(Sich zur Leiche beugend)
Wenn auch dein Ehrgeiz unermeßlich war,
Bis ihn des Himmels Blitz in Asche legte,
In fernste Zeiten klingt das Wort dir nach:
Du wolltest Deutschlands mächtigen Adlerflug,
Und Deutschland war dein letzter Atemzug.

Liliencron berichtet noch, daß Fedor von Perbandt, damals Lektor bei Bloch, ein feinfühliger und sehr kunstverständiger Mann, dessen Urteil ich noch in seinem höchsten Alter würdigen konnte, ihm geschrieben habe: das Drama wäre noch immer nicht breit genug, zu aphoristisch. Das entspricht genau dem Urteil Rudolfs von Gottschall über „Knut".

Damit hatte Perbandt gewiß recht: alle Dramen Liliencrons, und so auch dies, haben einen zu kurzen Atem, und man merkt dem Dichter auch an, wie sehr er das empfindet: daher vor allem die Einschaltung der schönen Erzählung vom Tode Friedrich Rotbarts im dritten Aufzug, eine verkappte Ballade im Uhlandstil, von Ottnand gesprochen, wunderpoll farbig, aber ohne Bedeutung für das Drama und lediglich hier eingestellt, um den Verlauf des Aktes nicht allzu kurz und sprunghaft zu machen.

Von den Charakteren des Stückes sind die drei Frauen, Sybilla, Constanze und Irene, am reinsten durchgeführt, neben ihnen die

deutschen Ritter Pappenheim und Ottnand — kurz, gerade diejenigen Gestalten, die auf ein einfaches Gefühl gestellt sind: Sybilla ist ganz Rachedurst und Mutterliebe, Irene bräutlich bang, voll Liebe für Philipp, voller Abscheus gegen Heinrich, Constanze weich, gerecht und schließlich heldisch, da Heinrichs Grausamkeit alles Maß überschreitet, die Ritter deutsch, eckig, treu, und Pappenheim mit einem Einschlag von gesundem, hausväterlichem Humor.

Am schwierigsten war die Gestaltung Heinrichs. Liliencron kannte offenbar das Wort des byzantinischen Chronisten Nicetas: Heinrich sei wie der Herr aller Herrscher, wie der König aller Könige mit seinen Forderungen aufgetreten. Und er kannte, wie ich annehmen möchte, auch das des Otto von St. Blasien: „Alle Stämme Deutschlands werden in Ewigkeit den Tod des Kaisers Heinrich beklagen, denn er hat sie berühmt gemacht und gefürchtet bei allen Völkern im Umkreis." Er wollte die dämonische Grausamkeit und den riesenhaften Eroberertrotz Heinrichs, seine Brutalität im Fordern dadurch heben, ihr dadurch einen großartigeren Zug geben, daß er die quälende Liebe zu Irene daneben stellte — soweit ist Liliencron das Gewollte auch gelungen, er hat in Heinrich eine Gestalt von dämonischem Reiz geschaffen, der wir die Grausamkeit und die Liebe aufs Wort glauben; nur das besonders Deutsche glauben wir ihr nicht, und die Anflickung des Schlusses ist da unbedingt verräterisch. Mit Recht erinnert Liliencron selbst an den Ausklang des „Prinzen von Homburg" — aber wie anders ist hier das vaterländische Motiv vorbereitet, so daß es nicht wie ein störendes, wunderlich nachklingendes Hurra angefügt wird, sondern aus dem tiefern Gehalt des ganzen Dramas herauswächst. Liliencron wollte „mit vollem Bewußtsein einmal ganz groß deutsch sein"; „ich habe uns Deutschen gezeigt, daß wir die größte Nation sind. Wir Deutsche leiden ja nicht allzu viel an Selbstruhm. In dem furchtbaren Größenwahnsinn Heinrichs zeigt sich deutsche Tapferkeit, und durch und durch ist er: ein Deutscher. Es war mir eine Lust und ein stolzes Vergnügen, einmal ein großes Bild unseres herrlichen Vaterlandes zu zeigen, und zugleich die ungeheure Macht und Bedeutung der Hohenstaufen." Wir werden sagen müssen, daß der Reiz des Dämonischen in Heinrich und seine Liebe zu Irene hier doch stärker auf Liliencron wirkten als der deutsche Gedanke, so daß auch wir gerade den von ihm besonders gewünschten Eindruck nicht haben.

Nicht nur an den „Prinzen von Homburg", sondern auch an den „Robert Guiskard" Kleists ist bei „Trifels und Palermo" zu denken

— Constanze ist ja aus Guiskards Blut. Liliencron hatte sich 1884/1885, wohl zum erstenmal, sehr eingehend mit Kleist beschäftigt und damals auch ein Gedicht „An Heinrich von Kleist“ geschrieben, das Storm sehr Liliencronisch, aber im wesentlichen stimmend fand. Deutlich trugen ja die „Rantzow“ die Spuren dieser liebevollen, nachspürenden Lesung. Im „Trifels“ klingen aus der Schilderung der Pest und des mitten unter ihr schweigenden Heinrichs Erinnerungen an „Guiskard“ empor. Liliencron selbst schob sein Stück zum guten Teil Bleibtreus „Nibelungennot“ zu — ich halte das mehr für eine Liebenswürdigkeit gegenüber Bleibtreu. Gewiß aber hat Liliencron auch von Bleibtreus Aventiure und, wie ich vermute, auch von Felix Dahns Dramen einzelne Anregungen empfangen; er berührt sich mit Dahns Ausdrucksweise mannigfach, was bei zwei ausgesprochenen Balladentalenten auch kein Wunder ist (Dahn hat übrigens Liliencrons Größe früh erkannt und geschätzt). Auch an „König Ottokars Glück und Ende“ mahnt der „Trifels und Palermo“ im szenischen Aufbau zweimal. Es ist eben bezeichnend, daß Liliencron selbst sich als Dramatiker beständig hier und da angeregt fühlt — seine eigne Natur dringt selbständig und groß immer wieder nur in Einzelheiten, zumal im Lyrischen, durch.

Viel Freude hat der Dichter an diesem Trauerspiel nicht erlebt; es erschien noch im Jahre 1886 bei Wilhelm Friedrich und dann unverändert 1905 in den Sämtlichen Werken. Karl von Perfall der Ältere nahm es für die Münchener Hofbühne an, und hier ward es am 26. September 1893 zum erstenmal gespielt, zusammen mit dem „Buch Hiob“ von Hermann Hölty und Leopold Adler. Die Teilnahme der Hörer erlahmte von Aufzug zu Aufzug. Die Kritik der „Allgemeinen Zeitung“ sprach dem Stück jeden dramatischen Charakter ab und meinte, die Menschen hätten alle keine Entwickelung — wohl fehlten nicht Stellen voll Kraft und Nachdruck, aber alles zerflattere in einzelne Situationen. Das Drama sei alles, nur nicht realistisch. Max Bernstein in den „Neuesten Nachrichten“ schrieb aus wärmerem Gefühl für Liliencrons Bedeutung, die Dichtung sei in besonderem Maße von den Goldadern echt Liliencronscher Lyrik durchzogen, aber freilich bleibe der Dramatiker hinter dem Lyriker und Novellisten weit zurück. Bernstein verzichtete auf den Nachweis des Mißlingens im einzelnen, weil Liliencron ein Dichter sei — „und es ist nützlicher, das Publikum auf die guten Werke eines Dichters hinzuweisen, als durch die Ausmalung seiner Mängel die Philisterfreude an den Schwächen eines Starken zu nähren.“ Trotz der guten Darstellung

durch Remond, Schneider, Stury und die Schauspielerinnen Schwarz, Bland und Hofmann blieb es bei zwei Aufführungen.

Einen großen Triumph beging der Dichter freilich still für sich: Theodor Storm fand warmes Gefallen an dem Drama. „Geehrter Herr von Liliencron", schrieb er am 11. Juni 1886 aus Hademarschen, „das Pfingstfest soll doch nicht vorübergehen, ohne daß ich Ihnen meine Freude über Ihr „Trifels und Palermo" ausgedrückt habe. Ich habe es erst für mich allein, und dann meiner Frau und zwei Töchtern und einer andern Dame vorgelesen; ich kann Sie versichern, daß der Erfolg ein außerordentlicher war, die leidenschaftliche Aktion, die knappe, unmittelbare Darstellung, besonders auch das Ende des ersten Aktes, wie die Sybilla auf die Bühne stürzt; aber auch weiter, den Ausgang nicht ausgeschlossen, hat er alle hingerissen. Ich wollte, ich könnte den Leuten Ihre Tragödie zu Gehör bringen, wo es darauf ankommt. Sehr geschickt und richtig haben Sie dem Helden nicht nur eine große Leidenschaft (für die Irene), sondern auch, wenn auch nur aus der Tiefe und vorübergehend, einen Hauch von deutscher Sentimentalität mitgegeben; er wird uns dadurch menschlich näher gebracht, es ist auch etwas in ihm, das ihn regiert, dem er sich unterwerfen muß; sehr richtig haben Sie dem normannischen Königskinde nur die paar notwendigen Worte gegeben: der Pappenheim ist eine gute Seitenfigur. Sybilla, Irene, Constanze — es scheint mir diesmal fast alles Ihnen gelungen.

Vergessen Sie aber nicht, ich bin kein Dramatiker! Über das Ganze als Ganzes bin ich noch nicht recht im Klaren. Der Kaiser fällt durch sich selbst, durch seine alles Menschliche verachtende Herrschgier, durch sein Weib, das er dadurch zum Äußersten getrieben. Es kommt auch gut heraus, daß dies Element wie eine Naturkraft in ihm auftritt — gleichwohl ist mir, als sei es dem Dichter nicht so ganz gelungen, den deutschen Patriotismus oder sagen wir lieber: seinen Stolz als Deutschen und auf sein deutsches Land, worauf auch das wuchtige Ende beruht, der Gestalt des Kaisers so recht innerlich zu machen.

Der Aufführung wird, wenn ich hier auch richtig fühle, das freilich keinen Abbruch tun. Denn er ist uns trotz alledem doch menschlich nahe gebracht, um nicht trotz des ungeheuren Zwiespalts in ihm bei seinem Untergang gern noch einmal wie einen verhallenden Donner den Preis des Toten zu vernehmen".

Daß Storm, wie er es ja selbst gesteht, dem Dramatischen doch einigermaßen fern war, zeigt der Fortgang des Briefes: „Und nun

eine Bitte: Wenden Sie den ganzen Ernst Ihres Lebens auf die dramatische Poesie. Sie sind im Aufsteigen; und lassen Sie es sich nicht verdrießen, wenn es auch einige Jahre kostet. Namentlich richten Sie, bevor Sie beginnen, Ihre Aufmerksamkeit dahin, zuvor eine in sich fertige Skizze zu haben, daß man nicht sagen kann, das Einzelne ist schön; aber dem Ganzen fehlt die innere Notwendigkeit". Hier zieht der große Landsmann aus seinem ganz richtigen und feinen Urteil, indem er, wie Freytag sagen würde, „quoique" statt „parceque" setzt, einen verkehrten Schluß.

## Sturmflut.

Eben hatte Liliencron sein Hohenstaufenstück abgeschlossen, da ging er an ein Drama aus der Vorzeit seines Landes.

Im Jahre 1825 hatte eine verheerende Sturmflut auf den Halligen gewütet und unsäglichen Schaden angerichtet; ihr war schon kurz vordem im September 1824 eine erste starke Springflut vorangegangen. Die Phantasie der schleswig-holsteinischen Dichter hat sich von jeher gern mit diesem Ereignis beschäftigt, das selbst in der steten Bedrohtheit der Inselwelt den Bewohnern lange lebendig blieb. Johann Christoph Biernatzki (1795—1840) aus Elmshorn hatte als Pfarrer auf der Hallig Nordstrandisch-Moor die Sturmflut selbst miterlebt und in seiner tüchtigen Erzählung „Die Hallig oder die Schiffbrüchigen auf dem Eiland in der Nordsee" davon erzählt. Trotz vielen willkürlichen religiösen Einflechtungen und Abschweifungen hatte er doch ein anschauliches Bild des großen Ereignisses zustande gebracht und sich selbst in dem Pfarrer Hold hineingezeichnet. Er ließ ein durch Flatterhaftigkeit des Mannes getrenntes Liebespaar in der Flut, wieder neu vereint, untergehen. Auch Theodor Mügge (1806—1861), kein gebürtiger Schleswig-Holsteiner, der Darsteller des Vogts von Sylt Uwe Jens Lornsen, hat einmal mit ein paar kühnen Strichen die Flut vom 4. Februar 1825 geschildert. Liliencron hatte eine ganze Reihe Halligpfarrer kennen gelernt, er hatte vor allem selbst zwei Sturmfluten miterlebt; er zuerst hat den Stoff dramatisch aufgefaßt, und in rascher Folge ward binnen sieben Tagen, vom 13. bis zum 19. Februar 1886, in Kellinghusen das Drama niedergeschrieben. Es beginnt wie Biernatzkis Erzählung, mit der ersten Flut, deren Abebben wir noch erleben. Geängstete Bewohner haben sich auf den Boden eines der Hofbesitzer gerettet. Sie werfen dem Landvogt Tau und Haken durch das Fenster zu, und wir hören, daß er die Witwe Silk (Cäcilie) Sirk aus den Wogen rettet. Die Wassersnot hat zwei

längst verfeindete Bauern in dem Hause des einen zusammengeführt, und Harro Harsen und Frerk Frerksen (dieser Name kehrt bei Liliencron später wieder) sprechen nach der Versöhnung über die Heirat zwischen ihren Kindern Abel Harsen und Tadema Frerksen; schon aber erkennen wir, daß Tadema nicht mehr auf die Verlobung rechnet, weil er in Liebe zu Silk Sirk gefallen ist, die jetzt naß und bewußtlos hereingetragen wird. Während er und der Landvogt auf jeden ihrer Atemzüge lauschen, erwacht sie und gibt in ihrem halben Traumzustand einer seltsamen Empfindung für den Landvogt Ausdruck, wie sie ihn am Sonntag neben der finster starrenden Baronin still im Kirchenstuhl sitzen sieht.

Was schon dieser erste Aufzug ahnen ließ, bestätigt sich im Fortgang des Dramas. Der Landvogt ist von heißer Liebe zu Silk Sirk ergriffen und gleich ihm Tadema Frerksen und mancher andere auf dem Dorf, nur daß es Tadema und ihm am tiefsten geht. Silk Sirk will verreisen. Der Landvogt überredet sie, noch etwas zu bleiben, um — ihr Vater ist gestorben — ihre Sachen hier zu ordnen. Eben noch hat er sich an einem Wort Marc Aurels aufgerichtet: „Behalte die königliche Vernunft bei der Herrschaft über dich selbst", jetzt wird er doch schwach. Er soll dem jungen Tadema ins Gewissen reden, er begreift ihn am besten von allen, und der junge Mensch fällt ihm, der ihn an die Scholle und die Arbeit mahnt, schluchzend um den Hals. Unterdessen ist es Sommer geworden, und die Besitzer der Insel fordern von dem Landvogt die Ausweisung der Witwe, die still für sich hinlebt, aber durch ihre Schönheit und ihre Zurückhaltung einen der jungen Leute nach dem andern in Verwirrung bringt. Der Baron schlägt es ab — das zeigt der dritte Aufzug — und schlägt es erst recht ab, als sie andeuten, sie wünschten die Ausweisung auch deshalb, weil der Landvogt schon ins Gerede gekommen sei. Als Silk freiwillig gehen will, läßt der Mann sie doch ziehen, aber im letzten Augenblick bricht das Geständnis der Liebe zwischen beiden hervor. Und ehe noch die schöne, stille Frau die Insel verlassen hat, kommt die zweite gewaltige Sturmflut, der zu Liebe Liliencron schwankte, ob er das Drama nicht „Sintflut" nennen sollte. Die Baronin ist längst mißtrauisch geworden, und als der Landvogt, seiner Pflicht gemäß, bei steigendem Wasser das Haus verlassen will, argwöhnt sie, daß er nicht der Pflicht, sondern der Liebe folge, und in einer knappen Aussprache kommt der Grund des kühlen Verhältnisses der beiden Ehegatten an die Oberfläche: Frigga liebt den Mann, aber ihre maßlose Heftigkeit, der Mangel an verständnisvollem Eingehen hat ihn

immer wieder zurückgestoßen. Jetzt muß er wirklich fort, aber Geschick und Sehnsucht führen ihn in das Haus von Silk Sirk, und die hereinbrechende Flut verschlingt sie beide. Die das Leben nicht vereint hat, sterben zusammen.

Von den drei durcheinandergehenden Handlungen der vier Aufzüge ist keine voll ausgeführt: das Schwanken Tademas zwischen der einstigen Braut und Silk wirkt rein episodisch, das Verhältnis zwischen dem Landvogt und seiner Frau wird im Grunde nur angedeutet, und die Liebe zwischen Silk und ihm kommt zwar fein und dann stark zum Ausdruck, aber nirgends spüren wir dramatischen Nerv. Trotzdem ist das Drama für Liliencrons Entwicklung sehr wichtig. Eine große Anzahl der Elemente, mit denen er in seiner Lyrik schaltete, liegt darin. Eine Mühle steht „gegen dunkelgraue Wetterwand", die Sturmflutvorgänge mahnen an viele Schilderungen in seinen Gedichten bis zu dem Abschluß: „ein einziger, großer, grüner, bösefunkelnder Stern. Unter ihm die wogende, wilde, ernste, gleichgültige, kalte See, keine Trümmer, keine Leiche, kein Schiff, keine Möwe." Das ist die Poesie von Rungholt, da ist der immer wiederkehrende böse Funkelstern. Und wie sich in dem Verhältnis der beiden Ehegatten das spätere zwischen Breide Hummelsbüttel und seiner Frau vorbereitet, so begegnet uns der Landvogt, der die schöne Witwe liebt, in dem Statthalter (Staller) Greggert Meinstorff, der auch in unglücklicher Ehe lebt und Silk Frerksen liebt. Auch in der Erzählung „Ick hev di leev" spielt die geheimnisvolle Witwe, die von dem Offizier und dem Arbeiter geliebt wird, eine verhängnisvolle Rolle. Am allerdeutlichsten aber geht die Handlung der „Sturmflut" durch die erst aus dem Nachlaß hervorgetretene Geschichte „Der blanke Hans". Die vier Abschnitte der Erzählung entsprechen genau den vier Akten des Dramas, und das Gespräch, das an einigen Stellen geradezu dramatisch wirkt, ist zum Teil wörtlich der Bühnendichtung entnommen — nur einige Namen sind ein wenig verändert. Auch der junge, lustige Rittmeister, des Landvogts Bruder, tritt schon in dem Drama auf, wo er gleichfalls von seinem dänischen Regiment zum Besuch auf der einsamen Insel eingekehrt ist. Auch in der Erzählung glitzert zum Schluß ein einziger, böse funkelnder Flammenstern über die öde See; auch sie hat etwas Abgebrochenes, wie die Bühnendichtung.

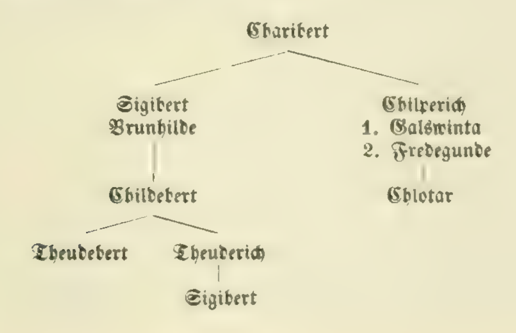
Liliencron hat die „Sturmflut" im nächsten Jahre wörtlich noch einmal, unterstützt von Augusta Brandt, abgeschrieben, sie aber später völlig liegen lassen, gelegentlich gröblich als Schund bezeichnet. Das Werk ist nie gedruckt worden und befindet sich so noch in seinem Nachlaß.

## Die Merowinger.

Während seiner schweren Krankheit im Jahre 1887 schrieb Liliencron am 4. März an Wilhelm Friedrich: „Ich liege noch immer auf demselben Fleck an der Ischias. Dazu kommt ein böses, hartnäckiges Fieber, das mich nur morgens einige Stunden verläßt, in denen ich (wie jetzt) dann schreibe. Sonst hindert es mich an allem und jedem. Ich liege dumpf und stier dahin. Dazu kommt eine Augenentzündung, die ich mir durch zu vieles Arsenikschlucken (gegen Ischias) geholt habe. Sie sehen: ich bin entschuldigt. In Betreff meiner Dramen, lieber Freund, werden Sie recht haben, und will ich es vorläufig ganz aufgeben. Alle Poesie, alles Blut meines Lebens, konzentrierte Freude meiner Atemzeit, solange sie gewesen, ist: „Die Merowinger" . . . Nie schrieb ich so Tiefes, so Schönes, so viel Poesie neben — Naturalismus wie in den „Merowingern". Das ist mein höchstes Werk gewesen." Und vier Tage später: „In „Die Merowinger" sitzt, lebt, bebt: mein Leben und mein Blut."

Die Anfänge dieses Stückes gehen bis in den Februar 1886 zurück. Damals, eben nach der Vollendung der „Sturmflut", erbat sich Liliencron durch Vermittlung von Paul Schütze aus der Kieler Universitätsbibliothek Bücher über die Merowingerzeit, insbesondere Wilhelm Arndts „Kleine Denkmäler aus der Merowingerzeit" und Johann Wilhelm Löbells (des Lehrers Treitschkes) „Gregor von Tours". Ende des Monats hat er schon den springenden Punkt seines Stücks, die Königin Brunhilde, deren Greuelgestalt ihm noch aus Kohlrauschs Deutscher Geschichte wohl im Gedächtnis war; er denkt schon an den Titel und schreibt: „Die bekannte Merowingerin-Scheusalin, deren Söhne, Brüder, Geliebte p. p. so ungemein zart fühlten, diese Dame an den Schweif eines Pferdes zu binden und dann gefälligst von vier Gäulen auseinanderzerren zu lassen. Ich werde aber (weil der Name zu oft schon) es anders nennen." Am 2. März findet er den Namen: „Die Merowinger". Am 27. März ist er soweit, nach Bezwingung der Quellen mit der Niederschrift, „dem Vers", beginnen zu können, und erbittet sich noch eine deutsche Übersetzung des Venantius Fortunatus, den er in seinem „scheußlichen Latein" nur mühsam lesen könne. Am 5. April ist der erste Aufzug fast fertig, Brunhilde hebt sich immer deutlicher heraus; am 22. Mai 1886 ward der vierte und in den nächsten Tagen der fünfte Akt abgeschlossen, und damit hatte Liliencron sein letztes vollendetes Trauerspiel geschrieben.

Nach dem Tode des Merowingers Charibert in Paris (567) regierte König Sigibert in Metz, König Chilperich in Soissons; die Brüder waren mit zwei Schwestern, den Töchtern des westgotischen Königs Athanagild, vermählt, Sigibert mit Brunhilde, Chilperich mit Galswinta. Man nimmt an, daß Chilperich, ein ausschweifender Mensch, Galswinta töten ließ; er heiratete dann eine frühere Geliebte, Fredegunde, die den Schwager Sigibert und dessen Frau aufs schwerste befeindete. In einem Kriege zwischen beiden siegte Sigibert, ward aber unmittelbar danach durch von Fredegunde geworbene Mörder getötet. Nach dem Tode Chilperichs (584) bestieg sein jüngster, vier Monate alter Sohn, Chlotar, den Thron von Soissons. Die Kämpfe hörten nicht auf, zumal da die beiden Frauen, Fredegunde und Brunhilde, einander unerbittlich befehdeten. 596 griff Fredegunde — König Chlotar war ja erst zwölf Jahre alt — Brunhildens Enkel Theodebert und Theoderich an, starb aber gleich nach ihrem Siege. Brunhilde ward aus Austrasien, dem Reiche Theodeberts, wegen ihrer unmenschlichen Grausamkeit nackt und bloß vertrieben, gelangte nach Burgund und ward Mitherrscherin ihres Enkels Theoderich. Nun schlossen die Westgoten, die Langobarden, die Austrasier und die Neustrier einen Bund gegen Burgund, und Chlotar sollte, weil er neutral geblieben war, eine Vergrößerung seines Reichs zum Lohne haben. Das aber verhinderte Brunhilde und sandte ihren Hausmeier Warnacher über den Rhein, gegen Chlotar zu wühlen. Sie erreichte aber ihr letztes Ziel nicht und ward nach dem Tode ihres Enkels Theoderich von den Hausmeiern der Reiche Burgund und Austrasien, welche sie in eine Hand gebracht hatte, gefesselt und zu Chlotar gebracht. Der ließ sie an den Schweif eines wilden Pferdes binden und so zerreißen. Von ihren Urenkeln — die dazwischen liegenden Geschlechter waren ja alle dahin — wurden drei getötet, einer ins Kloster gesteckt.



Das etwa waren die geschichtlichen Vorgänge, die Liliencron für sein Trauerspiel vor Augen standen. Er hielt sich allein an die letzte Katastrophe und brachte den Zusammenstoß zwischen Chlotar und Brunhilde zeitlich in enge Umgrenzung. Als zusammenhaltende Gestalt fügte er, ganz ähnlich wie im „Knut" und in dem Hohenstaufendrama, eine Frau ein, Bertrada, die Gemahlin Chlotars. Er läßt seinen ersten Aufzug am Abend nach der Schlacht bei Zülpich beginnen, in der König Theudebert (Liliencron gebraucht die germanischen Namensformen) von Austrasien von seinem Bruder Theuderich von Burgund geschlagen und getötet worden ist. Wir erfahren durch den alten Kämmerer Kunibert und den Hausmeier Warnachar, beide in Diensten Brunhildens, wie diese dem gefallenen Theudebert das Visier nach oben gezerrt und ihm ins Gesicht gespien hat, bevor er getötet ward. Triumphierend tritt Brunhilde, die Achtzigjährige, ein, auf den Krückstock gestützt, ein Kruzifix und eine knöcherne Pfeife, aus einem Finger Fredegundens geschnitzt, in gräßlicher Vereinigung um den Hals tragend. Sie grüßt den Enkel Theuderich als König von Austrasien und Burgund und verheißt nun dem letzten Gegner, Chlotar, als letztes Blutopfer für Galswinta gleichfalls den Tod. Die eben so gräßlich Aufgereckte spielt gleich danach mit den Urenkeln, den „kleinen Ferkeln". Theuderich wird durch eine Erscheinung vor dem drohenden Schicksal seines Hauses gewarnt; er will die Warnung im Herzen bewahren, Brunhilde aber schlägt die Mahnung zur Liebe, die einst in Jesu Christo in die Welt gekommen sei, in den Wind.

Brunhilde:

(geht an die Erscheinung heran. Der König bleibt zurück, wie entsetzt starrend)

Vergebung unsern Feinden, die uns hassen,  
Die uns umstellen, hinter jede Ecke  
Die Augen gierig vom Versteck aussendend,  
Mit festumkrampftem Dolch den Augenblick,  
Vor Mordlust zitternd, daß wir nahn, ersehnend?

(lacht, grunzt)

Vergebung unsern Feinden, die uns drohen?

(kleine Pause)

In dieses Lebens ewigen Regentagen,  
Such ich mein Schutzdach, nur von mir gewählt.

Fest steh ich auf mir selbst und ganz allein,
Und jeder Mensch hat nur sich selbst allein.
(kleine Pause)
Und allen, die mich kränkten, schwor ich Rache,
— Und dieses alte Herz hat viel gelitten —
Rache und Rache nur für Blutsverwandte,
Die jammernd unter Mörderhänden fielen.
Nach Spaniens heißen Ländern nahm mein Volk
Vom kalten Buchenstrand die Rache mit,
Die Pflicht, vergossnes Blut der Anverwandten
Auf jedem Weg am Täter zu vergelten.
Nimm deine L i e b e in den Himmel wieder.
Die Menschen stehen mit gekrallten Fingern
Zu stetem Todessprung sich gegenüber.
(herzhaft auf die Erscheinung zugehend)
So lang ich lebe, haß ich jeden Feind.
(Die Erscheinung verschwindet. Der Zelteingang schließt sich. In diesem Augenblick zuckt ein greller Blitz. Dann ein heftiger Donnerschlag. Der König fällt ins Knie und bekreuzt sich emsig.)
Steh auf, du Feigling, das war Wodans Dank.

Dem Vorbild und der Lehre Christi fremd, wie König Niels, steht Brunhilde da. Sie fühlt sich als Normannenblut — wie ihr Dichter mit Stolz einen Tropfen Normannenbluts in sich wußte. Kunibert der greise Kämmerer, wird nach Soissons gesandt, um Chlotar die Kriegserklärung zu überbringen, Warnachar aber will ihm den Auftrag abnehmen, weil er nahe dem Thron von Soissons eine Liebe wohnen weiß. Brunhilde entsendet beide. Sie läßt die gefangenen Austrasier, Arnulf und Pippin, zur Marterung abführen und die Leiche Theudeberts ins Zelt tragen. Dem Pippin aber ist dieselbe Erscheinung vor Augen getreten, wie vordem dem Merowinger, und hat ihm verkündet, daß aus seinem Blut ein starkes Geschlecht mit einem gewaltigen, friedengebenden Kaiser hervorgehn werde.

Der zweite Aufzug führt die Gesandten an den Hof nach Soissons, wo Bertrada, gedrückt durch den Ernst des Hofes, in verstohlener Kurzweil mit ihren Pagen lebt. Als Gegenstück zu dem seltsamen Ehebund des Königspaars sehn wir die vorbildlich reine Ehe Pippins und Ittas. Da Warnachar Bertrada allein findet, ergibt sie sich ihm sofort, sie will ihn auf der Rückreise aufheben und in ein Liebesschlößchen führen lassen. Schon hat Chlotar Verdacht geschöpft, und da

die Gesandten die Kriegserklärung überbringen, nimmt er den Krieg an und läßt Brunhilden sagen:

Brunhilden bring die Grüße ihres Neffen:
Wenn sie in meinen Händen ist, soll sie
Am Schweif des wildesten von meinen Hengsten
Geschleift durch alle Lagergassen fliegen.
Dein König Theuderich, wenn ich ihn halte,
Am Kreuz nach unten soll er winselnd hängen,
Und jedesmal, will ihn der Tod befreien,
Wird er entnagelt, bis er endlich stirbt.
Und seine Kinder sperr ich in ein Häuschen,
Laß, teerbestrichen, Werg und Stroh drum legen,
Bis in den Flammen ihre Stimmen schweigen.

Dann aber tritt er auf Warnachar zu:

Du kamst hierher, um mir den Krieg zu künden,
War es dein Auftrag auch, verruchter Mensch,
Mein Weib mir zu verführen. . .

Warnachar: (entsetzt)
Herr und König.

Chlotar:
Verfluchter Hund, nimm meinen Dank dafür.
So rächt der Mann die Ehre seines Hauses.
(Er ersticht ihn)

Warnachar:
Das — war — ein — Merowingerstoß.

Bertrada flieht zu Brunhilden und wird in Metz gut aufgenommen. Gleich im Anfang des dritten Aufzugs erfahren wir, welche Pläne Brunhilde damit verbindet: Sie will Theuderich, den Vater, und Sigibert, den achtzehnjährigen Sohn, die beide an Bertrada Feuer gefangen haben, aufeinander bis zum Letzten eifersüchtig machen und dann noch einmal ungezähmt allein das Reich beherrschen. Ihre Berechnung ist nicht falsch. Bertrada übt alle Künste der Gefallsucht an beiden Männern nur zu erfolgreich, und Theuderich wird vollends verwirrt, weil der ganze Hof immer auf die Großmutter, als die

eigentliche Regentin, nicht auf ihn schaut. Alle Verbündeten — dies ist ein Gegenbild zum ersten Aufzug des „Trifels" — verweigern die Heerfolge oder machen doch unerfüllbare Ansprüche, so daß Brunhilde den Aufruf zum Kampf ohne Bundesgenossen erläßt. Im Zelt aber, vor dem die Verhandlung erfolgt, ist Sigibert Bertrada zu Füßen gestürzt und küßt leidenschaftlich ihre Hände. Und genau wie am Schluß des ersten Aufzugs des „Knut" Hinkefuß dem Magnus den vor Ulvilda knieenden Knut zeigt, deutet Brunhilde hier dem Theuderich das, was geschieht, und bohrt den Stachel tief in das eifersüchtige Herz des verliebten Vaters. Auch ihr großer Plan ist dem des ehrgeizigen Hinkefuß verwandt.

Der vierte und fünfte Aufzug spielen um die Schlacht bei Andernach. Chlotar empfängt die Aufforderung der Unterwerfung; er lehnt sie ab und sendet, am Weibe krank, den Kunibert zurück: er soll Bertrada um ihre Rückkehr bitten, sie soll herrschen, Chlotar will vom Throne weichen. Nach rascher Verwandlung sehn wir nun Brunhilde an dem sagenhaften Brunhildenstein in die Gegend lugen, Botschaft empfangen und an derselben Stelle Bertrada mit Sigibert verliebte leidenschaftliche Zwiesprach tauschen. Sie verheißt ihm nichts und verheißt ihm alles. Als aber Theuderich den trunken zurückgebliebenen Sigibert trifft, kommt es zum Streit zwischen Vater und Sohn, und Sigibert ersticht den Theuderich. Brunhilde ist nun an der Herrschaft, sie behält Bertrada im Lager und stürmt an der Spitze der Mannen, den Krückstock in der Faust, zur Schlacht.

Als der fünfte Aufzug beginnt, ist der Kampf vorüber. Chlotar berichtet dem Arnulf, wie er Brunhilden gefangen und ihr die Hände gebunden habe, Bertrada stürzt flehend auf Chlotar zu, der sie wieder an seine Seite erhebt. Pippin wird sterbend hereingetragen und nimmt von Itta festen Abschied. Auf einem Schilde wird Chlotar einhergeführt und vom Herold zum Herrscher aller Franken ausgerufen. Er sendet brüderliche Friedensgrüße an die andern germanischen Fürsten und läßt endlich Brunhilde — Sigibert ist gefallen — und ihre Urenkel hereinbringen. Aber bevor er die Folterung vornehmen läßt, hat die Königin von Kunibert die Erfüllung der letzten, vordem ausgesprochenen Bitte erlangt; er gießt ihr Gift auf die Lippen, und sie stirbt in seinen Armen. Dem tief enttäuschten Chlotar werden mitten in den Sieg hinein neue schwere Kämpfe angekündigt, und er, der sich eben als Erdbezwinger träumte, verkündet ahnungsvoll den krachenden Zusammenbruch seines Hauses.

In keinem seiner Dramen hat Liliencron so unbesorgt mit der Motivierung von Auf- und Abgängen geschaltet wie hier; er benutzt die Schauplätze, wie er sie gerade hat, und läßt die Menschen an- und abtreten, wie er sie gerade braucht. In keinem aber auch hat er eine Gestalt geschaffen, die so aus einem Guß geformt wäre, wie die Brunhilde. Ehrgeiz und Grausamkeit sind die Haupttriebfedern ihrer Taten, Ehrsucht von schier übermenschlichen Maßen, Grausamkeit und Haß und Rachsucht von unerhörten Abmessungen. Und dennoch wird es ganz glaublich, wie diese selbe Frau, der Sohn und Enkel nichts sind, den Urenkeln eine geliebte Ahne sein kann, und wundervoll ist es, wie sie im Tode „ganz Weib geworden", sich an den alten Vertrauten Kunibert, der nichts kennt und liebt als sie, lehnt und so stirbt. Wenn zur rechten Zeit eine unserer großen Tragödinnen, etwa Franziska Ellmenreich, an dies Drama gekommen wäre — es hätte Liliencron doch noch zu starker Wirkung auf der Bühne führen können. So ist das im Herbst 1888 bei Wilhelm Friedrich erschienene Trauerspiel, für das der Dichter hundert Mark Honorar empfing, erst im Jahre 1908, am 25. Oktober, im Stadttheater seines Geburtsortes aufgeführt worden, ohne andere als die nun schon zur Überlieferung gewordene Wirkung seiner Dramen zu erzielen: man umjubelte den Verfasser und ließ das Stück achtungsvoll fallen.

Hatte Liliencron im „Trifels" die feine Gestalt des Dichters Acerrino eingeführt und in schönen Stanzen sprechen lassen, so machte er sich hier das Vergnügen, den eifrig studierten Venantius Fortunatus, gewissermaßen zum Lohn für das üble Latein, als einen Lockendichter anzuführen, wie er solche auch sonst gelegentlich satirisch geschildert hat. Er tat dabei des Guten wohl etwas zu viel, erkannte aber ganz richtig, daß das überdüstere Stück auf irgendeinem Wege zu einer Art Aufhellung geführt werden mußte. Die Bertrada, bei der Venantius übel ankommt, ist durchaus mißlungen, nicht ganz so Schemen geblieben wie Ulvilda, aber doch auch nicht viel mehr.

Die „Merowinger" stehen in einer Art Verwandtschaft zu den „Karolingern" von Wildenbruch — man kann sagen, daß ihre Stellung zu diesem Drama geschichtlich umgekehrt ist wie die der wirklichen Karolinger zu den wirklichen Merowingern. Wie Wildenbruch durch die Liebesbeziehung Bernhards von Barcelona zu der Kaiserin Judith ein neues Motiv in das Stück bringt, so hat das Liliencron hier mit der Hineinstellung Bertradas versucht; und auch der Hinweis auf die künftige Größe der Erben Pippins hat etwas vom Wildenbruchschem Pathos. Nur daß freilich das unvergleichlich stärkere dramatische

Gefüge jenes Wildenbruchschen ersten Wurfes erweist, wie ganz, selbst noch dem kräftigsten Liliencronschen Drama gegenüber, Wildenbruch der geborene Dramatiker und Theatraliker war.

Als Liliencron „Die Merowinger" in die Gesamtausgabe seiner Werke völlig unverändert wieder aufnahm, ließ er den ergreifenden Prolog weg, mit dem er die Dichtung einst „einer Herzogin" zugeschrieben hatte.

Ob dir das herbe Trauerspiel gefällt,
So frag ich zögernd mich — denn dir erscheint
Ein achtzigjährig Weib darin als Held.

Ein achtzigjährig Weib, das lacht und weint
Wie jedes andre Menschenkind, doch gräßlich
In Ehrgeiz alles, Lust und Leid, versteint.

So hoch zu Sternen und so unermeßlich
Hat jener Trieb in ihrem Puls geschlagen,
Daß dauernd ihre Spur und unvergeßlich.

Von Speer und Spieß, von Axt und Sichelwagen
Troff eilig Blut auf allen ihren Gleisen,
Und wie der Mann hat sie das Schwert getragen.

Im Taumelstolz ließ sie des Rosses Eisen
Scharf ein sich drücken in manch Feindeshaupt,
Um krachend sich als Siegerin zu preisen.

Doch nun, o Herrin, sei mir auch erlaubt,
Den Rosenkranz dir wieder zu erhaschen,
Den deiner Stirn mein schrecklich Lied geraubt.

Ach, sieh die Königin in tausend Maschen,
Von Gift und Dolchen Tag und Nacht umringt,
Um sie mit jähem Sprung zu überraschen.

Doch eh dem Mörder noch die Tat gelingt,
Hat sie den Knöchel schon ihm fest umspannt,
Daß dem die Herzensader friert und springt.

Ach, sieh die Königin, und sieh das Band,
Das sie um ihre Enkelkinder schlug,
Und du wirst rufen: Das ist heilig Land.

Gequält, gehetzt, umstrickt von Lug und Trug,
Schien ihr verächtlich alles Erdenleben,
Sie schritt für sich allein im Massenzug.

O Herzogin, hast du der Parzen Weben,
Des Todes gütige Hand, die Menschenschlacht,
Die ewige, gespürt mit leisem Beben?

Ein Cherub glänzte dann in meine Nacht.

Abdera, im Juni 1887.

Unablässig hatte sich Liliencron in der großen Zeit seiner dramatischen Arbeit selbst an seinen Stücken berauscht und in der einsamen Abgeschiedenheit Kellinghusens aus ihr heraus mit Briefen und tausend Bemühungen um den Erfolg gekämpft. Wieder eingelenkt in die alte Bahn seines Schaffens und bald zu ganz neuen Zielen vorgedrungen, hat er dann fast völlig auf den Gedanken an das Drama verzichtet. Noch schreibt er am 5. Mai 1886: „Dann aber zum Prosadrama und zum modernen Drama" — aber er hat dann alle Pläne liegen lassen. Und als der Berühmtgewordene doch noch spät auf die Bühnen kam, da meinte er es mit seinen Hoffnungen nicht mehr so ernst. Nicht mehr als einen kurzen Rausch wollte er, nach einem Brief an Loewenberg, dem Publikum bieten, und an mich schrieb er: „Ich sage: nachdem das Theaterpublikum nun so durchtränkt ist mit Blumenthal, Richard Wagner, französischen Stücken, Tolstoi, Kadelburg, Ibsen p. p., so soll es sich auch mal amüsieren an meinen Menschen! Ich verlange ja nichts weiter! Amüsieren zwei Stunden: und zwar so, daß allen die Eingeweide in Aufruhr kommen, und dann können sie nach Kempinski laufen. Es soll (das Stück) wie ein „Rausch" über die Bühne gehen. Rummwidibum! Halleluja!" Freilich hatte er auch recht, wenn er in denselben Tagen schrieb: „Es ist Kraft, Leidenschaft und Poesie in meinen Dramen"; nur war er sich, an der eignen Größe emporgestiegen, doch dessen bewußt geworden, daß selbst diese drei Eigenschaften allein den Dichter noch nicht zum Dramatiker machen.

## 16.

# Novellendichtung.

Im August 1886 erschien bei Wilhelm Friedrich, mit der Jahreszahl 1887, Liliencrons erstes Prosabuch „Eine Sommerschlacht", ein starker Band von dreihundertundfünfzig Seiten. Er enthielt aus dem Pellwormer Druck die Skizze „Josua von Qualen", die damals als Bruchstück bezeichnet und nun in eine Folge von Aufzeichnungen „Auf meinem Gute" hineingearbeitet worden war. Der Band brachte ferner die drei Jagdstücke „Auf der Hühnerjagd", „Auf der Austernfischerjagd" und „Auf der Seehundsjagd", das nah verwandte „Märztage auf dem Lande", die Erzählungen „H. W. Jantzen Witwe", „Der Buchenwald", „Die Könige von Norderoog und Süderoog", „Ick hev di leev", „Die dicke Liese", „Der Dichter" und am Schluß die Novelle, die dem Buch den Namen gibt, „Eine Sommerschlacht", „meinem Kriegskameraden Theobald Nöthig in Erinnerung" zugeschrieben. So fand sich in dem Werk der ganze Umkreis zusammen, den Liliencron auch in den „Adjutantenritten" umschritten hatte: Kriegserzählung, Heimaterzählung, Naturskizze, Phantasiegeschichte.

Es ist, als ob Liliencron sich noch nicht immer ein Freiwegerzählen zutraute. Denn wie sein österreichischer Kamerad Ferdinand von Saar, läßt auch er gern Dritte sprechen, einmal einen Freund, der auf der Insel Schmerhörn bei Pellworm aus alten Akten vergangene Geschichte abliest, einmal einen Regimentskameraden, der ein schweres Erlebnis aus einer entlegnen, einsamen Gegend berichtet, dann den Deichgrafen, der auf der Austernfischerjagd war, oder einen alten Pastor, bei dem auf der Seehundsjagd angelegt wird, einen ernsten Gutsbesitzer, der von Abenteuern seiner Jugend berichtet, oder einen verstorbenen lieben Freund, aus dessen Tagebuch Stimmung und Erlebnis neu emporwachsen. Ja, selbst die „Sommerschlacht" wird von einem befreundeten Offizier als dessen Feuertaufe beschrieben. In Wahrheit spricht aus allen Erlebnissen Liliencron selbst. Mit schärfsten Augen und Ohren belauscht er auf der geliebten Jagd die Natur. So einläßlich wie hier das Kleinleben in einem Knick auf der blühenden Haide geschildert wird, hatte es vordem nur Adalbert Stifter wiedergegeben, dem aber die Frische Liliencrons, sein rascher Blick abgingen. Für jedes Blatt und jede Frucht weiß Liliencron die besondere Färbung vorzuweisen, und sofort wird ihm der Mensch, den er von fern auf den Feldern arbeiten oder vorbeifahren sieht, zum festabgegrenzten Bild vor der Unendlichkeit des Him-

mels, vor dem Dunkel des Waldes, vor der weiten Ebene. Stimmung ist in all diesen Jagdskizzen das Stärkste. Das vorsichtige Heranpirschen an das Hühnervolk mit dem Hund zur Seite, das Wandern über den weichen Grasweg, die Bewegung eines großen Raubvogels, der auf einer Eiche anhakt, das Lärmen zankender Schwarzdrosseln, das Lachen wilder Tauben werden beobachtet, belauscht, aufgezeichnet.

Ganz anders, wenn Liliencron auf den Vortrag knapper Geschehnisse ausgeht: dann läßt er sich selbst keine Zeit, sondern strebt mit großer Folgerichtigkeit, freilich nicht immer mit gleich fester Verknüpfung, dem Ziele zu. So erzählt er in „H. W. Jantzen Witwe" die Geschichte von einem verödeten Hamburger Senatorenhaus, von einer harten Mutter, die einen gesellschaftlich gesunkenen Sohn mit allen Mitteln fernhält, ihn so lange von sich weist, bis das heftige Wort einer entlassenen Dienstmagd lange verschlossene Muttergefühle weckt und die stolze Frau, weich geworden, am Sterbebette des Verkommenen landet. Oder er berichtet von dem Buchenwald eines stillen Naturfreundes, der mit der jungen Frau unter den alten Bäumen sein erstes Liebesglück kennen lernt; der Witwer muß dem hochbegabten, aber kalten und dem Spiele verfallenen Sohn zuliebe seinen Wald opfern — noch dazu vergeblich. Mehrmals werden rasch verflogene Liebesabenteuer vorgetragen: die Geschichte von dem Offizier, der eine junge Wirtswitwe liebt und den ein Arbeiter aus Eifersucht niedersticht; endlich genesen, findet der Soldat nach langer Zeit den damals erzeugten Sohn wieder und erkennt ihn an den braunen, wunderbaren Augen der Mutter. Oder ein junger Gutsbesitzer erlebt mit einem frühgefallenen, aber im Kern noch unverdorbenen Mädchen, der dicken Liese, ein rasches Sinnenglück und bricht mit einer unwahrscheinlichen Härte die kaum geschlossene Verbindung wieder ab.

Aus Liliencrons Einsamkeit heraus erklärt sich die Neigung zu tagebuchartigen Aufzeichnungen, die hier zuerst hervortritt. Da schreibt er sich sein glutvolles Gefühl für Wildenbruchs neues Drama durch das Tagebuch des toten Freundes vom Herzen und gibt einen knappen Umriß des „Neuen Gebots": „Ohne jedes Bild, ohne jede Metapher, liegt Wildenbruchs Geheimnis im dramatischen Aufbau, im wilden Vorwärts und doch ruhigen Auslaufenlassen. Seine Sprache versteht jeder. Der Straßenjunge auf dem letzten Platz und der Zuschauer im Rang, alle folgen mit gleichem Interesse, mit gleicher Begeisterung den Vorgängen auf der Bühne." Auf dem glei-

chen Wege bringt Liliencron seine Abneigung für Wildenbruchs jagdfeindliche Novelle „Sommervergnügen auf dem Lande" zum Ausdruck, seine frühe Liebe zu Schillers Gedicht „Der Pilgrim", seine stürmische Begeisterung für Kleists „Penthesilea", aus der er bezeichnenderweise zuerst eine Stelle anführt, die sein Jägerherz erglühen läßt:

Denn wie die Dogg entkoppelt mit Geheul
In das Geweih des Hirsches fällt; der Jäger,
Erfüllt von Sorge, lockt und ruft sie ab.
Jedoch verbissen in des Prachttiers Nacken,
Tanzt sie durch Berge neben ihm und Ströme
Fern in des Waldes Nacht hinein.

Liliencron fand selten jemand, dem er die Gedichte vorlas, die ihn besonders entzückten, und wie er den Besuch Otto Ernsts sofort benutzte, um ihm Gottfried Kellers Verse zu sprechen, so schrieb er nun unbekümmert in seine Erzählungen das Meistersonett Konrads von Prittwitz oder das „herrliche ‚Im Grase' der einzigen großen Dichterin Deutschlands, meiner lieben Annette Droste". Er beschäftigt sich von neuem mit der Bibel und findet ein an Dürers geniale Darstellung gemahnendes Bild für die beiden Briefschreiber Paulus und Jacobus: „Den einen denke ich mir als einen großen, breitschultrigen, mutigen, ritterlichen Mann mit Felsenüberzeugung; den andern klein, schwächlich, gelehrt, noch nicht recht lassen könnend von seinem Tötetötegott des alten Testaments und doch voll hoher Begeisterung für die Lehre des Erbarmers." Er vertieft sich in die Psalmen und nennt seine Lieblinge, die für ihn außerordentlich kennzeichnend sind; da ist der achtunddreißigste:

„Herr, strafe mich nicht in deinem Zorn und züchtige mich nicht in deinem Grimm.

Denn deine Pfeile stecken in mir und deine Hand drücket mich." Da ist das große Gnadengebet des einundfünfzigsten Psalms und der große Lobgesang des hundertundvierten:

„Lobe den Herrn, meine Seele, Herr mein Gott, du bist sehr herrlich, du bist schön und prächtig geschmückt.

Licht ist dein Kleid, das du anhast; du breitest aus den Himmel wie einen Teppich;

Du wölbst es oben mit Wasser; du fährst auf den Wolken wie auf einem Wagen und gehst auf dem Fittich des Windes;

Der du machst deine Engel zu Winden und deine Diener zu Feuerflammen;

Der du das Erdreich gegründet hast auf seinem Boden, daß es bleibt immer und ewiglich."

Wie mußten diese Bilder Liliencron packen, und immer klang ihm noch die Verheißung des hundertundsechsundzwanzigsten:

„Die mit Tränen säen, werden mit Freuden ernten.

Sie gehen hin und weinen und tragen edlen Samen; und kommen mit Freuden und bringen ihre Garben."

An Turgenjews „Tagebuch eines Jägers" hatte sich Liliencron einst erfreut und geschult, und die freie Luft dieser Erzählerart lebt auch in den Naturbildern seiner eignen ersten Sammlung. Ganz zum eignen Stil kam er erst in dem letzten Stück des Bandes, eben in der „Sommerschlacht".

Wir atmen die Luft der Entscheidungsstunden des Jahres 1866. In Erinnerung an die gute Unterkunft bei dem alten Fräulein von Franckenberg in Obergrädit läßt Liliencron die Erzählung mit einem Mittagessen im Saal des Schlosses beginnen, bei dem die greise Edeldame einen Trinkspruch auf den König ausbringt. Und kaum ist das Hoch verhallt, da übergibt ein Ulan dem General die Meldung, daß der Krieg erklärt ist. Es wird abmarschiert, der Grenze zu. Eine kleine Unterhaltung mit dem alten Sergeanten Cziczan, einem Kriegsmann, wie er sein soll, belebt die ernste Stunde. Nachts biwakiert die Truppe ohne Holz und Stroh, und am andern Morgen geht es bei furchtbarer Hitze durch sandiges Land. Im Dorf steht Wasser vor den Türen. „Wie sehr ist in uns Menschen der Selbsterhaltungstrieb rege, das habe ich bei befriedigt werdendem Durst oft beobachtet. Jeder stürzt sich auf das nächste Wasser, reißt das Glas, die Tasse, den Kübel an sich. Von den Lippen läuft, wie bei saufendem Vieh, wenn sie den Kopf aus dem Zuber heben, das Wasser herab auf Hals und Brust. Die Augen liegen stier, gierig, tierisch auf der kleinen Welle, das Gesicht ist verzerrt.

Ah, wie hatte uns das wohlgetan."

Der eiserne Kommandierende General — „Old Steinmetz" ists — läßt die Regimenter an sich vorüberziehn. Ein zweites Biwak bei flammenden Holzstößen. Das Gespräch handelt von der bevorstehenden Schlacht. Postenrufe, Pferdewiehern, der leise Zornausbruch eines Hauptmanns, Rufe zum Antreten, Gesang in der Ferne, lautes Gelächter, leises Freundesgespräch, Abgehn der Patrouille, Schnar-

chen, Klirren, Zischen, das alles fängt das geschärfte Ohr in der milden Nacht auf.

Ein Schuß stört die Ruhenden empor. An die Gewehre! Und nun geht es mit donnerndem Hurra über die Grenze, hinter der der erste Tote liegt, mitten ins reife Weizenfeld hinein. Der Brigadegeneral sprengt dem Fußvolk entgegen: „Linksum machen, die Österreicher sind da!" Die erste Granate zischt über die Köpfe, und alles macht eine tiefe Verbeugung. Die Kompagnie steht in einem Wäldchen, dicht neben dem Erzähler fällt der erste Füsilier: „Das Gewehr entfällt ihm, sein Mund öffnet sich — es ist wie ein krächzender Ton, die Augen werden ganz groß, dann bricht er, mit den Händen greifend, zusammen." Die Kompagnie steht ganz in der Vorhut, der Hauptmann ist zufällig ein wenig weiter rechts gegangen, jetzt heißt es, gegenüber vorstürmenden Kolonnen selbständig handeln. Schnellfeuer wirft die Österreicher zurück. Nun mit „Marsch, Marsch" voran, eine Mauer wird genommen, ein junger österreichischer Jäger wird in dem Augenblick, da er den Leutnant töten will, von Cziczan erstochen. Handgemenge im Dorf, eine brennende Kirche, Kampf im Kirchenschiff, vor dem Altar und der Kanzel. Endlich ist der Kirchhof erobert. Und mit schlagender Trommel geht es weiter, mit heißen Gewehrläufen, Granaten treffen mitten hinein, es wird Karree formiert, und zwei feindliche Kürassierregimenter preschen auf das Häuflein Infanterie los. Dann aber fliegen ein Dragoner- und ein Ulanenregiment breit ausladend auf die Österreicher los, und in wütendem Aufeinanderprall werden diese zurückgeschlagen. Der Brigadegeneral ist verwundet und wird bewußtlos nach hinten gefahren. Eine letzte matte Kugel trifft den alten Cziczan ins Herz, und nun vereinigt sich die abgesandte Kompagnie mit dem Regiment zu siegesfreudigem und doch schmerzvollem Wiedersehn. Noch in den Traum, hinter sinkende Wimpern, tönt das Wort: Der König! Der König!

In einem Guß und mit einem Griff ist das geformt, aus dem Leben herausgenommen und durch die Feinheit der Beobachtung und die Fülle der Anschauung zum Kunstwerk geworden. Auf wenigen Seiten entfaltet sich das Dasein der Kompagnie und in ihm das des ganzen Heeres, das in eherner Bereitschaft dem Feind entgegenzieht, das nur ein Ziel kennt: Siegen! Nichts ist beschönigt, nichts ist verfärbt. Blut und Tod sprechen mit voller Gegenständlichkeit, aber auch die immer wieder durchbrechende Lebenslust der Jugend spricht, die sich auch im Kampf nie ganz verliert, der stürmische Vorwärtsdrang des Offiziers,

der den Feind aufsucht, wo er ihn findet, der den Lorbeer mit stürmender Hand auf die eignen Fahnen herabholen will. Die oft ungelenke Sprache dieses ersten Prosabandes, die besonders in dem Mißbrauch des doppelten Partizips noch stark nach Aktendeutsch schmeckt, gewinnt von Zug zu Zug stärker an Anschaulichkeit, Lebendigkeit. Aus Fetzen des Lebens, wie sie von Tag zu Tag, ohne jede andere Absicht als die der pflichtmäßigen Niederschrift, ins Kriegstagebuch eingetragen wurden, hatte die Phantasie des Dichters ein Kunstwerk geschaffen, und kräftig schlug der Hall der noch jungen Vergangenheit aus diesen Seiten in die friedliche Gegenwart hinein.

Über die „Sommerschlacht" schrieb ein Freund an Liliencron sehr fein, daß Bismarck das Buch mit Entzücken lesen würde. Und in der Tat entsprach es ja in seiner schlichten Sachlichkeit, in seiner bei allem Reichtum deutschen Einfachheit und in dem lebhaften Drang der Tatkraft neben stiller Versenkung in die Natur durchaus auch dem Wesen des Staatsmanns.

Kaum hatte Detlev von Liliencron das Buch erscheinen lassen, so regte sich der Drang zu neuer Prosadichtung. Mitten unter schwersten Hüftschmerzen schrieb er rasch seinen Roman „Breide Hummelsbüttel", und das ganze Jahr 1887 und ein guter Teil des nächsten war erfüllt von der Arbeit an neuen Novellen, die er zu Weihnachten 1888 zu dem Bande „Unter flatternden Fahnen" zusammenfaßte. Das Buch entsprach mehr als der erste Novellenband der militärisch klingenden Aufschrift, denn es enthielt außer der Titelgeschichte noch den „Portepeefähnrich Schadius", den vordem Rosenfelds „Berliner Feuilleton-Korrespondenz" erworben hatte, und den „Narren" und „Verloren". Außerdem hatte Liliencron aufgenommen die Novellen „Greggert Meinstorff", „Der letzte Gruß", „Auf der Marschinsel", „Das Muttermal", „Sommermittagsspuk", „Der Töpfer", „Der zinnerne Krug" und eine Anzahl kleinerer „Übungsblätter". Das Buch machte seinen Weg durch die Welt, gleich der „Sommerschlacht", langsam genug und gerade in den Tagen besonders tief empfundenen Elends, das sich schließlich zu einer Vision verdichtete, die an Heiberg gesandt wurde:

„Ich lag heute Nacht in einem Riesensaal, der nur in den vier Ecken von je einer Fackel düster erhellt war. Ich lag in der Mitte auf einen großen Tisch geschnallt, ausgebreitet wie ein Gekreuzigter. Zwischen die Zehe und Finger waren mir Knebel gesteckt, die langsam von Zeit zu Zeit Finger und Zehe w e i t e r auseinander schroben. — Es war eine Totenstille; nur ab und zu sagte eine unsichtbare

Stimme: ‚Anziehen!' Dann knackten die Schrauben, sonst Totenstille. — Mit einem Male wars Tag: Ich lag, auf demselben Tisch, in derselben Weise, in einem Amphitheater. 50 Millionen Deutsche auf den Bänken, und alle lachten brausend: Stirb, stirb, du Hund!

Und dann wieder der einsame große Saal. Eine herrlich-blaue Decke hatte ich bis zu den Achseln über meine tischgekreuzigte Nacktheit. Aber ein großer Engel, mit rabenschwarzen Flügeln (wundervoll), stand mir zu Füßen, und er kam zu mir und küßte meine Stirn, und ich legte mein Gesicht in seine lieben unter mein Haupt gelegten Hände. Und ich starb endlich, endlich sanft, und ein letztes Wort, das Wort des Engels: ‚Ich küßte dir im Tode von der Stirn deinen Fluch, den Fluch des — deutschen Dichters'."

Überall wuchs das zweite Buch über das erste hinaus. Man merkt das am deutlichsten da, wo Liliencron eine früher angeschlagene Weise noch einmal gestaltet. „Die dicke Liese" war noch eine schließlich ziemlich ins Leere verflatternde Skizze — der „Letzte Gruß" hier ward ein rundes Erlebnis. Wieder hat sich der Erzähler, ein Sohn aus gutem Hause, als junger Mensch an ein Mädchen aus zweifelhafter Umgebung verloren; aber es bleibt nicht bei dem Rausch einer Nacht, es verstrickt sich alles zum Verhängnis, denn dies Mädchen ist eine leidenschaftliche, von der neuen Liebe tief aufgewühlte Natur; und als er, der zwar in sie verliebt ist, sie aber nicht liebt, von ihr geht, da nimmt sie sich das Leben, und während draußen Kinder spielen, die Alsterdampfer pfeifen, die Straßenbahnglocken klingen, die Stare schwatzen, steht er neben ihrer Leiche. Alles ist tiefer herausgeholt, runder gesehn und sehr viel persönlicher geworden.

Und auch die Ansätze zur geschichtlichen Novelle, die seit dem „Josua Qualen" in Liliencron nach Gestaltung rang, werden in „Greggert Meinstorff" zum erstenmal vollendet; freilich tritt das Geschichtliche nun stark zurück hinter den rein menschlichen Gehalt. Greggert Meinstorff, der Staller der friesischen Inseln, lebt, wie der Landvogt der „Sturmflut", neben einer äußerlich kalten, ihn innerlich leidenschaftlich liebenden, adelsstolzen Frau, und wie jener lernt er ein anderes, einfacheres, hingebendes Mädchen lieben, die stille Silk Frerksen. Unbekümmert um Gerede und Geraune geht er zu ihr, wird sie die Seine. Und als schließlich der Geistliche von der Kanzel deutlich auf den offenkundigen Ehebruch hinweist, nimmt der Staller Abschied. Er findet die Gelegenheit zu einem ehrlich-männlichen Tode. Auf der Nachbarinsel brennt es, und allein fährt er, während kein anderer es wagt, über das stürmische Meer; das Boot kentert, und er

ertrinkt. An seinem Sarg betet noch einmal Frau von Meinstorff, an seinem Sarg gebiert Silk ein totes Kind und stirbt bei der Geburt. Neben der Ohnmächtigen und den Toten singt der alte Küster in seinem namenlosen Schreck den ersten besten Vers aus dem Gesangbuch.

Die Sprache ist hier reiner, feiner und bezeichnender als in irgendeiner Geschichte vordem, es wird mit den Worten gegeizt und so Spannung und Wirkung erreicht — vielleicht hat Liliencron später nichts so vorzüglich vorgelesen wie diese knappe Novelle.

Noch straffer faßte Liliencron in anderen, kürzeren Stücken seine Bilder zusammen, so in der Geschichte vom zinnernen Krug, der eine rührend unbeholfene Erinnerung an eine nie voll zum Ausdruck und nie zur Beglückung gediehenen Liebe festhält.

Die vier Kriegsnovellen von „Unter flatternden Fahnen" gingen auch weit über das in der „Sommerschlacht" Gestaltete hinaus. Am ehesten erinnert noch die Geschichte, die dem Werk den Namen gab, an das Schwesterbild des ersten Bandes. Die Kompagnie geht zunächst allein, dann in einer Linie mit fremden Truppen vor, auf ein Dorf zu, Artillerie feuert über sie fort, und mit stürmender Hand wird das Dorf genommen, hoch flattert die Fahne mit zerschossenem Schaft über dem Blut und Rauch, über dem Wirbel der Trommeln, über dem Schrei der Hörner. Dazwischen schiebt sich das Bild des Leutnants, der immer noch ein Gläschen Wein und ein vortrefflich belegtes Brötchen irgendwo herholt, um es den Kameraden anzubieten. Nachts aber ruht die Kompagnie auf einer „Insel", in einem kleinen Erlenbruch mitten in der Sandwüste; unter dem Licht des abnehmenden Mondes liegt Liliencron mit dem Kopf auf einer gefällten Birke, neben ihm ein fremder General und andere Offiziere. Einen jungen Leutnant stört das Schnarchen des Generals, er weckt ihn und redet sich dann heraus. Der Erzähler aber kann nicht schlafen, er hört ein Stöhnen, er findet einen jungen Jägeroffizier, dem er über die letzten Augenblicke hinweghilft. Er findet einen „unendlich jungen Toten", dem sein Hündchen das linke Ohr leckt. Und morgens geht es mit geschwungener Fahne, die an einem Erlenast befestigt ist, weiter.

Etwas Visionäres brachte Liliencron erst mit dem „Narren" in diese immer wieder aus seinen größten Erlebnissen emporquellenden Erzählungen hinein. Sorglich wird hier die Stimmung durch die Ausführung eines besonderen Befehls vorbereitet: der Leutnant soll mit dreiunddreißig Mann einen vor der Linie liegenden französischen Hof anstecken, um diesen immer wieder umkämpften Platz dem Erdboden gleichzumachen. Leise, leise, bei Nacht, wird vorgerückt und

unter Vermeidung jedes Geräusches die aufgehäufte Barrikade überstiegen. Der Hof scheint leer, aber aus der Ferne fliegen plötzlich Brandraketen hoch. In tiefem Schweigen, wie bei Roques' nächtlicher Fouragierung, wird der Auftrag erfüllt, und noch ganz unter dem Eindruck der nächtlichen Fahrt kehrt der Führer zurück. Da hört er, daß ein naher Freund schwer verwundet ist, und darf zu ihm reiten. Er findet ihn im Bett, eben verbunden, bei ihm die Krankenschwester — „Deutschland, küsse ihnen den Saum ihrer Gewänder! Sie sind in den Kriegen deine Engel!" Er übernimmt die Wache bei dem Freunde, und wie er selbst einen Augenblick eindämmert, sieht er auf dem Nachttischchen einen Narren in der Schellenkappe sich vom Lampenschirm loslösen und vor ihm hin und her tanzen:

„Und vor mir tanzt und springt der Narr, ho und heidi. Wie ausgelassen dieser dumme Kerl ist. Wie er sein breites Maul grinsend verzerrt. Und ich tanze ihm nach; ich muß alle seine Bewegungen mitmachen.

Aber ich w i l l nicht und ich m u ß.

Das Scheusal hält an, steht still. Auch ich bin wie gebannt. Der Narr beugt seinen Kopf. Was will er? Einen Erde aufwerfenden Maulwurf beobachten? Eine Blume wachsen sehn? Den Eilweg eines Käfers verfolgen? . . . Er winkt mich heran. Ich folge; ich schaue mit ihm in ein tiefes, großes Grab. Und viele tausend nackte Arme, in hechtgrauer Farbe, mit ineinandergekrampften Fingern streckten sich mir entgegen. Solche Arme sah ich oft auf den Schlachtfeldern.

Und der Narr lacht und lacht und schlägt Purzelbäume wie ein Clown, und lacht und zeigt hinunter.

Ich will ihn schlagen.... Ich ... kann ... nicht ... von .... der . . . Stell . . . e . . . Hund, verfluchter . . . Deck zu, deck zu!"

Er erwacht nach kaum fünf Minuten; er fühlt die Hand des Kameraden noch in der seinen — es ist eine Totenhand. Und an der Brust der eintretenden Barmherzigen Schwester schluchzt er wie ein zehnjähriger Knabe.

Die künstlerische Höhe der wirklichen Kriegsnovelle erreichte Liliencron jetzt mit dem „Portepeefähnrich Schadius". Im Winter 1870/71 ist eine größere preußische Abteilung zur Bekämpfung der Freischärler Faidherbes in einem Schloß einquartiert, das einen zurückhaltenden Besitzer und dessen eigenartig schöne Tochter beherbergt. Der General, ein hervorragender, draufgängerischer Offizier, verliebt sich in das junge Mädchen, und sie scheint sein Gefühl

zu erwidern. Der General ist mit einem Trompeter und einem Mann in eine uneinnehmbare Festung hineingeritten und berichtet von den seltsamen Erlebnissen, die er dort unter den die Feste hütenden Greisen gehabt hat, berichtet von dem eigenen Grauen, das sie alle überfallen hat, als sie auf schwanker Brücke über eine unergründlich tiefe Schlucht, über wallende Dämpfe hingeritten sind. Und wenn diese Erzählung schon unser Gefühl ahnungsvoll beengt, wenn uns dieser Bericht schon heraushebt aus dem regelmäßigen Gang des Krieges in eine besondere Luft, so werden wir von der andern Seite vorbereitet durch einen Marsch zur Einholung von Liebesgaben für die abgeordnete Abteilung. Auf dem Hinweg geht alles gut, auf dem Rückweg führt den einen Zug der blutjunge, eben eingetroffene Fähnrich Schadius, ein schmaler, noch knabenhafter, dunkeläugiger Jüngling. Die Kompagnie wird überfallen und würde sich den Freischärlern, die ihr aufgelauert haben, nicht gewachsen zeigen, wenn nicht im rechten Augenblick der General, der schon eine Ahnung gehabt hat, mit seinen Husaren herzuraste und die Franzosen zersprengte.

Auch Schadius empfindet heiß für die seltsame Schönheit der Schloßtochter — seine Liebe ist doppelt hoffnungslos, da er den General mit dem Mädchen beobachtet hat. Der Hausherr aber ist ein Verräter, und in einer Nacht werden die Insassen überfallen. Der Erzähler kann nicht schlafen, er hört Eulen schreien, ganz fern einen Schuß, und während eben noch alles still war, heulen plötzlich zehntausend Teufel, es donnert heran wie ein reißender Bergstrom, die längst vorbereitete Stellung hinter der Wagenburg wird eingenommen, das ganze Schloß steht in Flammen, und während draußen noch kaum die ersten Angriffe abgeschlagen sind, steht Fanchette am Fenster, rettungslos verloren. Der General will ihr zu Hilfe eilen, im Torweg trifft ihn die tödliche Kugel. Da stürzt sich Schadius hinein, man sieht ihn das ohnmächtig werdende Mädchen umfassen. Er schleppt sie nicht weg, er küßt sie wütend — prasselnd schießt das Dach über beide herunter.

Hier hat Liliencron ohne Rest die wahrhaftig erlebten Eindrücke des Krieges mit dem lyrischen Grundstoff eines geahnten Schauens und mit der festen Knüpfung einer Liebesgeschichte zu einem untrennbaren Ganzen vereint, in dem alles sich gegenseitig stützt und hält: das von allem Gewohnten abweichende Leben im Felde, das hier noch durch den besonderen Auftrag der Abteilung weithin gesteigert wird, die Seltsamkeit der Erlebnisse des kühnen und das Leben leicht neh-

menden Generals, das Schicksal des blutjungen Fähnrichs, der in rasch errafftem Liebessold, in einer ersten Heldentat zugleich, den Tod findet.

Liliencron sandte das Buch an Conrad Ferdinand Meyer und war überglücklich, als ihm der Dichter schrieb:

„Nehmen Sie meinen Dank für Unter flatternden Fahnen, das Buch hat mir ein paar gute und höchst vergnügte Stunden gemacht. Und ich denke, die geist- und phantasievollen Striche werden überall erfreuen, einiges, z. B. der Zinnerne Krug, ist in seiner Schlichtheit sehr schön, wenn ich nicht durch den männlichen Ton voreingenommen bin.“

Bezeichnenderweise empfand also auch hier Meyer wie immer gerade das Männliche von vornherein als bestrickend, wie er vor den Werken von Louise von François seine „schweizerische Freude am Substantiellen“ befriedigt sah. „Diese norddeutsche Romantik hat mich wieder berückt. Doch ich mag nicht loben, es tönt wie Zeitungsartikel, sondern gebe Ihnen einfach die Hand und sage: Fortfahren.“

Solcher Zuruf machte Liliencron so stolz wie ein Brief Klaus Groths, der ihm ein Jahr später mitteilte, daß Johannes Brahms die Dichtung „Auf dem Kirchhof“ vertont hätte, — „das ist mir die höchste Auszeichnung.“

17.

# Der erste Roman.

Im Mai des Jahres 1886 machte Wilhelm Friedrich Liliencron den Vorschlag, es doch einmal mit einem Roman zu versuchen. Und der Gedanke daran schlug sofort Wurzel. Noch während der Dichter mit den „Merowingern" beschäftigt war, kam ihm die Überlegung, das gewünschte Prosawerk „Die Sünden der Väter" zu nennen, gewissermaßen ein Trauerspiel in Prosa, ein soziales Stück zu schreiben. Skizzen und Schnitzel wollte er schon besitzen, und ganz klar war ihm sofort, daß das Werk in seiner engern schleswig-holsteinischen Heimat spielen müsse. Am 4. Juni, also eben nach Beendung des letzten Trauerspiels, schrieb Liliencron das erste Kapitel des neuen Werks, das freilich, wie er meinte, den stolzen Namen Roman kaum würde führen können. Dazwischen kam das Zusammensein mit Friedrich und Heiberg in Hamburg, das Erscheinen der „Sommerschlacht", allerlei neue Pläne, die Versendung von „Arbeit adelt" — aber der Roman schritt ruhig fort, und am 19. November ist dann auch der Titel festgestellt, er soll weder lauten: „Die Sünden der Väter", noch: „Meine Nachbarn", noch: „Auf meiner Scholle", sondern: „Breide Hummelsbüttel". Die Arbeit zog sich noch bis ins nächste Jahr hinein, und während schon die schwersten Ischiasschmerzen sich meldeten, schrieb Liliencron, am Dienstag, dem 10. Januar 1887, an Friedrich:

„Lieber Freund!

Mein Roman „Breide Hummelsbüttel" ist f e r t i g.
Heidirumvidibumvallera!
Hurrah!
Hurrah!
Hurrah!

Nun freue ich mich selbst über ihn! Ich habe große Angst, wie er aufgenommen wird. Ich wünschte Ihnen und mir das Aufsehen wie Goethes Werke! Wahrscheinlich liest ihn wieder kein Mensch, wie es bei meinen andern Büchern geschieht. Ich bin ganz m o d e r n gewesen. Mein Roman ist kein Sammelsurium von Patschuli, Grafen und krummbeinigen Baronen, sondern er hat M e n s c h e n! M e n s c h l i c h sein und denken in u n s e r e r Zeit! D a s habe ich darin ausgedrückt. Er enthält für j e d e n Leser, wer er auch ist, etwas. Selbst Kammerjungfern werden zuweilen entzückt sein.

Endlich habe ich auch Bleibtreu meinen Dank darin ausgesprochen. Für literarische Feinschmecker dürfte der Roman etwas sein."

Am 12. ward die Handschrift nach Leipzig versendet, und schon Ende Februar, also mit außerordentlicher Schnelligkeit, lag der immerhin vierzehn Bogen starke Roman gedruckt vor. Dagobert von Gerhardt-Amyntor schrieb über das Werk des Kameraden eine glänzende Besprechung, die aber von der Kölnischen Zeitung zurückgewiesen wurde, weil der betreffende Schriftleiter zwar das „bedeutende Talent" vollauf anerkannte, „daneben aber eine derartige künstlerische Verwilderung und Mangelhaftigkeit der Form fand, daß eine über das aufmunternde Wohlwollen hinausgehende Beurteilung noch sehr verfrüht erscheint." Diese schulmeisterliche Ablehnung, die bei der heutigen stürmischen Begrüßung jedes Sechsdreiertalents doppelt komisch wirkt, entmutigte Amyntor nicht, und die Besprechung erschien dann in der Norddeutschen Allgemeinen Zeitung; auch Westermanns Monatshefte brachten eine sehr günstige Beurteilung.

Breide Hummelsbüttel ist ein holsteinischer Name, der Vorname tritt in der Provinz nicht selten auf, und die Hummelsbüttel waren ein in der Schlacht an der Hamme 1404 ausgestorbenes Adelsgeschlecht. (Den kleinen Hamburger Vorort Hummelsbüttel hat Liliencron damals schwerlich gekannt.)

Die Handlung des Romans ist sehr einfach. Der Garderittmeister außer Diensten und Rittergutsbesitzer Breide Baron Hummelsbüttel ist nicht Eigentümer des alten Fideikommisses Bredenfleth und des Grafentitels, sondern besitzt nur das Nebengut Wittensee, weil sein Großvater einst eine Leibeigene geheiratet und dadurch nach dem Spruch der Ritterschaft sein Erstgeburtsrecht verloren hat. Breide hat leichtsinnig gewirtschaftet, eine ungeheure Schuldenlast aufgehäuft und muß Wittensee aufgeben. Sein Vetter, Graf Henning Hummelsbüttel, ersteht es, nachdem er den Gedanken eines erneuten Rechtsstreits um den alten Familienzwist aufgegeben hat. Nach Deckung aller Schulden bleibt aber Breide nichts, so daß er eine Stelle als Schaffner bei der preußischen Eisenbahn im Posenschen annehmen muß. Seine Frau Heilwig ist ihm mit wärmster Liebe und Treue in das neue Dasein gefolgt, obwohl er sie häufig hintergangen und sie noch kurz vor dem Scheiden von Wittensee vergeblich gebeten hat, ein während der Ehe erzeugtes, jetzt mutterloses Söhnchen als ihr Kind anzunehmen. Breide tut seinen Dienst mit vorbildlicher Pflichterfüllung, er wird in die angenehme Stellung eines Bahnmeisters mitten im Grenzwald versetzt und verliert sein Leben bei der Rettung

eines Bahnarbeiterkindes von den Schienen vor dem heranbrausenden Schnellzug. Henning ist inzwischen in Wahnsinn verfallen und gestorben. Sein Bruder Detlev geht an einer Blutvergiftung zugrunde, und Breides kleiner Sohn, den Heilwig als Witwe in aller Form angenommen hat, wird als Graf Hummelsbüttel der Erbe aller Besitzungen.

Warum hat Liliencron das Buch zuerst „Die Sünden der Väter" nennen wollen, und warum hat er diese Aufschrift — von ihrem ein wenig theatralischen Klange abgesehn — später fallen lassen?

Er hat in jener Zeit, in der alles sich mit der Lehre von der Vererbung beschäftigte und Ibsen und Zola in Deutschland bekannt wurden, viel über das Geschick der eignen Familie nachgedacht und besonders seiner Großmutter, Friederike Grüs, denken müssen, seines Großvaters, des sinnlich wilden, ungestümen Mannes, der durch die zweite Heirat seinen Familienzweig von dem großen Liliencronschen Fideikommiß ausgeschlossen hatte. Dazu gesellte sich die Erinnerung an den Wahnsinn des Urgroßvaters, an Seltsamkeiten bei andern Gliedern seines Hauses. Er hat dies Motiv auch voll ausgenutzt und Breides rasch bereite Sinnlichkeit, wie Hennings Wahnsinn und Detlevs flammende, erst später überwundene Liebesgier mit aus der Erbschaft des Blutes erklärt. Aber es kam Liliencron, je länger je mehr, doch auf andere, rein dichterische Dinge an. Das Verhältnis zwischen Breide und Heilwig lockte ihn von Zeile zu Zeile stärker, erinnerte es doch auch an die Eheprobleme aus der „Sturmflut", dem „Geheimnis", „Greggert Meinstorff"; und er stellte nun dar, wie die Frau, tausendmal enttäuscht, von Haus aus als stolze, hochgeborene Schönheit verwöhnt, doch immer wieder durch Breides trotz alledem hervorbrechende Ritterlichkeit, seinen durch alle Liebesabenteuer nicht befleckten inneren Anstand, seine Großmut in andern Dingen sich mit immer neuen Fesseln an den Gatten geknüpft fühlt, wie sie die eigene maßlose Heftigkeit bezwingt, die Breide oft erschreckt hat, wie sie schließlich das Schwerste leistet, was eine Frau tun kann: den Sohn einer andern und ihres Mannes als den eignen vor tausend spähenden Augen ans Herz drücken. Beide, Breide und Heilwig, sind ganz anschaulich geworden, er mit den braunen, halb im Schlaf, halb im Leben stehenden Augen, die auch sein Söhnchen von ihm geerbt hat, mit seiner losen Auffassung dessen, was Liliencron hier die „natürliche Sünde" nennt, mit seiner großen und echten Liebenswürdigkeit gegen jeden, insbesondere jeden Menschen geringen Standes. Es steckt ein gut Teil Selbstbildnis in Breide, nicht nur in der

Abkunft, sondern in vielen einzelnen Zügen: in jener lockeren Auffassung rasch geknüpfter Liebesbande, in der Freude an einsamen Spaziergängen durch Feld und Wald, die Flinte am Riemen über der Schulter, wobei die Betrachtung der Natur wertvoller ist als das Erlegen schußgerechten Wildes, in der Liebe zur Leiermannsmusik, die ihm die Tränen in die Augen treibt, in der Freude an einem kalten Imbiß unterm Baume:

Kalter Ente, kalten Eiern
Rotspohn hinterhergeschickt.

Breide besitzt eine Schwester, die Fürstin Wulfhilde Trauttenberg, ein Menschenbild von jener gütigen Klarheit, wie sie Liliencron an Frauen über alles liebte und mit tiefster Achtung, ohne Begehr, anerkannte. Ihr gab er einen andern Zug des eignen Wesens mit: die inbrünstige Liebe zur engern Heimat und ihrer Geschichte, ihr legte er jene Erzählung „Land und Leute Schleswig-Holsteins" in die Hand und ließ sie, mitten unter dem Hereinbruch schwerer Ereignisse, in der Stille des Parks von Wittensee, wie eine Dogaresse auf der Rundbank sitzend, von der Vergangenheit des meerumschlungnen Landes, von den Kämpfen ihrer adeligen Vorfahren mit den Bauern Dithmarschens lesen.

Und einen andern Zug von Liliencrons eigenem Wesens trägt eine im Grunde überflüssige Nebengestalt des Romans, der Graf Heesten. Er ist unter den Standesgenossen der belächelte und bewunderte Kenner von Kunst und Dichtung, er gehört „zu den fünfhundert bis tausend Männern, die von den fünfzig Millionen Deutschen sich der Mühe unterziehen nur Kritiken einzusehn über solche Bücher, die von ihnen vorher selbst gelesen sind." Er rühmt Bleibtreus „Revolution der Literatur", obwohl er vollkommen einsieht, daß Bleibtreu gerade die größten Dichter der Zeit, Keller, C. F. Meyer, Jensen, nicht kennt und Männer wie Heyse und Storm verkennt. Aber er bewundert Bleibtreus Mut beim Kampf gegen den „jammerhaften Schund, den wir Deutsche schöngeistige Literatur nennen."

Ihm und dem vorzüglich gezeichneten alten Kammerdiener Kramer (einem Diplomaten äußern Anstands) gelingt in Gemeinschaft mit dem „Suitier" Justizrat Möllwind die Befreiung Henning Hummelsbüttels aus den Klauen von zwei Betrügern, die unter der Maske religiöser Sendboten auftreten. Und auch in diesem Henning, der allzu einseitig herausgearbeitet ist, liegt noch ein wenig von des Dichters

eignem Wesen. Er hat jene Sternensehnsucht, die Liliencron nie verlassen hat und in seinen Dichtungen immer wieder emportaucht, er liest Tholuck, wie dieser Gottesgelehrte in Liliencrons Elternhause gern gelesen wurde; aber in ihm ist alles überreizt und seine Frommheit schlägt schließlich in vollen Wahnsinn über. Dazu kommt freilich, daß Henning, ebenso wie sein aus der Fremde zurückgekehrter Bruder Detlev, Heilwig, Breides Gattin, liebt, die sie beide dem ungetreuen Breide nicht gönnen — in ihr bricht gerade durch Detlevs ungestümes Werben die volle Liebe zu Breide siegreich durch.

Das Buch macht ganz und gar den Eindruck, daß sich Liliencron außerordentlich viel hat vom Herzen schreiben wollen, darunter auch seine Abneigung gegen die kunstfremde Gesellschaft Schleswig-Holsteins unter der er damals manchmal gelitten hat, und seinen Haß gegen kleinliche Verhältnisse der Kleinstadt, aus der die Gäste im Hause Breides zu Klatsch und Tratsch zusammenkommen. Das darzustellen, gelang dem Dichter freilich weniger als die Schilderung der Natur und die seines Helden in der Natur. Da ist Breides Abschiedsgang, bevor er Wittensee verlassen muß: „Um sich schauend, sah er mit stiller Freude auf die ihm bekannten und so vertrauten Gräser und Blumen. Er pflückte sich — noch war s e i n das Feld — ein Sträußlein von blauen Glockenblumen, gelbem Hartheu, Schafgarbe mit ihren weißen Doldenblümchen, hellschwefelgelbem Leinkraut, und weil er's noch erreichen konnte mit der Hand, ohne sich erheben zu müssen, riß er einige der tiefschwarzen Beeren der Ahlkirsche und ein Zweiglein einer Krüppeleiche an sich. Wie ein junges schwärmerisches Mädchen legte der große, hübsche Gardeulanenrittmeister a. D. alles auf seinen Schoß und fing zu ordnen an. ‚Etwas geschmacklos in der Zusammenstellung', lachte er, ‚aber die Natur in allen ihren Erzeugnissen ist schön. Nichts geht mir über einen Feldstrauß.'" Dann trifft er den Orgeldreher, der das damals überall gesungene Lied spielt: „Unser Kaiser liebt die Blumen". „Unbeschreiblich war der Zauber dieses einfachen zum Volkslied gewordnen Gedichtes und seiner ins Herz gehenden melancholischen Melodie immer auf Breide gewesen. Er konnte sich keine Rechenschaft davon geben. . . Nun schaute er, ganz wie abwesend, während die Orgel immer weiter spielte und der Gesang immer weiter tönte, in die blaue Ferne. Wie wohl und weh ihm war. . . . Noch einige Felder waren mit Hafer und Weizen besetzt. Zwischendurch flimmerte die Lupine, die zuweilen ihren honigsüßen Geruch auf einer Luftwelle sandte. Weit entfernt war schon wieder ein Pflug beschäftigt. Über Breide weg

flogen die Saatkrähen; sie wollten zum Pfluge, um hinter ihm her zu äsen. Eine Goldammer tirilierte ihm zu Häupten in einer jungen Eller unaufhörlich ihr: ‚Nimmer, nimmer, nimmer, nimmer — mehr‘.

Breide hatte sich gelegt, die Hände unter den Kopf verschränkt, und starrte in den Himmel. Ein unermeßlich hoch über ihm stehendes weißes, zerfasertes Schäferwölkchen wollte nicht von der Stelle. Wie angeklebt hing es am blauen Dach.

Und immer noch klang das Lied. Etwas Unbehilfliches, etwas Kindliches, Unschuldiges lagerte auf dem frischen Gesicht Breides."

Dann besucht Breide ein Kätnerhaus und hilft der armen, kranken Frau sterben: „Die Frau erkannte Breide. Sie versuchte lächelnd sich emporzurichten. Es ging nicht. Nun versuchte sie's noch einmal, die abgemagerte Rechte um den Quast legend, der über ihrem Lager als Haltepunkt hing. Es ging nicht mehr. Da holte Breide alle Kinder herein und ließ sie ums Bett stehen. Das jüngste, auch schmierigste, nahm er auf den Schoß. Die Geschwister beobachteten ihn ernst, erstaunt, neugierig. Dann sprach er sanfte Worte der Sterbenden ins Ohr: sie solle ruhig sein, für ihren Mann und die Kinder würde er sorgen. Und als er das Gesangbuch auf dem Tische fand, las er ihr die herrlichen Verse:

Befiehl du deine Wege<br>
Und alles, was dich kränkt,<br>
Dem treuen Menschenhüter,<br>
Dem, der die Himmel lenkt.

Und mit einem letzten dankbaren Blick auf ihre Kinder neigte die erlöste Frau das Haupt zur Seite und ging zu Gott."

Die Innigkeit und Feinheit der Beobachtung von Natur und Menschen trifft hier mit der innern Beseelung durch ein reines, freies, starkes, keusches Gefühl zusammen und gibt so einen vollen, nachhallenden Klang. Nicht überall sonst wird dieser erreicht. Der Stil ist allzu ungleichmäßig. Wohl gibt es öfters überraschend schlagkräftige Bilder, so, wenn es vor der Entscheidung über sechsmalhunderttausend Mark im Glücksspiel heißt: „Stille des unentdeckten Goldklumpens". Dann aber stehn in dem Werk wieder Wendungen, die unbesorgt um Feile und Sprachreinheit niedergeschrieben sind: „Über den Verbleib der Kinder uns zu besprechen, wollen Sie deshalb morgen um elf Uhr zu mir kommen", oder: „Und alles das wurde in Kürze gegenseitig erzählt, was an den Gästen, an kleinen Ereignissen während des Abends aufgefallen war und sich ereignet hatte".

Liliencron hatte im Beginn seiner Arbeit an Turgenjews „Tagebuch eines Jägers" erinnert, und es ist bezeichnend, wie alle die um 1880 zu ihrem Stil kommenden deutschen Erzähler irgendwie von dem großen Russen beeinflußt werden: Ferdinand von Saar, Marie von Ebner-Eschenbach, Rudolf Lindau, nun auch Detlev von Liliencron. Bei allen, und auch bei Liliencron entspricht freilich die Beeinflussung einer inneren Verwandtschaft. Bei jenen dreien lag sie mehr in der schmerzlichen Stimmung, in dem Gefühl, das der Russe so stark verkörperte, an die Wende zweier Zeiten gestellt zu sein. Und gerade der zweite Offizier in der Reihe, Ferdinand von Saar, erweist sich hierin, in der Kunst, flatternde Stimmungen einzufangen, als Turgenjews nächster Verwandter unter allen. Liliencron lockte anderes: die Feinheit der Naturbeobachtung, die Knappheit, mit der Iwan Turgenjew Freilufterlebnisse kleinster und scheinbar gleichgültiger Art festzuhalten wußte. Aber bei ihm ward das alles doch ganz deutsch, ganz norddeutsch, ja, besonders schleswig-holsteinisch eingegrenzt. An Wilhelm Jensens, des Landsmanns, feinste Arbeiten, seine zarten Novellen aus heimatlichem Umkreis, kann man denken, während freilich die unbeholfen nebeneinandergesetzte Schilderung der Gasterei auf Wittensee an ein von Liliencron hier mit höchstem Lob bedachtes Werk Jensens erinnert, das in Wahrheit zu den allerschwächsten dieses allzu fruchtbaren Dichters gehört, den Roman „In der Fremde" (1886). Der rasche, fast auf den ersten Blick erfolgte Zusammenschluß zweier Liebenden hatte Liliencron wohl an dem kleinen Roman angezogen, dann, wie er selbst sagt, die Schilderung der kleinen Stadt und vielleicht auch die maßlos übertriebene Bekämpfung völlig verzeichneter kirchlicher Rechtgläubigkeit. Mit der lag Liliencron innerlich immer wieder im Kampfe, und wenn er auch ausdrücklich Henning Hummelsbüttel seine Ehrlichkeit bescheinigt, so erkennt man deutlich die innerliche Abkehr von positivem Kirchentum, von jener Lebensluft, in der Liliencron einst erzogen worden war.

Gewiß erinnerte manches in der raschen Abwandlung der Ereignisse auch in diesem Buch an die allzu starke Abkürzung einzelner Dramen; es führen Linien von Breide Hummelsbüttel zurück zu Knut, dem immer Vertrauenden, Unbesorgten, dessen Augen wir uns auch „halb im Schlaf, halb im Wachen stehend" denken können. Und Henning Hummelsbüttel erinnert in seiner mystisch frommen Verzückung an den Wulff Wohnsfleth der „Rantzow und der Pogwisch". Aber unverkennbar stand Liliencron hier auf viel festerem Boden als im dramatischen Gefüge; er weiß zu erzählen, manchmal so, daß nie ge-

störte innere Spannung und Einstimmung entstehn. Die Lust und Begeisterung, mit der er in schwersten Tagen an dem Buch geschrieben hatte, durfte vorhalten; und wenn er „Breide Hummelsbüttel" einmal burschikos mit einem Hühnerkorb verglichen hatte, in dem viele edle Küchlein stecken, so bleibt an dem Vergleich jedenfalls so viel richtig, daß ihm hier ein lebendiges und lebendig gebliebenes Werk von unverkennbar eignem Ton gelungen war. Dankbar durfte Theodor Storm die „große Unmittelbarkeit" rühmen, die ihn daraus „wie mit heimatlichen Augen" ansah.

18.

# Der Mäcen.

„Ich habe seit meinem Hiersein mehr geschrieben als in drei Jahren zusammengenommen. Skizzen, Gedichte, ein Drama, und will nun einen langsam herangereiften Roman ‚Wo kam er her?‘ schreiben.“ So berichtete Liliencron nach der Operation aus Kellinghusen an Friedrich im Februar 1888. Dann aber kam eine förmliche Lyrikwolke, die lange Zeit anhielt, und mitten zwischen allen Sorgen ward die Geschichte „Die Mergelgrube“ beendet. Das Gedicht „An wen?“ erschien und brachte zum erstenmal Zurufe aus ganz fremder Ferne, Blumen von einem früheren Soldaten aus Liliencrons Kompagnie. Im Laufe des Jahres fügte sich Skizze an Skizze („Zwei Runensteine“ erschienen in den Hamburger Nachrichten) und hinter allerlei andern Prosadichtungen trat der Gedanke an den Roman zurück, eine Novelle „Abseits“ ward statt dessen geschrieben, und „Wo kam er her?“ meldete sich erst wieder, als das neue Prosabuch fertig vorlag. Es erhielt nach manchen Erwägungen die Aufschrift „Der Mäcen. Erzählungen“ und erschien in zwei Bänden, die, wie die meisten ersten Bücher Liliencrons, von Druckfehlern nicht frei waren, Ende 1889 bei Wilhelm Friedrich. Diesen beriet nun der tapfere Kämpe Hans Merian; er ist auch für Liliencron immer wieder eingetreten und hat sich in einem Leben, das im Grunde ohne äußern Erfolg verlief und allzu früh zu Ende ging, immer wieder für echte Größe eingesetzt.

Liliencron empfand selbst die Merkwürdigkeit des neuen Buches und stellte es wohl einmal in entfernte Beziehung zu „Dichtung und Wahrheit“. Noch näher hätte ein Vergleich mit Friedrich Theodor Vischers dreizehn Jahre älterem „Auch Einer“ gelegen, der auch zwischen den Deckeln seiner zwei Bände eine reichlich bunte Welt umfaßt und hinter der vorgenommenen Maske eines fremden Tagebüchlers im Hauptteil das eigne Gesicht des Verfassers wohl erkennen läßt.

Der erste Band bringt sieben Erzählungen, wieder von recht verschiedner Art. Die zweite und unbedeutendste klingt in eine Art Huldigung für den Vetter Rochus aus, es ist die Geschichte von den beiden Runensteinen, die der hundertjährige König Gorm und sein Gegner Asfried in der Gegend um Schleswig als Andenken hinterlassen — den einen mit Gewalt zerschmettert, den andern als Siegeszeichen neu aufgerichtet. Die Erzählung hat etwas gewollt Drastisches und bleibt deshalb ohne rechte Wirkung. Auch „Aus einem Gespräch“

gibt nicht viel und verblaßt um so mehr, weil der Inhalt — eine zufällig im Gasthof belauschte Auseinandersetzung über die neuste Literatur — später in viel nachdrücklicherer Gestaltung wiederkehrt.

Zwei Stücke aus der Geschichte Schleswig-Holsteins beanspruchen mehr geschichtliche als künstlerische Würdigung. Die „Dithmarschen", Liliencrons alte, in der Balladenzeit ja noch vertiefte Liebe, werden in ein paar knappen, grellen Vorgängen dargestellt, die leichtsinnig begonnene und fürchterlich endende Schlacht des Königs Hans und des Junkers Slenz gegen die Bauern im Jahre 1500 wird eindringlich, chronikartig geschildert. Man sieht den Junker Slenz in seiner Kiste fahren — kein Pferd kann den Riesen tragen — man sieht die schöne Telsche die weißseidene Fahne hochschwingen und einem jungen Pagen in die Brust stoßen. Den Schluß macht eine Liste der gefallenen Adelsmannen; sie zeugt ebenso von der Liebe zum großen Geschlecht der Pogwisch, wie das diesen gewidmete Drama. Die letzte Erzählung des ersten Teils „Geert der Große von Holstein" rühmt überhaupt den Uradel Holsteins. Und aus der Heimatgeschichte, in der das tatfrohe Geschlecht der Schauenburger, wie sooft bei Liliencron, blutig hervortritt, fällt hier zugleich ein heller Schein auf die Hohenstaufen, auf Heinrich, den Helden des Trifels, den Bezwinger Palermos. Aber indem diese wiederum chronikartige Geschichte in Kellinghusen beginnt, gibt sie zugleich ein Denkmal der häufig verfluchten und doch ob ihrer Stille und ihrer schönen Lage auch wieder geliebten Sadt ab, deren „herrlichen" Bürgermeister Jargstorff Liliencron deutlich in dem Bürgermeister Hingstorff unter leichter geschichtlicher Verhüllung zeichnet.

Die eigentlichen Novellen des „Mäcens" sind die Kriegsgeschichte „Umzingelt" und die Liebesgeschichte „Das Richtschwert aus Damaskus". „Umzingelt" spielt vor Metz; das Bataillon, in dem der Erzähler eine Kompagnie führt, hat den Befehl, ein vor der deutschen Stellung liegendes Gehöft unter allen Umständen zu halten. Rasch werden, da sich nach dem Tageskampf die Truppen hinter das Tor zurückziehen, Barrikaden aufgeführt, von deren Höhe sich über die Mauer hinweg das Vorland überblicken und Schußfeld gewinnen läßt. Bebend aber kommt der gräfliche Besitzer und meldet, daß seine Frau in Kindsnöten ist; sofort wird sie in Begleitung des Stabsarztes in den Keller getragen und die Decke bombensicher gemacht, ein Doppelposten vor die Tür gestellt, „so daß die Dame von dem, natürlich, wenn es geschehn sollte, unverschuldeten Eindringen unserer Leute gesichert war. Der deutsche Soldat bleibt immer deutsch."

Der Divisionspfarrer läßt sich über die Mauer heben, um dem am meisten bedrohten Truppenteil nahe zu sein, und wird mit stürmischer Dankbarkeit begrüßt. Wie in einem verzauberten Garten ruht alles, außer den Posten, die in die hereinbrechende Nacht lauschen. Und dann beginnt der Kampf. Infanterie rückt in dichten Schwärmen heran, Schnellfeuer wirft sie zurück. Ein Unterhändler fordert die Übergabe gegen freien Abzug mit Wehr und Waffen unter klingendem Spiel. Er wird höflich abgewiesen. Jetzt hört man, während der Erzähler eben mit seinem Zuge als Unterstützungstrupp zu plötzlichem Vorstoß in die Halle des Schlosses gerückt ist, das Herannahen der Feindesscharen, Musik, Geschrei, Mitrailleusengeknatter, die Marseillaise in dem gellenden Ton französischer Stimmen. Brand, Tumult, die ersten Turkos auf der Treppe. Sie dringen bis in den Keller, wo die Wöchnerin mit dem eben geborenen Säugling liegt; sie werden zurückgeschlagen. Mitten im furchtbaren Kampf wird von Soldaten in zerfetzten Uniformen das Kind mit der Mutter behutsam in die Scheune getragen. Und da endlich, als die Masse der Feinde schon das Häuflein zu überwältigen droht, ertönt das Infanteriesignal aus den „Adjutantenritten": „Kartoffelsupp, Kartoffelsupp, den ganzen Tag Kartoffelsupp, Supp, Supp, Supp!" In einer letzten furchtbaren Kraftanstrengung rafft sich alles noch einmal auf, der letzte Hauch wird hergegeben — der Feind ist abgeschlagen.

Jetzt der Garten des Todes. Stille nach dem Sturm. Überall Gefallene in den seltsamsten Stellungen. Der Freund, der Hauptmann der Zweiten, ist von einer Granate getötet, der tapfere Pfarrer von einer Kugel mitten ins Herz getroffen, während er einem Sterbenden Trost bringen wollte. Ohnmächtig von der Überanstrengung kniet der Stabsarzt, noch eine Binde in der Hand. Schwer verwundet ist der Oberstleutnant — das Kind aber liegt, ein Zuckerbeutelchen im Mäulchen, ruhig da. Und bevor noch der nächste Angriff heranprallt, steigen im Sonnenschein wie wandelnde Mauern die deutschen Regimenter von den Höhen herab.

Wunderbar knapp wird das alles erzählt. Jeder Zug ist glaubhaft, jedes Wort steht an rechter Stelle. Kleine Einflechtungen, wie ein vom zertrümmerten Flügel flatterndes Notenblatt, ein plötzlich aufgehobnes englisches Buch, aus dem hart vor dem Kampf seelenruhig ein paar Zeilen gelesen werden — alles das trägt mit bewußter Kunst dazu bei, den großen Eindruck des Ganzen noch zu erhöhen. Die eigentümliche und eigentümlich große Poesie des Krieges kommt

voll heraus, weil alles so ganz und gar künstlerisch geschaute Natur, fern von allem Herkömmlichen, geworden ist.

Dieselbe Knappheit zeichnet auch „Das Richtschwert aus Damaskus" aus, eine (Otto Ernst gewidmete) Erzählung, zu der Liliencron der Gedanke kam im Anblick eines der alten, geheimnisvoll wirkenden Landhäuser zu Billwärder bei Hamburg, jener Wohnstätten aus dem besten Barock, die jetzt rasch und rascher verschwinden.

Ein junger Diplomat, der Sohn eines millionenreichen Hamburger Hauses, knüpft ein Verhältnis mit einer schönen kleinen Verkäuferin an. Er ist ein Schwärmer für die Geschichte der Merowinger, wie nur sein Dichter selbst, und erkennt in dem merkwürdigen Persönchen eine Art Abbild der dämonischen Fredegunde, wie er sie sich nach einem einst in Tours gekauften Gemälde vorstellt. Tours war der Wohnort des Bischofs Gregor, ihn kannte Liliencron durch Löbells Buch, aus dem er auch für sein Trauerspiel geschöpft hat. Die Ähnlichkeit lockt, statt zu warnen. Nach einem häßlichen Ausbruch ihrer grundlosen Eifersucht sagt Titus Althaus sich von Line Blunck los, trifft sich aber doch noch einmal mit ihr und führt sie auf ihre Bitte in sein Haus an der Flottbecker Kunststraße, dem schönen, breiten Weg, der Altona mit Blankenese, hoch über der Elbe, verbindet. Wie eine Fürstin wird sie empfangen. Vom Park aus schauen sie über die weithin gebreitete Elbe in das düstere Gewölk des andern Ufers. In ihr aber ist der Plan, ihn zu töten, den sie erst aus Berechnung hat erringen wollen, den sie jetzt heiß liebt und der ihr (das fühlt sie) doch nie gehören wird. Sie hat Gift mitgenommen. Aber sie findet in seinem riesigen Arbeitszimmer mitten unter kostbaren Waffen ein seltsames, sensenartiges, schweres Schwert. Er erzählt ihr, daß er es einst einem Henker in Damaskus abgekauft habe. Sie bittet ihn, einmal blind die Handhabung der Waffe durchzumachen, und wie im Bann gehorcht er. Sie schleppt sich, um zu seiner Höhe heranzulangen, Sammetkissen herbei, steigt hinauf, und „mit der Kraft ihres ganzen Lebens" läßt Line Blunck das Mordwerkzeug durch die Luft, durch seinen Hals sausen.

Auch sie hat nach ihm sterben wollen — wir sehen sie nur, das Schwert quer über der Brust, vom Ruhebett des Toten mit veilchenblauen Kinderaugen in den Vollmond starren.

Durch das einleitende Gespräch über das Mordgeschlecht der Merowinger wird von vornherein eine schicksalsschwere Stimmung erzeugt; sie wird noch gesteigert durch den Anblick eines in schweigsamster Stille daliegenden Landhauses ganz nah der Tanzwirt-

schaft, in der Line durch das häßliche Aufflammen roher Eifersucht Titus aus dem Liebestraum aufschreckt. Und Zug um Zug geleitet uns der Dichter zu dem furchtbaren Ende, das wie natürlich aus allem Geschehenen emporwächst. Dabei gelingen ihm in nebensächlichen Zügen so feine Bilder wie das von dem Kapellmeister, der die jähe Unterbrechung des Tanzes durch Lines unbeherrschten Ausbruch klug wieder verwischt: „Er hob den Taktstock, und, sozusagen, einfädelnd mit einer gewundenen Schleife: Lalalala lalalala la la la, fiel die Musik in die alte Weise wieder ein. Und alles ging wieder seinen Gang."

„Die Mergelgrube", die umfänglichste Erzählung des Bandes, leitet schon zum „Mäcen" selbst hinüber. Sie ist ein tagebuchartig erzähltes Stück, sie bringt Aufzeichnungen des Hardesvogt zu Wüstenhamme. Dreißig Jahre sitzt der Beamte hier zwischen dem Volk der Kleinstadt, fern jeder Anregung, fern dem großen, brausenden Leben. Geheimnisvoll zieht ihn eine Mergelgrube draußen vor der Stadt an, ein Tümpel, lehmig, unergründlich, in grenzenloser Verlassenheit, fern allen Menschen. Und der Gedanke, einmal in diese Grube hinein den letzten Schritt zu tun, ist immer wieder in dem Vogt aufgetaucht. Mit Goethe und mit Beethoven hat er zu leben und so den Schmerz völligen Alleinseins zu betäuben versucht. Er hat Goethe durch Vorlesungen seinen Landsleuten nahebringen wollen — vergeblich. Er hat um seinen alten Kinderglauben gerungen — vergeblich. Er hat einen Engel erblickt, während aus unermeßlicher Weite Schumanns geliebter „Aufschwung" herübertönte, und von dem Findlingsstein bei der Mergelgrube hat die Lichtgestalt zu ihm gesprochen; aber die Frage, ob wir, wenn die Schatten des Todes uns umrauschen, befreit werden, hat der Himmelssohn nicht beantwortet — er hat die Fratze der Sphinx angenommen und ist stumm geworden.

So geht ein stillgewordenes Leben, dem auch die Erinnerung an ein helles, verschwiegenes Minneglück von einst nicht helfen kann, freiwillig in der Mergelgrube zu Rüste, und christliche Liebe, tiefes, echt priesterliches Erbarmen sprechen an seinem Sarg das letzte Wort.

Als Gegensatz zu der Härte und Kraft, mit der die Geschichte des Richtschwerts, zu der soldatischen Klarheit, mit der „Umzingelt" erzählt ist, hat Liliencron dieser Novelle alle Weichheit, alle gebrochenen Farben mitgegeben, die ihm zu Gebote standen. Sie steht zu den beiden andern Stücken wie das Gedicht „An wen?" zu der „Kleinen Ballade" und dem Schlußbild der „Adjutantenritte". Sie zeigt einen tief reizbaren, in der Einsamkeit immer einsamer gewordenen Men-

schen von feinen Nerven, mit einer kunstempfänglichen Gottsucherseele. Und wie ein starker Bauer, dem niemand den Selbstmord zugetraut hätte, tot vor dem Hardesvogt daliegt und der den Zettel findet, der als einzigen Grund angibt: „Ick much ni mehr" — so mag und kann er selber schließlich nicht mehr.

Die Erzählung wirkt auch deshalb so erschütternd, weil sie zeigt, was aus Liliencron in den furchtbar schweren Kellinghuser Jahren hätte werden können. Kein Wort deutet hier freilich auf das hin, was zu alledem bei Liliencron hinzukam: die äußere Lebensnot. Mit größter Vornehmheit steht in all diesen Novellen kein Wort davon — aber daß er sie schreiben konnte, hat ihn allein über den Druck der Jahre hinweggebracht. Er war nicht nur kunstempfänglich und suchte Gott, wie sein Hardesvogt von Wüstenhamme, sondern der Kirchspielsvogt außer Diensten von Kellinghusen war doch mehr, war selbst ein Schöpfer und konnte so dem Ende seines Geschöpfes entgehn, weil er den Schmerz und die Lust in dauerhafte Gebilde ausströmen ließ.

Der Hauptteil des „Mäcens", der zweite Band, ist wie die „Mergelgrube" ein Tagebuch und gemahnt somit schon äußerlich, noch mehr aber in vielen innern Zügen auch an die Aufzeichnungen „Aus dem Tagebuch meines Freundes", die schon die „Sommerschlacht" enthalten hatte. Hier kam jene „metaphysische Genugtuung" zum ersten Male voll zum Ausdruck, die sich Liliencron für das eigne, „von Wölfen wild umhetzte Leben" nahm: der Bewohner der Hütte in kimmerischer Nacht schlüpfte in das tadellose Gewand des überreichen Schloßherrn und lebte sich in der Phantasie so aus, wie es ihm die Wirklichkeit nie beschied.

Wulff Gadendorp ist der letzte seines Stammes, durch Erbschaft einer der reichsten Männer Europas geworden, der sich mit den amerikanischen Eisenbahnkönigen und den englischen Herzögen wohl messen kann. Sein Freund Timmo Boje Tetje empfängt auf einer Vergnügungsreise in Algier, wo ihm ein kleines Negermädchen mit breitem englischen Lippenziehen Fontanes Monmouth=Ballade vorsagen muß, im Augenblick der Abfahrt nach Europa, den letzten Brief Gadendorps. Bei Timms Abreise war der Freund sehr krank, und so wundert sich der Ferne nicht, die Nachricht zu erhalten, daß der Graf auf dem Sterbebett liegt. Schon der Bericht über einige Vermächtnisse zeigt den Reichtum und die Sinnesart des Grafen. Sechs Millionen werden dem Kaiser zur Verfügung gestellt für verschuldete Offiziere. „Ich sah's zu oft in meinem Leben, daß wegen des Quarkes einiger tausend Mark tüchtige, brave, geniale, dem Staate brauchbare Offiziere ins

Elend gehen mußten." Wer empfände nicht Liliencrons schmerzliche Erinnerung an das Jahr 1875! Sechs Millionen sollen für Hinterbliebene armer Handwerker zurückgelegt werden, die im Beruf, beim Bau, plötzlich getötet worden sind; vierundzwanzig Millionen gehören der Schillerstiftung unter der Bedingung, daß sie tüchtig gäbe, Summen, keine Sümmchen, und daß sie nicht (wie es damals noch geschah) die Gabenliste veröffentliche.

Ergreifend klingt der Brief in Goethische Worte aus: „Es hat der Mensch, er sei auch wer er mag, Sein letztes Glück und seinen letzten Tag." Aber in einer Nachschrift von der Hand des Haushofmeisters blickt auch in Gadendorp der Schalk Liliencron durch: um den kaltherzigen, steifen Nachfolger aus der Seitenlinie zu ärgern, soll für alle Zeiten jeder vorbeiziehende Orgeldreher zwanzig Mark erhalten und dafür eine geschlagene Stunde unter den Vorderfenstern des Schlosses spielen. Freilich auch in dem Scherz steckt noch ein melancholischer Ernst: wir wissen, wie Liliencron, wie sein Breide Hummelsbüttel das Spiel des Leiermanns liebten.

Timmo Boje Tetje kommt zur Beisetzung eben noch zurecht. Nur die Ritterschaft betritt die Kirche, nicht einmal die Geistlichkeit darf ihr folgen. „Ein hoher Regierungsherr will sich durchdrängen: Wir preißischen Beamten dürfen überall hin. Seine Aussprache kennzeichnet ihn als Ostpreußen. Aber hier wird der preißische Beamte zurückgewiesen. Der Adel ist in der Kirche allein." Das ist die moderne Wiederholung eines Vorgangs aus dem ersten Aufzug der „Rantzow und der Pogwisch": da sind die Ritter unter dem Vorsitz des Adelsmarschalls versammelt, und ein Page meldet von der Höbe den Grafen Gert von Oldenburg. Schack Rantzow aber erwidert „kurz, stolz, hochmütig":

Der Adel Holsteins *wünscht* für sich zu sein,

und der Graf muß draußen bleiben.

Der Adelsmarschall aus der Gegenwart läßt bei gesenkten Fackeln den zerbrochenen Schild über den Sarg in die Gruft fallen: „Von Gadendorp heute noch und nimmermehr." Jetzt lösen sich Siegel und Bänder von dem an Tetje hinterlassenen Merkbuch, und Gadendorp spricht zu uns. Es redet ein ehrfürchtiger Freund der Natur, der jeder Stimmung draußen die letzte Feinheit ablauscht. Er empfindet die Wonne der Sommernacht über Schleswig-Holstein, er hört die Vogelstimmen von hinten aus dem Garten im Regen durchs offne Fenster schallen, er sieht Farben: hellblaue Husaren, die zu zweien aus einem dunklen Buchenwald in den hellen Sommersonnenschein reiten —

einen goldbraunen Hühnerhund im blühenden, eiergelben Lupinenfeld — ein Ebereschenbäumchen mit knallroten Beeren, vor Lilahaide und gelben Stoppeln, auf denen gebräunte Garben stehn — zwei Silberpappeln vor einer dunklen Fichtenwand und zwischen ihnen ein junges Buchenbäumchen mit den ersten hellhellgrünen Blättchen — Vergißmeinnicht und Jasminen in einem Bronzeteller — einen ziegelroten Schmetterling auf einer großen Marmorsphinx vor Steinstufen im weißflüssigen Sonnenlicht — das kleine Bild der Großmutter im purpurnen Sammetkleid mit bloßen Armen, davor ein Gräserstrauß, durch dessen Rispen Gesicht, Kleid, Spitzen, Arme scheinen. Wie in der „Mergelgrube" und sonst liebt Liliencron auch hier Bilderbeschreibungen — ein echt romantischer, Hoffmannscher Zug, der bei ihm wiederkehrt.

Aus der Umgegend berichtet Gadendorp eine grelle Entführungsgeschichte, die in dem Schmutz und Qualm eines Neuyorker Singspielhauses ihre Lösung findet. Am Klavier mit dem alten Küster werden Händel und der Liebling Johann Sebastian Bach wieder lebendig, Träume vom Krieg tauchen auf, die See rauscht vor den offnen Fenstern, Venus Anadyomene schwebt aus den Wogen empor und verwandelt sich in die kleine blonde Lene Dethlefs, die Heldin eines friedlichen Jugendabenteuers.

Vor allem aber: Gadendorp ist ein Mäcen — nicht nur mit dem Munde, sondern mit der Tat. Er hält Dichtertage: Gottfried Keller muß den „Poetentod", den „Waldfrevel", den „Abend auf Golgatha" und manches andere Gedicht ans Tagebuch abgeben. Conrad Ferdinand Meyers prachtvoll gezeichneter römischer Brunnen ergießt sich, und sein Schnitterlied erklingt:

> Von Garbe zu Garbe
> Ist Raum für den Tod —
> Wie schwellen die Lippen des Lebens so rot!

Uhland und Lenau werden immer wieder gelesen. In die Einsamkeit des Nebenschlößchens Poggfred, das hier zuerst auftaucht, wird neben den geliebten Hunden eine kostbare Büchersammlung geführt; die Werke der Annette von Droste vor allen. „O du mächtiges, lebensstarkes Frauenzimmer; ständest du vor mir, fiel ich aufs Knie und küßte, überströmend, dir die Hände und dankte dir für dein großes, gütiges, liebeschweres, edles, geheimnisvolles Herz." Mit ihr sind die Jungen und Jüngsten eingezogen, die Schlesier Theobald Nöthig

und Paul Barsch, der unfertige, „erbarmungslose“ Hermann Conradi, Karl Henckell, Michael Georg Conrad und Wilhelm Walloth, dessen Fechterbilder aus dem „Gladiator“ Gadendorp rühmt. Eine Liste der besten Bücher wird entworfen. Gedichte von Ferdinand Avenarius, Heinrich von Reder und Emil Schoenaich-Carolath, von Ernst Ziel und Otto Ernst werden gelesen. Fremde Aufzeichnungen kommen ins Haus, und ein Dichter beschreibt, wie er hungernd, blutig, in schlechten Kleidern ohne einen Pfennig Geld dasaß, während sein erstes Drama fern in einer glänzenden Residenz über die Bühne ging — Liliencron im Kampf mit dem Gerichtsvollzieher, während sein Vetter, der Kammerherr Friedrich, „Knut den Herrn“ ins Rampenlicht brachte.

Feine und feinste Bemerkungen über Kunst und Verskunst im Besonderen macht dieser Kenner. Er ist stolz, ein Deutscher zu sein, fern allem Parteistreit, glühend hingegeben an Kaiser und Vaterland; aber er möchte sein deutsches Volk auch freier emporziehn zu einer herzhaften Anschauung der Kunst, möchte es abziehn von dem Beharren bei der Phrase der Unkunst. Zu Heinrich von Kleist will er es führen, über den Liliencron damals, zum Teil mit den Worten Gadendorps, einen stürmischen Aufsatz für das „Magazin“ schrieb, aus tiefstem Mitleid heraus und aus tiefster Liebe für den, den keiner kannte, den nur vielleicht die Königin Luise aus der Schar herausgefunden hatte.

Und ein schärferes Gehör möchte Gadendorp den Deutschen schaffen für den letzten Ton der Lyrik. „Wenn die Deutschen nicht mehr Teufel und Zweifel reimen dürften, führen sie ohne Zweufel zum Teifel.“ Der unreine Reim ist ihm einfach ein Zeichen der Trägheit. „An die Häßlichkeit des Hiatus, an diese wenig anständige Mundaufsperrung möchte ich kaum erinnern. Wir haben längst jede Feinheit in dieser Beziehung verloren. Eine ängstliche Vermeidung würde auch vom Übel sein. Oft klingt der Hiatus bei uns ebenso schön wie im Griechischen. ‚W i e einst‘, es liegt auf der Hand, klingt häßlich; ‚wie e i n st‘ (also mit dem Ton auf e i n st) herrlich.“

Gadendorp hilft großherzig und taktvoll Malern und Dichtern. Mit ganzem Herzen ist er bei den Stürmern und Drängern der Gegenwart, und er richtet auf seinem Schloß ein Theater ein. Wie er im Garten zwischen verschnittenen Dornhecken Shakespeares „Antonius und Kleopatra“ aufführen läßt, ohne eine Silbe zu streichen, so läßt er im Apollosaal des Schlosses selbst, durch Berliner Schauspieler, die neuen Werke von Karl Bleibtreu und Conrad Alberti, Julius und Heinrich Hart, Michael Georg Conrad und Adolf Bartels, Friedrich

Kummer, Wilhelm Walloth und Max Halbe darstellen und schließlich — Liliencrons „Merowinger“; was er nie auf der Bühne sah, das stellte der Dichter wenigstens in den Kranz der Werke, die sein Mäcen seinen Eckernsunder Nachbarn, seinen Dörflern und guten Freunden vorführt. Gadendorp lädt die Dichter und ihre Freunde mit ein und schafft ihnen frohe, sorgenfreie Tage. „Glücklich machen, glücklich machen; Menschen erlösen aus ihren steinernen und versteinerten Mitmenschen!“

Liliencron hat diesen prachtvollen Menschen, mit dem wir von Tag zu Tag mitleben, den wir immer stärker lieben lernen, zum guten Teil im eignen Bilde geschaffen — ein klein wenig floß freilich auch von einem Manne hinein, den er kannte und dessen vornehme Herzlichkeit auch er oft empfinden durfte: vom Prinzen Emil Schoenaich-Carolath. Wie einst in Paalsgard, so später in Haseldorf, auf dem schönen Marschhof nahe Uetersen, ist Liliencron Gast des Dichters der „Sulamith“ und der „Fontana trevi“ gewesen — das Gedicht vom „Gewehr im Baum“ stammt aus dieser schwermütigen Flur. Er war nicht der einzige Künstler, der einzige Schriftsteller, der dort einkehrte: Gustav Falke und Maurice Reinhold von Stern, Otto Ernst und Carl Busse, Leo Berg und Carl Bulcke, Börries von Münchhausen, A. K. T. Tielo, Rainer Maria Rilke, Gustav Frenssen, Hans Bethge, der Maler Momme Nissen und mancher andre haben sich der freien Gastlichkeit dieses Hauses erfreut, in dem geistiger Rang dem der Geburt als ebenbürtig galt. Der Prinz mit seinen unvergeßlichen großen, blauen Augen, die sooft träumend geradeaus sahen, hatte etwas von jenem einsamen Wulff Gadendorp mit seinem tief liebevollen Herzen. Und er hat wie jener im stillen Ungezählten in der Marsch und in ganz Deutschland geholfen. Ein Mäcen nach dem vollen Gewicht dieses Buches zu werden, fehlten ihm freilich die unermeßlichen Mittel und die Lust, die selbstgewählte Stille innerhalb eines unendlich glücklichen Familienlebens immer wieder geräuschvoll zu durchbrechen. Aber gerade jener Zug zu zartester, gewählter Aufmerksamkeit, zu unerwarteter Erfreuung des Mitmenschen und zumal des Künstlers eignete Carolath, wie er Wulff Gadendorp zugeschrieben wird — wer ihn kannte, hat das erfahren.

Liliencrons „Mäcen“ wie seine ersten Prosabücher überhaupt standen in ihrer Zeit nicht allein, und ich habe schon darauf hingewiesen, wie auch die hier schon wesentlich schwächere Beeinflussung durch Turgenjew ihn mit andern um 1880 zu ihrem Stil gekommenen deutschen Erzählern verband. Kurz vor der „Sommerschlacht“ waren

Helene Böhlaus „Schöner Valentin“ und Margarethe von Bülows „Jonas Briccius“ erschienen, kurz nach Liliencrons erstem Prosabuch kam das „Gemeindekind“ von Marie von Ebner-Eschenbach, kam Hermann Sudermanns „Frau Sorge“ heraus; wenige Jahre vorher hatte Ludwig Anzengruber seinen Meisterroman vom „Sternsteinhof“, Hermann Heiberg seinen „Apotheker Heinrich“ gegeben, 1888 erschienen die „Zwei Seelen“ von Rudolf Lindau, „Leutnant Burda“ und „Seligmann Hirsch“ von Ferdinand von Saar und „Jakob der Letzte“ von Peter Rosegger.

Gewiß sind das außerordentlich verschiedene Dichter, und es liegt ein weiter Raum zwischen der weltklugen Reife Rudolf Lindaus, der erzieherisch gedachten, in soziale Tiefen leuchtenden Schilderung Mariens von Ebner und dem breiten, volkstümlichen Gemälde Roseggers. Dennoch aber: sie alle schlugen wieder die Brücke zum großen Realismus, den sie mit einer verjüngten Färbung aufnahmen; sie alle mühten sich um selbständiges Sehen gegenüber dem unselbständigen Feuilletonismus, dessen Romane wie Übersetzungen schlechter französischer klangen, und gegenüber dem bildungssüchtigen Archäologismus, der auch ein Kind der siebziger Jahre war. Und ohne daß der Begriff einer eigentlichen Heimatkunst schon vorhanden war, zeigten viele von ihnen, so die Österreicher, so Sudermann, so Liliencron, im Anklammern an das Land ihrer Kindheit und ihres Lebens eine neue Sicherheit der Darstellung von starkem, völkischem Gehalt. Der Norddeutsche, der nun in München einkehrte, brachte den süddeutschen Freunden auch ein Stück seiner herberen Heimat, einen Hauch Nordseeluft, eine Anschauung der deichumrahmten Marsch, der knickdurchzogenen Geest ins Alpenvorland hinüber.

19.

## Der zweite Gedichtband.

Liliencron gehörte für die Öffentlichkeit zum Jüngsten Deutschland, das wohl auch ein unwirscher Literarhistoriker Grün-Deutschland nannte. In seiner, vom „Magazin" 1885 veröffentlichten Besprechung des Holzschen „Buchs der Zeit" bekannte er ausdrücklich: „Es flutet und braust seit Anfang unseres Jahrzehnts: eine neue Dichtergeneration stürmt mit fliegenden Fahnen vorwärts. Keine Epigonen sinds. Das ist unverkennbar. Schütteln sich die jungen Dichter durch ihren Hochmut glücklich durch, sind sie gerettet — und die Gründer in der Tat (ich weiß mich nicht anders auszudrücken) eines neuen Dichterstammes. Sonst lauert auch auf sie die Krankheit unserer Zeit: der Größenwahn."

So bewährte der nicht mehr „grüne" Mitgänger, den jede mutige Tat und jedes mutige Wort rasch ergriffen, auch hier sein feines, kritisches Maß. Die Selbstüberhebung und hochmütige Abweisung des Alten, die dieser wie jeder jung auftretenden Schar anhafteten, durchschaute er sofort und ließ sich überhaupt nichts vormachen, erkannte gleich, wo nur scheinbar Neues und scheinbar Echtes lag, empfand das „Redensartliche", fontanisch gesprochen, immer und überall. Echte Begabung zog er wohl selbst zuerst ans Licht, wie er den besondern Ton Timm Krögers und später die Größe Gustav Falkes und Richard Dehmels sofort erfaßte.

Aber dieses feine Unterscheidungsvermögen, das ihn bei Friedrich um die Stelle eines „Generalschnüffelmeisters" bitten ließ, hinderte Liliencron nicht, sich immer wieder, etwa auch in der Besprechung der „Modernen Stoffe" von John Henry Mackay, zu den Jungen zu bekennen, sofern sie mit der abgedroschenen Tagesware aufräumen wollten und aufräumten.

Er tat es aus dem Zwang seiner Natur, aus dem jugendlichen Gefühl seines gereiften Herzens, aus der, auch durch das Studium von Literaturgeschichten (wie der von Franz Hirsch) gewonnenen geschichtlichen Überzeugung heraus. Er nahm klar und mutig Stellung, nicht gewillt, den gewählten Posten zu verlassen — wie einst im wirklichen Gefecht. Das schuf ihm begeisterte Bewunderer, brachte ihm jene Zurufe von allen Seiten aus dem Lager der Jungen ins einsame Haus — es schuf ihm auch viele Gegner und schadete seiner eignen Wirkung auf sein Volk unermeßlich. Seine Gedichte verlegte der eigentlich „revolutionäre" Buchhändler der Zeit; die rasch aufschießenden Blätter der Jungen rühmten Liliencron — es war nur na-

türlich, daß die überwiegende Schar deutscher Leser nun den Dichter ebenso ablehnte wie seine jungen Genossen — hatte doch von der Bank des Bundesrats herab ein hochverdienter und sonst maßvoller, in seinen politischen Anschauungen unbefangener Staatsmann, Tonio Bödiker, selbst vor einem so wenig zerstörungssüchtigen, so gut national empfundenen Werk wie Wolfgang Kirchbachs „Kindern des Reichs" öffentlich gewarnt. Und zumal die in den Großstädten maßgebende Presse der bürgerlichen Linken verfolgte die neue Richtung mit Hohn und Spott, während auf der Rechten eine stärkere Bemühung zu objektivem Bewerten vorhanden war. Von Berlin her ertönte die seichte Witzelei Oskar Blumenthals. In Hamburg empfahl der Kritiker des freisinnigen Fremdenblattes Arnold (Liliencron fügte stets hinzu: Aaron) Weiße aus Ungarn dem Grafen Leo Tolstoi, dessen Werk nun in Deutschland durchzudringen begann, seinem Namen ein zweites L einzufügen, und veralberte Gerhart Hauptmanns „Einsame Menschen". Der Gedanke, Verse aus den „Adjutantenritten", Erzählungen aus der „Sommerschlacht" in Schullesebücher aufzunehmen, wo sie heute niemals mehr fehlen dürfen, wäre jenen Jahren wie ein schlechter Scherz, wenn nicht Schlimmeres, erschienen. So dauerte es länger als ein Jahrzehnt, bis die tausend Drucke der „Adjutantenritte" vergriffen waren, noch im zehnten Jahr war mehr als ein Viertel der Bände unverkauft. Von „Unter flatternden Fahnen" setzte der Verlag, obschon ihm zwei eigne Zeitschriften für seine Anzeigen zur Verfügung standen, im Durchschnitt etwa 170 Stück im Jahre ab. Bei diesen Mißerfolgen war es Friedrich, der ohnehin große Lasten trug, kaum zu verdenken, wenn er Liliencron gegenüber, der noch dazu häufig Vorschüsse in Anspruch nehmen mußte, mit dem Entgelt knauserte. Für die „Merowinger" empfing der Dichter hundert Mark, für die „Sommerschlacht" beim Erscheinen gar nichts, für die späteren Prosawerke fünfundzwanzig Mark für den Druckbogen — und diese Beträge waren bei ihrer Fälligkeit gewöhnlich durch die aufgesummten Vorausbezahlungen verschlungen. Und so beanspruchte Liliencron auch für den zweiten Gedichtband, über den er im Jahre 1888 mit Friedrich verhandelte, kein Geld beim Erscheinen. Schon im August kam er mit dem Plan, zu Weihnachten oder zum Frühjahr das Buch herauszubringen — Friedrich riet ab und bat um Verschiebung, wünschte auch eine vorherige Durchsicht durch Heiberg, was Liliencron bestimmt und mit berechtigtem Selbstbewußtsein ablehnte. Am 4. Januar 1889 sandte er dann die Handschrift für den Band ein und setzte über Druck, Größe und Korrektur, die er stets mit Entzücken las, ge-

naue Bedingungen fest — „Es ist das beste Buch, das ich ‚liefere'."
Am 24. Januar kamen die ersten Fahnen. Noch während des Lesens
holte sich Liliencron eifrig sprachlichen Rat bei Daniel Sanders, Rein-
hold Fuchs und Xantippus (Franz Sandvoß), und am 20. April 1889
hielt er das neue Buch, mit Recht erfreut über die schöne Ausstattung
des großgeschnittenen Bandes, in Händen — er war Theodor Gänge
in Kiel gewidmet, dem schon die „Adjutantenritte" zugedacht waren
und dessen manchmal fein spöttisches Urteil Liliencron in einem lau-
nigen Vorspruch übertreibend herbeiwünschte. Die Aufschrift hieß
einfach „Gedichte".

In straffen Abteilungen hat hier Liliencron seine Verse zusam-
mengefaßt, bei der Auswahl war er bis zu seinen Anfängen zurück-
gegangen, bis zu Gedichten aus dem ersten Jahr nach seiner Rückkehr
aus Amerika. Wie die „Adjutantenritte" mit soldatischen Klängen
schlossen, beginnen die „Gedichte" mit ihnen. „Mit Trommeln und
Pfeifen" erschallt der beherrschende Ton vergangener Zeit. Und in
einem rasch vorbeirauschenden, im Tonfall an Lenaus Postillon-Gedicht
erinnernden „Rückblick" zieht mit dem Gedächtnis eines Schlachten-
tags das Leben selbst vorbei:

Kinderland, du Zauberland.
Haus und Hof und Hecken.
Hinter blauer Wälderwand
Spielt die Welt Verstecken.

Mitten ins Weiterdenken hinter geschlossenen Lidern schallt der Be-
fehl zum Aufsitzen:

Zügel fest, Fanfarenruf,
Donnernd schwappt der Rasen,
Bald sind wir mit flüchtigem Huf
An den Feind geblasen.

Jetzt in drei Strophen das denkbar schärfste Bild eines kriegerischen
Zusammenrennens:

Anprall, Fluch und Stoß und Hieb,
Kann den Arm nicht sparen,
Wo mir Helm und Handschuh blieb,
Hab ich nicht erfahren.

Sattelleere, Sturz und Staub,
Klingenkreuz und Scharten.
Trunken schwenkt die Faust den Raub
Flatternder Standarten.

Täuschend gleicht des Feindes Flucht
Tollgehetzten Hammeln.
Freudig ruft in Wald und Schlucht
Mein Signal zum Sammeln.

Ruhe am Beiwachtfeuer nach dem Kampf — Rückkehr zu den Gedanken des Morgens und aus dem Erlebnis dann das knappe Ergebnis:

Schwamm ich viele Jahre lang
Steuerlos im Leben,
Hat mir heut der scharfe Gang
Wink und Ziel gegeben.

Ein drittes Gedicht führt von dem jungen Soldaten zu dem alten Obersten, gibt die Schlacht zuerst aus dem vollen Mitleben und dann aus der trüben Erinnerung erzwungener Ruhe heraus. Unbekümmert werden in dieser Dichtung „Der Zapfenstreich" des Kampfes Glut und Graus gemalt; die Verse waren schon 1880 in Borby entstanden und unter der Aufschrift „Der Oberst" einem Sonderdruck einverleibt worden.

Bald schallt des Todes Lustgekreisch,
Granaten reißen Fleisch aus Fleisch,
Wie Galgenraben hacken.

Man fühlt die Bewegungen des vorwärtsstrebenden Gauls und des Mannes auf ihm in dem knappen Jambenrhythmus:

Der Oberst vorne, goldbelitzt,
Beschmutzt der Kragen, blutbespritzt,
Er will den Sieg erklettern.
Schon hat die Kugel ihn geritzt,
Der Degen blinkt, der Degen blitzt,
Der Huf gräbt Schädellettern.

Noch viermal wird, um die Einheit der rasch vorbeifliegenden Geschehnisse zu unterstreichen, derselbe spitze Reim benutzt:

> Da kam der Pfeil, für ihn geschnitzt,
> Der Pfeil war fein und scharf gespitzt,
> Er stürzt im Vorwärtsfeste.
> Und über ihm, wie Garn verfitzt,
> Türmt Rad und Roß sich, glutdurchblitzt,
> Ein Schlangenknäul im Neste.

In diesen beiden Strophen ist alles für das Auge bestimmt. Wir sehn mitbebend, mitstürmend Schlacht und Wunden. Jetzt wird unser Ohr in Anspruch genommen, und nach dem harten, achtmaligen Reim mit dem herrschenden i, mit dem zischenden tz läßt Liliencron den gleichen Selbstlaut mit andern Mitlauten lind zu uns dringen:

> Zehn Jahre, die verflossen sind,
> Durch viele Blätter lief der Wind,
> Die Sarg und Brautkranz schmücken.
> Der Oberst welkt im Gärtchen still,
> Wo blieb der glänzende Achill,
> Statt Schwert und Schild die Krücken.

In weißer Vollmondnacht sitzt der alte Held im Garten, da hört er Musik, zuerst nur Klingling und Paukenschläge, dann aber immer näher: Takttrommelschlag und näher: Takttrommelschlag und Schlachtgeleit. Das Bataillon des Städtchens bringt ihm einen Zapfenstreich; aber: Erinnerungen drücken. Und da alles wieder still ist, entführen Walküren den alten Soldaten.

Immer kehrt das Gedenken an die Schlacht und an den Marsch im Schritt und Tritt wieder, wenn Unter den Linden zu Berlin ein Rauch mitten im Straßenlärm emporsteigt und an die Feldwache in kalter Winternacht, an den Tod eines Kameraden auf weißem Schnee mahnt, bis, zum Abschluß dieser Soldatenverse, heiter und hell die Musik einhermarschiert und der tiefmusikalische Dichter jedem Musikgerät den besondern Ton ablauscht und, goldener Laune voll, den Hauptmann, die Leutnants, die Grenadiere, die zuguckenden Mädchen abmalt.

Mit Zithern und Zymbeln geht Liliencron im zweiten Teil des Buches daher, seine Liebeslyrik ist reif, farbig, strömenden Lebens voll geworden. In der Pinasse, wie einst vor Pellworm, wiegt er sich auf dem Meere.

Letztes Ufer im Verblassen,
Hoch am Maste der Pinassen
Wimpelt die Verschwiegenheit.

Das war schon in den „Adjutantenritten“ gesungen worden; nun aber kommt die Bö, und nach dem ruhesamen Versmaß des ersten Gedichts geht es jetzt in raschen Anapästen, fast ohne jedes verbindende „und“, knapper Satz neben knappem Satz, einher:

An den Mast, an den Mast, und das Segel gerefft,
Aus dem Gurt in die Faust fest das Messer am Heft.
Keine Zeit, keine Zeit mehr, zerschneide das Tau,
Laß es flattern und wüten zu Wolken und Blau.
Ich halte das Ruder.

Mit aller Anstrengung wird das Segel festgebunden und, eisern am Steuer sitzend, führt der Liebende das Schiff mit dem geliebten Mädchen durch die Flut.

In geöffnete Rachen, wir stürzen zu Tal,
An den Himmel gespritzt aus dem Riesenpokal.
Rasch erfasse die Sonn oder hasch einen Stern,
Wir versinken schon wieder in tieftiefe Fern.
Ich halte das Ruder.

Schwarzgrüner Lurch, wollen zwei gewaltige, aufspringende Wogen das Schiff zerbrechen, aber es geht noch einmal hindurch, und anschaulich wird die zersprengte Welle gemalt:

Tausend quirlende Blasen, zerschäumender Schnee,
Sich entleerende Sintflut, begießt uns die See,
Und sie zieht uns hinab — da gewahr ich das Land,
Durch die strudelnde Strömung den rettenden Strand.
Ich halte das Ruder.

Ein Liebesidyll unter Goldregen und Syringen, den immer wiederkehrenden Spätfrühlingsblumen Holsteins, wird in seligster Nachempfindung gemalt und dem früchtereichen Frühherbst die Liebeserfüllung abgewonnen.

Wie die Kirsche immer röter,
Wie die Birne gelber schwillt,
Wie das Korn dem Aehrentöter
Dankbar seinen Tod vergilt.
Alles, alles treibt zur Reife,
Aus der Schale bricht der Kern,
Rosenpracht, wohin ich schweife,
Alles glüht im Venusstern.

Unter dem Gewitter wird,

Wo die roten Kühe grasen,
Wo die bunten Blumen blühn,
Wo die kleinen Vögel singen,
Zwischen Hecken, zwischen Wiesen,
Zwischen Dorn und grünem Gras

in der Hütte an der Weide ein frisches Liebesabenteuer gepflückt. Und festlich erhebt sich die Liebesweise über Tod und Entsagung hinaus in einem unvergleichlich heiter-musikalischen Gedicht, der „Festnacht":

Schleifende Schleppen und schurrende Schuhe,
Wie sie auf spiegelnder Glätte sich drehn,
Flatternder Schnurrbart und fliegende Schöße,
Wie sie vorüber den Ballmüttern wehn.
Unter kristallenen Kronen und Kerzen
Schlagen die Schläfen und hämmern die Herzen,
Schimmert der Nacken Geleucht im Gewirre,
Funkelt der Steine Geflacker, Geflirre.
Hinter den Tanzenden her wie die Häscher,
Leicht wie die Falter, die Rosentaunäscher,
Folgen verkappt Amoretten dem Flor.
Hörner und Harfen und Flöten und Geigen
Fachen die Flammen im lodernden Reigen
Höher empor.

Wir brauchen es nach diesen lebensprühenden Daktylen nicht erst ausdrücklich zu erfahren, daß hier ein Walzer getanzt wird, wie ihn Liliencron als Leutnant und noch viel später gern und unermüdlich schleifte. Und in dem seligen Genuß des Tanzes knüpft sich rasch ein Liebesband,

nicht zu gieriger Umschlingung, sondern zu sehnsüchtigem, reinem Ausklang mitten in der Natur, fern dem Staub und der Hitze des Festorts. Wir sind eben noch selbst ganz erfüllt von dem jachternden, mitreißenden Ton der Hörner und Harfen und Flöten und Geigen, der jauchzend anreizenden Musik; nun treten wir aus der Fülle in die einsame Ruhe der Natur.

Wir wandern durch die stumme Nacht,
Der Tamtam ist verklungen,
Du schmiegst an meine Brust dich an,
Ich halte dich umschlungen.

Und wo die dunklen Ypern stehn,
Ernst wie ein schwarz Gerüste,
Da fand ich deinen kleinen Mund,
Die rote Perlenküste.

Und langsam sind wir weiter dann,
Weiß ichs, wohin gegangen.
Ein hellblau Band im Morgen hing,
Der Tag hat angefangen.

Um Ostern wars, der Frühling will
Den letzten Frost entthronen.
Du pflücktest einen Kranz für mich
Von weißen Anemonen.

Den legtest du mir um die Stirn,
Die Sonne kam gezogen
Und hat dir blendend um dein Haupt
Ein Diadem gebogen.

Du lehntest dich auf meinen Arm,
Wir träumten ohn Ermessen.
Die Menschen all im Lärm der Welt,
Die hatten wir vergessen.

Dem Liebesreichtum folgen Schmerz und Glück „Aus der Zunft". „O wär es doch" tönt es aus letzten Tiefen empor. Jagd hinter dem Keiler, Gefecht auf dem Raubschiff der Korsaren, vor allem scharfes

Reiten auf nassem Pferd, fürs Vaterland zu siegen — danach sehnt sich das Herz.

> O wär es doch! Denn den Philisterseelen,
> Den kleinen, engen, bin ich satt zu singen.
> Zum Himmel steuert jubelnd auf die Lerche,
> Den Dichter mag die tiefste Gruft verschlingen.
> O wär es doch!

Tiefe Bitterkeit spricht aus dem Gedicht „Das Wundertier", aus dem „Dichterlos in Kamschatka", wo der vom Publikum und vom Kritikus Gemißhandelte, der Clown im Vaterlande auf den Nachruhm verwiesen wird, aus den Versen „Auf den Tod eines im Elend untergegangenen deutschen Dichters", bei denen Liliencron wohl an den unseligen Albert Lindner dachte, dessen jammervolles Ende ihn tief bewegte. Aber auch hier darf nicht nur geklagt werden, auch hier ringt sich in den schönsten Versen das echte Lebensgefühl durch, das, seiner Bestimmung gewiß, schafft und schafft. Die tote See wird als Symbol gewonnen. Das Meer ist vom Sturm umgewühlt und am nächsten Tage ist alles ruhig geworden, es bebt nur noch im Wasser;

> Der Schiffer nennt den Schwall seit alter Zeit
> Die tote See.
>
> Ist dir, Poet, in Leidenschaft das Herz
> Noch übervoll,
> In Lust und Leid, in Liebe, Schmach und Schmerz,
> Es macht dich toll.
>
> Allmählich doch verzehrt sich Wut und Glut,
> — Noch zitterst du —
> Verwandelt sich das aufgeregte Blut
> In Rast und Ruh.
>
> Dann wirst du wohl ein stiller Gärtner sein,
> Der Rosen bricht,
> Und all die Kränze, all die Kränze dein
> Sind ein Gedicht.

Aus den vielen Sizilianen, die Liliencron im Lauf der Jahre, immer wieder dieser Form ergeben, geschaffen hatte, gab er eine kleine

Auswahl und zeigte in zwei dieser scheinbar starr gebauten Strophen, wie die Gegensätze von Ruhe und Sturm durch ihn doch auch in diese regelmäßige Form gebannt wurden. Zuerst der Fühler:

> Weit der Schwadron war ich vorausgeritten,
> Und hielt im Nebel, horchend, auf dem Hügel.
> Kommandoruf, vom Winde abgeschnitten,
> Verworren klang Geklirr von Roß und Bügel ...
> Da brach ein Reiher, nah, aus Nebelsmitten,
> Und nahm den Schleier auf die breiten Flügel:
> Sonnübersponnen, unten tief, durchschritten
> Die Furt Husaren, Zügel hinter Zügel.

Und dann nach der Beobachtung die Tat:

> Den Gaul herum, die Seligkeit vergessen,
> Schieß ich zurück, mein Schatten ist betrogen,
> „Fertig zum Aufsitzen" und „Auf—gesessen",
> Dann fort, und von der Erde aufgesogen,
> Vorsichtig, still, in richtigem Ermessen,
> Schlau wie die Rothaut zieht im Gräserwogen.
> Halt ... Säbelwink ... Der Eisensporn dem Blessen,
> Und in den Feind sind wir hineingeflogen.

In bunterer Folge gab Liliencron dann Gedichte „verschiedenen Inhalts". Die Ballade von „Wiebke Pogwisch" ertönt, nicht ein handlungsvolles Schlachtengedicht, sondern der Nachklang einer großen Tat, das Begräbnis des Vaters mit den acht Söhnen vor der hohen Frau, die nicht trauern will, weil sie in adeliger Pflicht gestorben sind. Süßer Vogelsang klingt über die Gruft. In breitmalenden Versen, durchdrungen vom Glockenton des Doms, wird Kaiser Wilhelms letzter Auszug aus seinem Palast dargestellt, das schönste Gedicht jener Schicksalstage neben Fontanes „Letzter Fahrt" Kaiser Friedrichs.

> Ein dunkler Sarg, so tränenschwer,
> Ein Troß von Königen hinterher.
> Wie die Wolken erschrocken hasten,
> Der Wind packt: Halt, halt! des Bahrtuchs Quasten.
> Doch durch das bewegte Lüfteleben
> Seh ich wohl hundert Adler schweben
> Mit wundervoll ruhigem Flügelschlag,
> So stolzes Geleit wie am Siegestag.

Den alten Soldaten aber drängt es ungestüm noch einmal an den Katafalk. Unter dem Dämmer der Fackeln zwischen Lorbeer und Palmen steigt ihm das Bild des französischen Blachfeldes auf:

Mit ihm, mit ihm hab ichs durchgelebt.

Unbändiges Freiheitsgefühl schlägt aus dem „Cincinnatus" empor, Haß gegen des Dienstes Fesseln und Druck, Absage an Ehrgeiz und Würden und Amt, aber auch das selbstverständliche Bekenntnis zum Vaterlande, dem der freie Mann auch in der Feldschlacht dienen will, bis dann der Friede wieder einzieht.

Dann stemm ich die Spitze von meinem Schwert
Fest auf den häuslichen Feuerherd,
Umfasse den Griff mit der einen Hand,
Und trockne das Blut von Rill und Rand,
Und schleif es, gewärtig zu jedem Tanz,
Doch heute bedeckt es ein Eichenkranz.
Meinen Jungen im Arm, in der Faust den Pflug,
Und ein fröhlich Herz, und das ist genug,
Frei will ich sein!

Am tiefsten vielleicht in Schmerz und Glück dieses Dichterlebens führt die Dichtung „Das Herz". Sie stammt schon aus dem Jahre 1879, aus der Zeit der jungen Ehe, und hieß damals „Dithyrambisch".

Dem Pflaster gleich, auf dem seit langen Jahren
Die Menschen ziehn in ungezählten Scharen,
Wo Rad und Hufe ihre Spuren graben —
Bist du mein unverwüstlich Herz.

Dann ging es weiter, in Erinnerung an das von jeher geliebte Bild der Merowingerin Brunhilde:

Brunhilden gleich, geschleift von grauen Strähnen,
Die eingeflochten in des Rosses Mähnen,
Im Staub verfolgt von giergequälten Raben,
Bist du mein arg zerstücktes Herz.

Und dennoch jung und dennoch stille Quellen,
Und dennoch je wie frohe Narrenschellen,
Zum Spielen aufgelegt wie muntre Knaben —
Bist du mein unbegreiflich Herz.

Immer wieder hat Liliencron an diesem ihm unendlich lieben Gedicht gefeilt und ihm schließlich am 17. Juni 1886 in Kellinghusen die letzte Form gegeben, die es im Buche trägt:

Das Pflaster täuschend, das seit langen Zeiten
Die Menschen unablässig überschreiten,
Wo Rad und Hufe tiefe Spuren graben,
Bist du mein vielgefurchtes Herz.

Aufjauchzend, sterngestreift, in Hochgedanken,
Jähnieder, erdgeschleift, in Dorn und Ranken,
Verfolgt, zerhackt von giergequälten Raben,
Bist du mein aufgewühltes Herz.

Und alle Freuden sind wie Rauch verflogen,
Verwelkt, verschwunden wie der Regenbogen,
Kein Ladenhüter blieb zurück der Gaben,
Bist du mein ausverkauftes Herz.

Und dennoch jung und dennoch stille Quellen,
Und dennoch je wie frohe Narrenschellen,
Zu Spielen aufgelegt wie muntre Knaben,
Bist du mein unbegreiflich Herz.

Neben einem reizenden Gedicht voll behaglichen Humors, in dem sich der Dichter statt der an der Kasse geholten drei Mark und acht den Besitz des großen Geldschranks träumt und dann ernüchtert wird, stehn prunkvolle Alexandriner, in denen im Zeichen des Todes Rückschau gehalten wird auf Freudenstunden, zumal in Schlacht und Jagd und Liebesnacht, und wo zum Schluß, da der Tod mit Eisenarmen zufaßt, die Frage ertönt: wem bin ich denn willkommen?

In neun aufeinanderfolgenden Gedichten huldigte Liliencron geliebten Genossen seiner Einsamkeit; er schrieb die Verse hin, die er dem toten Theodor Storm dankerfüllt gewidmet hatte, er rühmte den Sieg Gottfried Kellers und Arnold Böcklins (beide Gedichte hatte zuerst

der „Kunstwart“ gebracht), und er prägte für Conrad Ferdinand Meyer mit genialer Sicherheit das bezeichnende Bild:

Ein goldner Helm in wundervoller Arbeit —
In einer Waffenhalle fand ich ihn
Als höchste Zier.

Und immer liegt der Helm mir in Gedanken,
Des Meisters muß ich denken, der ihn schuf —
Bin ich bei dir.

Auch da bewährte er sein kritisches Stilgefühl, das mit der Herzenshöflichkeit nichts gemein hat, in der Liliencron, zumal später, jungen, beifallsbedürftigen Dichtern gelegentlich ein gar zu kräftiges: „Dichten Sie nur ruhig weiter, mein Poet!“ zurief.

Wie er Heinrich von Kleist in einem knappen Aufsatz darzustellen versucht hatte, so beschwor Liliencron ihn in einem liebevollen Sehnsuchtsgedicht auf die deutsche Erde herab.

Du Herrlicher!
Nur einen Sommertag,
Nur einen hellen Sommertag hindurch
Verlasse deines Himmels goldnen Saal
Und weil als hoher Gast in unsrer Mitte.

Er wollte Kleist sehen lassen, daß das Leben jetzt anders sei als in dem dumpfen Druck der napoleonischen Zeit, wollte ihm das einige Deutschland und — wie bezeichnend ist das — Bismarck zeigen:

Tritt wo
Sein Fuß, das ist ein Gruß: es schallt die Welt.

Von Gewinden und Ehrenbogen überkrönt dachte er sich die Straßen, die der Herabgestiegene durchschreiten sollte. Aber Kleist zögert.

Wie . . . Lieber . . .
Die Hände hast du übers Herz geschlagen,
Das einst die kleine graue Kugel traf.
Und nun . . . die Rechte nimmst du von der Brust
Und zeigst, abwehrend, ihre Innenfläche
Und wendest langsam dich von uns . . .

Was solls? . . .
Ah, nun erkenn ich deine Schmerzgebärde:
Du möchtest nicht zum zweitenmal verhungern.

In einem Distichon beklagte Liliencron, daß das deutsche Volk Mörike nicht kenne, er schickte M. G. Conrad, dem Führer der Jungen, einen frischen Zuruf und sandte vom finstern Strande dem Bayern Heinrich von Reder (1824—1909) Grüße hinüber, in dessen Bauernkriegsgedichten und lyrischen Schlachtenbildern er einen verwandten Ton empfinden mochte. Dann aber — auch das ist bezeichnend — führt in einem letzten Gedicht des Abschnitts Liliencron von Büchern und Gedichten weg in seine Natur zurück. Wie er vordem den Walzertakt und den Wellenrhythmus des geschaukelten Bootes eingefangen hatte, ließ er nun seine Verse im wohligen Trab eines Nachtrittes einhergehn.

Es sät der Huf, der Sattel knarrt,
Der Bügel jankt, es wippt mein Bart
Im immer gleichen Trabe.

— — — — — — — — — —

Der sammetweichen Sommernacht
Violenduft und Blütenpracht
Begleiten mich im Trabe.

— — — — — — — — — —

Und wohlig weg im gleichen Maß,
Daß ich die ganze Welt vergaß
Im Trabe, Trabe, Trabe.

Und immer fort, der Fackel zu,
Dem Torfahrtlicht der ewigen Ruh,
Im Trabe, Trabe, Trabe.

Wie die Siziliane, so meistert Liliencron die Ottave. Das Erlebnis mit Friedrich und Heiberg bei Pfordte tritt hier aus dem A-B-C-Buch in den Druck. Und aus der Abgeschlossenheit des äußern Lebens und dem fruchtbaren Alleinsein unter Gottes Himmel rundet sich das Gedicht „Einsamkeit und Manneskampf".

O Einsamkeit, violenblaue Blume,
Wie blühst du sammten, aller Welt so weit.

Wie die Not immer wieder zur Tugend ward, wie ihm das Fernsein von allen literarischen Kämpfen doch auch den reinen Spiegel seiner Begabung unangehaucht ließ, so rühmt der Dichter nun den köstlichen Genuß der Stille „auf dem Eiland der Abgeschlossenheit" — bis dann der Augenblick kommt, da einmal aus der Einsamkeit die Kralle des Wahnsinns sich herausreckt. Zum Kampf soll es dann gehn, denn das ist Menschenlos; nur soll irgendwo ein einsames Haus bereit sein, in das der Streiter nach dem Siege sich zurückzieht, wo ein liebes Weib mit zärtlich heißem Dank ihn umfängt. Und so: Kampf und Ruhe, heiße Arbeit im Getümmel und selige Rast zwischen den eignen Wänden bis zum Ende, bis die violenblaue Blume Einsamkeit den Erdenkrieger befreit,

> Und hab genug im Lebensbuch gelesen:
> E i n Tag, kein Glück, viel Leid, und bin gewesen.

Derselbe Gedanke: Kampf, wo es nottut, und stillste Ruhe am häuslichen Herd, am eignen Pflug, wie er durch den „Cincinnatus" und durch dieses Gedicht tönt, kommt immer wieder auch in den „willkürlich betonten" letzten Gedichten des Bandes zum Ausdruck. Unter der „vielarmausstreckenden, kronenbreiten, uralten Buche" lebt die Freude am eignen Besitz, bis dem aus der Ferne an der Spitze seiner Husaren herangezogenen „deutschen Großkronenträger" das Gelübde geleistet wird, wenn es sein muß, mitzuziehen mit jauchzender Seele „für dein Herkulesgeschlecht, für unser Vaterland." Am 17. Juni 1888, zwei Tage nach dem Tod „des edelsten aller Menschen, Kaiser Friedrichs", war dies Gedicht entstanden. „Es erregte mich der Gedanke, einen so jungen Nachfolger im Reich, ‚im Reiherfederschmuck', uns im Kriege mit deutschem Kaisermut voranstürmen zu sehen . Zugleich — ja, das zu erklären wird mir schwer; vielleicht: jener köstliche Gedanke, ein freier, ohne mit Geldsorgen behaftet, Gutsbesitzer zu sein; mein Ideal: Cincinnatus — kam mir dann das Bild, Unter der Buche!" Übers Knicktor gelehnt, schaut der Dichter, den Stock in den Händen, ein andermal in die bunte Sommerwelt. Wieder hört er von ferne Soldatenmusik und sieht „über den spielenden Halmspitzen blitzende Helmspitzen," schaut über den aufgepflanzten Seitengewehren die Siegesgöttin schweben und hinter ihr den Frieden, dessen Triumph aber nicht von ewiger Dauer ist. In reizvollen freien Rhythmen wird der Goethe der römischen Elegien angerufen, der „Prachtkerl," der des Hexameters Maß leise mit fingernder Hand der Liebsten auf den

Rücken gezählt hat und dafür von den Philistern, den Allerwelts-schwätzern, verdammt ward.

Einst, du Hoher,
Fingerte ich Verse wie du.
Himmlisch war es.
Gaukelnd von Holdchen zu Holdchen,
— Abwechslung verdumpft das Herz nicht —
Hatt ich sie alle so gern.
Freilich, der Philister schaudert
Bei diesen Worten;
Annehmbarer schon klingt es der biedern Seele,
Zahmer, harmloser, erlaubt:
Ein ander Städtchen, ein ander Mädchen.
Damals dacht ich nicht an dich,
Du treues Roggenfeld.
Rosen wand ich
Der Liebsten ins Haar;
Mit Spangen und Ringen
Schmückt ich ihr Arm und Hände.
Heute steh ich ernst am Knicktor,
Zusammengerafft,
Klarer, denkender,
Der gefüllten Ähre
Unvergleichliche Wichtigkeit erkennend.

Dies gefaßte Bewußtsein des gereiften Menschen spricht noch deutlicher aus jenem von Menschenliebe randvollen „An Wen“ und aus dem „Notturno“; dies Gedicht stellt die Einsamkeit des nächtlichen Landes gegen den rohen Lärm eines Singspielhauses. Weit geht die Wanderung durch die Nacht über Weiden, durch Wald und Bruch, bis ein Bild auftaucht (das in Prosa gegeben wird). Der Haß gegen den Bourgeois, wie ihn auch der alte Fontane hatte, gegen den satten Pächter der Öffentlichkeit, nicht gegen den Bürger, flammt auf, und der Dichter sieht sich selbst im Sande liegen, eine Riesengestalt mit schwarzer Rüstung über sich, und wie einst der römische Cäsar durch das Senken des Daumens den Tod verhing, so zeigt das ganze Volk mit den Fingern nach unten: Er soll sterben, er soll sterben. „Ein ungeheurer Vogel fliegt dicht unter den Sternen hin und verdunkelt sie. Seine Flügel reichen von Sonnenaufgang nach Sonnenuntergang“ — es ist der Totenvogel, der Liliencron so wohl bekannt war.

Dann aber fährt der aus dem Traum empor. Und in der Morgendämmerung erquickt ihn das eisige Wasser des kleinen Flusses, die ersten Sonnenstrahlen umglitzern den nassen Arm. Stimmung und Erlebnis der Nacht haben den Mann neu gestählt.

Auf meiner Schlachtfahne
Soll in leuchtender Schrift
Das edelste Wort glänzen:
Selbstzucht:

— Das Wort, das Wermut säet und Rosen erntet; das Wort, das die ausgestreckten, heißverlangenden Arme langsam sinken läßt: es muß sein, willst du dich vor dir selbst achten; das Wort, das die Stirn mit Schweiß bedeckt und sie trocknet wie ein kühlender Seewind am Julitag; das Wort, das uns nach härtesten Kämpfen in einen sturmstummen, warmsonnigen, felderbeglänzten, einsamen Herbstnachmittag stellt. —

Und um das gewaltige Wort
Stick ich den Stachelkranz:
Tod aller Weichlichkeit.
Über mich aber komme die Kraft
Gottes,
Den ich suche,
Seit ich denken kann.

So schloß diese Verse (es folgen nur noch ein paar belanglose Skizzen) das ehrfürchtige Bekenntnis dessen, der den mütterlichen Glauben verloren hatte und sich, nach dem Wortschatz der Menge, einen „Atheisten" nannte. Ein Gottsucher sprach nicht nur aus diesem Wort, er sprach aus dem tapfern Menschentum all dieser Verse, deren geläuterte äußere Reinheit ebensoweit noch über die „Adjutantenritte" hinausging wie ihr geistiger und seelischer Gehalt. Alles Gedämpfte erscheint noch feiner und alles Frische noch ebenso frisch; das Wort gehorcht dem Dichter noch rascher und sicherer, er findet immer wieder die letzte Bezeichnung, und aus der vollen Garbe fällt fast nichts leer zu Boden. Schon den „Adjutantenritten" konnten sich wenige Erstlinge der deutschen Lyrik vergleichen, sie übertrafen selbst Lenaus berühmte erste Sammlung, von den durch tausendfachen Zuruf begrüßten Probebänden Heines, Freiligraths, Geibels ganz zu schweigen. Nun hatte Liliencron ein Buch gegeben, das jenes hinter sich ließ, eine

Sammlung von so schwerer Fülle, wie sie keiner der Mitlebenden sein eigen nennen durfte. Kein Wunder, wenn er im Rückblick der nächsten Jahre wohl hätte sprechen mögen wie Hauptmanns Florian Geyer: „Dank bei den Deutschen ist nit zu erjagen." Er mußte schon froh sein, wenn dann und wann ein Zuruf kam und in sechs Jahren ganze 670 Exemplare verkauft wurden. Diese Kunst war gar nicht dazu angetan, nur eine kleine „Gemeinde" um sich zu sammeln, wie es Liliencron einigen seiner Lieblinge nachrühmte. In ihr war das ganze deutsche Leben, wiedergegeben von einem, der es einst jung und todesmutig mitgelebt hatte und seinen Hall auch in der Einsamkeit Kellinghusens wohl vernahm. In ihr war endlich nach langen, müden Jahren voll Katzengold und Scheinkunst deutsche Kraft zusammengeschossen zu einer großen Leistung, deren eignen Ton nicht mehr überhören konnte, wer ihn erst einmal aufnahm.

20.

# München.

Liliencron ging das Herz auf, als er die bayrische Hauptstadt betrat; in Kellinghusen war er der schuldenbehaftete Kirchspielsvogt außer Dienst, von dessen Dichtungen man sich kopfschüttelnd erzählte, ohne daß die Bürger — von ganz wenigen Ausnahmen abgesehn — sie kannten. In München empfing ihn am 2. Februar 1890 schon auf dem Bahnhof der herzliche Zuruf der Verehrer. Er verblüffte sie freilich, indem er zunächst auf den hochragenden Oberst Heinrich von Reder zutrat, den Hut abriß, sich mit geschlossenen Absätzen verbeugte und meldete: „Gestatten, Herr Oberst, Hauptmann Baron Liliencron." Reder wehrte im schönsten Bayrisch ab: „Machens keinen Unsinn. Sie sind der Liliencron, und ich bin der Reder. Wir sind hier nicht in Preußen." Aber Liliencron gab noch lange von der Form nichts auf, auch darin Goethes Autoritätsgefühl verwandt, das diesen von zwei deutschen Kleinfürsten als „freundlichen gnädigen Herren" sprechen ließ. In Liliencrons Briefen an Emil zu Schoenaich-Carolath etwa kam, durchaus nicht zur Freude des Empfängers, der eigentliche Inhalt über gehäuften Formalien schwer zu Wort, und als Liliencron einmal mit einem von ihm sehr geschätzten Dichter zusammentraf, der zugleich ein hohes Amt bekleidete, brachte er den jüngeren Mann durch fortwährende Anrede mit dem Titel und in der dritten Person in leichte Verlegenheit.

Zum erstenmal bewegte sich Liliencron wieder in einer großen Stadt, zum erstenmal wieder konnte er große Kunst auf sich wirken lassen. Hier gab es Theater und Konzerte, hier zuerst sah er ein Hebbelsches Drama, die „Maria Magdalena", er hörte zum erstenmal, im Gärtnerplatz-Theater, ein Anzengrubersches Bauernstück (nicht ohne daß freilich der Besuch infolge eines rasch angeknüpften Liebesabenteuers vorzeitig abgebrochen wurde). Die Kunst Anselm Feuerbachs ward ihm jetzt erst aus Vorlesungen bekannt, die er an der Universität hörte, und er empfand in dem herben Schicksal des großen Malers ein Gegenstück zu dem Kleists. Er genoß in der Sammlung des Grafen Schack den Anblick Böcklinscher Gemälde, trat in der Alten Pinakothek vor die Meisterwerke der alten Kunst und konnte sich endlich einmal über so vieles aussprechen, was er in Kellinghusen immer in sich verschließen mußte. Kurz: „Ich bleibe hier diesen Sommer. Es war die höchste Zeit für mich. Ich wäre verrückt geworden sonst", schrieb er, als er erst in München warm geworden war.

In dem Hause Königinstraße Nummer vier, in einem bescheidenen Zimmer bei einer Frau Hintermayr, nahm Liliencron Wohnung, ganz nah am Englischen Garten und nahe der Isar, über der im Winter zu seiner Freude ein paar Möwen flatterten. Im gleichen Hause wohnte eine Anzahl Maler, in einer benachbarten Villa Klara Ziegler, und es muß ein hübscher Anblick gewesen sein, als der untersetzte, bewegliche Dichter einmal der brunhildenhaften Schauspielerin einen entlaufenen Hund suchen half. Liliencron gegenüber stand das prächtige Haus Franz Defreggers. Rasch waren überallhin die Freunde in der Stadt erreichbar. Mit derbem Entgegenkommen hatte Michael Georg Conrad (geboren 1846) Liliencron begrüßt; der unermüdliche Streiter gab ja jetzt in München seine „Gesellschaft" heraus. Neben ihm traf Liliencron als eifrige journalistische Vorkämpfer der „Jungen" Julius Schaumberger und Georg Schaumberg. Heinrich von Reder freute sich, je länger je mehr, des Umgangs mit dem Kameraden. Dem Landsmann Wilhelm Jensen konnte der Krankenbesuch von 1887 endlich erwidert werden; es verschlug Liliencron nichts, daß Jensen jetzt in scharfem Kampf mit Liliencrons jüngeren Freunden stand. Das ganze literarische Leben Münchens war aufgewühlt wie das Berlins, und die noch dort lebenden Genossen der Königlichen Tafelrunde Maximilians standen auf dem einen, die Jungen ohne rechte Brücke auf dem andern Ufer eines trennenden Stroms. Mit Martin Greif kam Liliencron zusammen — auch Greif hatte einst das Schwert getragen — und er lernte das jungaufstrebende Malergeschlecht kennen in einem dritten Waffengenossen, Fritz von Uhde, in Gabriel Max, Hugo von Habermann, dem schleswig-holsteinischen Landsmann Momme Nissen und manchem andern. Der junge Hanns von Gumppenberg, damals eben aus dem Seminar von Michael Bernays als junger Dramatiker auf das Münchener Hoftheater gekommen, schloß sich dem jüngeren Kreis an, und der Schlesier Otto Julius Bierbaum, einundzwanzig Jahre jünger als Liliencron, vertauschte das Studium mit der Feder des Zeitungsschreibers. Er war für den ihm persönlich Unbekannten werbend eingetreten, hatte im Jahre 1888 den „lyrischen Hauptmann" in der „Gesellschaft" gewürdigt und ein Jahr später seine „Gedichte" in der Wiener Neuen Freien Presse lebhaft gepriesen, ihn als dritten großen niederdeutschen Dichter zu Hebbel und Storm gestellt. Daß Bierbaum dabei freilich „unsern langweiligen Uniformmilitarismus das poesieverlassenste aller Dinge" nannte, zeigte, wieweit Liliencron in der unbefangenen Lebenserkenntnis dieser großstädtischen Jugend überlegen war; allerdings schloß die Gegenüber-

stellung der von Bierbaum falsch geschauten Wirklichkeit mit Liliencrons militärischer Dichtung ein doppeltes Lob für Liliencron ein, der rasch mit Otto Julius Freundschaft schloß. Auch später hat der Schlesier noch oft die Feder für den „Bahnbrecher einer neuen lyrischen Kunst in Deutschland" in Bewegung gesetzt; er gab 1892 bei Wilhelm Friedrich die erste Sonderschrift über Liliencron heraus und pries in ihr feinfühlig auch den Erzähler. In einem Wochenbericht der Berliner Kunsthandlung von Amsler und Ruthardt schilderte Bierbaum etwas später (1894), wie ihm einst die „Adjutantenritte" in die Hände gefallen wären und er bei dem Gedichte

Setz in des Wagens Finsternis
Getrost den Atlasschuh —

jenen Schlag verspürt hätte, den echte Kunst immer wieder gibt. Bierbaum rühmte dann nicht nur den Dichter, dessen Verse ihm zum Erlebnis geworden waren, sondern den Menschen, hinter dessen Förmlichkeit beim ersten Begegnen auch er die vornehme Güte eines liebevollen, großempfindenden Herzens erkannte.

Die beiden größten Künstler des damaligen München lernte Liliencron freilich nicht näher kennen: eine Anknüpfung mit Paul Heyse ward nicht gesucht, obwohl Liliencron ihn ja immer wieder gegen die anmaßliche und verständnislose Kritik der Jungen in Schutz genommen hatte; Liliencron hat Heyse später in wärmsten Worten „ehrerbietig" Glückwünsche zum siebzigsten Geburtstag gesandt. Aber der Gegensatz zwischen Liliencrons nächsten Münchener Freunden und gerade dem ersten der älteren Münchener Dichter war in jenen erregten Tagen doch zu scharf. Und mit Henrik Ibsen kam es über eine flüchtige Berührung nicht hinaus; denn Liliencron stand zu Ibsen genau so wie Wilhelm Raabe: er empfand höchste Achtung gegenüber dem Norweger, aber er ward durch seine Schöpfungen nicht warm, sie schienen ihm kalt und leidenschaftslos, fast wie Theodor Fontane bei Ibsen vom „Schaffen aus der Retorte" sprach.

Mit Bierbaum tauchte Liliencron zu München in eine etwas verspätete Künstlerlust hinein; sie stand ihm im Grunde nicht so recht an, so wenig ihn der Münchener Schlapphut und die Sammetjacke kleideten — Carl Busse hat fein bemerkt, daß die älteren Münchener alle nicht wie Dichter, sondern wie Maler aussahen; das gilt auch von den jüngeren. Liliencrons eigentliche Tracht waren doch der Kellinghuser Jägerfilz und die gesteppte Jagdjoppe, wenn er nicht die Uni-

form trug. Manches verliebte Zwischenspiel in der Stadt, in Schleißheim, in Giesing, am Starnberger See ward mitgenommen und in vollen Zügen das Gebirge genossen, wo dem sinnenfreudigen Mann die bunte Tracht der Älpler besonders in die Augen fiel.

Zu der freien und freundschaftlichen Anerkennung in München selbst trat mancher erfrischende Zuruf von außerhalb: der Kurländer Freiherr Jeannot Emil von Grotthuß sprach sich in Velhagen und Klasings Monatsheften mit rückhaltloser Anerkennung für Liliencron aus, wenn er auch nach des Dichters Geschmack an seinen Versen zu stark das Militärische hervorhob. Liliencron war gegenüber diesem Urteil um so erstaunter, als er von einem ausgesprochenen positiven Christen wie Grotthuß das nicht erwartet hätte — in seltsamer Verkennung der keinem verschlossenen Größe seiner Kunst.

Mit vollen Sinnen genoß Liliencron Formen und Farben des neuen Lebens. Gern ging er an dem schönen Siegestor spazieren und gefiel sich in der Vornehmheit der von diesem Triumphbogen beherrschten Ludwigstraße, wie er überhaupt München gern eine vornehme Stadt nannte. Wohlig umfloß ihn die besondere Fröhlichkeit des Münchener Daseins nach der gequälten Enge der Heimat. Und mancher Sehnsuchtstraum erfüllte sich, als er einmal über den Brenner bis nach Verona fuhr. In dieser so ganz italienischen Stadt erhaschte er wenigstens einen Zipfel von dem Lande, dessen südliche Insel, die Wohnstatt entfernter Vorfahren, ihn unablässig lockte.

Der erste Aufenthalt in der bayrischen Hauptstadt dauerte bis in den Anfang des Aprils. Nach wenigen Wochen in Kellinghusen — eine neue Gabe der Schillerstiftung ermöglichte die Reise — konnte Liliencron zu Anfang Mai in seine alte Münchener Wohnung zurückkehren. Unterwegs war er in Hamburg einen Tag mit Otto Ernst zusammen und erfreute sich an dem Familienleben des Freundes, eigner, unerfüllter Wünsche gedenkend.

Ein bis an den Tod nachwirkendes Erlebnis war für Liliencron die Bekanntschaft mit dem Tondichter Hugo Wolf. Gerade Musik hatte er in Kellinghusen schmerzlich entbehrt und darum in München doppelt froh wieder einmal die Klänge seiner fünf „Liederkönige", Schubert, Schumann, Loewe, Franz und Brahms, genossen; als eine für ihn neue Entdeckung gesellte sich der damals noch wenig bekannte Österreicher hinzu. Ergriffen von seinen Tondichtungen, hatte Liliencron Hugo Wolf von München aus seine zwei Gedichtbände nach Unterach am Attersee gesandt, durch Conrad dazu ermutigt, und Wolf hatte ihm darauf geschrieben: „Sie selbst werden es am besten zu

beurteilen wissen, mit welch geteilten Gefühlen man Gedichte eines unbekannten Autors (verzeihen Sie meine Unbekanntschaft mit Ihren Werken) betrachtet. Wie schnell war jedoch mein Mißtrauen verschwunden, als ich in den beiden Büchern zu blättern begann. Es war mir sofort klar diesmal, ausnahmsweise, wieder einmal einem wirklichen Poeten begegnet zu sein."

Freilich konnte Wolf zu Liliencrons Dichtungen nicht das Verhältnis finden, das zu ihrer Vertonung genügt hätte; aber er fragte an, ob er nicht eine Operndichtung bekommen könnte, durchaus mit komischem Charakter, und wenn nicht anders, auf der Grundlage von Shakespeares „Sturm".

Noch im selben Jahre, 1890, kam dann Wolf nach München und trat Liliencron in seinem Zimmer mit den Worten entgegen: „Was bedeutet das Wort Rotspohn in Ihrem Gedichte ‚Auf einem Hünengrabe'?" Am selben Tage sang Wolf Liliencron, Hermann Gura, den beiden Wagner-Dirigenten Hermann Levi und Heinrich Porges und Conrad eine Anzahl seiner Lieder vor und entzückte Liliencron so, daß dieser alsbald sein Gedicht „An Hugo Wolf" heraussprudelte:

Erinnerst du dich der Tage:
Hinter dir saßen
Conrad, der Hüne, und ich.
Du sangst uns
Deine 53
Drei—und—fünfzig
Mörike-Lieder vor,
Und deine zahllosen Wunderweisen
Aus Goethe und Eichendorff.
Wie war das alles neu!
Zum Erstarren neu!
Vorn im Mörike-Heft,
Auf erster Seite,
Hattest du, Bescheidener,
Des Dichters Bild verehrend aufgestellt.
Welcher Tonsetzer tat je so?

Aber Hugo Wolf hatte ja auch nur eine kleine „Gemeinde", und so stellte sich Liliencron vor, wie Conrad den Tondichter auf den Schultern durch die Menge trug und Liliencron mit einem Fähnchen, das zur Fahne wuchs, mit drei wie trunkene Derwische tanzenden Musikern dem Zuge voranging und rief:

Platz da, Platz da, Gesindel,
Ein junger Germanenkönig kommt,
Ein König der neuen Kunst!
Platz da, Platz da, Gesindel,
Ein König kommt!
Und die Deutschen
Griffen entsetzt in ihre Taschen
Und fühlten nach den Billetten
Zu „Mamzell Nitouche".
Und sie rannten schleunig
Zu „Mamzell Nitouche".

Freilich ist es auch nach dieser, von beiden nie vergessenen Begegnung zu einer künstlerischen Gemeinarbeit nicht gekommen. Liliencrons „Pokahontas" fand nicht den Weg zu Wolfs Herzen, und der Komponist hat nicht einem Liliencronschen Lied die Weise geliehen.

Liliencron empfand bei der persönlichen Begegnung den herzbewegenden Eindruck körperlicher und geistiger Leiden, die deutlich aus Wolfs Zügen sprachen. Unermüdlich wirkte er für den einmal erkannten Genius. Als er in den Norden zurückgekehrt war, veranlaßte er die Verleger Wolfs, Hamburger Dichtern und Musikern Wolfsche Lieder einzusenden, und schrieb selbst an Hans von Bülow, um diesen für den Österreicher zu gewinnen. Bülow aber antwortete ungemein charakteristisch: „Genehmigen Sie bitte den Ausdruck meines aufrichtigen Bedauerns, in der Wertschätzung des von Ihnen genannten Wiener Lyrikers mit Euer Hochwohlgeboren nicht übereinstimmen zu können. Bei aller Anerkennung seiner reichen, zuweilen blühenden Phantasie befindet sich derselbe noch im Stadium recht vorhöfischen Dilettantismusses, was bei einem so federvorlauten Antibrahmsianer nicht wundernehmen kann." Bülow fügte, obwohl im eiligen Kofferpacken, noch den Hinweis auf die Bibelstelle Ev. Matth. 12, 31, 32 hinzu, wo die Rede von der Lästerung wider den Geist ist, die den Menschen nicht vergeben werden kann. Liliencron ließ sich nicht beirren und versuchte noch, einen stimmlich hochbegabten armen Hamburger, einen Hühnerhändler, zum Wolfsänger auszubilden — aber leider starb der junge Mensch noch vor der Bewährung seiner Kunst.

War die Tätigkeit für Wolf so recht nach Liliencrons Herzen, so mußte er sich immerhin überwinden, als er an der Begründung der „Gesellschaft für modernes Leben" teilnehmen sollte; denn Vereins-

arbeit und Hinaustreten nach außen auf die Tribüne stimmten nicht zu seinem Wesen. Hier aber galt es, der jungen Kunst, der er sich verwandt fühlte, Boden zu schaffen, und so gab er seinen Namen zu dem Aufruf, der im Dezember 1890 aus der Stammecke des Wirtshauses „Zum Parsival" an der Herrenstraße in München hinausflatterte. Die Gesellschaft stellte sich die Aufgabe, „modernen schöpferischen Geist auf allen Gebieten: soziales Leben, Literatur, Kunst und Wissenschaft" zu pflegen und zu verbreiten. Sie wollte Vortragsabende veranstalten, eine Freie Bühne errichten, Sonderausstellungen zusammenfügen und schließlich eine Zeitschrift herausgeben. Am 29. Januar 1891 fand in der „Isarlust" auf einer Insel im Strom die erste Zusammenkunft statt; den leitenden Vorstand bildeten Conrad und Liliencron, Bierbaum und Schaumberger, Gumppenberg, Schaumberg und der Bildhauer Rudolf Maison. Conrad hielt die Eröffnungsrede. Auch für München sei die Zeit gekommen, mit Energie und Klugheit der Moderne eine Pflegestätte zu bereiten; es gelte, manche Vorurteile zu besiegen, manche törichte Furcht zu zerstreuen. Die starken Leidenschaften, die rücksichtslosen Entschleierungen der neuen Kunst erfüllten den Gewohnheitsmenschen mit geheimem Grauen; darum sollten sich erst die Starken und Freimütigen vereinsmäßig zusammenfinden, „damit die Angst- und Heulmeier die Versuche mit der neuen Kunst und Literatur nicht stören." Dann sprach Bierbaum über deutsche Lyrik von heute, und ihm folgte Hanns von Gumppenberg, der „Deutsche Lyrik von gestern" parodierte und damit um so stürmischeren Widerspruch erregte, als er die drei Münchener Lingg, Heyse und Greif aufs Korn nahm. Auch eine Zeitschrift „Moderne Blätter" ward begründet, während die Freie Bühne, der die Berlinische als Muster vorschwebte, nicht zustandekam.

Diese erste Versammlung war das Vorspiel heftiger Kämpfe, deren Ausfechtung Liliencron andern überlassen durfte. Er selbst hatte in München ununterbrochen gearbeitet, obwohl er nur hatte „leben" wollen. Die fleißige Feder ruhte nicht, und was die nächsten Jahre brachten, war zum guten Teil noch auf diesem Boden gewachsen. Selbst im Angesicht der Alpen, die sich an schönen Sommertagen dem Dichter wieder erschlossen, ward geschaffen und in sonnigen Herbsttagen bei Bierbaum zu St. Heinrich am Starnberger See mancher Vers gefeilt.

Die Geldsorgen rissen bei dem geringen Ertrag der Bücher auch hier nicht ab. Aber trotzdem faßte Liliencron, als er am letzten Ja-

nuar des Jahres 1891 in den Norden zurückkehrte, die Münchener Erlebnisse in die Worte zusammen: „Ich war so glücklich." Daß er freilich nicht immer in Bayern bleiben konnte, war ihm klar. Zu fest war er durch die Erlebnisse der Kindheit und dann durch die letzten dreizehn Jahre mit seiner nordischen Heimat verbunden; „ich werde immer wieder in mein liebes Vaterland zurückkehren", schrieb er dem alten Klaus Groth. Nur nach Kellinghusen sollte ihn der Weg nicht mehr führen, und er machte zunächst in Hamburg Halt, das ihn an einem seiner häßlichsten, naßkalten Nebeltage empfing. Er war zum zweitenmal in den Stadtbezirk getreten, den er einst nach der Rückkehr aus Amerika zuerst aufgesucht hatte — er hat ihn für die Dauer nicht mehr verlassen.

21.

# Der Haidegänger.

„Sommertag und Winternacht" wollte Liliencron seinen dritten Gedichtband nennen, den er im Jahre 1890 Wilhelm Friedrich von München aus einsandte. Dann aber schlug er eine andere Aufschrift vor und nannte sein Buch „Der Haidegänger und andere Gedichte". Im September ging das Manuskript nach Leipzig, und im Spätherbst erschien das Werk, Iven Kruse zugeeignet. Es enthält neben einer Prosaskizze sechsunddreißig Gedichte, von denen der kleinere Teil im Sommer und Herbst 1889 in Kellinghusen, der weitaus größere in und bei München in den Monaten vom Februar bis Juli 1890 entstanden ist. Zum erstenmal griff Liliencron nicht auf altes Gut zurück, das zum guten Teil immer noch unerschöpft in den A-B-C-Büchern des kleinen Detlev vorlag, sondern faßte das Ergebnis eines einzigen Jahres zusammen. Er war in Kellinghusen zuletzt sehr müde gewesen. So viel und so Schönes ihm die heimatliche Landschaft gab, in die er sich so rein wie noch nie versenken durfte, so dringend hatte er doch nach einem neuen Lebenskreise, nach anderm Gespräch, nach Menschen verlangt, die den Dichter der „Adjutantenritte" und der „Gedichte" kannten, und das war ihm in München geworden. Aber wie er, hellhörig für die eigne Innenstimme, empfand, daß er für die Dauer doch in den Norden gehöre, so gab ihm München auch dichterisch nicht voll das, was er zu empfangen hoffte. Die Abspannung des letzten Jahres machte sich noch fühlbar, und das für den Mann Mitte der Vierzig neue und ihm nicht mehr ganz gemäße Leben der jungen Münchener Schriftsteller, die Unruhe des literarischen Betriebes, die leicht gepflückten Liebesabenteuer brachten zwar glückliche Stunden, aber keine innere Einheit. Das merkt man dem Bande wohl an. Schon rein äußerlich fällt auf, daß Liliencron hier nicht mehr die Vielfältigkeit der Form meistert, die er in den „Gedichten" mit immer neuem Gelingen zur Höhe geführt hatte. Der etwas mühsam behandelte sechsfüßige Trochäus, der alte deutsche Vers mit vier Hebungen, der fünffüßige Jambus herrschen vor, und die reizvolle Schmiegung und Biegung verschiedener Maße, wie sie, jeder Stimmung und jedem Stoff gemäß, in den beiden ersten Gedichtbüchern gelebt hatten, setzten hier aus. Auch, und vor allem: die feine Feilung, die jeder Vers vordem erfahren hatte, ist hier nicht immer durchgeführt.

Und nun in den Wald.
Welch ein wundersamer der ist —

das hätte Liliencron früher nicht stehn lassen und manches andere auch nicht.

Wie zart und blaß war ihr Gesicht,
Die hat im Leben viel Freude nicht.

Sieghaft heben sich trotzdem einige Gedichte heraus. „An einen meines Namens nach meinem Tode" richtet Liliencron ergreifende Strophen — sie waren einem Vetter, dem Kammerherrn Karl von Liliencron auf Sproitz, auch einem Kämpfer des großen Krieges, zugedacht:

Ob meine Bücher dir bekannt,
Die einst ich schrieb?
Und wissen möcht ich dann, ob sie
Dir wert und lieb.

Die Sehnsucht geht in die Heimat zurück.

Vielleicht von deines Ahnherrn Nest
Am Nordseestrand
Bist weit du fern. Ich lebte noch
Im Holstenland.

Er sieht in dem Geschlechtsvetter vom Normannenblut der Vorfahren einen Nobelmann mit Speer und Sporn.

Und doch, du glättest deine Stirn?
Vergibst es gar,
Daß einer deines Namens einst
Ein Dichter war?

Ein hübsches Bild, auf einem nächtlichen Rückgang von Rosdorf aufgefangen, gibt die „Laterne", wo der greise, taube Knecht mit dem Licht voraustappt und hinter ihm der Dichter und die junge Haustochter den Weg durch die Nacht suchen. Zwischen minder lebendig gewordenen stehen schöne Schilderungen in dem Gedicht „Auf dem Aldebaran", Liliencrons Lieblingsstern; auf ihm empfängt der Dichter nun als Gebieter die samtgefesselte Königin, die er unten geliebt, aber nicht zu gewinnen gewagt hat, und die sich jetzt von ihm wendet, weil er einst das letzte Wort nicht gesprochen hat. Ein Erlebnis aus dem Kriege hält ein Gedicht an Klaus Groth fest: vor

Péronne liest der Offizier im Winterquartier einem französischen Kinde aus dem „Quickborn" vor; staunend lauscht die Kleine den wildfremden Worten, bis ein Donnerschlag die Stille durchbricht. In den Hof hat eine Granate eingeschlagen, und gerade auf das Wort „Daugenix" ist ein Stück grauen Deckenkalks abgefallen und bleibt fortan als Lesezeichen an der Stelle liegen.

In Krieg und Frieden, viele Jahre schon,
Trag ich, wo immer auch mein Aufenthalt,
Am Herzen deinen Quickborn und im Herzen
Die goldne Fülle seiner Heimatlieder —

das ist derselbe Ton, der aus dem Widmungsgedicht an den toten großen Altersgenossen Groths, an den andern Landsmann, Theodor Storm, sprach. Allerlei Münchener Liebesgeschichten werden in unbesorgter Fassung vorgetragen, ein langer Ausflug nach Pasing, eine kleine Reise nach Schleißheim — aber auch das wirkt nicht so frisch wie die einst „in willkürlicher Betonung" erzählten Gänge über die Haide. Und als sich Liliencron nun auf die Haide zurückträumte und sein großes Gedicht vom Haidegänger am 23. Juli 1890 im Angesicht des Hochgebirges abschloß, schob sich auch hier zwischen die im Herzen wohlbewahrte Stimmung jener Gebreite allerhand nicht ganz zur Kunst gediehene Fracht. Er gab dem Gedicht ein Leitwort aus Friedrich Nietzsches Versen zur „fröhlichen Wissenschaft":

Die Feder kritzelt: Hölle das!
Bin ich verdammt zum Kritzelnmüssen? —
So greif ich kühn zum Tintenfaß
Und schreib mit dicken Tintenflüssen.
Wie läuft das hin, so voll, so breit!
Wie glückt mir alles, wie ichs treibe!
Zwar fehlt der Schrift die Deutlichkeit —
Was tuts! Wer liest denn, was ich schreibe?

Liliencrons Dichtung, im „deutschen Vers" verfaßt, beginnt mit der Erinnerung an zehn Jahre mitten im Haideland, dort, wo die Erika blüht.

Aber die Haide, da wußt ich Bescheid,
Du Trost mir in meiner Traurigkeit,
Alle Schlupfwinkel kannt ich, kannte jeden Baum,
Lag oft im Krattbusch in Denken und Traum.

Da schrieb mit dem Stab in den Sand ich Gedichte,
Da hatt ich wunderbare Gesichte.
Nun bin ich weit von ihr entfernt,
Und den Zauberspruch hab ich verloren, verlernt,
Und stehe wieder in Wirken und Welt,
Und des Lebens Stürme zerren mein Zelt.
Doch abends, wenns ruhig wird, fällt es mir ein,
Ich möcht auf meiner Haide sein.

Da spricht echt und natürlich die Sehnsucht aller dieser nordischen Menschen nach Hause. Wie mit der Gewalt des Magnetsteins zieht es diese Künstler, so verschieden sie sind, die Kleist und Storm, Fontane, Raabe, immer wieder zurück zu dem eigentlichen Mittel, goethisch gesprochen, modisch gesagt: dem Milieu ihres Daseins. Diese im stärkeren Maße erdgebundenen Naturen finden sich schon im deutschen, geschweige im fremden Süden oder Westen, bald wie Fontane „für diese Herrlichkeiten vielleicht zu deutsch", bald wie Storm in der Verbannung, wie Kleist nicht an ihrem Ort; keiner atmet der Heimat fern auf die Dauer das erhöhte Lebensgefühl Goethes, Platens, Heyses, der Isolde Kurz. Es ist die charakteristische Wiederkehr desselben Zuges, der Keller nach allen Umfahrten an den Züricher See, Gerhart Hauptmann aus Berlin, Italien und Griechenland ins schlesische Gebirge zurückführte.

Die Haidehanne, das Mädel mit dem schwarzen Geflecht, hat am Runenstein, gewissermaßen ein Stück der Haide selbst, dem Haidegänger oft gehört — in der lieben Erinnerung daran stört den Wanderer ein Begegnender, Freund Spötter. Der bringt dieselben Gedanken, die Liliencron dem „gütigen Empfänger" der „Gedichte" in den Mund gelegt hat. Er tadelt das unaufhörliche Minnespiel der Verse, und aus unerschöpflichem Liebesdrang heraus erwidert ihm der Dichter trutzig, er werde auf dem alten Wege bleiben; er weigert sich, zum „heiligen Spiel der Nation", zum Skat, mitzugehn, auf den Liliencron stets einen furchtbaren Haß hatte, wie er denn seit seiner Frankfurter Zeit überhaupt keine Karte mehr anrührte. Jetzt folgen einander der Literaturprofessor, der ganz blaß nach herkömmlicher Zeichnung als Verehrer klassischer Linien herauskommt, und der Moralist, der für ein Liebesgedicht nur Abstraktes, nichts Konkretes verlangt. Der Kritiker vollends kommt nur zu sechs Worten, und der Dichter entläuft ihm, da er sich nicht in Schule und Richtung einschachteln lassen will. So ist er denn mit der Haidehanne

allein, und im Liebesgespräch taucht, in altertümlicher Wendung, nach manchen papierenen Worten ein zartes Geständnis auf:

> Du bist gesund, die Welt draußen ist krank,
> Dessen lieb ich dich, hab Dank.

Ein neues Bild: blühende Sommerhaide an König Ringelhaars Grab. Kein Laut stört das sonnendurchglühte Gelände.

> Mir zu Häupten ein junger Vogelbeerstrauch
> Mit sich rötender Frucht.

Über den Schlafenden neigt sich, wie in jenem Gedicht „Nach der Jagd", die Enaksschar des Märchenkönigs; aber plötzlich erscheint an ihrer Stelle ein Narr, wie er einst auf dem Tischchen am Bett des todwunden Kameraden tanzte. Er drückt dem Ruhenden die Brust zu und läßt ihn erst frei auf das Versprechen hin, keine Gedichte mehr zu machen. Dann muß der Quäler forteilen, und an seine Stelle tritt sein Gevattersmann,

> Eine Erscheinung in der Nachmittagsglut,
> In hechtgrauer Kutte mit dem Pilgerhut,
> Und starrt unbeweglich geradeaus.
> Ein Schnitter vielleicht, auf dem Wege nach Haus.

Man erkennt wieder den ganzen Liliencron an der Ausgestaltung dieses Kömmlings, dem er eine bezeichnende Mitgabe nicht vorenthält:

> Doch ein Mäher trägt nicht solch Gewand.
> Aber die Sense in seiner Hand,
> Die er über die Schulter läßt fallen,
> Um die fest, kräftig die kleinen Krallen
> Ein Zaunkönig schlug, der wie verliebt
> Mit dem Schwänzchen lustig seine Männchen gibt?

Darin glitzert, zumal wenn man die Verse, wie das alle Liliencronschen verlangen, laut liest, die ganze Bildkraft des Dichters für das Große und das Kleine. Dann des Rätsels Lösung:

Die Sense mit dem Vögelchen drauf,
Mit dem blitzenden, glitzernden Lichterlauf,
Die Sense, die so schrecklich droht —
Jetzt dreht er sich zu mir, es ist der Tod.

Der Tod fordert den Haidegänger auf, mit ihm zu gehn. Er malt ihm das Menschenpack, das vom Fürsten bis zum Schneider unvornehm und poesielos sei. Er erinnert an die Heuchelmaske, die jeder vorbinden, an die hundert Bücklinge, die jeder vor „Hennengehirnchen" machen muß, an ewige Qual von Liebe und Eifersucht, und er lädt ein, in die dargebotene Hand zu schlagen. Mit dem Letzten aber hat er vertan, denn gerade ewig-junge Liebe hält den Haidegänger noch auf Erden. Nochmals erinnert der Tod an den Abschied, der jeder Leidenschaft schließlich blüht. Er schlägt das Liebesverzeichnis auf von der blonden Komtesse bis zum einfachen Bauernkind, er führt ihm ein ergreifendes Erlebnis der letzten Nacht mit dem Kind des Volkes vor und erinnert an das nahende Alter.

Im Sattel reitet der Winter mit.

Aber keine Beschwörung nützt, und in seiner Angst schreit der Haidegänger nach Hanne; sie naht in oberbayrischer Tracht und mit oberbayrischen Worten und verjagt grobianisch den Tod — da erwacht der Haidegänger.

Rasch ein anderes Bild. Winter auf der Haide. Der Staatsanwalt begegnet dem Haidegänger. Alle Pein des einst so unwillkommenen Nebenamtes erwacht. Bei aller Achtung vor Fleiß und Menschlichkeit will doch das Schnüffeln nach Unsittlichkeit in der Kunst — hier spürt man deutlich den Einfluß der Münchener Tagesschlagworte — dem Haidegänger nicht gefallen, lieber will er den Staatsanwalt bei Pfordte in Hamburg treffen. Jener trollt sich, und mit der Haidehanne findet der Haidegänger nun im Schnee einen erfrierenden deutschen Dichter, der nach Dänemark auswandern will, das seine Poeten besser behandle als Deutschland.

Zu wirklicher Höhe erhebt sich erst das letzte Bild. Wieder wandert der Haidegänger durch die Flur, in einem Föhrenkreis unter dünnen Bäumchen bleibt er stehn, lagert sich, da hat er wieder eine Erscheinung. Ein Weib in langem Gewand mit braungoldenem Gürtel steht, auf ein nacktes Schwert gestützt, vor einem Opferherd — sie kündet ihm das Ende noch vor dem Aufgehn der Sterne. Sie will

seinen Trotz, der noch den Leichtsinn entschuldigen möchte, brechen; er aber sagt ihr, wie oft er bei scheinbarer Leichtigkeit habe entsagen müssen, wie er sich immer auf sich selbst besonnen habe. Er will nicht bereuen. Da sie ihm nur die Wahl läßt, wie er sterben soll, wählt er den Tod in der Schlacht. Die Erscheinung verschwindet. Und nun tönen Kriegsgesänge aus der Ferne. Der Bursche Heinrich Senske aus dem Kolberger Regiment erscheint, der Haidegänger ruft nach Helm und Schärpe und Degen. Schon sitzt er auf „Rouge et noir"

> Das ist mein altes Regiment.
> Ich presche, um mich zu melden, vor,
> Will mit einziehn durch das Siegestor.
> Der Oberst reicht mir freundlich die Hand,
> Mir sind die Tränen niedergerannt.

Querfeldein geht's über die blutende Haide nach einem Tempelchen auf dem Hügel, über Leichen, Pferdeleiber, Verwundete hinweg, während Granaten den Nachbar von der Seite reißen, durch Bach und Graben, durch Dorn und Dickicht, immer auf den Richtungspunkt zu. Das Pferd bricht getroffen zusammen, und im mörderischen Handgemenge wird endlich der Hügel mit dem Tempelchen erobert. Ein leiser Schlag gegen die Brust — die letzte Kugel wirft den Kämpfer in Ohnmacht.

Wie auf der „Insel" erwacht er in tiefer Stille, „in des Tempels heiligem Ort". Nichts erinnert beim ersten Blick an die Schlacht, dann aber findet das Auge den toten Burschen, den toten Hornisten, und die Hände fühlen das eigne, sickernde Blut. Hanne ist wieder da, sie erhält das letzte Geld, sie soll nicht weinen. Noch eine Angst taucht auf: die vor den Gesichtern verlassener geliebter Frauen. Dann aber verzuckt, verzittert die Erdenlust. Im Haidekraut will der Haidegänger ruhn, und mit einem heißen Abschiedsgruß ans „große, schöne, heißgeliebte deutsche Vaterland" nimmt er Abschied. Wieder wie am Ende der „Adjutantenritte" machen die Takte eines Marsches den Beschluß.

Dieser letzte Zusammenklang von Haidenatur, Liebesgestammel und Soldatenernst geben dem Buch nicht nur den äußern Abschluß — sie stellen unter all diesen Versen am stärksten die Verbindung mit Liliencrons früherer Kunst her. Sie sind eine Art Bekenntnis zur Rückkehr. Wie es in jenem „Rückblick" der „Gedichte" hieß:

Schwamm ich viele Jahre lang
Steuerlos im Leben,
Hat mir heut der scharfe Gang
Wink und Ziel gegeben,

so deutete Liliencron selbst am Ende dieses nicht immer von reifen und ganz durchfühlten Kunstwerken erfüllten Bandes in die Heimat seiner Dichtung zurück. Er vertauschte im gewissen Gefühl seiner Berufung den Münchener Malerhut und die Sammetjacke wieder mit dem Filz und der Lodenjoppe Kellinghusens, mit dem Helm und dem Rock des Soldaten. Indem er selbst seiner Kunst, die ihm erst in den Jahren des Mannestums gereift war, eine äußere Grenze setzte, gab er ihr von neuem die Möglichkeit, sich innerhalb dieses Rahmens innerlich grenzenlos auszuwirken. Und der Blick auf die Prosadichtung dieser Jahre erweist dasselbe: die volle Stärke dichterischer Erfüllung dann, wenn der einmal genommene Flug sicher zur Höhe geht, ein leises Abschwenken, wenn äußerlich neu und rasch Aufgenommenes nicht mit dem Herzpunkt der ganzen Persönlichkeit zusammentrifft.

22.

# Münchener Prosa.

Nur „leben" hatte ja Liliencron in München wollen. Statt dessen schrieb er dort nach seinem eignen Bekenntnis mitten unter den neuen Eindrücken, den neu gewonnenen Lebensgenossen „mehr als je"; und als er zu Ende Januar 1891 in Altona eintraf, brachte er eine Fülle von Schöpfungen in Vers und Prosa mit. Schon im Mai des Vorjahres hatte er einen neuen Novellenband abgeschlossen, daneben begleitete ihn ein fast vollendeter Roman, den er nach langen Unterbrechungen im März 1892 in gewohnter Weise, gehetzt von „ihrer königlichen Hoheit der Muse" in einem Zuge zu Ende schrieb — auch er ist noch ganz und gar als ein Ergebnis des bayrischen Aufenthalts anzusehn. Die Erzählungen wollte er zu einem Bande „Drei Kriegsnovellen und die Schnecke" zusammenfügen, entschloß sich dann aber zu der Fassung „Krieg und Frieden. Novellen", und unter dieser Aufschrift erschien im Jahre 1891 bei Friedrich das nicht umfangreiche Buch, dem Leutnant Julius Müller, einem in Altona kennen gelernten ehemaligen Genossen, gewidmet.

Liliencron vereinigte hier Werke von untereinander sehr verschiedenem Stil und hatte das in der zuerst gewünschten Überschrift mit richtiger Empfindung aussprechen wollen; zwischen den drei soldatischen Erzählungen des Bandes und der Novelle von der Schnecke liegt eine tiefe Kluft. Die erste Erzählung, „Der Richtungspunkt", ist ein Seitenstück zu den „Adjutantenritten". Der Erzähler wird plötzlich mitten im Feldzug zum Adjutanten des Oberbefehlshabers ernannt und nimmt schweren Herzens von seiner Kompagnie Abschied. Bei dem General angekommen, muß er ihm sofort mit einem Ulanenzug nach einem Punkt im Vorland folgen, über den aus den Karten keine volle Klarheit zu gewinnen ist. Sie traben durch den immer dünner werdenden Truppenmantel, bis sie endlich, der äußersten Feldwache voraus, den einsamen Baum auf einem Hügelchen vor sich haben. Der neue Adjutant erhält den Befehl, mit den Ulanen vorzugehn, eine Zeichnung aufzunehmen und zu melden, wie das Vorgelände von dem bezeichneten Punkt her aussieht. Leise pirscht sich die kleine Reiterschar heran; als sie aber schließlich vorsichtigerweise mit gefällten Lanzen im Galopp anreitet, erblickt sie als einzige lebende Wesen, außer einem aufgescheuchten Fuchs, einen uralten Mann mit einem jungen Mädchen und einem kleinen Kind, Bewohner eines winzigen Hauses unter der prächtigen Esche.

Am andern Tag geht es zur Schlacht; während alles vormarschiert und selbst die Feldwachen schon aufgenommen worden sind, bleibt das Oberkommando an der am Tag vorher zuletzt besetzten Stelle nahe dem Baum stehn. Der Adjutant wird nach einer scharf umkämpften Fabrik abgesandt. „O Reiterlust! O Männertag!" In schnellster Gangart erreicht er sie, die gerade von den Deutschen genommen ist, im nächsten Augenblick aber erfolgt ein verstärkter Angriff, und die Eroberer werden in dem hohen Hauptgebäude der Fabrik von schwerem Geschützfeuer beworfen, erst im letzten Augenblick entsetzt. Der Adjutantenritt geht zurück, und allmählich braut sich die Schlacht mehr und mehr um jenen Richtungspunkt, die einsame Esche, zusammen. Wieder ein Melderitt, der einem andern General den Befehl zum Vorgehn bringt. Der Reiter trifft auf seine alte Kompagnie, deren Führer eben gefallen ist, er zieht den Säbel und führt sie zum Sturm auf ein vom Feind besetztes Schlößchen, aus dem nun die Franzosen geworfen werden. Nach des Entsandten Rückkehr stellt sich der Oberbefehlshaber bei dem Baum auf, und um diesen zieht sich die feindliche Reiterei zusammen, um den deutschen Ring zu durchbrechen. Von der Höhe läßt sich der Gang der Schlacht aufs genaueste überschauen. Die Franzosen aber sind die Ersten am Hügel, und der ganze Stab muß sich ihrer erwehren. Die vielfache Überzahl wird in einem kreiselnden Sturm zurückgeworfen und von den anrückenden deutschen Geschwadern zersprengt. Der Richtungspunkt aber ist ein Bild furchtbarer Verwüstung. Als der Adjutant ihn um Mitternacht wiederfindet, hat alles Leben geendet, tot liegt das Kind, tot das junge Mädchen, und nur der Hundertjährige humpelt mit seinem freundlich blödsinnigen Lächeln zwischen den Erschlagenen umher.

In Ruhe und Bewegung ist alles bis zum letzten Hauch, bis zur letzten Färbung mit vollendeter Sicherheit wiedergegeben. Die beiden Linien, sich beständig schwach verschiebend, rücken einander näher — deutlich sieht mans von der alles beherrschenden Höhe.

„Hinter den beiden gewaltigen Geschwadern hob sich und zog mit ihnen eine große graugelbe Staubwolke. Ein wenig bog sie sich, wie ein nach vorn stehender Helmbusch, muschelartig, über die Centauren. Sie diente all dem blitzenden, glitzernden, funkelnden, flüssigen, fließenden Gold und Silber, Eisen und Stahl, den roten, weißen, blauen, gelben, allen möglichen Farben, die sie vor sich herschob im blendenden Sonnenlicht, als Hintergrund, als eintönige Wand."

Und dann der Anprall der feindlichen Reiterei auf den schwachen

Stab unter dem Baum: „Aus dem Teifun, im Mittelpunkt des Teifuns, des Erde und Luft vermischenden Wirbels, worin ich mich befand, wo jeder für sich kämpft, weiß ich mich kaum einer Einzelheit zu entsinnen. Ich war im letzten Augenblick an den General herangesprengt, um ihm nahe zu sein, ihn zu schützen nach Kräften . . .

Die wilde, fliegende, zerzauste, nach beiden Halsseiten übervolle, hellgelbe Mähne eines dunkelfuchsigen Berberhengstes, der mit den Vorderhufen den Kopf des Pferdes meines Generals schlägt . . . Das Gewoge der Schwerter . . . Silberne Blinkeräxte aus einem schwarzen, unruhigen, kurzwelligen Blutsee tauchend . . . Kreise . . . Einmal seh ich den Chef des Stabes. Mit meisterhafter Geschicklichkeit weiß er sein Pferd auf der Stelle zu wenden, sich zu drehen. Er verteidigt sich mit dem Revolver, jedesmal erst ruhig zielend . . . Einer reißt mich nach hinten; mein Kopf, helmlos geworden, liegt auf der Kruppe meines Pferdes, dicht über meiner Stirn ein schwarzes Gesicht, große weiße Augen, heißer Atem, Schellen, kleine gelbe Flitterhalbmonde, purpurne Troddeln . . . Ein hochgehobener Arm mit dem Flammenschwerte des heiligen Michael will auf mich niedersausen; nein, er sinkt lahm. Die leere Nordhäuserflasche des sich im Tumult in einiger Entfernung hauenden Majors, der den Todeshieb auf mich hatte ausholen sehen, schoß dem wüsten Afrikaner aufs Nasenbein . . . Hurra, hurra . . . Der Feind zeigt die Schwänze seiner Gäule. . . .

Der General und wir, sein Stab, während die Verfolgung bis zum letzten Pust weitergeht, sammeln uns. Keiner ist ernstlich verwundet. Nur den Grafen vermissen wir. Doch fand ich nicht Zeit, nach ihm zu suchen. ‚Einstecken, meine Herren!' befahl der Oberbefehlshaber, und die grimmigen Falken fliegen wieder zurück in ihre Käfige."

Ebenso sicher war die zweite Kriegsnovelle des Bandes erzählt, nach einem Erlebnis bei Beauchamps. Wieder handelt es sich um eine Erkundung, als deren Meister ja Liliencron bei den Kameraden vom 81. Regiment galt. Er soll erspähen, ob der Eisenbahnstrang und die Telegraphenlinie zerstört seien, und ob hinter dem Bahnkörper Verschanzungen des Feindes lägen. Unterwegs von einer feindlichen Streifabteilung beschossen, der er höflich mit Helmschwenken dankt, erreicht er ein Wärterhäuschen, das vollkommen unversehrt ist und in dem nur ein mürrischer Aufseher mit seiner jungen Frau und dem Säugling lebt. Zurückgekehrt empfängt der Adjutant den Befehl, während zwei aus Reiterei und Pionieren bestehende Abteilungen den

Bahnkörper nördlich und südlich zerstören, an die gefundene Stelle zurückzugehn und dort mit einer andern Pionierabteilung Befestigungen aufzuwerfen. Der Auftrag kann nicht ausgeführt werden, denn ein wütendes Feuer empfängt die Anrückenden — der Bahnwärter hat offenbar den Besuch des Vormittags gemeldet, und herangezogene Truppen haben die Strecke besetzt. Der Ansturm der kleinen deutschen Schar wird zurückgeschlagen. Auch im Norden und Süden ist das Vordringen bis an die Geleise unmöglich gewesen; so wird der Gesamtanmarsch befohlen. Um fünf Uhr früh geht es fort, so rasch, daß der Franzose sich nicht mehr über den Schienenstrang vorwagt. Das Gefecht kommt zum Stehen, und jeder behauptet zäh seinen Platz. Eine Fülle von Einzelheiten wird erlebt und geschildert, Adjutantenritte durch die hin- und herziehenden Truppen hindurch, Attacken in feindliche Vierecke hinein, bis der Oberbefehlshaber den allgemeinen letzten Vorstoß anordnet. „Er gelingt! Wir haben den Eisenbahndamm. Als der General und ich durch den Übergang am Wärterhäuschen reiten wollen, fühl ich, aber ohne jeden Schmerz, als wenn mich einer ganz leicht mit der Handfläche geschlagen hätte, einen Ruck am linken Knie. Einige Schritte noch reit ich weiter, ohne etwas zu merken. Der General bietet mir eine Zigarette an. Es wird eine Wohltat sein nach den heißen Stunden. Ich will die Zündhölzer aus meiner Hosentasche nehmen. Es will nicht recht. Ei, was ist denn das! Plötzlich blitzt und leuchtet es mit tausend Feuerkugeln vor meinen Augen. Aber ich möchte mir die Zigarette anzünden. Wie denn, wer denn, ich selbst etwa? Das ist ja merkwürdig. Ich krabbele mit meiner linken Hand in der Nähe meines Pferdes umher. Ich schwanke, kann mich — zum Donner auch, was ist das — nicht mehr im Sattel halten . . . Räder um mich her, glühende Räder . . . Mir wird sehr leicht . . . Der Arm des Generals langt nach mir . . . Stärkstes Ohrensausen . . . Und ich erwache im Wärterhäuschen."

Der erste Teil der Erzählung gab die von schärfster Vorsicht, aufmerksamster Prüfung geleitete Streife der kleinen, vorgesandten Erkundungstruppe; der zweite brachte Bild an Bild aus dem Getümmel des währenden Kampfes beider Heere; der dritte zeigt das Nachspiel im Wärterhäuschen. Der Verwundete erwacht in dem kleinen Raum, der ganz mit Toten, Sterbenden, Verletzten erfüllt ist. Noch ertönt in der Ferne der Lärm des Gefechts. Stechender Schmerz zeigt die verwundete Stelle am Knie. Und wieder verliert er die Besinnung. Als er abermals erwacht, fühlt er sich erfrischt, er ist von den Ärzten besser

gebettet, der Kopf liegt auf einem Uniformrock. Der linke Nachbar, ein verwundeter Franzose, ist inzwischen gestorben, der rechte, ein Gardekapitän, lebt noch, und er bittet den Kameraden in der feindlichen Uniform, zwei Briefe an sich zu nehmen. Der erste soll seinem Bruder zugesandt werden, der für Weib und Kinder und auch „für Manon Deurpierres" sorgen soll. Den zweiten möge der Empfänger selbst lesen und vernichten. „Weiter kam er nicht. Äußerst erschöpft lehnte er sich zurück und schloß die Augen. Nur einzelne Worte und Sätze, Phantasien, sprach er noch. Immer und immer wieder nannte er voller Liebe die Namen seiner Frau und seiner Kinder. Seine Brust hob sich schwerer, langsamer, und ohne Todeskampf ging er hinüber.

Ich drückte ihm, mich unter Schmerzen zu ihm beugend, die Augen zu. In dieser Minute fing das Läutwerk an zu rumoren, sehr laut, wie eine verrückt gewordene Wanduhr. Und unausgesetzt klang ein rasches Bim, bim, bim, bim, bim, bim, bim . . . Ich sah deutlich den Hammer schlagen."

In der Dämmerung wird der Erzähler abgeholt. Zwei Tage darauf liest er den Brief. Er enthält das Geständnis einer Leidenschaft, die den schwurtreuen, glücklichen Ehemann überfallen hat, und die Schilderung des Kampfes zwischen Pflicht und Natur. Diese Schilderung aber ist tief ans Herz greifend, gegeben mit der Kraft eines großen Künstlers. Das Schreiben wird vernichtet. Die Frage, wie der Vicomte dem ganz Fremden diese heiligste Beichte anvertrauen konnte, beantwortet ein einziger Satz: „Aber sagte er nicht einfach: ‚Sie sind mein Kamerad'."

Diese beiden Erzählungen waren Liliencrons letzte Kriegsnovellen. Er hatte die Meisterschaft auf diesem Gebiet erreicht. Das Wort in der Prosa gehorchte ihm von Werk zu Werk besser, und alle die Schlacken einer ungepflegten, vom Amtsstil beeinflußten Papiersprache, die noch „Breide Hummelsbüttel" und andern Frühwerken anhafteten, waren abgefallen. Manches schien förmlich mit Blitzlichttreue wie von einem vollkommenen Lichtbildempfänger aufgefaßt zu sein — aber alles verband sich doch über die bloße Naturabmalung hinaus zur Einheit durch die Stärke des aus jedem Satz sprechenden Gefühls. Aus den knappen Sätzen der Kriegstagebücher, die mit gebotener Kürze zwischen müdem Hinwerfen und Einschlafen, zwischen frischem Erwachen und Abmarsch die Tatsachen festhielten, wuchs unter der feinsten Künstlerhand immer wieder Dichtung empor. Zwischen jenen Erlebnissen und ihrer letzten Niederschrift lagen zwan-

zig Jahre, und die Frucht dieser beiden Jahrzehnte war für den Kriegserzähler nicht verloren. Die künstlerische Einsicht, zuerst an den besten, früh erkannten fremden Mustern geübt, war über sie hinaus an der eignen, ganz neuen Kunstübung emporgewachsen. In der Lyrik war Liliencron rasch vom Herkömmlichen, das kaum die ersten Wochen seiner Entwicklung noch erfüllte, zum eignen Lebenston emporgeschritten — in der Erzählung fand er ihn ganz, als er im Genuß des von ihm tapfer miterkämpften Friedens die unvergeßlichen, größten Erlebnisse seiner Tage wieder und wieder durch Kopf und Herz gehn ließ. In emsiger Arbeit, in selbst gewählter sprachlicher Zucht drang er auch hier vom herkömmlichen Ausdruck zum Persönlichen, von läßlicher Weite zu künstlerischer Fassung vor, die jedes Erlebnis ins Enge brachte und dann so mit Stimmung und Handlung erfüllte, daß sich aus dem schmalen Bild der weiteste Blick in die Tiefen und Fernen des Lebens eröffnete. Liliencron hatte ja im Krieg oft empfunden, wie unbehaglich es für den Unterführer ist, häufig nicht zu wissen, wohin man ihn schiebt, warum er hierhin oder dorthin marschieren muß, und besonders das Hin und Her im Winterfeldzuge von 1871 mitten unter Kälte und den größten Anstrengungen hatte ihn oft unmutig gemacht. Ein günstiges Geschick hatte ihm beschieden, für einige Tage aus dem Verbande heraus neben den Befehlshaber größerer Truppenkörper zu treten; und wenn wohl gelegentlich später ein alter Kamerad sich wunderte, daß gerade diese kurze Zeit der Adjutantenritte wieder und wieder in Liliencrons Prosadichtung hervortrat, so übersah man, wie natürlich das war: die epische Einheit der erlebten und mit dem eignen Blute besiegelten weltgeschichtlichen Vorgänge erschloß sich den Sinnen des damals noch seines Berufs unbewußten Dichters in diesen Stunden besonders stark. Und wenn er nun von diesem Glücksfall dichterischen Gebrauch machte, bewies er zugleich, daß ihm gerade beim Kampf im Mittelpunkt des Ganzen der Blick des preußischen Leutnants für das Kleine und Kleinste, das, was uns, nach Bismarck, keiner nachmachen kann, ganz zu eigen geblieben war. So hebt sich auch in diesem Sinn der Premierleutnant Friedrich von Liliencron in dem Dichter Detlev von Liliencron unter all den Kameraden, die die geliebte Waffe mit der Feder oder dem Pinsel vertauscht hatten, auf eine besondere Stelle: er wird nicht nur unter ihnen der größte Künstler, er bleibt auch als großer Dichter unter ihnen am stärksten der begabte, tapfere, mit den feinsten Sinnen, dem schärfsten Auge und Ohr begnadete Soldat, und so ward aus dem geliebten Kompagnieoffizier und Führer der Siebenunddreißiger, dem

in der Brigade rasch gerühmten, vortrefflichen Patrouillenführer der Einundachtziger, dem kühnen und raschen Adjutanten des Majors Hanneken der erste Kriegserzähler des neuen Deutschlands und der deutschen Dichtung überhaupt.

Als heiterer Abschluß dieser militärischen Erzählkunst folgte in „Krieg und Frieden" „Das Abenteuer des Majors Glöckchen". Auch jener halbe Kriegszustand, den Liliencron als Fähnrich und junger Sekondeleutnant in der Provinz Posen miterlebt hatte, blieb nicht ohne dichterische Ausbeute — nur sprach hier nach dem schweren Ernst des Feldzugs der Schalk in Liliencron mit. In der Satire war er, wie die meisten großen Dichter, nicht glücklich gewesen und rasch immer wieder von Gedichten, die etwa das Elend des deutschen Dichters in Kamschatka satirisch malten, auf sein eigenstes Gebiet zurückgekehrt. Humor aber sprach aus jenem Handschuh-Gedicht:

Viere lang
Zum Empfang
Vorne Jean,
Elegant
    Fährt meine süße Lady —

Humor aus derben Bauernschilderungen in den Marschnovellen, Humor aus drastischen Balladen, wie dem „König Ragnar Lodbrok". Leise und fein, behaglich erzählt Liliencron nun im „Abenteuer" die Geschichte eines Offiziers, dem es bei aller Tüchtigkeit an Initiative fehlt und der sich vor allen Dingen verblüffen läßt. Auf einem der Züge durch die noch nicht beruhigte Provinz Posen lernt der Leutnant Glöckchen (das ist nur ein Spitzname) im Jahre 1830 eine schöne Komtesse, bei deren Mutter er einquartiert ist, kennen und lieben. Da erhält er den Befehl, den ihr zugedachten Bräutigam, einen polnischen Fürsten, in einer Kapelle nahe dem Schloß gefangen zu nehmen, und findet, als er das Gotteshaus umstellt hat, vor dem Altar inmitten der Angehörigen Anastasia und den Fürsten als eben Vermählte vor dem Abbé knieen. Er erklärt die ganze Versammlung für verhaftet; höhnisch aber reicht ihm der Priester einen Erlaß König Friedrich Wilhelms, der dem Fürsten und der Gräfin die Vermählung in des Königs Landen zu Lubowo gestattet. Glöckchen erklärt die Versammlung für frei. Dann aber kommt das Nachspiel: er ist genarrt worden, der königliche Brief war eine Fälschung, und nur die lächelnde

Gnade seines Kriegsherrn selbst schützt den Offizier vor schwerer Strafe.

Liliencron gebraucht in dieser Novelle wieder das sonst aufgegebene Kunstmittel, durch einen andern erzählen zu lassen: das Ganze berichtet ein befreundeter Hauptmann, und der wieder hat den eigentlichen Inhalt aus einem Tagebuch Glöckchens selbst. Die harmlose kleine Geschichte erhält ihren Wert nicht durch die nach Liliencrons früherer Übung eingestreuten Bilderbeschreibungen aus der Gemäldehalle zu Lubowo; hier fesseln zwar einige schön gesehene Bilder, aber im ganzen steckt hier noch der Stil von Liliencrons ersten Skizzen; dagegen ist die sengende Sonnenglut der Posener Ebene im Sommer, das verschmachtende Lechzen der Mannschaft nach Wasser, die Stimmung des starren Waldes gut, ja, manchmal vollendet wiedergegeben und in dem polnischen Geistlichen mit seiner Macht über den Adel in wenigen Strichen ein Typus gezeichnet, der noch heute verhängnisvoll in unserer Ostmark waltet.

Sehr lebhaft sticht von diesen drei Novellen die „Schnecke" ab. Wie frühere Jagdgeschichten beginnt sie mit der raschen Rückkehr aus dem Süden, diesmal aus Rom, nach der schleswig-holsteinischen Heimat, weil die Ankunft der Waldschnepfe telegraphisch gemeldet wird. Die Drahtung bringt eine Reihe alter Bekannter vors innere Auge, aber die Erinnerung wirkt unfrisch; trocken werden diese teils gewöhnlichen, teils absonderlichen Menschen aus Dorf und Gut aufgezählt, und es fehlt die Wärme, die ähnliche Spaziergänge in „Breide Hummelsbüttel" und in anderen früheren Werken durchsonnte und dem lesenden Mitwanderer lieb machte. Dann geht die Reise über Verona nach München zu Frau Hintermayr in die Königinstraße und zu dem Jugendfreunde Hermann Johannsen, einem Sonderling, bei dem sich früh ein rasender Jähzorn gezeigt hat neben einer Neigung zum Geistersehen — Züge, die in den drei Hummelsbüttel, verschieden verteilt, auch auftauchen. Er hat, obwohl er der Ältere war, sein ererbtes Gut dem jüngeren Bruder übergeben und ist mit seiner großen Rente nach München übergesiedelt, wo sein ganzes Leben dem Sammeln gilt, und zwar vornehmlich dem Sammeln von Tieren aus allen möglichen Stoffen, vom Gold und Elfenbein bis zum Messing. Er läßt sich ruhig und ohne es zu merken in der schlimmsten Weise betrügen. Der Reisende findet Johannsen nicht zu Hause. Dafür frischt er im Durchwandern der schönen Stadt alte Erinnerungen an ein liebes Mädel auf und benutzt schließlich die freien Nachmittagsstunden vor dem Zuge nach Norden zu einer Fahrt an den Starn-

berger See. Er glaubt Johannsen dort an einem Felde hin und herlaufend zu erblicken, und als er in Leoni aus dem Kahn steigt, kommt eine schlanke Dame in größter Hast, mietet das Boot zur Rückfahrt und läßt versehentlich eine Schnecke aus Weißmetall in den See gleiten, die der eben Gelandete sofort aus dem Wasser holt und zurückgibt.

Am andern Tage ist er in Wulffhägen, und mitten zwischen die Belauschung geruhiger Gaststubengespräche und zwischen aufmerksame Dichterlektüre, bei der Liliencron sich mit Mozartscher Unbefangenheit selbst anführt, kommt die Nachricht, daß Johannsen ins Irrenhaus gebracht sei. Sofort geht es nach München zurück. Nun kommt die Lösung. Die Schnecke hat es Johannsen angetan gehabt: in übermütiger Laune hat ihm die Komtesse, in deren Hause er sie sah, mitgeteilt, daß sie vom Schreibtisch der Königin Kleopatra stamme; in Wirklichkeit ist sie ein kaum siebzig Jahre altes Stück. Johannsen hat keinen Gedanken mehr als das kleine Werk, und da er es nicht kaufen kann, wirbt er um die Gräfin. Eine Woche vor der Vermählung bittet er sie um die Schnecke, und aus dem blitzenden Blick, den gekrampften Händen, mit denen er das Tier an sich reißt, sieht die junge Dame, die eine warme Neigung zu dem schönen Mann hat, daß er das Tier und nicht sie liebe.

Johannsen erschlafft, fühlt selbst, daß er krank ist und geht an den Starnberger See, schreitet dort auf der Rottmannshöhe unablässig auf und ab — er war der hastige Wanderer jenes Abends. Der Braut aber tut es leid, daß sie ihm vorher seinen Wunsch nicht erfüllt hat, sie fährt ihm nach, kommt auf die richtige Spur, findet ihn und hält ihm das Tier entgegen. Er stürzt sich auf sie und erwürgt sie. Aus der festklammernden Hand schneidet er mit seinem Taschenmesser die Schnecke und steigt mit blödem Lächeln die Treppe hinab, im Walde zu verschwinden.

Die ganze Erzählung hat etwas Unfreies, Fremdartiges, das Liliencron sonst fernliegt. Kaum irgendwo hat er sich von der Natur so weit entfernt wie hier. Gequält und unsicher wirkt alles, man spürt nirgends, wie in den Kriegsnovellen oder im „Mäcen", daß das Erzählte wirklich erfühlt ist, es ist nur erfunden. Liliencron war zu reif und zu selbständig, als daß er in dem Münchener Literatentreiben hätte mitschwimmen können. Die etwas gewaltsame Art, in der Michael Georg Conrad seine Stoffe gern übersteigerte, die zur Schau getragene Selbständigkeit ganz junger Begabungen vollends, die erst reifen sollten, waren Liliencron nicht mehr gemäß, und wenn er denn einmal abseits der eignen, siegreich verfolgten Bahn auf einen solchen Neben-

weg geriet, verließ ihn der eigne Ton, und eine gewisse Unfrische trat hervor. Man empfindet sie auch deutlich aus dem Roman

Mit dem linken Ellbogen.

Ein junges Bauernmädchen aus dem bayrischen Schwaben, sehr fromm erzogen, jetzt mutterlos geworden, reist nach München, um sich dort einen Dienst zu suchen. Auf dem Bahnhaltepunkt fällt sie einem jungen schlesischen Husarenoffizier auf, der ihr einen Kuß, ein Geld und den Rat gibt, sich der Zudringlichkeit der Männer, die sie noch nicht kenne, mit dem linken Ellbogen zu erwehren. Sie kommt nach München, wird dort von einem widerlichen alten Droschkenkutscher vergewaltigt und beraubt, erlebt noch allerlei Dienstbotenschicksale, bis sie die Geliebte des etwas verwachsenen pommerschen Grafen Malte Kjerkewanden wird. Die beiden führen ein tiefglückliches und reines Leben miteinander, dem nur noch das gesetzliche Band der Ehe fehlt. Kjerkewanden aber, durch seinen körperlichen Verdruß und eine düstere Naturanlage getrieben, will auf der Höhe seines Glückes scheiden, ehe sich noch Beppi von ihm einem Jüngeren zuwendet. Er reist auf sein pommersches Gut, verfügt letztwillig zu Josephas Gunsten und vergiftet sich, bevor die eben abgegangene Kunde ihrer Mutterhoffnung zu ihm dringt. Josepha bleibt nach dem Tod des Geliebten in München, wird von einem Schurken um ihr Vermögen gebracht und dann von dem besten Freund Maltes, dem Hamburger Großkaufmann Ernst Schulien, nach Hamburg berufen. Er, dem Malte das Wohl des Mädchens auf die Seele gebunden hat, will sie ausrüsten und nach Amerika senden — ihr Kind, mit dem sie in die Isar gegangen, ist ertrunken, sie selbst gerettet worden. Josepha hat sich inzwischen aus der hübschen Bauerndirne zu einer bildschönen, sicher auftretenden Frau entwickelt; Schulien, der in unglücklicher Ehe lebt, liebt sie und will sich ihretwegen von seiner Frau trennen. In dieser aber lodern unter der Kälte Liebe zu ihrem Mann und verzehrende Eifersucht, sie vergiftet das Mädchen. Ernst will der Geliebten in den Tod folgen, besinnt sich aber, daß das Leben doch nur ein ewiger Kampf sei, den man zu Ende kämpfen müsse, entlädt den Revolver und geht seines Weges weiter.

Der Boden, auf dem sich Liliencron hier bewegte, war ihm nicht recht vertraut. So sehr er sich auch bemüht, seine Beppi äußerlich zu beschreiben — sie wird nicht lebendig. Wie oft war es ihm geglückt, mit zwei Zeilen ein Bauernmädel Holsteins zu schildern, oder ein kleines Abenteuer eines seiner Helden, Breides etwa, oder

ein eigenes mit wenigen Blitzlichtstrahlen aufzufangen. Hier gibt er etwas mühsam Heimat und Jugend der Süddeutschen, man merkt: die Dinge sind ihm im Grunde fremd. Man merkt auch, daß ihn der Graf Malte im wesentlichen kalt läßt. Und selbst seines Ernst Schulien, des Hamburger Großkaufmanns ohne Verständnis für Dichtung aber mit tiefer Verbeugung vor Lichtwark und Brinckmann, wird er nicht recht froh. Keine der Gestalten kommt über die Skizze wesentlich hinaus. Episode reiht sich an Episode, aber das Gesamtbild läßt schließlich ebenso kühl, wie die auf einen hohen Symbolton gestimmte Einleitung, in der die Natur einen nackten Männerhaufen mit dem linken Ellbogen abwehrt, vom Tode unterstützt.

Man sieht aus dem Mißglücken der Dichtung, daß eigne Anschauung allein wenig bedeutet, wenn sie nicht sozusagen bis ins Blut geht; denn sicherlich und sichtbarlich hatte Liliencron seine Josepha Eberle jener Sephi nachgearbeitet, der er brieflich nachrühmt, sie würde ihm noch hundert Stoffe geben. Sicherlich hat ihm jene, unter dem Namen „Bernhard Schrader" verdeckte Gestalt vorgeschwebt, von der er Ende Januar 1891 in München Abschied nahm. „Er blieb", heißt es im Brief an Bierbaum, „bis der Zug sich in Bewegung setzte, fortwährend wimmernd, schluchzend; die Haare waren ihm aufgegangen, das Gesicht von vielem Weinen gelb und aufgedunsen. Das Wimmern kann ich nie, nie vergessen. . . . Da stand er nun, aus dem rohen Volke: aber d a s gleichgültig, ja, da stand er nun, hatte zum erstenmal mit seinen sechzehn Jahren Liebe gefühlt. Dachte sich nicht anders, als daß es so immer bliebe; hatte doch e i n e n Menschen, dem er sich rückhaltlos vertrauen, alle seine kleinen Leiden beichten konnte — und d e r Mensch verließ ihn nun — — Und es war keine Seele, die ihn tröstete und trösten konnte. . . . Ein letztes Wehen mit dem Taschentuch. Sie stand ohnmächtig an einem Pilaster in der Halle. — — —" Als Malte von München zur letzten Reise abfährt, heißt es: „Eine Ahnung mußte ihr aufblitzen; sie küßte ihn leidenschaftlich und schluchzte an seiner Brust. Er riß sich los. . . . Er grüßte mit seinem grauen Hute aus dem Fenster. Er sah noch von einem ermatteten Arme ein schwaches Tuchwinken: und das Letzte, was er sehn konnte, war, daß Beppi ohnmächtig an einen Strebepfeiler taumelte."

Es ist wohl dieselbe Sephinka, die im „Haidegänger" mitspielt, und dieselbe, mit der in dem Gedicht „Ich war so glücklich" die kleine Reise in das alte Schloß bei München gemacht wird, wie Malte mit Josepha nach Schleißheim geht.

Der Roman hatte ein merkwürdiges Schicksal. Liliencron sandte ihn dem Zeitungsverleger Rudolf Mosse in Berlin, der ihm ein größeres Darlehen gegeben und die Abtragung durch Arbeiten für das Berliner Tageblatt gewünscht hatte. Die Zeitung wollte aber den Roman nicht drucken, auch nicht nachdem eine Berliner Schriftstellerin vergeblich eine Überarbeitung versucht hatte. So blieb er, da er anderswo nicht abgedruckt werden durfte, lange Zeit liegen und ist erst im Jahre 1899, Otto Julius Bierbaum, dem Genossen der Münchener Abenteuer, gewidmet, erschienen. Das Honorar kam Mosse zu, der dann bei Liliencrons sechzigstem Geburtstag die noch unbezahlte Hälfte der Schuldsumme strich.

23.

# Altona.

Als Liliencron in Hamburg eintraf, befestigte sich beim ersten Wiedersehn mit Augusta das Gefühl in ihm, daß ein weiteres Zusammenleben zur gegenseitigen Qual werden müsse. Er empfand mit tiefer Dankbarkeit, wie treu die junge Frau ihm in den schweren Kellinghuser Jahren und insbesondere während seiner Krankheit beigestanden hatte, er gedachte schöner, heiterer Tage, die er in der ersten Zeit ihrer Liebe an der Joachimsquelle bei Poyenberg mit ihr verlebt hatte; aber wieder einmal — der Fall Breide Hummelsbüttel-Heilwig wiederholte sich in Liliencrons Leben — paßten zwei lebhafte Temperamente nicht zusammen, und Liliencrons selbst in seinen Dramen gelegentlich ausgesprochener Haß gegen „Szenen" (in „Pokahontas" und „Sturmflut" tritt er deutlich hervor) befestigte sich noch gegenüber der leidenschaftlich erregten Frau. Ihr Argwohn hatte ihn in der Abgeschiedenheit der Landstadt gelegentlich zu Unrecht gequält — jetzt hatte er ihr in München Grund genug zu berechtigter Eifersucht gegeben, und so zogen sie nicht erst in eine gemeinsame Wohnung, als Liliencron in dem Hause Bei der Kirche 33 zu Ottensen eine bescheidene Unterkunft gefunden hatte. Es kam zu erschütternden Auseinandersetzungen, zu einem lauten und wieder lautlosen Ringen umeinander; aber schließlich ward getrennt, was nicht mehr zusammenhalten konnte, und im Jahre 1892 Liliencrons zweite Ehe geschieden, nachdem Liliencron Augusta durch einen Teil seines Ruhegehalts einigermaßen sichergestellt hatte. „Meine Frau war hinreißend schön, als sie endlich, endlich den Widerstand aufgab. S o l c h e Augen sah ich noch niemals. Mir wollte das Herz brechen. Ich wollte schreien: Komm, komm, niemals wieder wollen wir uns trennen. Ich wollte sie an mich reißen. Aber die Vernunft m u ß t e siegen. Sie sah es ein." So schrieb er dem Freunde Timm Kröger, der mit gewohntem Takt, mit behutsamer Hand die nötigen gerichtlichen Schritte ausführte. Zu Ende des Jahres 1892 ging Augusta über den Ozean in die Vereinigten Staaten; sie hat hier eine angenehme Stellung bei einem alten, kinderlosen Ehepaar gefunden und ist noch einmal nach Europa zurückgekommen, ohne jedoch Liliencron wiederzusehn — noch vor ihm ist sie gestorben.

Wenn man die Briefe aus den nächsten Jahren liest, die in viel zu großer Zahl veröffentlicht worden sind, gewinnt man unwillkürlich den Eindruck, als ob Liliencrons ganzes Leben während dieser Altonaer Zeit in den drei Ritterbegriffen „Widersacher, Weiber, Schul-

den" aufgegangen sei. Allerlei nicht immer anmutige Abenteuer tauchen auf, immer wieder ist von Geld und nur von Geld, von Gegnern und Feinden die Rede.

Daß dieses Bild falsch ist, leuchtet dem, der Seelenkunde eines Künstlers zu gewinnen bemüht ist, ein. Es ist nun einmal von der Geschichte bestätigtes Lebensgesetz, daß der Künstler genau dasselbe ist wie der Mensch. Man schreibt nicht „Poggfred" und baut an einem großen Bekenntnisroman, wenn man so vollkommen im Sinnlich-Diesseitigen aufgeht, wie es der Liliencron dieser Zeit, die er selbst immer wieder seine zweite Periode nannte, nach den Briefen zu tun scheint. Gewiß zeigt sich auch in seinen Gedichten hier und da ein anderer Ton, der mit dem Klang der brieflichen Äußerungen verwandt ist — aber doch eben nur hier und da. Und nur durch die Veröffentlichung ganz nebensächlicher und durch die Wiederholung häufig geradezu trivial wirkender Dinge entsteht das schiefe Bild.

Grundsätzlich muß gesagt werden: die eigentliche Lebensäußerung eines Dichters ist nicht der Brief, sondern die Dichtung. Und jeder Dichter kann beanspruchen, nach dem beurteilt zu werden, worin er seine letzte Leidenschaft und sein stärkstes Gefühl, seine wirkliche Lebensanschauung und sein kräftigstes Eigenbild niedergelegt hat. Gerade in diesem Sinne gilt Schillers Wort, daß der Dichter der wahre Mensch ist — er ist es nämlich dann, wenn er dichtet. Schon bei andern Menschen dürfen wir die Bedeutung des Briefes nicht überschätzen. Rudolf Lindau sagt einmal: „Es gibt Leute, die kalten Blutes leidenschaftliche Briefe schreiben können; andere, die tief erregt, bei der mechanischen Arbeit des Schreibens gewissermaßen erkalten und sich in ihren Briefen innerhalb enger, förmlicher Grenzen bewegen. Die meisten Menschen sind schlechter und kälter als ihre Briefe; einige besser und wärmer." Der große Künstler der Seelenergründung trifft damit den Nagel auf den Kopf und warnt uns ausdrücklich davor, Briefe in ihrer Bedeutung für das Seelenleben des einzelnen zu überschätzen. Im Zweifel zwischen der Wahrheit, die im Brief zu stecken scheint, und der, die in dem Kunstwerk oder in der Tat lebt, haben wir uns für diese und nicht für jene zu entscheiden. Der Liliencron von Altona ist besser und wärmer als die Mehrzahl dieser Briefe, und man darf bei ihrer Beurteilung auch niemals vergessen, daß er häufig genug zwei Zwecke mit diesen Schreiben verfolgte: einmal den, sich nach tagelanger Einsamkeit zu unterhalten; und wie er im Gespräch leicht übertrieb und mehr sagte, als er wollte (er beklagt das gelegentlich in gleich nach einer Unterhaltung ge-

schriebenen Briefen selbst), so sagte er denn auch einmal im Brief um eines bestimmten Zweckes halber mehr, als gut war. Und dann zwang ihn die Not, zu bitten, und da malte er dann oft allzu grell. Er gibt einen deutlichen Fingerzeig dafür in einem Brief an Hermann Friedrichs, worin er bei der Schilderung von Kellinghusener Nöten ausdrücklich in Klammern hinzusetzt: „natürlich übertrieben". Sooft Liliencron später mit Bekannten an dem Garten eines reichen Hamburgers in Alt-Rahlstedt vorüberging, rief er: „Der Mann giebt jährlich vierzigtausend Mark allein für seine Rosen aus!" Jedesmal fand sich ein Kundiger, der eine Null abstrich — aber Liliencron ließ sich die überschüssigen sechsunddreißigtausend nicht abhandeln.

In den Briefen aus schweren Jahren vollends — und seit 1875 gab es ja keine andern für ihn — liegt überall ein Stück jener Genugtuung für äußeres Elend, die Liliencron sich immer aufs neue gab. Da ward aus einer Aalsuppe ein Diner, aus einem Schnitzel bei Kölln, durch ein Honorar ermöglicht, ein Schlemmermahl. Mit solchen Voraussetzungen muß man diese Briefe lesen — und die schönen und warmen Einsprengsel leiten eigentlich von selbst darauf hin; dann versteht man den ganzen Dichter, der, dem Greise näher als dem Kinde, kämpfend und darbend schuf.

Ottensen war in jener Zeit noch ganz dörflich, wenn es auch schon seit 1889 zu Altona eingemeindet war. Wo sich jetzt der prunkvolle Kaiserplatz breitet, lagen damals die Gleise der Eisenbahn, die in in den Hauptbahnhof an der Palmaille, das jetzige Rathaus, mündeten. Unmittelbar hinter diesem begann der Vorort, der sich um die hübsche kleine Kirche, ein uraltes Gebäude, dehnte. Vor der Kirche liegt unter einer weitschattenden Linde das Grab Klopstocks und nicht weit von ihm das des Dichters Schmidt von Lübeck, der mit einem Lied, dem „Wanderer", durch Schuberts unvergängliche Vertonung auf die Nachwelt gekommen ist. An dem Zaun des Friedhofs vorbei führt die Gasse ins Freie hinaus und verbreitert sich zu einer schönen Kunststraße, der Elbchaussee, die Liliencron als unermüdlicher Wanderer zu allen Tages- und Nachtzeiten beging, um zwischen den von weiten Parks umgebenen Herrensitzen Hamburger und Altonaer Kaufleute immer wieder den Blick auf die Elbe und über sie hinaus zu gewinnen.

Liliencron wohnte gerade gegenüber dem Eingang zum Friedhof. Er mußte sich wieder, wie in Kellinghusen, mit dem Einfachsten begnügen, denn seine Mittel waren nach der Scheidung durch die Abgaben an seine Frau noch mehr beschränkt, und Honorare flossen nur

sehr spärlich — kein einziges seiner Bücher erlebte vor 1896 eine zweite Auflage.

Von den Münchner Freunden hielt er besonders zu Otto Julius Bierbaum, mit dem er in lebhaftem Briefwechsel blieb, und dem er auch für die „Modernen Musenalmanache" von 1893 und 1894 eine Anzahl Beiträge einsandte. Die für den ersten stellte Bierbaum feinfühlig an die Spitze des ganzen Bandes; und ihnen folgten unmittelbar Gedichte eines gebürtigen Lübeckers, den Liliencron schon längst für sich entdeckt hatte, Gustav Falke.

Gustav Falke, fast neun Jahre jünger als Liliencron, am 11. Januar 1853 geboren, war spät reif geworden und hatte um 1890 seine ersten Gedichte in dieser und jener Zeitschrift veröffentlicht. Liliencron waren sie aufgefallen, und gütig wie immer hatte er es dem Unbekannten sofort mitgeteilt, daß Heinrich von Reder zwei Falkische Gedichte in einem Münchener Künstlerkreise vorgelesen hatte. Durch Falkes Dank nach München kamen die beiden in Schriftwechsel, und dann suchte Liliencron den jung verheirateten Musiklehrer in seiner bescheidenen Wohnung zu Hamburg-Hohenfelde auf. Nachdem das auch hier einfallende Erstaunen über Liliencrons ganz anders erwartete Erscheinung überwunden, nachdem der erste Spaziergang billwärts gemeinsam gemacht war, kam es zu einem immer freundschaftlicher werdenden Verkehr, bald in dem bescheidenen Zimmer bei Frau Schwabrach in Ottensen, bald auf Wanderungen an der Elbe und zwischen Knick und Wiese an den Elbdörfern hin. Falke ward in Vers- und Sprachzucht genommen und lernte nach eigenem Geständnis sehr viel von dem älteren Dichter, der ihm auch die Aufschrift der ersten Gedichtsammlung „Mynheer der Tod" gab.

Aus Geldnöten half vorübergehend die Dichterin L. Rafael (Hedwig Kiesekamp). Aber da immer noch alte Schulden durch Zinsen sich aufsummten und bei dem Mangel an baren Eingängen neue gemacht werden mußten, so hörten die Quälereien nicht auf. Mitten in sie hinein fiel der Tod des alten Barons, der am 27. Juni 1892, völlig vollendet, in seiner Hamburger Wohnung heimging; an seinem Sarge traf Liliencron noch einmal mit Augusta zusammen.

Selbstverständlich trat Liliencron nun auch in engeren Verkehr mit Otto Ernst, der damals noch in Hamburg im Volksschuldienst stand und ein Häuschen mit einem schönen Garten an einer schmalen Straße Eimsbüttels bewohnte. Otto Ernst führte ihm Jakob Loewenberg zu, einen Schulmann, der, aus dem Volksschuldienst hervorgegangen, später akademische Bildung erworben und die Leitung einer

höheren Mädchenschule in Hamburg übernommen hatte. Beide veranlaßten Liliencron und Falke, auch an der Begründung eines Vereins teilzunehmen, der in Hamburg literarische Kräfte wecken, Anregungen geben und einen Mittelpunkt für die Schriftsteller der Stadt schaffen sollte.

Hamburg hatte zuerst im siebzehnten Jahrhundert, zumal durch Philipp von Zesen, dann wieder im achtzehnten eine literarische Vormachtstellung besessen und seit den Zeiten von Barthold Heinrich Brockes eine langhin ununterbrochene schriftstellerische Blütezeit erlebt. Um Friedrich von Hagedorn hatte sich ein reger Kreis geistig lebhafter Menschen gesammelt, Matthias Claudius hatte von seinem stillen Wandsbeck und im Zusammenhang mit den Dichtern Eutins Wirkung geübt, Lessing hier seine fruchtbringende dramaturgische Tätigkeit entfaltet, Klopstock lange Jahre an der Elbe verlebt. Das neunzehnte Jahrhundert sah diese Stellung gefährdet, ja, verloren, denn Heine, Gutzkow und Hebbel waren nur Gäste auf diesem Boden und erreichten ihre wirkende Kraft, die Höhe ihrer Schöpfungen nicht in der Hansestadt. Ums Jahr 1890 aber zeigten sich die Anfänge eines neuen Wesens. Zwei Männer von reicher und über ihr Fach weit hinaus weisender Begabung, Justus Brinckmann (geboren 1843) und Alfred Lichtwark (geboren 1852), denen Liliencron schon in dem Münchner Roman gehuldigt hatte, trugen den eignen, aus der Tiefe genährten Sinn für Kunst in immer weiter gedehnte Kreise. Sie arbeiteten nicht nur an der Herstellung musterhafter Kunstsammlungen, sondern sie suchten den besonderen Sinn einer geschichtlich und heimatlich, durch Luft und Wesen der Vaterstadt bestimmten Kunstübung rege zu machen, und gaben in schriftstellerischen Äußerungen von persönlicher Kraft und tiefer Wirkung unerschöpfliche Anregungen, immer neue Anstöße in das zu wachsenden Erfolgen schreitende, emsige wirtschaftliche Leben der ersten deutschen Seehandelsstadt hinein. Während Justus Brinckmann dem Gewerbe durch sorgsame Hervorziehung und Herausstellung künstlerisch gestalteter Musterstücke der Vergangenheit und Gegenwart einen neuen Aufschwung zu verleihen bemüht war, vertiefte Alfred Lichtwark in emsiger, durch ihren persönlichen Ton besonders spornender, schriftstellerischer Arbeit die Sehnsucht nach künstlerischer Erziehung des Auges bei Erwachsenen und Kindern und fand hierbei rasch die Unterstützung des regsamen Hamburger Lehrerstandes. Aus diesem selbst ging um die Zeit eine Schriftstellerin von unverkennbarer Eigenart hervor, die 1852 geborene Ilse Frapan (Ilse Levien); sie erhob sich von der idyllischen Schilderung Ham-

burger Kleinlebens zu runder novellistischer Darstellung auch des größeren hansischen Lebens und schließlich zu leidenschaftlicher Gestaltung des Problems der um geistige Selbständigkeit ringenden Frau. Die etwas ältere Adalbert Meinhardt (Marie Hirsch) gab feine Bilder aus der Hamburger Gesellschaft, meist in der Form des Briefes oder des Tagebuchs, wußte mit weiblichen Umrißlinien die Lebensluft vornehmer Hamburger Bürgerhäuser geschickt darzustellen. Gustav Falke rang um die lyrische Vollendung, und Otto Ernst (Schmidt) (geboren 1862), fand nach einer von sozialen Empfindungen durchtönten Lyrik den Weg zur überaus glücklichen humoristischen Ausdeutung des Lebens im Rahmen der künstlerischen Plauderei und dann zur Zeitgestaltung auf der Bühne mit satirischem Einschlag. Jakob Loewenberg (geboren 1856), kein gebürtiger Hamburger, teilte die erzieherischen Bemühungen Ernsts und strebte in gehaltvollen Arbeiten nach pädagogischer Wandlung, wie er im lyrischen Gedicht, oft mit bewußtem Einschlag von jüdischer Elegie und männlich bekanntem Judentum, eine Entwicklung zu warmem, menschlichem und insbesondre auch kindlichem Ton anstrebte. Neben diesen reifen und reifenden Gestalten stand noch mancher Jüngere. Der Zug der Zeit zur Zusammenfassung solcher Kräfte ergriff nun auch die Hamburger, die schon von ferne Liliencron begrüßt hatten und ihn jetzt freudig in ihrer Mitte sahen.

Liliencron war das Gegenteil eines Vereinsmenschen und machte sich oft genug über all derartiges Treiben lustig; aber wie er in München an der Gründung der „Gesellschaft für modernes Leben" teilgenommen hatte, weil er es für seines Amtes hielt, im literarischen Kampf Farbe zu bekennen, so ging er auch hier bereitwillig mit, immer unter der pflichtmäßigen Empfindung, er dürfe seine jüngeren Genossen nicht im Stich lassen. Wie die Presse, so wollte auch der größte Teil des Hamburger Publikums in jenen Tagen von der neuen deutschen Kunst nichts wissen. Ja, sie war kaum bekannt, und die unter der Leitung des Hofrats Pollini vereinigten Bühnen Hamburgs und Altonas schreckten vor jeder gewagten Darstellung des Neuen zurück. Daß der erste Lyriker der Zeit bei Hamburg lebte, wußten die wenigsten. Und so kam der bald überraschende Erfolg der Gesellschaft auch mehr aus den Kreisen des mittleren Bürgerstandes und der Volksschullehrer als aus der alten Hamburger Gesellschaft. Otto Ernst war der Führer in der Bewegung, und neben ihm standen Loewenberg, Falke, der Geiger Goby Eberhardt, der Gymnasiallehrer Carl Schütze, der Bruder Pauls, einige jüngere Schriftsteller und der

Buchhändler Léon Goldschmidt. Die Sitzungen des vorbereitenden Ausschusses waren Liliencron teils drückend, teils komisch, aber pflichteifrig nahm er an allen teil, wenn er sich auch manchmal unter scheinbarer Aufmerksamkeit zu ein paar Stanzen rettete, die er auf einen der Aktenbogen niederschrieb. Er machte Besuche, um einzelne wichtige Persönlichkeiten davon zu überzeugen, daß es sich nicht um politische und religiöse Gründungen, sondern um ein rein literarisches Unternehmen handle, und versuchte so den Widerstand der Presse, besonders des Schriftleiters Weiße, zu brechen. „Heute haben wir wieder ‚Sitzung', dann nächste Woche die erste große ‚konstituierende Versammlung', ohne ‚Sitzung', ‚Verein', ‚Herr Meyer hat das Wort', ‚ich habe noch zu bemerken', ‚wer dafür ist, hebe die rechte Hand hoch', ‚konstituierende Versammlung', ‚Generalversammlung' geht's bei den Deutschen nicht. Ich lache mir im Stillen einen Ast." Am 24. September 1891 erfolgte diese „konstituierende Versammlung", bei der Liliencron neben den andern Einberufern am langen grünen Tisch eines der Sagebielschen Säle auf der Drehbahn zu Hamburg saß. Er ward denn auch durch „Akklamation" („das, in das die Deutschen bis zur Raserei verliebt sind") mit in den Vorstand gewählt und neben Ernst und Loewenberg Vorsitzender der rasch wachsenden Literarischen Gesellschaft. Am 26. Oktober fand der erste öffentliche Abend statt, an dem Liliencron mit seiner einzigen, „im Gesäß stark geflickten" Hose und in Glacéhandschuhen seiner Hauswirtin die Gesellschaft Frau Franziska Ellmenreich gegenüber zu vertreten hatte. Man hütete sich in Hamburg, durch Einseitigkeit die Hörer wie in München zu verscheuchen, und begann mit einem Vortrag über Sudermann von Loewenberg, mit Gedichten von Schoenaich-Carolath, Annette von Droste und, zu Liliencrons Kummer, auch Scheffel, der freilich nur im letzten Augenblick, infolge der Absage eines Schauspielers, an die Stelle Kellers gerückt war. Frau Ellmenreich sprach „Die beschränkte Frau" von Annette von Droste nach Liliencrons Urteil „wunderbar fein". Er war im ganzen mit der Veranstaltung sehr zufrieden: „Alles in allem: vorsichtig; ruhig; klar; einige kleine Vorspiele schon p. p. p. Nächster Abend November. Schon dreister dann. Aber wir müssen uns immer das vor Augen halten: ein einziger Fehler kann alles umwerfen: im Anfang. Wie überall: sind Freisinn und Sozialdemokraten auch hier unsere heftigsten Gegner."

Am 4. April 1892 fand im Weißen Saal bei Sagebiel der erste Liliencron-Abend der Literarischen Gesellschaft statt. Er brachte nach einem Vortrag Loewenbergs, den Liliencron unvergeßlich liebevoll und

herzlich fand, eine Anzahl seiner Gedichte, darunter das an Heinrich von Kleist, „Die gelbe Blume Eifersucht", den „Tod in Aehren" und „Die Musik kommt"; in den Vortrag der Verse teilten sich Otto Ernst, Léon Goldschmidt und Georg Kleinecke. Außerdem sprach Otto Ernst Abschnitte aus der Kriegsnovelle „Umzingelt" und Joseph Wolff sang drei Liliencronsche Lieder, eins von Brahms, zwei von Weinhöppel.

Aus dem gleichen Kreis wie die Literarische Gesellschaft ging auch die Zeitschrift „Der Zuschauer" hervor, eine jener rasch auf- und rasch wieder untertauchenden modernen Zeitschriften jener Jahre. Sie ward seit dem 15. Februar 1893 von Leo Berg und Constantin Brunner (Leo Wertheimer) herausgegeben und wirkte etwa im Sinne des „Magazins", nur daß sie mehr Schöpfungen und weniger Kritik brachte. Liliencron steuerte zum ersten Jahrgang zwei Gedichte bei und stiftete dem zweiten die gekürzten Terzinen des „Totenvogels". Vom zweiten Jahrgang ab trat Otto Ernst an die Stelle des nach Berlin gezogenen Leo Berg, aber mit dem Ende des Jahres 1894 mußte die Zeitschrift ihr Eingehn melden. Die große Hamburger Presse hatte nur selten Raum für Liliencron, auch ein kleineres Blatt Altonas, die Altonaer Nachrichten, trat erst viel später warm für ihn ein und brachte dann gerne Beiträge von ihm, seitdem der gebürtige Kellinghuser Timm Möller bei dieser Zeitung angestellt war.

Schon im Juni des Jahres 1892 verließ Liliencron die Wohnung in Ottensen, in der er im Winter noch ein tief ergreifendes Erlebnis gehabt hatte. „4 Tage u. 4 Nächte kämpfte ich für meine kleine 13jähr. Haustochter Grete mit dem Tode. Lungen- und Rippenfellentzündung denkbar schwerster Art. 2 schreckliche Operationen. Gestern Morgen, wie schon 3—4 Mal, schien es zu Ende zu sein. Ein mit mir in demselben Hause wohnender Tierarzt, der sich herrlich in diesem Fall benimmt, raste wieder zum Doktor. Der Vater war fort vor Entsetzen, die Mutter lag wie im Wahnsinn auf der Erde. Ich hielt mit Kraft das zerflatternde Leben, das verlöschende Kerzchen in meinen Armen. Es schienen die letzten Röcheltöne zu kommen. Das Herz schlug so schnell wie eine Dampfschiff-Schraube, wenn sie über Wasser kommt (Kraftlosigkeit); der Schaum trat vor die Lippen; die Augen brachen. Da schrie ich (ich war ganz allein mit dem Mädel) den Tod an in meiner Verzweiflung: „Wull du woll, du Aas", und ich spie nach ihm! Und das nahm der alte Herr mir so übel, daß er davon ging. — Wir hoffen, hoffen noch. Es sind aufregende Tage und Nächte. Ja, der alte Gentleman Tod. Wir haben außerdem noch die, die völlig den Verstand verloren zu haben scheint, die Mutter

zu trösten. Alles das erregt mich. Ich konnte stets tapfer mein Gefühl beherrschen in solchen Fällen. Aber oft wirds denn doch recht schwer jetzt. Alles nur: Rachen des Todes." Zwei Tage darauf starb das holde, liebe Kind, Grete Schwabrach, doch.

Liliencron zog jetzt von Ottensen nach Altona hinein, in diese merkwürdige Stadt, die alle äußern Bedingungen der Großstadt umfaßt und doch über die Kleinstadt nie recht hinauskommt. An Einwohnerzahl längst über das erste Hunderttausend hinaus, war sie damals und ist noch heute keine Großstadt von selbständigem Leben. Schön über der Elbe gelegen, birgt sie hinter den Uferstraßen ein Gewirr häßlicher Gassen ohne charakteristische Gebäude, ohne auszeichnende Ruhepunkte. Daß die Stadt schwer ringen muß und doch nicht recht in die Höhe kommt, liegt an der Nähe Hamburgs, das, durch staatliche Grenzen geschieden, Handel und Schiffahrt an sich und täglich einen Strom von Arbeitern aus den Häusern Altonas auf seine Werften und Kais hinüberzieht. Dieser Nebenstadtcharakter verwehrt Altona ein wirklich ausdrucksvoll eignes Leben; aber dabei empfindet man doch deutlich alsbald nach dem Überschreiten der Grenze den Gegensatz der beiden Städte, das viel gemächlichere Altonaer Zeitmaß, den kleineren Zuschnitt aller Dinge. Und man gewinnt Achtung vor dem ernsthaften Ringen der Bewohner und ihrer Behörden, aus diesem schwierigen Gebilde etwas Eigenes zu machen.

Der größte Reiz der Stadt, abgesehn von dem eingemeindeten Teil der Elbufer unterhalb Ottensens, ist die Palmaille. Das ist eine stille, breite, bepflanzte Straße, etwa in der Art der Hamburger Esplanade, dieser aber an Schönheit weit überlegen, seitdem der Hamburger Straße durch den immer stärker brandenden Verkehr der Ausdruck einer vornehmen Wohnstraße genommen worden ist. Auf der Palmaille war in den neunziger Jahren (und ist noch heute) der unverwischte Charakter stolzer, reicher Abgeschlossenheit unverkennbar. Schöne, alte Privathäuser mit breiten, manchmal leicht gebogenen Fensterscheiben, mit schrägen, schützenden Dächern und runden Mansardenaugen, dazwischen ein ruhiges Leben ohne Lärm, wenn nicht gerade spielende Kinder sich zwischen den Bäumen umhertreiben, eine Lebensluft, die Ruhe gebietet zwischen den Ruhe atmenden Häusern.

Hierher zog Liliencron, den die Vornehmheit der Straße bannte, wenn er auch selbst mit der allerbescheidensten Wohnung vorlieb nehmen mußte. In dem Hause No. 5 bei Fräulein Elise Rehburg, der Verfasserin eines erfolgreichen Epos „Konrad", mietete er zwei Hinterzimmer, das eine, etwas größere, ausgestattet mit den Möbeln

der Hausfrau, bei der Liliencron auch seine Mahlzeiten am Pensionstisch einnahm, das andere, schmal wie ein Handtuch, mit Liliencrons eignen Möbeln gefüllt. Da stand hart an dem einzigen Fenster die Wand entlang der Schreibtisch der Breslauer Dichterschule, und über ihm hingen Liliencrons Bilder, darunter das der Herzogin von Sutherland, deren große Augen in dem alten Gesicht Liliencron etwas wie Beruhigung gaben. Auf dem Tisch standen seine einzigen kostbaren Stücke, Bronzeschale für Zigarren und bronzener Aschenbecher, und weiter nach hinten befanden sich das Bett, neben dem der Degen lehnte und über dem Kompagniebilder aus der Soldatenzeit hingen, der Waschtisch und ein Stuhl. In diesen niedrigen Räumen, die zwei Treppen hoch unter dem Dachansatz lagen, und von denen man einen schönen Blick auf die Elbe genoß, hat Liliencron die nächsten Jahre hindurch gewohnt.

Noch in der alten Behausung hatte ihn zum erstenmal der zweite Lyriker aufgesucht, der sich nach ihm zur großen Kunst entwickelte und den er ebenso fein wie Falke aus den ersten gelesenen Versen herausempfunden hatte, der neunundzwanzigjährige (am 18. November 1863 zu Wendisch-Hermsdorf geborene) Richard Dehmel, damals Generalsekretär des Verbandes deutscher Feuerversicherungen in Berlin. Eines Tages war Liliencron zu Falke gekommen und hatte ihm entzückt aus der „Gesellschaft" Verse eines ihm ganz Unbekannten vorgelesen:

> O daß der Kuß doch ewig dauern möchte
> — Starr stand, wie Binsen starr, der Schwarm der Gäste —
> Der Kuß doch ewig, den ich auf die Rechte,
> Tanztaumelnd dir auf Hals und Brüste preßte.
> — — — — — — — — — — — — — — — — — —
> O komm! noch fühlt dich zitternd jeder Sinn,
> Vom heißen Duft berauscht aus deinem Kleide;
> Noch wogt um mich, du Flammenkönigin,
> Und glüht im Aschenflor die Kupferseide.

Dehmel hörte durch einen Dritten Liliencrons, auch an andere weitergetragenes Lob, sandte 1891 die „Erlösungen" nach Altona und suchte ihn, gelegentlich einer Hauptversammlung seines Verbandes, im selben Jahre auf. Er traf ihn nicht daheim, fand auf dem verlassenen Tisch Bände von Storm und Raabe und Liliencrons eignes letztes Buch, in das der Wartende sich vertiefte. Da trat Det-

lev selbst herein, auch diesem Besucher nicht der geträumte, sondern „der fixe, vornehm untersetzte Vierziger in dem neu gewesenen Gehrock mit dem abgegriffenen, kniffigen Filz und der ‚hoch‘-modernen, hellen Hose". „Köstliche, seltene Stunden" durchlebten die beiden, und rasch entstand eine Freundschaft, die um so stärker wurde, je mehr Liliencrons Beziehungen zu Altersgenossen verblaßten, die rascher müde wurden als er, wie insbesondere die Freundschaft mit Hermann Heiberg allmählich, ohne daß etwa ein Bruch stattgefunden hätte, zurücktrat. Dehmel tat wie Falke und wie 1891 Bierbaum mit den „Erlebten Gedichten" und widmete sein nächstes Buch „Aber die Liebe, ein Ehemanns- und Menschenbuch"

Meinem Freunde Detlev, dem Dichter Liliencron.

Doch hör ich noch der Tausende Entzücken
Und ihn von seinen goldnen Sternen sprechen
Und sehe noch ihn seine Rosen brechen
Und noch den Kranz das Haupt ihm blutig drücken.

Sie lagen jubelnd an den Silberbächen
Und ließen sich mit seinen Blumen schmücken
Und sahn ihn Blüte nur um Blüte pflücken
Und nicht die Dornen ihm die Stirn zerstechen.

Sie waren alle jammernd hergekrochen,
Und jeder sprach von Plagen ohne Zahl.
Er hatte Allen alle weggesprochen.

Verschmachtet sank er hin an Baches Rande;
Da starrten sie, da sahn sie seine Qual — —
So träumte mir von unserm Vaterlande.

Richard Dehmel öffnete sein Haus in dem schönen Berliner Vorort Pankow dem Dichter zum erstenmal während der Hamburger Cholerazeit. Im Jahre 1892 brach die Seuche zuerst langsam, kaum erkannt, dann mit verheerender Gewalt in die Hansestadt und ihre Nachbarschaft. Aufrecht und unbekümmert ging Liliencron durch die Schrecken dieses Sommers, ja, genoß wohl mitten unter dem Fürchterlichen noch ein kurzes Liebesglück. Auch Augusta ward von der Krankheit ergriffen, aber gerettet, und Liliencron versuchte, ihr

für die Zeit der Wiedergenesung noch über das Abgeredete hinaus Unterstützung zukommen zu lassen. Alle Hamburger Dichter haben aus jenen Tagen des Schreckens geschöpft. Charlotte Niese gab ihren Roman „Licht und Schatten", Adalbert Meinhardt ihr Briefbuch „Heinz Kirchner", Jakob Loewenberg seine Erzählung „Aus Gängen und Höfen", und bis in den ersten Meisterroman von Ricarda Huch, die „Erinnerungen von Ludolf Ursleu dem Jüngeren" schattete der Schrecken hinüber. Liliencron sandte Maximilian Harden für seine neu gegründete Zeitschrift „Die Zukunft" ein Gedicht „Die Pest". In eine asiatische Riesenstadt versetzte er sich und sah einen schwarzen Engel finster durch die Plätze, Höfe, Straßen schreiten, viele Wochen lang.

Dem Urgrund eines breiten braunen Stromes
Aus Schlamm und Schlick war hämisch er enttaucht,
Und seine schweren Schwingen tropften Moder.
Die Rechte hielt, wie ein gezogen Schwert,
Wie Genien goldne Palmenzweige tragen,
Ein giftig Kraut, das schlug er an die Pforten,
Und tausend, abertausend winzige Käfer
Entstoben dann dem giftigen Kraut und fielen
Auf alle Menschen, alle übersäend,
Und wem sie zierlich durch die Lippen krochen,
Der mußte ohne Gnade in den Tod.

Er schilderte, wie jedes Leben, jede Kraft gelähmt war, und dann ein eignes Abenteuer. Ein kleines Hindumädchen, das er einst gekannt, spricht ihn an und bittet ihn: Komm!

Ich ihr dagegen: Hast du mir vergeben?
Sie schaut mich an und spricht ein Wort nur: Komm!
Und ich ging mit ihr durch den Völkerschwall.
Wie sie nun vor mir herschritt, blies ein Hauch
Die Asche in mir auf zu neuen Funken,
Zu Funken, deren Glut mich schier verbrannte.
Wir traten in ein mächtiges Haus hinein,
Das, schlecht erleuchtet, schmutzige Treppen zeigte.
Dreihundert Menschen wohnten hier beisammen:
Parias, Dirnen, Gott weiß, welch Gesindel
Hier Unterkunft und Schlupf gefunden hatte.

Ein Zimmer, drin ein roter Ampelschein,
Umfing uns traulich, gastlich und behaglich.
Kannst du vergeben? Doch sie spricht nur: Komm!
Ein Feuer brach, ists auf dem Hundsstern so?
Aus unsern Herzen in einander über;
Wir liebten uns in nie gefühlter Glut.

Geräusch läßt ihn aufspringen, und aus dem Fenster sieht er nun Leiche auf Leiche, Kranke nach Kranken auf die Straße tragen.

Die Gugelmänner mit den Kappkapuzen,
Sieh nur die Augen, siehst du, komm doch, sieh!
Die Gugelmänner schleppen Leichen, Kranke,
Schleppen und schleifen roh, bestialisch roh,
Betrunken sind die Kutscher, Träger, Sprenger,
Verzeihen wird wohl jeder ihnen gern,
Auf ihre Wagen, ihre Karren unten
Das ganze pestverseuchte Haus hinaus.
Und ein Geschrei tobt wahnsinnig vom Flur,
Von jeder Stufe, jeder Stube her.
Die Mütter werfen wütend sich entgegen,
Umsonst — Greis, Säugling, Mann, Weib, Braut und Jüngling
Muß Alles mit, ob tot, ob noch lebendig.
Und vor Entsetzen sträubte sich mein Haar.
Das Hindumädchen, das sich an mich lehnte,
Umspannte meine Hüfte leicht und lachte:
Wie, du bist ängstlich? Aber, Lieber doch . . .

So stand und stand ich bis zur Morgenfrühe;
Das Hindumädchen, lächelnd, war schon längst
Auf unsern weichen Polstern eingeschlafen.

Immer noch schaut er unverwandt, starr aus dem Fenster.

Als ich mich endlich in das Zimmer wandte,
Lag nackt, ein schwarz und blau Gedörre, tot,
Das Mädchen vor mir auf dem Liebeslager.

Am Abend des andern Tages geht er auf den Friedhof und sieht, wie einer Fuhre ein Rad bricht und die Leichen durcheinanderkollern. Beim Fackelschein erkennt er sein Mädchen, entreißt sie den Fäusten der Träger und verbrennt sie auf einem Scheiterhaufen.

Und seit dem Tage war, seltsam Geschehnis,
War alle Krankheit aus der Gegend weg.
Nahmst du sie mit, mein braunes Mädchen du,
Warst du an jenen dunklen Schoß ein Opfer?
Ein Opfer du, mein ungeborener Sohn,
Du Sohn der Pest, den gestern wir gezeugt
Im tollen Hundssternliebesbachanal?

Des alten Ganges Wellen hör ich fluten;
Mit frohen Wimpeln, ruhig, segeln wieder
Hinauf, hinab den Fluß die Handelsschiffe,
Und Freude, Dank und Friede sind der Schluß.

Das Gedicht brachte Liliencron und Harden manche briefliche Entgegnung von solchen ein, die in dem kühn aufgebauten Bild einer rasch arbeitenden Phantasie eine Beleidigung Hamburgs finden wollten.

Dehmel griff mit klugem Rat ein, als Liliencron mit seinem Verleger Wilhelm Friedrich in immer größere Schwierigkeiten geriet. Beide hatten an dem geschäftlichen Verhältnis wenig Freude; Liliencron empfing von Friedrich selten ein Entgelt, und Friedrich verlegte die vielen Bücher eigentlich nur der Ehre wegen, denn sie waren ein toter Lagerposten in seiner Handlung. Immer wieder ging es in dem Briefwechsel der beiden zwischen Liebenswürdigkeiten und Grobheiten hin und her. Liliencron rechnete zu häufig auf neues Honorar, während er Friedrich noch aus gegebenen Vorschüssen Geld schuldete, und Friedrich war wieder über ungerechte Klagen ärgerlich, so daß gelegentlich der eine wie der andre unter eben erhaltene Briefe schrieb: „Dieser Brief wird nicht beantwortet.“ Im Jahre 1893 fuhr Liliencron auf Friedrichs Einladung nach Leipzig hinüber. Drei Wochen blieb er dort, von Friedrich glänzend aufgenommen, in herzlichem Verkehr mit Hans Merian, vielfach gefeiert, so daß es ihm selbst schier unheimlich wurde. Damals übergab er Friedrich eine Liste seiner Schulden, und dieser übernahm die Verpflichtung, sie allmählich zu decken; aber überlastet und ohnehin von rauhen Sitten, schrieb Friedrich Li-

liencrons Gläubigern Briefe, daß sie den Baron nicht mehr belästigen sollten; die nahmen das mit Recht übel, weil es sich ja zum größten Teil um reine Gefälligkeiten handelte, und dabei war Friedrich gar nicht in der Lage, alle Schulden so rasch abzuzahlen, wie Liliencron das erwartete, zumal da der Ertrag der Werke eben außerordentlich gering war. So hatte dies Abkommen statt einer Entlastung für Liliencron nur unangenehme Schreibereien zur Folge, und die seit dem Jahre 1891 immer wieder auftauchenden Zwistigkeiten gingen weiter. Liliencron hatte dabei durchaus Verständnis dafür, daß ein Verleger Geschäftsmann sein und an seinen eignen Vorteil denken müsse. Es kamen auch wieder Zeiten besseren Verständnisses, und im Jahre 1894, als Friedrich schwere Brandwunden erlitten hatte, erkundigte sich Liliencron mit herzlicher Teilnahme nach seinem Befinden. Schließlich kam es doch zum Bruch. Liliencron beauftragte einen Berliner Rechtsanwalt mit der Wahrnehmung seiner Interessen. Sein letzter Vertrag mit Friedrich war sehr ungeschickt abgefaßt. Liliencron hatte sich schon am 13. September 1886 verpflichtet, alle literarischen Arbeiten, die er in Zukunft noch schreiben würde, Friedrich vorzubehalten und diesem das Recht der Veröffentlichung in Buchausgaben zu überlassen. Das Entgelt sollte regelmäßig fünfundzwanzig Mark für den Druckbogen Prosa betragen, während über Gedichte und Dramen besondere Vereinbarungen getroffen werden sollten. Das Recht des Vordrucks in Zeitungen und Zeitschriften blieb Liliencron vorbehalten. Es war Friedrich bei dem geringen Absatz von Liliencrons Schriften nicht zu verdenken, daß er auf den Sätzen dieser Abmachung beharrte, während Liliencron wiederum, da er endlich bekannt wurde und die „Adjutantenritte" doch schließlich vergriffen waren, für die neue Auflage dieses Buches und einen Band Ausgewählter Gedichte ein hohes, freilich für heutige Verhältnisse immer noch bescheidenes Honorar (für die zweite Ausgabe der „Adjutantenritte" tausend Mark) verlangte. Noch während die Bogen gedruckt wurden, war eine Einigung nicht erzielt, und so war es eine Erlösung für Liliencron, daß die jungen Berliner Verleger Schuster und Loeffler eingriffen und von Friedrich sämtliche Werke Liliencrons mit allen Rechten erwarben. Am 25. November 1895 gingen die vorhandenen Bestände Liliencronscher Schriften durch Kaufvertrag an das Haus Schuster & Loeffler über. Der Preis betrug zehntausend Mark; dafür übergab Friedrich die etwa fünftausendsiebenhundert noch vorhandenen Drucke der vierzehn bei ihm verlegten Liliencronschen Bücher, sowie die aus den Novellenbänden zusammengestellten kurz vorher erschienenen Kriegsnovellen; ferner zahlten

Schuster & Loeffler an Liliencron ein Honorar von zwölfhundert Mark für einen Band Ausgewählter Gedichte.

Die Bemühungen, dem Dichter auf anderm Wege aus seinen Nöten zu helfen, gingen weiter, insbesondere waren Otto Ernst und Loewenberg nach Kräften um Liliencron besorgt. Im Jahre 1894 bildete sich in aller Stille eine lose Vereinigung, deren Geschäfte zuerst der Altonaer Regierungsrat Hansen, dann Léon Goldschmidt führte, und aus deren jährlich mehrere hundert Mark betragenden Einnahmen vor allem eine Anzahl kleinerer Schulden bezahlt wurden. Der fünfzigste Geburtstag, zwanzig Jahre später ein laut begrüßter Markstein jeder gefälligen Begabung, ward in Liliencrons Leben von niemand gefeiert, als von einem ungenannten Verehrer, der ihm dreißig Mark mit der Aufforderung sandte, Weinlaub im Haar, mit einer Schönen eine Flasche Pommery zu trinken. Die neue Zeitschrift „Pan", die Otto Julius Bierbaum leitete, erbat und erhielt Beiträge des Dichters, dessen traurige Lage zu der überaus prunkvollen Ausstattung des teuren Blattes in einem schmerzlichen und lächerlichen Gegensatz stand. Das Jahr 1895 führte Liliencron wieder nach Tegel zu dem in Berlins Nähe verzogenen Bierbaum und nach Pankow zu Dehmel, der damals selbst in einer schweren Lebenskrisis stand, und schaffte ihm ein paar Tage des Aufatmens in Bad Essen bei Osnabrück, bei einem jungen Verehrer, dem Rektor Carl Gutmann, mit dem Liliencron die sanften Höhen des Wiehengebirges durchstreifte. Er empfing in Altona den Besuch John Henry Mackays und ward von dem jungen Henry Schulz porträtiert. Johannes Brahms hatte Liliencron in Hamburg bei sich gesehen und der ehrerbietig genahte Dichter war über die unerwartete äußere Erscheinung des Tonmeisters fast so betroffen, wie sonst andere über ihn selbst; „Rübezahl", sagte er im stillen, als er dem breitschultrigen, weißbärtigen, bebrillten Komponisten von „Auf dem Kirchhof" gegenübersaß.

Im gleichen Jahre trat Liliencron der Schriftstellerin Anna von Krane näher. Sie hatte ihm ein Buch gesandt und ihm warm über seine Gedichte geschrieben, und daraus entwickelte sich ein lebhafter Briefwechsel. Und im Juni kam Anna von Krane nach Altona, und Liliencron freute sich, ihr Hamburg zu zeigen, den Hafen, in dem Graf Leopold Kalckreuth gerade malte, und alles andere. Tag für Tag wanderten sie die Elbchaussee entlang zwischen den Parkanlagen und Gärten hin, saßen dann unten am Strand und ließen die großen Dampfer und kleinen Segler an sich vorbeiziehen. Einmal schüttete ihm die Freundin, während er gerade im Wirtszimmer der „Sonne" seine

der Baronesse vergebens empfohlene Aalsuppe aß, zu seiner größten Freude einen ganzen Arm voll Rosen über den Tisch und gab den Anlaß zu einer Poggfred-Strophe. Ein andermal eilte Liliencron wortlos weg, nachdem er eben ihr selbst eins ihrer Gedichte vorgelesen hatte, das ihm unauslöschlichen Eindruck machte.

Es war ja nichts! Nur lange schwarze Nächte
In Höllenqualen ruhlos hingebracht;
Ein wilder Schrei nur an die Schicksalsmächte,
Ein dumpfes, finstres Grollen Tag und Nacht!
Es war ja nichts! Nur tausend Liebesworte,
Geflüstert in die Luft in dunkler Stunde,
Gebete, rüttelnd an der Himmelspforte,
Und Blumen, totgeküßt von heißem Munde —
Ein grelles Lachen dann in tollem Hohne —
Ein Ächzen wie am Tage des Gerichts,
Und ein Idol, gestürzt von seinem Throne —
Dann tiefe Nacht —
O, weiter war es nichts!

Im Herbst des Jahres weilte Liliencron einige Tage als Gast im Haus des Notars Oskar Krause in Düsseldorf, der ein glühender Bewunderer seiner Kunst und überhaupt ein Freund erlesener Dichtung, Musik und bildender Kunst war. Hier ward Liliencron nicht nur von Krause und Anna von Krane, sondern von einem ganzen Kreis durch sein Kommen beglückter Menschen empfangen. Insbesondere der Malkasten, die Künstlergesellschaft, begrüßte ihn festlich. Der Freundschaft mit Anna von Krane verdankte er aber noch ein größeres Erlebnis, das den ganzen Menschen durchschüttelte. Im Herbst 1895 war ihm einer seiner alten Kameraden, Eduard Rudowsky, der Fahnenjunker von 1870, nähergetreten. Die meisten wußten ja gar nicht, daß der Dichter Detlev von Liliencron, von dem nun doch schon hier und da auch außerhalb ganz enger Kreise gesprochen wurde, und der Leutnant Fritz von Liliencron ein und dieselbe Person war. Wie einen Glücksgruß nahm es Liliencron auf, als Rudowsky auf die Erzählung „Nächtlicher Angriff" hin anfragte, ob es sich dabei nicht um Ladonchamps gehandelt habe. Und in unablässiger Vorfreude dachte Liliencron nun, auf die Anregung des Kameraden hin, an das Fest von St. Quentin, das sein altes Einundachtzigstes Regiment am 18. und 19. Januar 1896 veranstalten wollte. Noch aber fehlten dazu die

Mittel. Eine „alles, alles mich verzehrende Sehnsucht" riß ihn nach Frankfurt. „Seit über zwanzig Jahren bin ich ja auf einem fremden Stern; und nun rufen meine alten Kameraden: Du, du, unser alter Lili, du darfst nicht fehlen, du ewig frischer Leutnant. Komm, komm, unsere Arme sind dir weit, weit entgegengestreckt!" Liliencron hatte zu Ende Januar vom Kriegsministerium dreihundert Mark zu erwarten, die ihm dieses ohne sein Ansuchen seit dem Jahre 1893 als besondere Invalidenzulage zahlte, vielleicht (Liliencron selbst wußte es nicht) gleich einer sechshundert Mark betragenden Zulage des Unterrichtsministers, auf Veranlassung Kaiser Wilhelms des Zweiten. Das Fest sollte ja aber schon früher stattfinden, und so überraschte Anna von Krane Liliencron mit dem Geschenk des fehlenden Reisegeldes. Liliencron, fiebernd vor Aufregung, kam nach Düsseldorf (unterwegs hatte er in Hannover Hermann Busse besucht), in der Schadowstraße war ihm ein Zimmer gemietet worden. Er verlebte mit Krauses und Anna von Krane glückliche Stunden und fuhr dann nach Frankfurt hinüber. Immer wieder hatte er der Schlachtentage gedacht, immer wieder war die tiefe Sehnsucht nach den geliebten Feldzeichen aus ihm hervorgebrochen, jetzt endlich kam er in der Uniform, die er so gern trug, wieder in den Kreis der Kriegsgenossen. Tausend Fragen über Anzug und Festordnung richtete er vorher an Rudowsky, und dann fuhr er am 18. Januar abends um acht mit diesem am Kasino vor. In einem glückstammelnden Brief dankte er der Freundin. Wie lebt der ganze Liliencron, wenn der Brief beginnt:

„Es lebe der Kaiser!" und wenn es weiterhin heißt: „Liebe, teuerste Anna, ich benutze eine freie Minute. Mein Herz ist zu voll, zu unbeschreiblich voll, als daß ich ruhig schreiben könnte. Also alles mündlich. Gestern die Rheinfahrt: unglaublich schön. Dann Empfang und Wiederfinden der Freunde. — — — Ich schweige, ich schweige — — — Heut morgen erst Kirche (ich schrieb in Gedanken dabei ein Gedicht „Vier Fahnen"; die standen nämlich vorm Altar). Dann Parade. Ich führte meine alte Kompagnie vorbei. Zwei Majore (damals jüngere Offiziere als ich) schlossen meine Kompagnie. Dann die Parade des aktiven Regiments vor uns Veteranen. Mit ungeheurer Anstrengung mußte ich die Tränen zurückhalten, mit aller Willenskraft. Dann folgt jetzt Diner u. s. w. O liebe Anne, welche unermeßliche Freude haben Sie mir gemacht."

Liliencron war ja den meisten Kameraden lange völlig aus den Augen gekommen, und die Änderung des Vornamens hatte das ihre dazu getan, den alten Lili unerkennbar zu machen; selbst frühere nahe

Freunde wie Busse, die seine Kriegsnovellen für ihre Kompagnie-büchereien anschafften, ahnten nicht, daß ihr tapferer Patrouillen-gänger der Verfasser war. Um so tiefer wühlte Liliencron das Wie-dersehn auf. Nachdem am Abend die erste Vereinigung stattgefunden hatte, war am Morgen — wie der Brief es schildert — feierlicher Gottesdienst der Offiziere und der übrigen alten Kriegsteilnehmer, und nach der Andacht sammelten sich die einzelnen Kompagnien. Da ward keiner so stürmisch begrüßt wie Liliencron von seinen alten Leu-ten, und es fehlte nicht viel, daß sie ihn wieder, wie einst seine Sie-benunddreißiger bei Skalitz, hoch emporgehoben hätten. Alle waren in hoher Erregung. Auf dem Festmahl versagte dem ältesten Offizier, dem Oberstleutnant von Heynitz (im Feldzug Hauptmann der neunten Kompagnie) bei der Ansprache die sonst so volle Stimme. Am Tage nach der großen Feier versammelte der einzige noch dem Regiment angehörige damalige Mitkämpfer, der Major Weste, nur die Kriegskameraden in seinem Haus zu einem letzten Mahl. Es war ein tief ergreifendes Zu-sammensein, und der Eindruck blieb Liliencron für die Dauer so unaus-löschlich im Herzen, daß er drei Jahre nachher zu dem Gedicht vom „Tragischen Liebesmahl" ward; er widmete es in dankbarer Erinne-rung Eduard Rudowsky.

Einundzwanzig Kameraden,
Die sich zum Appell geladen
In die alte Garnison!
Fünfundzwanzig Jahre waren
Wir in aller Welt zerstreut,
Nun, nach fünfundzwanzig Jahren,
Kamen wir zusammen heut.

Sehn und Wiederfinden, neues Knüpfen alter Fäden, Erzählen und Fragen rings um den Tisch.

Schlachtentag und Kriegsgeschichten!
Wie aus Träumen und Gedichten
Rankt sich die Erinnerung.
Die entrollten Fahnen flattern!
Hurra! Unser Regiment!
Säbelblitz, Kommando, Knattern!
Wie die Sonne furchtbar brennt!

An die Erlebnisse im Winter auf dem Marsch nach St. Quentin wird erinnert, wo man über den gefrorenen Boden, über Schnee und Eis, über Leichen und Trümmer dem Feind entgegenmarschiert ist.

Milch ist Moll und Blut ist Dur.

Dann ruft der Älteste die Kameraden an: Nicht in Rührung soll das Fest ausklingen, wie am Alltag sollen die alten Genossen wieder auseinandergehn; aber er kommt nicht weiter. Tränen dringen empor.

Und er bricht die Rede ab.
Wenn wir auseinandergehen,
Wird uns einmal noch ein Tag
Wieder beieinander sehen?
Bei gedämpftem Trommelschlag?

Das war nach langen Jahren voll immer wieder lastenden Drucks ein Atemzug freiester, frischester Luft, ein Tag, an den die Erinnerung noch lange, lange vorhielt.

Um so schmerzlicher und trüber war es für den Dichter, der jetzt nach dem letzten Verbrausen des Münchener Sturms und Dranges in ruhigere Zeiten einlenkte, daß im Jahre 1897 eine öffentliche Sammlung für ihn eingeleitet werden mußte. Die Nadelstiche der alten, kleinen Schulden brannten immer wieder, und die Bedürfnisse des Tages konnten kaum befriedigt werden, obwohl sich Liliencron jetzt in in den Händen junger Verleger befand, die seine Werke als die Krone ihres Unternehmens betrachteten und demgemäß bezahlten. Sie brachten auch im Jahre 1895 die erste Auflage seiner schon von Friedrich vorbereiteten „Ausgewählten Gedichte" (später Anna von Krane gewidmet) in zweitausend Drucken heraus, eine Sammlung, die Liliencron, sehr zu Unrecht, als „Kastratenbuch", haßte; gerade sie zeigte schon damals den weiten Umfang seiner Verskunst, wie seine jetzt vereinten Kriegsnovellen ein Bild seiner neuartigen Prosadichtung gaben. Neue Prosawerke, die ja durch Abdruck in Zeitschriften verhältnismäßig guten Entgelt bringen konnten, durfte er nicht drucken lassen, solange nicht das große Mossische Darlehn durch den Abdruck des verunglückten Romans getilgt war. Liliencron suchte eine Stellung als Schloßverwalter zu erhalten, wobei er selbst nicht recht ernsthaft an das Gelingen dachte; Freunde wandten sich an die Fürstin Pauline Metternich und andere, im wesentlichen vergeblich. Der Be=

such einer Prinzessin aus regierendem Hause, die ihn ins Nordseebad St. Peter einlud und dort mit ihm seine eignen Gedichte und die Dehmels und Falkes las, beglückte ihn tief, hatte aber keine Folgen für seine äußere Stellung, wenn die Prinzessin sich auch für ihn bemühte. So entschloß er sich schließlich, so furchtbar peinlich es ihm war, die Sammlung zu gestatten, die im Frühjahr und Sommer 1897 vor sich ging. Im Mittelpunkt des Unternehmens stand Frau Ida Auerbach, die Gattin eines Berliner Konsuls, und Fontane und Max Klinger, Avenarius, Max Liebermann, Hans Thoma, Alfred Lichtwark und zahlreiche andere hatten den Aufruf unterschrieben. Liliencron entfloh vor dem Eindruck, den die öffentliche Aufforderung in seinem Wohnort machen mußte, ins Dehmelsche Haus und besuchte von dort aus in tiefen Gedanken das Grab des geliebten Heinrich von Kleist, dessen Umzäunung und Schmuck ihm einen störend konventionellen Eindruck machten. Die Sammlung brachte über viertausend Mark und half immerhin ein Stück weiter, wenn auch nicht weit genug. Die Wiener Bauernfeld-Stiftung gewährte eine Ehrengabe, und das gleiche tat auf Veranlassung des greisen Dichters Heinrich Zeise die Altonaer Zeise-Stiftung.

Liliencron war inzwischen nicht nur in der Hamburger Literarischen Gesellschaft, sondern auch draußen häufig vorgelesen worden. Der Berliner Schauspieler Emanuel Reicher, ein Mitglied des von Otto Brahm erzogenen Künstlerkreises des Deutschen Theaters, hatte seine große Sprechkunst immer wieder gerade in den Dienst seiner Verse gestellt, was ihm Liliencron später lebhaft dankte.

> Meinen Dank! Dank heißt die Rose,
> Die kaum einer kennt auf Erden,
> Weil sie blüht im Waldesdunkel,
> Nachts im tiefsten Waldesdunkel.
> Hab ich sie für dich gefunden?
> Ja, ich habe sie gebrochen,
> Und nun leg ich diese Blume
> Heißen Herzens dir zu Füßen.

Auch Ernst von Wolzogen las gelegentlich, sogar in Offizierkasinos, aus Liliencrons Dichtungen, und Marcell Salzer tat dasselbe. Im Jahre 1898 entschloß sich Liliencron zum erstenmal, selbst vorzutragen. Die Literarische Gesellschaft in Düsseldorf hatte ihn dazu eingeladen, und mit Zittern und Zagen trat er, der dem feindlichen Gewehrfeuer

so mutig untergegangen war, nach einführenden Worten des Staatsanwalts Cretschmar auf die Bühne. „Es war alles (selbst der dazu gehörige Staatsanwalt) wie eine Hinrichtung. Noch erhöht dadurch, daß mich mein Staatsanwalt erst auf ein schräg zum Publikum stehendes Bänkchen führte. Da saß ich nun, ich armer Sünder. Der Staatsanwalt — genau wie vor der Hinrichtung — bestieg das Podium, um dem Publikum zu verkünden, daß der irdischen Gerechtigkeit Genüge getan werden müsse. Aber — o Wunder — mein Staatsanwalt sprach kühne, begeisterte Worte über mich: daß mir, nach vielen Jahren, endlich im deutschen Volke Gerechtigkeit würde, daß die blödsinnigen, schmählichen Angriffe auf mich, die immer noch nicht nachließen, endlich jetzt aufhören müßten. . . . Ich traute meinen Ohren nicht. Dann stieg er herab, ging auf mich zu, u. — nahm mich wie eine Sängerin an die Hand u. — — — da stand ich vor dem Publikum." Nach den ersten Worten der Kriegsgeschichte „Der Narr" gewann Liliencron seine volle Ruhe und las nun sachlich und schlicht weiter vor.

In den letzten neunziger Jahren traten Liliencron zwei jüngere Schriftsteller näher, die beide in Altona ansässig waren, Carl Bulcke (geboren 1875) und Maximilian Fuhrmann (geboren 1862). Carl Bulcke, ein geborener Königsberger, war als Referendar von Uetersen nach Altona gekommen, er war schon vordem in Haseldorf beim Prinzen Schoenaich-Carolath mit Liliencron zusammen gewesen, und der junge Dichter, der von ihm lernte und nicht, wie so mancher Philister, an manchen Zügen seines Wesens Anstoß nahm, durfte mit ihm auf Spaziergängen und in dämmrigen Ecken alter Altonaer Weinstuben häufig beisammen sein, mit ihm gelegentlich Poggfred-Träume begehn, wie sie jeder kennt, der mit Liliencron über Land ging und dem er dann aus der Ecke einer kahlen Gaststube, unablässig sprechend, phantasierend, jedem Schmetterling auf die Flügel schauend, ein Zauberschloß schuf. Der Holsteiner Maximilian Fuhrmann, hinter dessen schwerfälliger Herzensgüte sich eine feine satirische Kraft birgt, ward bald etwas wie der Vertraute von Liliencrons äußern Lebensumständen; jede wichtige Ausgabe, Haushalt und Einrichtung wurden mit ihm besprochen.

Nachdem der Dichter einmal die Scheu vor dem öffentlichen Vortrag überwunden hatte, ging er häufiger ins Land hinaus — es kam die Zeit, wo es überhaupt Modesache wurde, Dichter nicht nur zu lesen (wofern man das überhaupt tat), sondern sie im vollen Saal zu hören und zu sehn. Noch im Februar des Jahres 1898, wenige Tage nach

dem Düsseldorfer Vortrag, kehrte Liliencron in Leipzig ein und las hier in der von Carl Heine, dem späteren Leiter der Ibsen-Bühne, begründeten Literarischen Gesellschaft. Er besuchte dort Max Klinger, ließ sich von ihm viele technische Einzelheiten über das Entstehn seiner farbigen Bildwerke sagen und erhielt als Geschenk das Blatt „Die tote Mutter", das seitdem mitten über Liliencrons Schreibtisch hing. Nach der Vorlesung fand sich im ersten Stock des neuen Theaterwirtshauses eine merkwürdige Gesellschaft zusammen. Neben Carl Heine und seiner sprühenden Frau Beate, der Tochter des Tondichters Emil Wüerst, Klinger und Elsa Assenijeff, der alte Rudolf von Gottschall, der einst den „Knut" besprochen hatte, und die Jungen Kurt Martens und Frank Wedekind, dessen „Erdgeist" eben durch Heine zur ersten Aufführung vorbereitet wurde. Hans Merian und Edgar Steiger, den Liliencron schon vor fünf Jahren bei Friedrich kennen gelernt hatte, fehlten nicht, dazu kamen vom Theater Max Grube, aus der Musik der blutjunge Gustav Brecher, dessen erste Symphonie eben aufgeführt worden war, von der Universität der Kliniker His und der Mathematiker Hausdorff, der auch unter dem Namen Paul Mongré als Dichter hervortrat, von der bildenden Kunst der Maler Klamrot, aus der Politik die Sozialdemokraten Bruno Schönlank und Albert Südekum und der nationalliberale Schriftleiter Paul Kühn, der Konservative Victor Schweizer — kurz, eine bunte Gesellschaft nach Anschauung und Tätigkeit, aber alle durch lebhafte künstlerische Teilnahme verbunden.

Auch nach Prag kam Liliencron jetzt wieder, wie er den Fähnrichsbesuch in Leipzig wiederholt hatte. Die jungen Prager Schriftsteller nahmen ihn in der wundervollen Stadt begeistert auf. Es war im warmen Mai, und er durchstreifte mit Oskar Wiener die von dem kurzen Aufenthalt im Jahre 1866 her ihm flüchtig bekannten alten Gänge und Höhen, die Burg und die Kirchen der Stadt und den Judenkirchhof. Friedrich Adler gewann ihn für den tschechischen Dichter Jaroslaw Vrchlicky. Die Vorlesung selbst fand großen Beifall. Liliencron las neun Gedichte aus verschiedenen Sammlungen, und Alfred Klaar urteilte: „Frei von aller Affektation, mit einer Stimme von etwas überheller Klangfarbe, in deren Schimmer sich ab und zu ein Laut verwischt, aber mit jener schlichten Innerlichkeit, die nun einmal Autorvorträgen eignet und schauspielerischen Künsten weit überlegen ist, und mit angenehmer Hervorhebung der Versmelodie, brachte der Poet seine Dichtungen zu entschiedener Wirkung; nach jedem Stücke ertönte lebhafter Beifall, und als der letzte anhaltende Applaus

verklungen war, wurde ein gutgemeinter Rebus auf den Tisch des Podiums gestellt, eine Lorbeerkrone, aus der eine schlanke Lilie emporragte."

Ende September 1898 las Liliencron in der Literarischen Gesellschaft zu Königsberg und kam seit mehr als zwanzig Jahren zum erstenmal wieder in den Osten des Reichs. Hier ward er von dem Anwalt Robert Gyßling und dem Deutschforscher Karl Marold empfangen und betreut. Er konnte endlich Margarethe Stolterfoth aufsuchen, mit der er seit langen Jahren im Briefwechsel stand, und sich der vornehmen Stille ihres Kreises erfreuen, zu dem die greise Schriftstellerin Gräfin Josephine Schwerin gehörte. Auch hier wirkte die Vorlesung trotz der nicht bedeutenden Stimmittel des Dichters durch ihre Einfachheit und Sachlichkeit, und Otto Wellner fand, daß sie „den schlichten, allem innerlich hohlen Pathos und aller süßlichen Sentimentalität abholden Sinn des Dichters noch bestimmter aufwies, wie das seine Dichtungen ohnehin schon tun." Ähnlich urteilte der begeisterte Liliencronverehrer Friedrich Wegener, zurückhaltender Emil Krause, der einflußreichste ostpreußische Kritiker.

Im Oktober las Liliencron in Münster vor der ersten Gesellschaft der Stadt bis zum Oberpräsidenten Studt hinauf. Auch alte Kameraden in rheinischen Regimentern luden Liliencron zum Vorlesen ein. Im Jahre 1899 war er in Bonn in der Dramatischen Gesellschaft, in Elberfeld, in Barmen.

In diesen Jahren trat ihm auch seine Familie wieder näher, und eines Tages erschien zu seiner Freude der alte Oheim, der Klosterprobst und Wirkliche Geheime Rat Rochus, in des Neffen bescheidener Wohnung. Liliencron war diese Annäherung um so wertvoller, als er jetzt eine dritte Ehe schloß mit Anna Micheel, der am 23. März 1866 geborenen Tochter eines Großbauern aus der Itzehoer Marsch. Freilich erlaubten die kärglichen Mittel dem Paare noch nicht, sich zu gemeinsamem Haushalt zu verbinden, und das Töchterchen Abel, dem nach der Großmutter der Name Sylvestra beigegeben wurde, blieb in der Obhut der Mutter. So hatte es für Liliencron die wichtigsten Folgen, als ihm im Jahre 1899 Frau Elisabeth Förster-Nietzsche zum erstenmal schrieb. Er hatte von ihrem Bruder nicht viel, aber das wenige mit dem Herzen gelesen, das jede Größe, und nun gar diese aristokratische, sofort erfaßte. Und er nahm nun mit tiefer Dankbarkeit die lebensgeschichtlichen Mitteilungen der Schwester über Friedrich Nietzsche auf. Im März 1900, nachdem er kurz vordem mit großem Erfolg in Breslau vorgetragen hatte, weilte er als Gast in Weimar, wohnte in einer Pension

nahe Nietzsches Hause und ward durch Frau Förster-Nietzsche der Hofgesellschaft vorgestellt. Er durchstreifte die Stadt, er sah Goethes Stadt- und Gartenhaus, er verkehrte mit Julius Grosse und andern Weimarer Dichtern, besuchte unter Führung Carl Schüddekopfs das Goethe-Schiller-Archiv und las im Künstlerverein aus seinen Werken vor. Bei Paul von Joukowsky konnte er Erinnerungen an Turgenjew auffrischen, mit dem der russische Edelmann eng befreundet gewesen war. Wie der Schüler einst von Erfurt nach Weimar gefahren war, besuchte der Mann jetzt die alte Schulstadt. Der wertvollste Ertrag der Reise aber war, daß Elisabeth Förster-Nietzsche Liliencron die Aussicht eröffnete, einen eignen Hausstand zu gründen. Er suchte, zurückgekehrt, Wohnung in Hamburg oder Altona, aber ein alter Plan, aufs „ganze" Land zu ziehn, eben so weit der Großstadt, daß er noch gerade ihr Geräusch vernehmen und sie leicht erreichen könnte, gewann doch die Oberhand. Elisabeth Förster-Nietzsche, Graf Harry Keßler in Weimar und Fräulein Elise Königs in Berlin versprachen, auf Jahre hinaus die Miete zu erlegen, und so zog Liliencron am 1. April 1901 mit Frau Anna, Abel und dem gerade ein Jahr vorher geborenen Sohn Wulff Kai Benedictus Wittekopp nach Alt-Rahlstedt.

Noch eins bildete lange Zeit eine Erinnerung an Weimar: bei einem ihm zu Ehren veranstalteten Fest überreichte man Detlev von Liliencron einen Lorbeerkranz. Er nahm ihn sorglich mit; und, zu Hause angekommen, hing er ihn unter das Bildnis Heinrichs von Kleist.

24.

# Neue Gedichte.

Am 11. Januar 1893, seinem vierzigsten Geburtstag, empfing Gustav Falke von Detlev von Liliencron folgenden Brief:

„Ich kann, lieber Falke, ‚diesen Tag nicht vorübergehen lassen, ohne Ihnen‘ u. s. w., wie's im Briefsteller heißt.

40 Jahre! Die 4 ist unangenehm. Aber von 40—50: das ist doch das eigentliche Mannesalter. Und dies ganze Jahrzehnt steht Ihnen bevor! Da werden wir viel Großes und Schönes und Tiefes von Ihnen bekommen. Lassen Sie jetzt auch den Rest hinter sich aller ‚Ängstlichkeit‘ vorm Publikum. Zu Ihrer unnachahmlichen Anmuth (welche Stümper sind wir gegen Sie!) lassen Sie nun auch die volle rücksichtslose K r a f t hinzutreten! Verlieren Sie sich nicht zu sehr in Anmuth und Getändel. Denken Sie stets daran — verzeihen Sie den greulichen Schulmeisterton — wie z. B. Böcklin schafft: zuweilen hinter einander ein herrlich Phantasiestück, eine Pieta, eine Scene aus einem Bordell (z. B. Susanna im Bade). Darauf kommts an! Das und so ist der s o u v e r ä n e Künstler! Und der sollen und müssen Sie nun werden in dem Jahrzehnt, das Sie vor sich haben.

D a z u wünscht Ihnen Ihr Freund Liliencron das Beste. Auch den letzten Rest weg von der greulichen Hamburger Nüchternheit! Sie sollen sehn, liebes Geburtstagskind, Sie kommen dann durch, wenn auch die Zeitgenossen manchmal den Kopf schütteln werden. Aber was thuts denn!

Wir hatten gestern einen so lieben, lieben Tag. Ihr süßes Trudchen hat sich mir tief ins Herz geprägt. Und es war mir eine stille, innige Freude, Sie und Ihr herrliches einsames Herz dabei zu beobachten. Und ewig wird mir auch das Bild Ihrer Frau Gemahlin vor Augen sein, wie sie den Täufling auf dem Arme hielt vor Pastor und Becken. Es war das Köstlichste, was uns das Leben schenken kann: Mutterglück: M a d o n n e n g l ü c k."

Falke trat an diesem Tage in das Jahrzehnt, aus dem Liliencron bald hinausgehn mußte. Und neben der ergreifenden Sehnsucht nach einem Familienglück, das Liliencron nicht beschieden war und das er in einem Winkel seiner Seele durch alle Unruhe dieser Jahre heiß ersehnte, gab der Brief ein Stück Poetik für das Jahrzehnt der reifen Männlichkeit.

> Gebt ihr euch einmal für Poeten,
> So kommandiert die Poesie —

steht gewissermaßen als unausgesprochenes Leitwort dazwischen.

Und in der Tat gehorchte Liliencron, dem Reifen, die Dichtung, wenn der Ausdruck erlaubt ist, aufs Wort. Und immer wieder brachte er nicht nur wie vordem aus der nun sooft ausgeschöpften Erinnerung, sondern auch aus dem unmittelbaren Erlebnis fast unmittelbar gefundene Früchte heim. Gustav Falke selbst hat erzählt, wie er der Entstehung eines solchen Liliencronschen Gedichts im Augenblick beiwohnte. Er war mit Liliencron auf dem Kirchhof in Nienstedten, und sie sahen im Winde, der von der Elbe her über die Gräber pustete, die Bänder eines Kranzes seltsam hin und herflattern; bald schmiegten sie sich um das Kreuz, bald tanzten sie auf und ab, bald schwangen sie sich hoch in die Luft. Daraus ward das Gedicht „Der Kranz". Der Dichter geht aus, den Wald zu durchwandern, und der Weg führt über einen kleinen Kirchhof, für den eine fromme Tante ein großes, weißes Marmorkreuz gestiftet hat.

> Ich greife aus. Blendend von ferne gleißt
> Im Sonnenglitzern schon das Kreuz herüber,
> Das einen Kranz mit langen Bändern trägt.
> Und ich betrete nun den Gottesacker
> Und stutze.

Das Bild der windigen Wirklichkeit vervollständigt dichterische Einbildungskraft sofort zur seltsamen Handlung.

> Was, spielt dort ein kleiner Affe
> Hoch oben auf dem Kreuze mit dem Kranz?
> Wahrhaftig! Jetzt durchspringt er, gleich dem Clown
> Im Zirkus, ihn wie einen Reifen, jetzt
> Bekränzt er sich das edle Haupt: zu weit.
> Jetzt hängt er um die Schultern ihn abwechselnd,
> Und nun beriecht er ihn und schwingt ihn dann,
> Als wär ein Feuerbrand er, um die Ohren.

Das Zerren des Windes ist aber damit noch nicht genugsam ausgedrückt; die Phantasie arbeitet weiter. Wie ein Kampf um die Bänder und den Kranz hat jenes Reißen und Flattern ausgesehn. Schon biegt ein anderer ums Glockentürmchen,

> das ist der Tod.
> Er schleicht heran wie eine Katze, klettert
> Wie eine Katz am Kreuz hinauf, entreißt
> Dem Aeffchen triumphierend, wild den Kranz,
> Und hastdunichtgesehn, herab.

Zuerst blickt Joko ihm verwundert nach.
Dann hinterher! Und über Grab und Stein
Und Rasen geht die drollige Jagd. Bald hat
Den Kranz der Affe, bald hat ihn der Tod,
Und lautlos, wie zwei Vögel, die sich haschen,
So flitzt und blitzt die Narretei umher,
Wie junge Hunde, die sich übertollen,
Mit Kapriolen der Gevattersmann,
Der Affe, nun, wie Affen jachtern können.

Dann ein der Wirklichkeit abgelauschtes, höchst treffendes, nach homerischer Art eingeflochtenes Bild:

Und jetzt wie Kinder, die Verstecken spielen,
Und Nu—h rufen, so stellen sie sich oft
An Ecken auf, die Köpfe vorsichtig
Vorbiegend: Ob er wohl mich finden wird?

Die Hetze geht weiter, bis dann Hans Klapperbein des Spaßes genug hat, dem Tierchen den Hals umdreht,

Er würdet storchartig dem Kreuze zu
Und steigt hinauf und stellt sich oben hin:
Die Knochenarme streckt er seitwärts aus,
In seiner Rechten hängt das arme Aeffchen,
Die Linke hält den arg zerzausten Kranz:
Da kommt der Küster, um zu läuten, her,
Und wie ein Blendwerk ist der Spuk verschwunden.

Aus zweitägigem Aufenthalt im „Cholerahaus" und einem Besuch der Leichenhalle in Ohlsdorf im August 1892 entstand jenes Gedicht „Die Pest".

Am 29. Juni des gleichen, für Hamburg so furchtbaren Jahres, einem kalten, böigen Tag, stand Liliencron wieder auf dem weitgedehnten Ohlsdorfer Friedhofsgelände, zum letztenmal Augusta am Arm, am Grabe des Vaters. Da einte sich ihm wenig später dies Erlebnis mit dem Bilde eines langhaarigen, schönen Windhundes, den er kurz danach in Berlin auf dem Potsdamer Platz mitten unter den Menschen sah, und es entstand im Juli das Gedicht „Die heilige Flamme". Herrlich wird die Einstimmung gefunden.

Der Regen hielt sich fest in runden Wolken
Den ganzen Tag bis hin zur Vesperstunde.
Dann plötzlich, wie aus einem Nest heraus,
Brach von der See ein wüster Windstoß vor,
Und Bö auf Bö fällt über Land und Wasser.
Und wenn die Böen, auf Minuten nur,
Das Meer, den Strand wie Tiger überraschten,
Begleitete sie starker Tropfensturz.
Als Abendtrösterin kroch nicht einmal
Die Sonne vor aus ihrem grauen Dickicht.

So hatte der Eindruck des windbewegten Abends Liliencron zuerst in Gedanken noch einmal an das vertraute Meer geführt, und das wirkliche Erlebnis ward nun zum Traum:

In solchem Ungewitter, träumte mir,
Betrat ich einen ungeheuren Kirchhof.
Schon neigte sich der Nachmittag zu Ende.
In einer weiten Halle dieses Kirchhofs
Stand ich allein, umgeben von viel Menschen,
Die Gruppen bildeten, je eine Gruppe
Von Klagenden, von Weinenden, des Grames.
Nach einer kleinen Weile immer wieder
Sprang eine Tür auf, und ein strenger Mann
Rief einen Namen; und es löste sich
Auf seinen Ruf von jenen Gruppen eine,
Und ging ihm zu, ging mit ihm und verschwand.

Endlich kommt auch an ihn der harte Ruf.

Und ich erhob mich, um ihm nachzuschreiten.
Ich führte, Wunder, war ich nicht allein,
Am Arme eine junge, blasse Frau.
So traten wir zu zweien aus dem Raum
In einen andern, dessen kahle Flächen
Unendlich trostlos unser Herz anstarrten.
Inmitten stand auf nacktem Katafalk
Ein Sarg, bar aller Kränze, jeder Zier.

Die silbernen Tanzsporen, die Liliencron dem Vater in den Sarg gelegt hatte, sieht der Dichter als einzigen Schmuck auf dem schweren

Deckel liegen. Und seine Augen haften an dem Schild des Fußbretts mit den feierlich-einfachen Worten:

> Lebt wohl, ihr Kinder, die ihr mich geliebet,
> Ihr Freunde, die ihr mich geehret habet.

Leises Orgelspiel von unsichtbaren Händen; sechs lang-talarte Träger heben den Sarg und ziehn mit ihm durchs Bogentor ins Freie.

> Die junge, blasse Frau an meiner Seite
> Hing schluchzend, aufgelöst in Schmerz und Weh,
> An meinem Arm, ihr langer Trauerschleier
> Berührte, wenn der Sturm nicht mit ihm spielte,
> Den Boden fast; tiefschwarz von Haupt zu Fuß
> Bis auf den Handschuh, hüllt sie das Gewand.
> Gleich hinter uns, die Fahne hängen lassend,
> Mit still gesenktem Kopfe stapft ein Windhund,
> Ein langbehaartes, braungeflecktes Tier,
> Um seinen Hals ein blaues Band geschlungen.

Des Weiterschreitenden Augen haften unabgezogen an dem Sargschild. Und dem Vater ertönt im Herzen ein letzter Nachruf:

> Der, dem wir folgten, hatte neunzig Jahre,
> Treu seinem Gott, und seinem Heiland treu,
> Des Lebens Bürde demütig geschleppt.

Er hat sie nicht getragen, sondern geschleppt, wie der Heiland sein eignes Kreuz nach Golgatha schleppen muß.

> In seinen Händen hält er eine Rose,
> Ich seh sein Antlitz, seine Hakennase,
> Den Gentleman, den Cavalier, den Ritter.
> Hab Dank, hab Dank für so viel Lieb und Güte.

Es ist furchtbare Sterbezeit in Hamburg, und überall geht von den vielen Hallen her der Tod um; Kind und Greis, eine Braut, ein Graf, ein Dienstmann, alle Stände, alle Alter scheinen heut zum letzten Gang beschieden zu sein. Ab und zu quert ein Zug den andern und muß warten.

Kein Laut aus Menschenmund klang irgendwo,
Nur stumm, in immer gleichgemessnem Tritt,
Schritt — kam ein Zug dem andern in die Quere —
Ein wenig wartend, alles seine Bahn,
Bis jede Leiche ihre Stätte fand.

Wie aber in das kahle Grab die drei Handvoll Erde hinunterpoltern, steht jäh vor dem innern Blick das Nordseeufer:

Ein schwefelgelber Streifen hing darüber,
Lang, schmal, drauf lag ein rabenschwarz Gewölk,
Und vor der Mitte dieses gelben Streifens
Erhob ein offner Tempel seine Säulen.
So sah ich ihn: die schlanken Schafte unten
Scharf durch den schwefelgelben Streifen steigend,
Indes sich oben Sims und Kapitäle
Vom finstern Himmel dämmerig abzeichnen.
Und in dem Tempel lodern jetzt hellhoch,
Auf einem Scheiterhaufen mächtige Flammen.

Er schreit, man solle den Sarg aus dem Grab emporreißen und dort in die Flammen bringen.

Doch flehend fiel die junge, blasse Frau
In mein Gelärme: Laß, o laß ihn ruhn.

Ich aber starrte angestrengt hinüber:
Verblichen war das gelbe Band, verschwunden,
Und in die dunkle Nacht trieb ihre Lohe
Die keusche Flamme groß und still empor.

Als Liliencron einmal mit Carl Bulcke in Haseldorf war, erzählte in dem schönen, eirunden Speisesaal des Schlosses die oft so herb verschlossene Prinzessin Catharina zu Schoenaich-Carolath, wie ihr Töchterchen zum erstenmal einen Biergarten vor Uetersen am Sonntag gesehn habe und, über das lärmende Treiben entzückt, in die Hände klatschend, gerufen habe: „O le joli jardin! C'est le paradis!“ Nachts gegen vier Uhr früh wird Bulcke plötzlich geweckt — Liliencron steht an seinem Bett und schleppt ihn ans Fenster. „Sehen Sie, mein Poet, den Fliederbusch! Wie er ganz wach da-

steht und wie er glücklich ist! „Kommt alle her und seht, wie schön ich bin, seht doch, wie ich mich geschmückt habe, und wie ich mich freue!'"

Und aus diesen beiden Erlebnissen ward dann das Gedicht „Das Paradies".

In meinem Fenster lag ich um vier Uhr,
Glock vier an einem Himmelssommermorgen.
Der breite, braune Graben, der das Schloß
Umringt und schützt vor jedem Ueberfall,
Gähnt unter mir, erwacht aus Nacht und Nebel.

Gleichmäßig treu nehmen Auge und Ohr Bilder und Geräusche des Morgens auf:

Weit aus dem Park klingt Gilio Giliaio,
Des Pirols Ruf in hohen Gartenbäumen;
Wie gelb und schwarze Bälle schaukelt er.

Nun der Fliederbusch:

Mir gegenüber, dicht am Wasserrand,
Biegt sich, umtanzt von weißen Schmetterlingen,
Von Lilalocken völlig überbürdet,
Mit seinen Blüten ein Syringenbusch:
Kommt, kommt und pflückt mich doch!

Zwischen einer Rieseneiche mit jungen, grüngoldigen Blättern und dem blauen Flieder

Erscheint gemach, aus tiefen Schatten patschend,
Ein Löwenpaar.

Ein Zicklein umspringt die Raubtiere, da legen sich die Löwen unter die Syringen, und alles ist g a n z still. Fünf Stunden später geht Prinzessin Gabriele, die Vierjährige, im Park spazieren, plappert bald französisch, bald englisch und deutsch, auch wohl einmal dänisch.

Neulich fuhr sie zum erstenmal ins Leben
Und kam dabei durch eine kleine Stadt.
Da war in einem Biergarten viel Lärm.

Jetzt braucht Liliencron, um die Eigenart der Äußerung des kleinen Mädchens herauszubringen, den schroffen Gegensatz. Enganeinandergedrängte Weiber und Männer, die schon zu viel getrunken haben, Skatmenschen, die mit dicken Knöcheln die Karten auf den Tisch donnern, Tanz zu den Tönen eines entsetzlichen Klaviers, der Gesangklub „Klein Veilchen du“, der brüllend ein Lied anstimmt,

Gelächter, Raufen, Saufen, Kreischen, Gröhlen – –
Da fährt der Wagen mit Prinzeß vorbei.
Sie sieht mit großen, staunend großen Augen
Den Wirrwarr an. Er scheint ihr zu gefallen.
Sie klatscht in ihre Händchen und ruft selig:
Le grand jardin, oh, c'est le paradis.

Als Liliencron in Berlin die Geigenkünstlerin Margarethe Marschalk, Gerhart Hauptmanns spätere Gattin, spielen hörte, ward ihm die zarte Erscheinung zu einem zarten Intermezzo:

Geigenklänge, nie gehörte,
Schöne Mädchen, nie gesehn —
Was verlangend mich betörte,
Soll, ein Wunder, vor mir stehn?

Während sich unter den Geigenklängen fern „ein Strand entnebelt“, zieht die volle Melodie des Hörers Gedanken rückwärts, zur gierig rauchenden Erde, zu dem gerade jetzt sooft erlebten Todesabschied. Mit den sacht vom Bogen strömenden Tönen sinkt Blatt um Blatt zu Boden, Sarg um Sarg in Ewigkeiten hinab.

Und der Holden sanfte Lieder
Sterben wie das letzte Glück,
Und sie schwindet lächelnd wieder
In den Wolkenflor zurück.

Aber der souveräne Künstler, den Liliencron Falke als Idealbild aufstellte, ist naturgemäß nicht an den äußern Eindruck gebunden. Was Wilhelm Dilthey über Erlebnis und Dichtung mit Bezug auf Goethe ausführt, gilt schließlich von jedem großen Dichter. Auch bei Liliencron liegt es so, daß er „im eignen Innern die großen Vorwürfe seiner Dichtung suchen mußte“; und gerade bei ihm hatte

sich, als er so spät zur Dichtung kam, schon eine „phantasiemäßige Anschauung der Welt" gebildet. Auch bei ihm wuchs diese „mit ihrer dichterischen Verwertung von seinen ersten poetischen Versuchen an", auch bei ihm liegen die letzten Motive seiner Schöpfungen und ihr edelster Gehalt im eignen Innern. Und er fragte sich wohl einmal selbst: Woher?, als er in wenigen Minuten das große Phantasiebild der „Bellevue" niedergeschrieben hatte.

Ich ritt voran, ich trabte zu
Durch eine schwere Wälderruh,
Und hügelaufwärts ging mein Steg,
Und dicht verhangen war mein Weg.
  In Nadelschwarz und Zweigen
  Hing dumpf und stumpf das Schweigen
— — — — — — — — — — — —
Es weht ein frischer Wind woher,
Kommt nackter Fels, kommt offnes Meer,
Die Stute wirft die Stirn empor,
Die Nüster zieht, sie spitzt das Ohr.
  Mein Tier, laß ab vom Laufen,
  Nun sollst du dich verschnaufen.

Der Wald öffnet sich, eine kalte Brise empfängt Reiter und Roß:

Vor mir und meinem Pferde
Dehnt sich die weite Erde.

Tief unten liegt im Sonnenlicht das Erdall gebreitet; ewiger Völkerfrieden und dann plötzlich:

Es dunkelt; Qualm, zuerst ein Hauch,
Schon loht die Flamme aus dem Rauch,
Das Feuer springt von Land zu Land,
Die Wolken röten sich vom Brand,
  Vier böse Rosse stampfen,
  Und alle Länder dampfen.

Krieg, Mord, Streit um Hab und Gut, um politische Macht sind auf der Erde, und wer dagegen predigt, wird gesteinigt. Zuweilen schießt ein Stern in eines Menschen Brust, dann führt das Genie, zuerst ver-

lacht, hernach verehrt, die Menge, oder ein Dichter gräbt zwischen zahllosen Feinden sein Gold. Aber der Anblick des Trauerspiels ist auf die Dauer unertragbar. Das Roß wird gewendet.

Und reit auf einen Tempel hin,
Wo nur ein einzig Zellchen drin,
Und sitze ab, und sorge hier
Zuvorderst für mein treues Tier,
  Laß dann den Schritt verschallen
  Sacht in den leeren Hallen.

Und bleibe nun für mich allein,
Einsiedler will ich fürder sein,
Und nichts mehr sehn von dieser Welt,
Wo die Gerechtigkeit zerschellt.
  Es brodelt in den Tiefen,
  Und Gottes Engel schliefen.

Liliencron war der souveräne Künstler in seinem fünften Lebensjahrzehnt, in den Kellinghuser Jahren, geworden. Die Einsamkeit, in die ihn dies Bellevuegedicht vom Dezember 1892 am Schluß hinleitet, hatte ihn erzogen („violenblaue Blume Einsamkeit“), nachdem er Jahre und Jahre durchgestürmt und aus dem Vollen gelebt hatte. Die Münchener Zeit hatte ihn ein wenig vom Wege gedrängt, und im richtigen Bewußtsein seiner im Grunde nordischen und adligen Natur, die sich nur ausnahmsweise einmal in das Treiben eigentlich literarischer Großstadtkreise verlieren durfte, war er rechtzeitig heimgekehrt. Er empfand deutlich, daß die „zweite Periode“ seiner Dichterzeit begonnen hatte, und empfand sie nicht immer als etwas Erfreuliches. Es erscheint ja wie ein Gesetz für jeden Dichter, daß nach den sprudelnden Schaffensjahren der ersten Zeit ein Stillstand, eine gewisse Müdigkeit eintritt; wir beobachten sie bei Goethe und Schiller so gut wie bei Keller und Fontane, und dürfen sie keineswegs nur auf äußere Einflüsse zurückführen. Das Letzte im Dichter hängt nicht davon ab, ob er jahrelang als Staatsschreiber oder Gelehrter, als Minister oder Zeitungsschreiber zu wirken genötigt ist — die Zeit einer geringeren oder ganz aussetzenden Fruchtbarkeit hat immer auch innere Gründe. Von einem eigentlichen Aussetzen ist nun freilich bei Liliencron nicht die Rede, aber doch von einer gewissen Ermattung. So reife Früchte einzelne Gedichte auch dieser ersten Altonaer Jahre sind — eine leise

Neigung nach unten — rein künstlerisch gesprochen — gegen die Zeit der „Gedichte" ist nicht zu verkennen. Das Gesetz der Wellenhebung und Senkung, der Berge und Täler, das Wilhelm Scherer für den Ablauf unserer ganzen Dichtungsgeschichte feststellte, gilt auch für jede große dichterische Erscheinung im einzelnen. Bei einem Dichter, dem von Gott vergönnt war, sich ganz auszuleben, geht die Bahn niemals steil geradeauf, in einem Gipfel zu enden, sondern in Hebung und Senkung, nur daß bei den Großen der zweite Gipfel höher liegt als der erste.

Es ist auch für diese Jahre Liliencrons bezeichnend, daß er, der stets Gütige, Ritterliche, Entgegenkommende, Hilfsbereite, sich zu keiner Zeit vorher so einläßlich mit der Dichtung anderer, Jüngerer beschäftigte wie jetzt. Eifrig durchackerte er mit Falke manches Gedicht, das dieser ihm brachte. Er änderte nicht nur peinlich den falschen Nominativ Frieden in Friede, sondern nahm die Verse Zug für Zug vor, oder er sah einem jungen Münchener Dichter, der sich an ihn wandte, Satz für Satz nach und schrieb Dehmel einen langen, auf alle Einzelheiten eingehenden Brief über dessen Drama „Der Mitmensch". Das war mehr als das eifrige Lesen und das feine Urteil der früheren Jahre. Dabei aber ließ Liliencron sich selbst jetzt eher einmal eine sprachliche Härte, eine bequeme Umstellung durchgehn, und auch darin zeigt sich der leise Zug der Ermüdung, der aus den im August 1893 erschienenen „Neuen Gedichten" spricht.

Das Buch war Gustav Falke gewidmet, und gleich das diesem zugeschriebene Gedicht wirkt nicht recht frisch. Liliencron hatte dem Band ein goethisches Leitwort vorangestellt: „Und so schnurrt denn durch die ganze, halbwahre Philisterleierkastenmelodie, daß die Kunst die Moralgesetze anerkennen und sich ihnen unterordnen solle. Das Erste hat sie immer getan und muß sie tun — täte sie das Zweite, so wäre sie verloren, und es wäre besser, man hinge ihr einen Mühlstein um den Hals und ertränkte sie, als daß man sie langsam durch das nützlich Flache krepieren ließe." Aus der durch dies Wort genährten Oppositionsstimmung fließt die Widmung mit ihrer bei dem reifen Dichter allzu burschikos wirkenden Verörtlichung an zweifelhaften Stätten, mit ihrem siebenfachen Glasklang, der der Nachtmützenmoral, den alten Tanten und Pedanten, dem Asketentum und dem Sauertopf gilt, dem Kritiker, dem Nörgelfritz, der Anonymität, der Verkleinerungssucht, Katzenbuckel und Feigheit.

Noch zwei Widmungen finden sich in dem Band, an zwei andere jüngere Freunde, Bierbaum und Dehmel. Und beiden werden eigne

Verse vorgesprochen. Bierbaum gegenüber wird an alte Münchener Liebeslust erinnert, Dehmel wird ins Schloß geladen und ihm ein Tanzbild vorgeführt, in das hinein Liliencron jene zuerst heiß begrüßte „Erste Begierde" und des Gastes „Stromüber" spricht. Alle drei Widmungen wirken ein wenig wie Füllsel und haben nicht die überzeugende Kraft wirklicher Dichtung. Auch die erste Ballade des Buchs, der „Pidder Lüng", der später sehr berühmt wurde, entbehrt der sprachlichen Abgeschliffenheit, die, ohne jemals zur Abgegriffenheit zu werden, von früh an Liliencrons vor dem Druck immer wieder umgeformte Dichtungen auszeichnete.

> Der Ritter verneigt sich mit hämischem Hohn,
> Der Priester will anheben seinen Sermon.

Oder:

> Und er will, um die peinliche Stunde zu enden,
> Zu seinen Leuten nach draußen sich wenden.

Freilich führt über solche Härten, die Liliencron zu andern Zeiten selbst als solche empfand, der frische und kräftige Ton des Ganzen wieder hinweg; die holzschnittmäßige Art des Vortrags, immer wieder ausklingend in die Worte „Lewer duad üs Slaav", paßt gut zu der Erzählung von dem Amtmann Henning Pogwisch, den Pidder Lüng im glühheißen Brei erstickt, als er ungerechte Abgabe gefordert und in den Brei gespien hat. Die in willkürlicher Betonung gegebenen Dichtungen dieses Bandes erreichen nicht die große Wirkung der „Gedichte", zumal der „Einmarsch in die Stadt Pfahlburg" wirkt vielfach gezwungen. Reizvoll stehn daneben ein paar kleine Liebesgedichte: als eine Erinnerung aus dem Süden „Beppi":

> War die Nacht ein unstet Ruhn,
> Nun?
> Horchte viel zum Gang hinaus,
> Hört im Speicher nur die Maus,
> Wie sie piepte,
> Die Verliebte.
> Nun?
> Hatte sanft die Tür gelehnt,
> Endlos, endlos mich gesehnt,
> Bis die Finsternis zerbricht,
> Und ich warte länger nicht.
> Nun?

Oder das kleine plattdeutsche Gedicht „Trin" von der lütten Deern, die beim Annähen eines Knopfes an die Joppe einen Kuß bekommt und diesen mit einer Ohrfeige lohnt:

> Do kiekt se mi ganz luri an,
> Häv ick weh dan, mien leve Mann?
> Ja, segg ick, un ganz sachen
> Fat ick se üm, greep frischen Mot,
> Un nu güngt ja allns up eenmal got.
> As se gung, segg ick: Lütt Deern,
> Kumms ock mal weller mit Nadel und Tweern?
> „Ja geern!"

Der „Kranz", das „Intermezzo" zieren das Buch, und in dem Gedicht vom Maibaum, das viele unausgeglichene Verse enthält, steht die wundervolle Beobachtung:

> Ein Wasser schwatzt sich selig durchs Gelände.

Es fehlt nicht an Gedichten, die zu spät aufhören, wofür Liliencron gerade sonst einen sehr feinen Sinn hatte. Der „Souveräne Herr" führt auf einen Kirchhof, in der Art eines bekannten Heinischen Gedichtes, und läßt Skelett nach Skelett erscheinen, von denen jedes aus seinem Leben, nicht über das Herkömmliche hinaus, zu erzählen weiß. Merkwürdig, wie der an Beiworten und feinsten Charakteristiken sonst so reiche Liliencron hier weder von dem Scherenschleifer, noch von dem Gelbgießer, noch von der Dirne und dem Dichter irgend etwas zu sagen weiß, das haften bleibt. Und auch der große Lord, der Tod, der am Ende auf geheimnisvollem Schiff übers Meer fährt, wird nicht Gestalt. Die „Heilige Flamme" gibt dann freilich ein sehr starkes Bild, und die ulkigen (man muß dies Wort der Berliner Mundart brauchen) Verse vom Betrunkenen sind ein Stück toller, aber freierer Laune. Noch aus vergangenen Zeiten stammen die „Schönen Junitage", vielleicht das feinste lyrische Gedicht der Sammlung, mit dem Nachhall:

> Flußüberwärts singt eine Nachtigall.

Und in reinster Schönheit zeigte den Naturwanderer und den Liebespflücker das Gedicht „Einen Sommer lang", in dem wieder einmal jedes Wort sitzt, wie es sitzen soll:

Zwischen Roggenfeld und Hecken
Führt ein schmaler Gang,
Süßes, seliges Verstecken
Einen Sommer lang.

Alter Gewohnheit treu, schob Liliencron auch in dieses Gedichtbuch zwei Prosastücke ein, eine durch naturalistische Zeichnung sehr echt wirkende Skizze „Das sterbende Schwein" und eine kleine Novelle „Die vergessene Hortensie", in der er ein seltsam ergreifendes Erlebnis gestaltet, und deren „Wurzel" eine bei einer Verlosung in Kellinghusen zurückgebliebene, einsam dastehende Azalie war. Die Hortensie wird von einem kleinen Mädchen abgeholt, und sie bringt einen letzten Schein blühenden Lebens ans Sterbebett eines jungen Menschen.

Gegen das Ende des Bandes aber merkt man in Liliencrons Versen eine leise Wandlung. Da steht jenes noch eben mit hineingebrachte Gedicht „Bellevue", da gibt er eine „Pieta": sie zeigt Maria mit dem Leichnam im Sande, am Ufer hart auf Muscheln; sie läßt auf die Leidensgruppe volles, zurückgeworfenes Sonnenlicht und dann den Loderschein späterer Glaubenskämpfe fallen und verbindet zum Schluß linden Westwind und den Plätscherton der Woge mit dem leisen Weinen Marias über den toten Heiland. Dann aber folgt, als das längste Gedicht des Bandes, eine Ottavenreihe „In Poggfred". Sie war der Beginn einer neuen Zeit für Liliencron, mit ihr trat er, dem fünfzigsten Jahre näher als dem vierzigsten, den Weg zu einem höheren Gipfel an, und als er im Jahre 1896 wieder ein Buch in die Welt sandte, hatte der souveräne Künstler die leichte Müdigkeit, die unausgeglichene Schaffenszeit der „Neuen Gedichte" gründlich überwunden.

25.

# Poggfred.

Als Liliencrons erste Dichterzeit begann, lebte er im Druck und Drang trüber Verhältnisse. Mit Müh' und Not hatte er sein Ruhegehalt wieder zugesichert bekommen, unentschieden war die Vereinigung mit Helene, unbestimmt sein künftiger Beruf, und schon meldeten sich die Schulden aus der Offizierszeit. Die verbitterten dann manchen Tag der Kellinghuser Jahre, und da der schriftstellerische Verdienst sehr gering war und neue Schulden hinzukamen, da Krankheit und körperliche Schmerzen eintraten, häufte sich die Schale der Sorgen bis zum Rande.

Die Lage in Altona erschien in manchem Betracht ein wenig besser; vor allem: Liliencron konnte sich, wenn er aus der immer wieder gesuchten Einsamkeit auftauchen wollte, aussprechen. Falke, dann Ernst, Loewenberg, Fuhrmann, Bulcke, Besucher wie Anna von Krane, boten Widerhall und gingen herzhaft mit, immer in dem Gefühl, von Liliencron beschenkt zu werden. Aber die äußeren Verhältnisse blieben im übrigen drückend genug, so freundlich und fraulich auch Elise Rehburg und ihre Hausgenossin Alma Holtorf sich bemühten, Liliencron das tägliche Leben erträglich zu machen. Er hatte ja im Grunde noch immer nichts. Von seinem Ruhegehalt gehörte ein großer Teil Augusta, und die bessere Bezahlung seiner Werke durch Schuster & Loeffler, das Ergebnis jener Sammlung, alles deckte niemals die alte Schuld und die nötigsten Bedürfnisse. Das enttäuschte manchen Helfer; der glaubte dann der durch manches Gedicht genährten Legende, daß Liliencron empfangenes Geld verjubelt, ja, vertrunken hätte, während es in Wahrheit dem Gerichtsvollzieher oder einem Gläubiger in die Hände gegeben worden war, der es vielleicht selbst knapp hatte und seit Jahren bitten mußte. Wenn Liliencron aber wirklich einmal, einer Auffrischung bedürftig, voller Sehnsucht nach einem heitern Tag, ein gutes Glas Rotwein getrunken oder ein wirkliches Hamburger Beefsteak gegessen hatte, dann schlug das bei ihm in der Lebhaftigkeit seiner Mit- und Nachempfindung poetisch immer wieder durch, und aus der nicht nur für Hamburger Verhältnisse bescheidenen Labung ward ein Mahl, an dem nichts fehlte. Die Altonaer Jahre waren um so leidensvoller, als Liliencron jetzt nicht mehr am Anfang der Dreißig, sondern am Anfang der Fünfzig stand; er rang nicht mehr um Beruf und innere Arbeitsgewißheit, er wußte, was er war, sah das von den Besten, die er kannte, bestätigt und saß nun doch noch im Elend, aus dem ihn flinke Feuille-

tonarbeit nicht erretten konnte, weil er sie zu leisten einfach nicht fähig war. Und manches Gedicht wanderte von einer Schriftleitung zur andern, ohne Aufnahme zu finden, viele wurden gedruckt, ohne bezahlt zu werden, ein übler, aber bis ins zwanzigste Jahrhundert hinein selbst bei großen Blättern befolgter Brauch. Daß sein Elend dann durch den Aufruf zur Sammlung ganz Deutschland vor Augen trat, machte die immer wieder emporquellende Scham über den Jammer noch stärker. „Ekel und Grausen vor dem Banausentum" stellten sich ein. Aber das tapfere Herz wehrte sich immer wieder dagegen, die Flinte ins Korn zu werfen, wenn auch diese Not ganz anders drückte als etwa die täglichen und nächtlichen Märsche in Schnee und Eis, bei schweren körperlichen Schmerzen, im französischen Kriege. Da ging es um alles und geschah für das Höchste, und der Tod lauerte hinter jedem Busch und jedem Gehöft — hier war kleinliche und kleinlichste Qual, die aller Fleiß und alles Schaffen, die auch Freundschaft und Liebe nicht aus der Welt zu bringen vermochten. Manch schöne Stunde ward dazu noch durch scheinsittlich-getünchte, anmaßlich-dozierende Kritik vergrätzt, deren Hall von einflußreicher Stelle her den vollen Ton der Anerkennung anderer übertäubte.

In all der Not aber lebte in diesem tiefgütigen Herzen immer wieder das Bedürfnis, zu geben und zu schenken. War es nun ein verhältnismäßig „fürstliches" Trinkgeld an einen Kellner oder einen Dienstboten, war es eine Blume, ein Gedicht an Freunde — der ungebrochene Liebesdrang verlangte immer wieder nach Äußerung. Und wenn er in der Wirklichkeit nicht befriedigt werden konnte, so flüchtete er sich mit dem gewaltigen Lebensdrang zusammen in des Dichters ureigenes Gebiet, und die immer wiederkehrende metaphysische Genugtuung für irdisches Entbehren entlud sich in die Strophen des großen Gedichts „Poggfred". Früher hatte Liliencron gern auf mittelbarem Wege durch Zwischenschiebung eines lebenden oder toten Freundes erzählt — im „Poggfred" sprach er selbst im Gewande dessen, der er gern gewesen wäre, und wenn er in diesen, durch eigne souveräne Gewalt geschaffenen und geheiligten Bezirk einkehrte, fiel alle Müdigkeit ab, die sonst manches Gedicht dieser Jahre durchklang.

Schon in der Kellinghuser Zeit war das Bild von Poggfred aufgetaucht, hatte der Gedanke an eine solche Dichtung Liliencron ergriffen. Als er aus Amerika zurückkam, genau „nel mezzo del cammin di nostra vita", hatte er Dantes „Göttliche Komödie" begierig erfaßt, und, mit religiösen Gedanken tief beschäftigt, heißhungrig gelesen — ganz hat ihn der große Ghibelline nie wieder ver-

lassen, und noch auf dem Totenbett war das letzte Buch, in das seine Augen blickten, dieses. Das feierliche Dreimaß der Terzine sprach zu Liliencrons Dichtersinnen, und die ungeheure Weite einer Leben und Tod überwindenden Phantasie erregte das Staunen des rasch vom Anfang zur Höhe Fortschreitenden; sie ward nun von dem reifen, großen Dichter als etwas tief Verwandtes empfunden. Byron hatte er schon bei der Mutter gelesen, sein Wesen kam dem früh schmerzversenkten Schüler nahe, und auch später griff er wieder nach den Werken des Engländers, dessen Stanze ihn gerade anzog, weil sie von der strengen Einheit Dantischer Strophen so weit abwich. Er selbst beherbergte ja die Sehnsucht zur strengen Formung des Tiefsten neben dem Hang und der Macht zur leichten Bändigung des äußern Lebens. Dennoch darf man den Einfluß beider Dichter auf die Entstehung von „Poggfred" nicht überschätzen; gerade in der ersten Poggfred-Zeit hat Liliencron sie am wenigsten gelesen und dankt ihnen weit mehr an äußerer Formerziehung als an der Empfängnis und dem Aufbau des ganzen Gedichts, in dem seine deutsche und norddeutsche Natur den Fremden gegenüber immer wieder sieghaft durchschlug, in dem vor allem seine Persönlichkeit etwas ganz andres vollbrachte.

> Die Stanze ist mir nur der Zellenstand,
> Den Honig bringen meine heimischen Bienen.
> Und der Terzinen Sankta Trinitas
> Dämmt die Gedankenflut ins rechte Maß.

Genau so waren Dante und Byron nur äußere Ausgangspunkte gerade dieser Dichtung. Sehr fein hat Otto Gildemeister den „Don Juan" verglichen „mit einer jener graziösen Vergnügungsjachten, mit welchen reiche Engländer bisweilen weite Kreuzfahrten unternehmen, das Mittelländische Meer durchstreifen, malerische Küstenstädte, paradiesische Inseln, wundervolle Golfe besuchen, freilich auch wohl einmal ein wenig derbe Seenot bestehen und — in früheren Zeiten kam auch das vor — mit einem Algierischen Corsaren handgemein werden. Ein solches Schiff ist mit allen behaglichen Einrichtungen des verfeinerten Luxus ausgestattet, es ist ein Wunder der zierlichsten Eleganz, aber es ist zugleich ein Segelboot ersten Ranges, es läuft im schlimmsten Wetter scharf und schneidig durch das Wasser, es wird von einem vollendeten Seemann kommandiert, und es führt neben seinen Vorräten von Pasteten, Champagner und Eis auch Pulver und Blei und ein Paar schmucke Bronce-Kanonen an Bord,

und im Notfalle wehrt es sich gegen Feinde wie eine kleine Kriegssloop. Der ‚Don Juan‘ gibt im Verlaufe seiner abenteuerlichen und ergötzlichen Streiffahrt eine gute Anzahl scharfer Schüsse ab, welche beinahe alle gegen Fahrzeuge unter britischer Flagge gerichtet sind. Ja, das ganze Gedicht ist, auch da, wo es scheinbar nur erzählt, ein ununterbrochenes Scharmützeln mit englischen Nationallastern, englischen Lächerlichkeiten und englischen Vorurteilen, welches Scharmützeln dann von Zeit zu Zeit sich zu direkten Angriffen auf bestimmte Persönlichkeiten und Zustände des stolzen Inselreichs verschärft. Die Schüsse sind nach verschiedenen Richtungen hin gezielt, aber sie gelten alle einem und demselben Feinde, dem in Großbritannien herrschenden Systeme, mag es sich nun als kaltherziger Egoismus einer feudalen Oligarchie im Staate darstellen, oder als bornierte Intoleranz einer pfründenreichen offiziellen Kirche, oder als exklusive ‚gute Gesellschaft‘ mit unerbittlichen Anstandsregeln für die Öffentlichkeit und mit geheimen Lastern für den Hausgebrauch. Mehr noch aber als Staat, Kirche und gute Gesellschaft ist es die Literatur, welche dem Feuer des poetischen Kreuzers ausgesetzt ist, die Literatur, welche als der formulierte Ausdruck der dem Dichterlord verhaßten nationalen Gebrechen erscheint, welche es sich zur Aufgabe macht, die herrschenden Mächte des Tages zu verherrlichen, die Erfolge der britischen Aristokratie gegen die Freiheit der Völker, die Erhabenheit der fetten englischen Kirche, die Tugenden der feinen Welt allen Ernstes mit Oden und Hymnen zu feiern."

Von „Poggfred" ließe sich das nicht sagen, wenn auch manche kapriziöse Stanze beide Werke verwandt macht, und eher schon möchte man sich an „Childe Harolds Pilgerfahrt", die jedoch in der Spenser-Stanze geschrieben ist, erinnert fühlen; vor diesem Werk aber hat „Poggfred" größere Weite voraus.

Im übrigen empfindet man beim Hineintreten in die von Liliencron erschlossene Welt sofort stark, daß all solche Berührungen nur „Zellenstand" gewesen, daß Erträgnis und Leben in den Versen ganz und gar ihres Dichters Eigentum sind. Und es erwächst eine ganz eigne Welt, mag auch Liliencron den Drücker zur Tür zuerst an der Hand eines Führers gefunden haben, der dann draußen blieb und es ihm überließ, sich innen allein zurechtzufinden.

Der Beginn der Dichtung ist in dem Gedicht vom Totenvogel zu spüren, das im Sommer 1879 in Hamburg niedergeschrieben und vierzehn Jahre später abgekürzt unter der Aufschrift „Terzinen" im „Zuschauer" veröffentlicht worden ist. Ein verwandtes Bild tauchte in dem Gedicht „Der Kartäusermönch" auf, das Liliencron 1892 der

„Freien Bühne" gab; da sah er sich auf der Bergesspitze nahe dem Kloster in weißer Kutte und Kapuze sitzen:

Mit mir in gleicher Höhe,
Mitten über der weiten Fläche,
Über der sonnendurchglitzerten,
Schwebt ein Geier,
Schwingenstill.
Scharf äugt er nach unten,
— — — hinabzustoßen.

Der Geier Schicksal
Schwebt so über uns Menschen.
Und ahnungslos
Schreiten wir die mühevollen Straßen.

In den ersten neunziger Jahren brachte das (nun von Otto Neumann-Hofer geleitete) „Magazin für Literatur" mehrere Gesänge, unter anderem ein „Capriccio" in Stanzen mit einem Strachwitzschen Motto:

Kurz ist der Jugend moussierender Tag —

und dazwischen lag am Schluß der „Neuen Gedichte" die Ottavendichtung „In Poggfred". Im Jahre 1896 erschien das Buch, nachdem Friedrich noch mit Recht geraten hatte, drei schon in Kellinghusen beendete Gesänge nicht in ein lyrisches Gedichtbuch mit aufzunehmen, sondern einem späteren, epischen Bande vorzubehalten. Die letzten Gesänge waren im Frühling 1896 abgeschlossen worden. Damals entstanden der Anfang des achten, der zehnte und der zwölfte, der zuerst in der Münchener „Jugend" erschien.

„Kunterbuntes Epos in zwölf Cantussen" nannte Liliencron das Richard Dehmel gewidmete Werk, dessen zwölf Gesänge ebenso wie der Schluß mit Leitworten aus Dehmelschen Gedichten eingeleitet wurden.

Dies ist ein Epos mit und ohne Held,
Ihr könnts von vorne lesen und von hinten,
Auch aus der Mitte, wenn es euch gefällt.
Ja, wo ihr wollt, ich mache nirgends Finten,
Klaubt euch ein Verslein aus der Strophenwelt!
So sucht ein Kind im Kuchen nach Korinten.

Ob sie euch schmecken, kümmert mich fürwahr nicht;
So lest denn mit Geduld! Meintwegen garnicht.

Der Dichter fühlt die „zweite Periode" nahen, wo die Kraft der Jugend sinkt. Aber er wehrt sich.

Nein, nein! Noch nicht! Noch immer, kommts drauf an,
Sitz ich im Sattel zweiundsiebzig Stunden,
Noch immer pfeif ich auf Hans Biedermann,
An keine Regel, nur an mich gebunden;
Und was für Fallen mir der Schmerz ersann,
Noch hab ich stets die Rettungstür gefunden.
Noch fließen meines Lebens rote Wellen,
Und kunterbunt versprudl ich meine Quellen.

Noch lieb ich, fleißig mich im Tanz zu drehn,
Mit Freunden um den Ehrenpreis zu schwimmen,
Mit hübschen Mädchen durch den Wald zu gehn,
Die höchsten Alpenspitzen zu erklimmen,
Früh auf dem Anstand tief im Tau zu stehn,
Wie Hagen über Hundsvolk zu ergrimmen.
Ja, immer ist mir noch „Lex mihi Mars"
Bedeutend lieber als: lex mihi Ars!

Und nun sind wir in Poggfred.

Von meinen Schlössern fern und fern der Stadt,
Inmitten zwischen Wiesen, zwischen Hecken,
Liegt aller Welt und alles Lebens satt,
Spielt einsam unterm Blumenflor Verstecken
Ein simpel Häuschen, wie ein weißes Blatt,
Das keine Lästerzunge kann belecken.
Sein Name ist Poggfred, hochdeutsch Froschfrieden,
Denn Friede ist den Fröschen da beschieden.

Das Schlößchen liegt in vornehmer Landeinsamkeit, es liegt aber sichtlich auch in Schleswig-Holstein zwischen Haide, Knick, Torfbruch und Moor. Von einem Seitentürmchen schaut Liliencron am liebsten aus. Er sieht die Erde brennen, einen Engel aus der letzten Riesenlohe eine Fackel zum Himmel emportragen und sie dort dem lächeln-

den Allerhalter überreichen. Er hört seinen Nordsee-Küstenstrich Triumph kartaunen, er sieht an Norwegens Klippen erbeutete sizilische Pracht und geraubte Gefangene, und in das Phantasiebild fällt die Erinnerung der Wirklichkeit, eine Sturmnacht auf dem Deich, ein Gemälde der Flut.

Und wieder kommt die Flut. Erst rillt sie an,
In langen Strichen perlt sie, und bedeckt,
Im Anfang langsam, bald den leeren Plan,
Bis sie das altgewohnte Ufer leckt.
Sie steigt und steigt zu ihrer höchsten Bahn,
Hat alles Leben wieder aufgeweckt.
  Und Welle wächst aus Welle und zerfließt,
  Und bäumt von neuem hoch und drängt und gießt.

Eine Fahrt über die furchtbare Einsamkeit des heiligen Meeres. Schon wird die Behaglichkeit von Poggfred wieder empfunden, fern-ab von allem Klatsch, fern vom Joch des Tages, an das nur die Schultertasche des Kuriers mit Briefen und Drucksachen erinnert.

Das ist das Vorspiel, in dem alle Töne des Werks anmutig angeschlagen werden, bis zum Schluß ein erstes, breiter ausgeführtes Bild entsteht: Vor einem Birkenstämmchen an einer Waldblöße bläst ein Clown auf einer Flöte das Menuett aus Mozarts „Don Juan"; und die vier großen Feldherren Cäsar und Hannibal, Friedrich und Napoleon müssen mürrisch im Trippelschritt zu der Melodie einhergehn. Der auf der Pirsch vorbeikommende Schloßherr sieht sie aber nicht nur in der Erscheinung des Augenblicks: er schaut Cäsars Glück und Sturz, den Korsen bei Moskau, bei Waterloo, auf St. Helena, und den Punier, den Lieblingshelden aller Gymnasiasten, auf dem Elefanten im roten Byssusturm, ein Auge verbunden.

Er streckt den Arm im scharfen Alpenwinde
Und zeigt den Weg, den lichtblau überspannten,
Der Himmel lächelt seinem Sonntagskinde.
  Er öffnet seinen Onyxring zum Trunke;
  Verfolgt, gequält erlischt ein Götterfunke.

Am tiefsten greift dem Poggfredherrn aber Friedrich der Einzige ans Herz. An die Unglücksschlacht von Kolin hatte Liliencron schon einmal erinnert; bei Prittwitz fand er im Familienbuch neben einem

Namen ein Kreuz: „gefallen bei Kolin", und daraus entstand das Gedicht „Wer weiß wo?"

Auf Blut und Leichen, Schutt und Qualm,
Auf roßzerstampften Sommerhalm
Die Sonne schien.
Es sank die Nacht. Die Schlacht ist aus,
Und mancher kehrte nicht nach Haus
Einst von Kolin.

Ein Junker auch, ein Knabe noch,
Der heut das erste Pulver roch,
Er mußte dahin.
Wie hoch er auch die Fahne schwang,
Der Tod in seinen Arm ihn zwang;
Er mußte dahin.

Auch in „Poggfred" gehn bei Friedrichs Erscheinen die Gedanken gerade zu diesem Kampf zurück. Aber dann taucht das unvergessene Sanssouci empor, das der Premierleutnant im Lehrinfanteriebataillon einst täglich vor sich sah und noch spät siegreich so gestaltet hatte:

Gewitter drückt auf Sanssouci,
Ich stand im Park und schaute
Zum Schloß hinan, das ein Genie,
Für seine Seele baute.

Und Nacht: Aus schwarzer Pracht ein Blitz,
Vom Himmel jäh gesendet,
Und oben steht der alte Fritz,
Wo die Terrasse endet.

Ein Augenblick! Grell, beinernblaß,
Den Krückstock schräg zur Erde,
Verachtung steint und Menschenhaß
Ihm Antlitz und Gebärde.

Einsamer König, mir ein Gott,
Ich sah an deinem Munde
Den herben Zug von Stolz und Spott,
Aus deiner Sterbestunde.

Denselben Zug, der streng und hart
Verrät die Adelsgeister,
Der aus der Totenmaske starrt
Bei jedem großen Meister.

Man muß diese Verse aus den „Neuen Gedichten" mit Kopischs, Geibels und Fontanes Friedrich-Versen zusammenhalten. Wo Kopisch den alten Fritzen behaglich poltern läßt, wo Fontane lässig schlendert und sich mit dem Alten über Menzel unterhält, wo Geibel in Versen, die selbst so regelrecht geschnitten sind wie die Boileaus, den König in einer warmen Sommerstunde zwischen den Hecken sitzen sieht, erspäht Liliencron den hellen, grellen Augenblitz der Gewitternacht und umreißt mit kühnen Strichen das Wesen des Genies. Alles, Unglück, Sieg und einsames Ende, umfaßt jetzt noch einmal die Poggfredstrophe:

Des großen Königs Auge flammt empor,
So sah er bei Kolin wohl in die Runde,
Und wie er einritt durch das Kränzetor
Nach sieben Jahren, mit der Kraft im Bunde.
Ich sah, wie er den letzten Blick verlor,
In letzten Schmerzen, in der letzten Stunde
Nach Marc Aurelens Büste starr gewendet,
So hat der größte Preußenheld geendet.

Nach dem friedesamen Menuett kommt es zum Boxerkampf zwischen den Vieren.

Der Brandenburger schlug den Franzenstreiter,
Die andern stritten unentschieden weiter.

Da schrie dem Clown ich zu: Halt ein, du Schuft!
Und riß das Pfeifchen ihm von seinen Zähnen,
Und hieb den Kerl, und alles schwand in Duft,
Erschöpft muß ich mich an ein Bäumchen lehnen.
Und um mich her wards still wie Grab und Gruft,
Und nichts mehr ließ mich jenes Spukbild wähnen.
Nur schwang den Krückstock noch der alte Fritze:
Laß er hinfüro solche Schelmenwitze!

Diese Einführung zeigt schon im ersten Gesang den Stil des Ganzen. „Erinnerung, Traum, Erlebnis, Phantasie" sollten in die

Behälter gefüllt werden und geben immer wieder Reiz und Stoff für die Dichtung. Alles scheint unaufhaltsam auseinanderzuflattern und wird doch durch die Persönlichkeit zusammengehalten. Wie diese oft widerspruchsvoll war, aus der Einsamkeit, jäh getrieben, in die Fülle des äußern Lebens hinüberging, so wechseln die Eindrücke im Gedicht. Eben noch Schmerz und Qual über äußere Enge, Schuldendruck und Armut — dann aber ein Sonnenstrahl, ein bunter Schmetterling, ein Freundesgruß, und alles ist im Augenblick vergessen. Oder das Rauschen der Nordsee, der Mordsee, wird durch ein Windesharfen in den Bäumen geweckt, und sofort steht mit der greifbaren Deutlichkeit des in Sonne und Schatten bewährten Blicks ein altes Bild vor den Augen und die Phantasie formt daraus ein neues. Geschichte und Krieg, die Liliencron immer wieder mit schlagendem Herzen festhielten, tun die Tore weit auf, und ihr Hall durchklingt wie am Anfang, so in der Mitte und am Ende das Epos. Ja, selbst dies erste Bild von den vier miteinander kämpfenden Helden verläßt Liliencron nicht und wird in breiterem Rahmen, ein wenig anders gewandet, noch einmal aufgenommen. Im zehnten Gesang sind wir auf einer Rennbahn, wo aber nicht Herrenreiter und Jockeys ihre Kunst zeigen, sondern seltsame Gestalten an der Ablaufsstelle stehn: Mazeppa, Seydlitz, Ziethen und die vier apokalyptischen Reisigen, zu denen endlich unter rasendem Gelächter der deutsche Lyrikus mit dem ausgehungerten Pegasus stößt. Bei dem ersten Rennen siegt Hans Joachim von Ziethen, bald scheint ihn Seydlitz zu überwinden; dann preschen die vier Reiter St. Johannis allen voran, und sie überflügelt „Rittmeister Tod"; hinter ihm verschwindet das Feld, bis man plötzlich das Rennen in den Lüften weitergehn sieht. Jetzt aber rauscht auf dem Flügelroß der Dichter empor, den andern voraus — die ewige Vergeltung für irdische Qual:

> Hinauf, hinauf, in immer höherm Flug,
> Bis du empfangen wirst von Sternenchören:
> Wie je dein Herz in Seligkeiten schlug,
> Und durften Schmerz und Elend dich zerstören,
> Hier fallen irdische Freuden, irdischer Trug,
> Niemals wird dich Gemeinheit mehr empören,
> Ein dunkler Flammenmantel deckt die Zeit,
> Still leuchtet drüber die Unsterblichkeit!

So ward in dem neuen Kampfbild zugleich die Bitterkeit über das „Dichterlos in Kamschatka" von der ewigen Siegesgewißheit des

großen Künstlers überwunden. Und seine im „Poggfred“ lebende Liebe für den künstlerischen Gegensatz zeigt uns dann am andern Tag die leere Rennbahn; vom einsamen Krug aus erschließt sich ein Blick übers karge Land, drei Pappeln stehn müde am Wege, und „den Abend tröstet die erflehte Nacht“.

Wie die Streiter Friedrichs des Großen ziehn die eignen Kampfgenossen vorüber. Der Schloßherr gedenkt (im fünften Gesang) dreier Kriege. Er hat die Ruhmesgöttin nicht aus Rosen, sondern aus zerschossenen Gebeinen Kränze flechten sehn:

> Mein greiser Kaiser Wilhelm, dir Hurrah!
> Bei Königgrätz einst küßt ich dir die Hände.
> Dein gütig Herz, wie stand es jedem nah,
> Gutes zu tun, daß jeder Hülfe fände.
> Dein gütig Herz! Säng ich ihm Gloria,
> Ich müßte schreiben ungezählte Bände.
> Zu deinen Siegeskränzen, die mich grüßen,
> Leg einen Dankeskranz ich dir zu Füßen.

Und nun ziehn die alten Kameraden heran, mit denen Liliencron in Sommerhitze und Winterkälte der Fahne gefolgt war; bis ins Herz bewegt, sieht er sich wieder in ihrem Kreise. Und wenn sich auch manch anderes Bild dazwischen schiebt, so taucht am Schluß doch wieder blutbesiegelte Kameradschaft empor, Takttrommelschlag und Schlachtgeleit, eine Kriegsnovelle in Stanzen. Nie wird der Kampf auf Erden enden; mit demselben Nachdruck, mit dem Heinrich von Treitschke die irdische Gültigkeit von *βια βια βιαζεται* hervorhob, sagt das hier Liliencron:

> Der Friede ist für Kinder ein Gedicht;
> Werft nur die Waffen nieder, ich tus nicht!

Die große Schlacht wogt hin und her, der Adjutant reitet neben dem General, und dieser läßt unter Trommelschlag gegen einen immer noch unbesetzten Hügel vorgehn. Schon aber gräbt sich dort oben der Feind ein, und es heißt anklettern. Das Wagnis gelingt, die Höhe ist genommen, nach unendlichen Verlusten:

> Wir sind durch eine See von Blut geschwommen,
> Uns selber nicht des Schrecklichen bewußt.
> Ich hob im Sattel mich, ich warf die Hand
> Der König lebe und mein Vaterland!

Dann aber, wie einst auf der „Insel", der Ritt über das ruhig gewordene Schlachtfeld, wo Sterbende und Tote beieinanderliegen. Mitten auf einem Wall von Leichen thront ein toter Zuave, die Fahne in der Linken,

> Die Rechte streckt sich wie ein Flintenlauf,
> Zur Faust geballt, drohend zum Himmel auf.

Die Nacht geht an, die Beiwachtfeuer flackern, die Hyänen des Schlachtfeldes kommen aus Rohr und Strauch, und schon sieht das Auge des jungen Kriegers den Frieden, der sich endlich zeigen muß, er sieht den Maienbaum und den Tanz, sieht wie der „unaufgefundene" Sterbende die Ernte und das Erntefest. Und der eben noch sein Bekenntnis zum Schwert gebracht hat, preist, wie sooft, den Frieden, fast mit Worten Max Piccolominis:

> O Friede du, mit deinen Seidenschwingen,
> Wann spannst du sie von Pol zu Pole aus,
> Daß klar ein einzig süßes Engelsingen,
> Schalmeibegleitet, tönt durchs Weltenhaus,
> Daß schreiend, nach verzweifelt letztem Ringen,
> Sich in den Abgrund stürzen Gram und Graus?
> Nun, Götter, frag ich, was ist euer Plan?
> Ihr schweigt? Und alles wäre, ach, nur Wahn?
>
> Ich schlief mit meinem General, durchfroren
> Vom Tau, auf offnem Feld, der Mond schien hell.
> Einmal erwacht ich, meine Augen bohren
> Sich in die Schatten ein, da seh ich grell,
> Vom Lagerflackerlicht à jour erkoren,
> Den Zuaven auf dem Leichenhochgestell:
> Die Rechte droht, steil wie ein Flintenlauf,
> Zur Faust geballt, grausig zum Himmel auf.

Es ist, als hätte Liliencron in den neunzehn Dichterjahren nur darauf gewartet, alles Empfangene, Durchlebte, Durchdachte, Durchfühlte, noch einmal zum bunten Kranz zu flechten. Als Breide Hummelsbüttel auf seinem letzten Gang durch die eigene Flur einen Strauß pflückt, findet er die Zusammenstellung zuerst ein wenig seltsam, wie ihm da die Blumen und Zweige in die Finger kommen. Aber er sagt sich mit Recht: „Die Natur in allen ihren Erzeugnissen ist schön."

Daran denkt man vor diesem manchmal unwahrscheinlich bunten Poggfredstrauß.

Man denkt auch an dies Wort, wenn mächtig, in allen Tönen, die Liebe angerufen wird. Liliencrons Stellung zum Weibe war in einem Betracht immer gleich geblieben, hatte sich in andern durch wachsende Reife und erlebte Schicksale verschoben. Immer war ihm die Frau nur Frau, das heißt, er sah in ihr zuerst das dem Mann entgegengesetzte und den Mann ergänzende Wesen. Mit einer Frau so zu sprechen wie mit einem Mann, wäre ihm nie eingefallen, er lehnte es geradezu ab. Sein Ton gewann, sowie eine Frau zugegen war, sofort an Schmiegsamkeit, Feinheit, Vornehmheit; er vermied es, dann noch über Literatur, Geschichte, Kunst zu sprechen — seltene Ausnahmen bestätigen nur die Regel — er lenkte sofort in ganz persönliche, heitere Gespräche hinüber, machte in höchst anmutiger Art den Hof, sagte Schmeicheleien, auch wenn er an Eroberung gar nicht dachte, und bewegte sich, noch in der traurigsten Lebenslage, mit vollendeter Ritterlichkeit. Außerordentlich leicht entflammt, hatte er von der Posener Zeit an unzählige Liebeshändel erlebt, und erst der tiefe Eindruck seiner ersten wirklichen Leidenschaft begann ihn zu wandeln. Jetzt trat von Jahr zu Jahr bestimmter neben die Freude an dem leicht gebundenen und leicht gelösten Minnespiel die Sehnsucht nach dem festumrankten Frieden der Ehe, nach einem Ideal, das ihm zweimal in die Brüche gegangen war. „Der gefüllten Aehre unvergleichliche Wichtigkeit erkennend", sah er sich jetzt am Tor des eigenen Gartens lehnen. Immer war er in Gegenwart von Frauen so zart wie nur denkbar. Nie durfte ein häßliches Wort vor ihnen gesprochen werden, mochte es sich um die letzte Verkäuferin, um die Tänzerin auf einem Vorstadtball oder um eine Prinzessin handeln. Wie entsetzlich war ihm die Ungeniertheit, mit der Theodor Storm vor weiblichen Ohren ein unzartes Lebensbild entrollte! Diese ritterliche Rücksicht wuchs im Lauf der Jahre zu männlicher Wärme, zu ehelicher Gehaltenheit. Eben noch hat im „Poggfred", im Château d'amour des zweiten Gesanges, ein Liebestraum Gestalt gewonnen. Zu Klängen eines Schubertliedes wandeln schöne Paare, von schwarzen Rittern am goldenen Gitter streng behütet.

Und sie hieß Fite. . . . Wie die Flocken toben
Und durch die Fenster rauh um Einlaß bitten!
Ein neues Scheitholz, in die Glut geschoben,
Gibt ihnen Antwort: das wird nicht gelitten.

Und auch dem Sturme, der mit seiner groben
Gewalt klopft, hat den Eingang abgeschnitten
  Behaglichkeit, die meinen Poggfredräumen
  Die weichen Polster rückt zu Trost und Träumen.

In allen Tönen wird die einmal erwachte Liebe aufgerufen, als kurzes Wetterleuchten, als einziger Tag, „gelebt, gejauchzt, gerast im Paradiese". Eine andere Liebste schiebt sich herein, eben nachdem der alten Kameraden gedacht worden ist. Das Lieblingsmotiv von dem als Pagen verkleideten Mädchen wird neu gestaltet, und in einem rasch entfachten Streit, in einer kleinen Kneipe, wird die Schöne, Holde von roher Hand erstochen. Aber vor sie tritt schon eine andere, deren Ton münchnerisch klingt:

Herein! Ah, du . . . und dann ein lustiger Sprung.
Um Gotteswillen, halt, gemach, gemach!
  „Is's wahr?" Sie lacht. Wie glänzt der Zähne Schimmer!
  Und Hut und Handschuh fliegen weit ins Zimmer.

Du kommst mir eigentlich recht ungelegen!
„Is's wahr?" sie fällt mir um den Hals geschwind,
Ja, ich bin heute auf ganz andern Wegen!
„Is's wahr?" sie küßt mich wie der Wirbelwind.
Ich schreibe Verse, die mich stark erregen!
„Is's wahr?" jetzt heult sie wie ein Waisenkind.
  Was ist zu machen? Schuh wett ich und Strumpf:
  Die Liebe siegt, die Liebe spielt den Trumpf.

Aus dem Leichtsinn aber, den die verlassene Fite ähnlich rächt wie das junge Mädchen aus dem „Richtschwert von Damaskus", entspinnt sich ein ganz anderes und viel ernsteres Bild. Der Dichter steht (im elften Kantus) auf dem altvertrauten Außendeich und schaut aufs unbegrenzte Meer, ins unbegrenzte Himmelsblau; da rollt ein Wagen à la d'Aumont geschirrt, auf ihn zu, und die Dame, die ihm entsteigt, sagt dem Deichwanderer für ewig Lebewohl:

Einst schenkt ich ein Paar kleine Fausthandschuh
Aus Mitleid einem Proletarierkinde,
Und hörte lächelnd seinem Stammeln zu
Im eisigen Dezemberweihnachtswinde.

O dieses Kindes Himmelsblick! O du,
O hätt ich so von dir ein Angebinde,
Mit solchen Augen, solchem Wimpernsaum,
Von dir, von dir solch einen Unschuldstraum!

Sie löst sich von ihm; ein Kahn mit schwarzen Wänden, von einem hagern Mann geführt, holt sie ab, sie steigt ein, zwischen dreizehn nächtigen Gesellen die einzige glänzende Gestalt. Und ihm schwinden Sonnenlicht und Sinnenlicht.

In der Mitternacht erwacht er, Flämmchen zucken übers Meer, es wird plötzlich Tag, und eine Riesenwelle kommt gezogen, einen Drachen auf ihrem Kamm.

Am Deiche hebt die Welle sich im Schwunge,
Und stürzt und platzt, und nieder kracht der Lurch,
Und bäumt sich noch einmal zum letzten Sprunge,

Und reißt mein Schleswig-Holstein mittendurch.

Er selbst, dem sich so die große Sturmflut noch einmal vergegenwärtigte, schwimmt in den Wogen und erreicht einen hohen Steinturmbau, wo Büreaukraten unabgelenkt Dekrete aufsetzen. Auch sie werden verschwemmt, und er klettert weiter, weiter, durch Wälder, die steilen Stufen einer Pyramide empor, deren Gipfel er mit einem Adler und dem Tod teilt. In der neuen Morgenhelle steht er allein, um sich das Wüten der Flut. Er schwimmt und schwimmt, er landet auf einem öden Fleck, wo zwei, ein König und ein Bettelmann, sich um den letzten Knochen balgen. Halb ohnmächtig fällt er zurück, da fühlt er sich emporgezogen und liegt, erwacht, im Gras am Deiche. Er träumt sich in die Jugend zurück, da er einmal schon an solcher Stelle gestanden hat. Da muß er sich atemlos zur See vorbiegen, weil er von fern ein Rauschen, ein Singen wie Geisterlaute hört:

Es klingt ein Knabenchor weither, weither
Wohl über tiefe, tiefe Stromesbreiten,
Die Vikingharfe rauscht weither, weither
Erinnerung aus alten, alten Zeiten,
Doch dein Gesang, hoch her, weither, weither,
Schwebt über Harfenton und Chor und Saiten.
Das alles zieht, schwellend, weither, weither
Wohl über stille, stille Wasserweiten.

Ein Schiff taucht auf, dem ein Albatros königlich voranfliegt, die schönste Braut steht nackt auf einem Thron, sie steigt herab und überreicht dem Dichter zwei Winter-Kinderfausthandschuhe und wendet sich und geht.

> Es klingt ein Knabenchor fernhin, fernhin
> Wohl über tiefe, tiefe Stromesbreiten,
> Die Vikingharfe rauscht fernhin, fernhin,
> Erinnerung aus alten, alten Zeiten,
> Doch dein Gesang, hoch her, hoch hin, fernhin,
> Schwebt über Harfenton und Chor und Saiten.
> Das alles schwindet, zieht, fernhin, fernhin
> Wohl über stille, stille Wasserweiten. . . .

Und endlich steigert sich Liliencron, Sehnsucht und Erfüllung sammelnd, zum höchsten Preis der dauernden, segenbringenden Liebe, wie sie ihm nun seine dritte Ehe bescherte:

> Was ist die Liebe? Komm, mein Weib, komm her,
> Lehn dich an mich, ich lehne mich an dich
> Und küsse dir die Hände, die ein Heer
> Von Lebensgreueln wandten fürsorglich,
> Mein bester Freund, mein Trost, wenn kummerschwer
> Verzweiflung schrie, Verzagtheit mich beschlich.
> Im Sterben noch, bin ich zum Tode krank,
> Lall ich mein letztes Wort für dich: hab Dank.

Noch einmal ertönt dies hohe Preislied der Ehe, der glücklichen, denn die unglückliche ist ein „Leben, wie es kein Teufel hat":

> Nichts weiß ich heiliger in allen Landen
> Als das Genügen einer treuen Ehe,
> Wenn Mann und Frau mit immer sichern Banden,
> Bis eines stirbt, Wonne vereint und Wehe,
> Nach schwerer Tagesfahrt am Bettchen landen
> Des Lieblings, daß ihm nachts kein Leid geschehe:
> Ein Lichtreich ists, wo goldne Kerzen brennen,
> Wenn Mann und Frau nichts stören kann, nichts trennen.

Als typisch begreifen wir diese Steigerung im Ablauf eines einzigen Gesangs, des achten. Da entrollt sich zunächst ein Liebesgeschick, bei

dem der Poggfredherr, wie sein Offizier in „Arbeit adelt", dem schönen Mädchen Reitunterricht geben muß. Sie wird oft zu tollkühn, und als sie einmal im Winter über das flache Land traben, lassen sich die Pferde nicht mehr meistern und springen in den eisschollenbedeckten Fluß. Vergebens arbeiten die Gäule, Halt auf den treibenden Massen zu finden, zwischen den beiden Reitern dehnt sich ein immer weiterer Raum, und als des Mannes Hengst schließlich kletternd das Ufer erreicht, klimmt zwölf Ellen weiter die leere Stute empor — Manon ist untergegangen.

Der trübe Abschluß des unbesorgt begonnenen Abenteuers leitet hinüber zur zweiten Geschichte des Gesangs: Ein großer Kaufmann ist zum letztenmal über See gegangen und hat sein Weib, das ihm bald das erste Kind schenken soll, zurückgelassen. Auf überheiztem Dampfer kehrt er jagend zurück, auf raschester Wagenfahrt vom Kai zum Hause errafft er im Blumenladen zwei Rosen und — findet daheim Weib und Kind im Sarg.

Aus dieser Einstimmung erwächst das friedliche, man darf sagen, ehelich friedliche, schöne dritte Bild: Weihnachten in Poggfred.

In Poggfred bin ich, Schnee liegt rings umher,
Der Weihnachtsabend ist herangekommen,
Ein voller Wagen hält geschenkeschwer,
Für viele Kinder ist er angekommen.
Zu unsrer Freude und des Christkinds Ehr
Ist über Bethlehem der Stern entglommen,
　Fern aus den Wäldern klingt ein leiser Sang,
　Der klingt so süß, der klingt so liebebang:

„Es ist ein Reis entsprungen
Aus einer Wurzel zart;
Wie uns die Alten sungen,
Von Jesse kam die Art.
Und hat ein Blümlein bracht
Mitten im kalten Winter
Wohl zu der halben Nacht."

Ein riesiger Tannenbaum steht im Saal, und von allen Seiten kommt das arme Völkchen aus Katen und Höfen, sich heut von der Liebe umschütten zu lassen Aller seliger Gebetrieb, der in Liliencron lebte und durch keine Not zu brechen war, flammt hier im Bereich willkürlicher,

souveräner (man muß dies Wort in dieser Zeit Liliencrons wiederholen) Gestaltung hoch empor:

Ach, schenken, schenken, könnt ich immer schenken!
Und lindern, wo die Not, die Armut haust!
Und braucht ich nie mein Geld erst zu bedenken,
Wo ein Verzweifelter den Bart sich zaust!
Und könnt ich alle Krämerhälse henken:
Pfeffer in euern Schlund! Und meine Faust!
  Könnt allen ich ein Tannenreis entzünden:
  Seid froh, vergeßt für ewig eure Sünden!

Ein in ganz kindlichem Ton gesprochener Vers kommt von den Lippen eines Engels, der dann zu den Sternen verschwindet:

Wir biegen unsre Köpfe in den Nacken,
Hoch, höher schwebt er, silberweiß; ein Strich
Verschimmert an des Mondes Sichelzacken,
Die ganze Erde ruht so feierlich.
  Aus Poggfreds Wäldern, rings, wie Friedensklang
  Klingt wunderbar ein Knabenzwiegesang:
    Sanctus Dominus Deus Sabaoth,
    Pleni sunt coeli et terra gloria tua,
    Hosianna in excelsis!

Es paßt zu diesem zarten, tiefen und frommen Abschluß des Bildes, wenn am Anfang des neunten Gesangs Weib und Kind eintreten und am Kamin vor brennenden Buchenklötzen Familienglück gefeiert wird. Dann aber schlafen die andern,

Nun gab die Nacht dem Tag den Schwesterkuß.

Und dem Träumer, der einsam am Kamin wacht, taucht ein widriges Gemälde empor. Wie er einst den Hungernden vor den erleuchteten Fenstern von Pfordtes „Sybaritenhaus" dräuen sah, so erschaut er jetzt drei Mammonsdiener auf der Terrasse eines Alpenschlößchens beim Champagner, und zu ihnen klettert ein Bettelgreis empor mit bescheidener Bitte. Sie aber werfen ihm die Gläser und den Kübel an den Kopf:

Die Hunde los! Elendes Lumpenvieh!

Da entpuppt sich aus dem verschlissenen Gewand ein Stutzer, der als Herrscher vorm Gesinde steht und ihnen den Lohn ihrer Roheit verkündet. Der eine, ein Mensch von gesegneter Dummheit, soll von jetzt an so viel Verstand haben, daß er sich sein ganzes Leben mit fressenden Glaubenszweifeln plagt. Der zweite, ein alberner Fadling, soll ewig an der Treue seiner Nächsten zweifeln, der dritte, der ungeheuer reiche, soll in Hunger, Schande, Schulden, Geldnot ersticken — alle drei hundert Jahre lang, bis der Tod sie erlöst. Und der Stutzer taucht als Teufel in den Höllenschlund hernieder.

Ein zweites Bild zeigt den Dämmertraum am Kamin, ein Liebesgedicht auf Oestmanns Elbterrasse, eine Liebesnacht und endlich ein winziges Novellchen, das in seinen acht Zeilen als etwas ganz Nebensächliches eingeführt wird, ausdrücklich im „Telegrammstil", und an das sich wunderlicherweise absprechende Kritik sofort mit ganzem Schwergewicht gehängt hat.

Banquier-Palazzo. Herrschaft ist verreist.
Gut. Dienerschaft geht aus. Ein Kätzchen nur:
„Heut Abend. Komm. Um acht. Bin so verwaist."
Ich kam. Das Herrenzimmer. Cour d'Amour.
Das Bismarcksofa. Stürmisch, zärtlich, dreist.
Kuß pflückt den Kuß. „Ach laß!" „Laß!" Moll und Dur.
  Der Morgen. Abschied. Erit Nachtvisite.
  Ein langer Weg nach Haus — O ziere Lite!

Daß das Ganze nur ein nebensächlicher Scherz ist, beweisen nicht nur die absichtsvoll, wie immer, eingeführten Fremdwörter, sondern auch das große Bild, das sich gleich dahinter auftut. Im bronzefarbenen Wams mit blauem Gürtel steht ein seltsamer Besucher am Kamin, er kommt vom Sirius und will das Töchterlein holen. Der Vater wehrt sich, aber vor dem fremden Schein dieser grauenhaften, wie Röhren bis ins Gehirn gehenden Augen knickt er zusammen. Und sanft sagt nun der Fremde:

„Liebst du dein Kind, so segne den Appell,
Daß ich in unser herrlich Reich sie rufe.
Du zitterst? Nun, so höre mich, Gesell:

Die Erde ist nur eine Schinderhufe,
Voll Schmutz und Dünger, Schweiß und Schwierigkeit,
Sie steht im All auf sehr geringer Stufe.

Du kennst das Leben: lauter Angst und Streit!
Ihr kennt es alle! Euer Wunsch ist immer,
Erlöst zu sein aus dieser Peinigungszeit.

Wir lauschen euerm Schreien und Gewimmer,
Wir sehen eure nackten Arme flehn
Zum hohen Himmel, auf zum Aetherschimmer."

Mit finsterm Drohen fährt er fort, die Raubtierkrallen der Menschen, Herrschsucht und Gewalt der Erde zu malen, und dann schiebt er den Gebrochenen beiseite, holt das Kind aus dem Bett und schreitet ruhig mit ihm fort. Nach langer Ohnmacht eilt der Überfallene dem Räuber nach, auf Waldesstiegen, an Marmorsphinxen vorbei, bei denen er einen himmlischen Depeschenüberbringer findet. Der will ihn zum Sirius mitnehmen, darf aber seinen vorgeschriebenen Weg nicht kürzen, und so fliegen sie zunächst zum Stern der Vorsicht, wo die Menschen in Säcken, zugenäht bis an den Hals, schwingen, den Finger am Munde:

Auch Moltke hing in diesem drolligen Reigen.

Dann der Stern der Schwätzer, wo die von Liliencron furchtbar gehaßte Indiskretion in tausend Mißgestalten büßt. Dann der Stern der Zufriedenen mit lauter alten Leuten,

die keiner Hoffnung Blume mehr ersehnen.

Sie landen in einem Eibengarten voller Bäume, wie deren einer, wundervoll schattend, nahe dem Haseldorfer Schlosse steht. Dort sitzen in alten gotischen Bronzestühlen unzählige junge Mädchen.

Sie waren tot. Es spielte ein Entzücken
Um ihren Mund, die sechzehnjährig starben;
Ein Seufzen schienen sie zu unterdrücken.

Mit Mohn von matten, rosahellen Farben
Umschlang ein Kranz ihr leichenruhig Haupt,
Das erste Liebesträume einst umwarben.

Da sah ich sie, die mir mein Herz geraubt,
Als ich ein Schüler war, die dann gestorben,
Die, ach, wie lange schon, im Sarg verstaubt.

Sie schlief hinüber frisch und unverdorben;
Nun saß sie hier in ihrem Unschuldshemd,
Um die ich, selbst ein Kind, so heiß geworben.

Sanft küßt ich ihre Stirne, zage, fremd,
Da öffnete die Augen sie zu mir,
Und ihre Aermchen hielten mich umklemmt.

Jetzt der Stern der Hyänen, mit einem Gassenstrang voll Äsern, Leichen, mit Mord, Unzucht und Roheit.

Und plötzlich tiefe Stille nach dem Schrein,
Wir flogen über nächtige Wälder fort,
Und Poggfred zeigte unten schwachen Schein.

Dann weiter durch ein Feuerwerk „wunderbarster" Sterne bis zu einem Doppelstern: auf dem einen die Herzensreinen, Gottvertrauenden, auf dem andern die Entsagenden. Der Stern der Philister taucht auf, voll „Skat, Politik, Gegröhl und Bier", der Stern derer endlich, die mit Dämonen kämpfen mußten, jener Helden Kleistscher Art, die Liliencron so liebte.

Die endlich stürzten mit gebrochnen Schwingen
Und mit zerschossner Stirne unterlagen,
Weil sie nicht durch den Pöbel konnten dringen.

Euch lieb ich! und ich kenne eure Klagen!
Das Viehzeug konnte niemals euch verstehn,
Von feigen Heuchlern wurdet ihr erschlagen.

Für sie findet er das schöne Wort: „Ihr wart ja Gotteslehn!" Und endlich rastet die rasche Fahrt auf dem Sirius; auf einem Einhorn, dem Böcklin-Tier,

mit einem Lächeln, das die Welt beglückt,

zieht die an diesem Gnadenborn rasch gewachsene Tochter vor sonderbarem Volke her. Der Vater springt vor ans Einhorn — da erwacht er aus dem Traum.

Es ist todstill. Ich höre eine Maus.
Der Wind klopft einmal leise an mein Tor
Und wirft die dumme Phantasie hinaus.

Dann schnell aus meinem Sessel ich empor
Und eile in den Nebenraum geschwind,
Da schläft die Mutter ruhig wie zuvor:

In ihren Armen schlummert süß mein Kind.

Von dieser Ausfahrt landet so der Himmels- und Erdenwanderer wieder im Frieden des Hauses. Sie aber hat ihn — und wir fühlen, daß Dante die erste Hilfsstellung gab — weit, weit über Poggfred hinausgeführt. Noch deutlicher wird der Aufstieg vom Boden der Heimat zur Heimat des Herzens, wenn Liliencron am stillsten, heiligsten Tag des Jahres auf seiner „Heimatinsel Schleswig-Holstein" steht und ihm in einer großen Vision die Kreuzigung auftaucht — nicht gleich im Bilde des Gelobten Landes zwischen Dattelpalmen, nicht im Gewande des Mittelalters, wie alte deutsche Maler und von neueren etwa Eduard von Gebhardt sie darstellten, sondern in deutschen Breiten, so wie Steinhausen und Uhde den Erdengang des Herrn gemalt haben.

Das Land lag wie aus Glas gesponnen um mich,
So rein, so klardurchsichtig war die Luft.
Ich stand auf einem sanften Haidehügel
In meiner Heimatinsel Schleswig-Holstein.
Rings Sonne; eine weite, leere Aussicht.
Die Himmelsschlüssel blühen überall,
Vergißmeinnicht und gelber Löwenzahn.
Der Tod hat sich ins Kraut zum Schlaf gestreckt,
Reumütig liegt die Sense neben ihm.
Kein Pflügerruf, kein Vogel läßt sich hören,
Kein Wagen ringt sich durch den dicken Sand,
Die Mühle selbst hält Rast: es ist Charfreitag.

Dann aber wandeln sich die drei Kiefern, an denen der Dichter steht, zu Pinien und die Pinien zu Palmen, die Burg Antonia taucht auf, Josaphat, Gethsemane, der Ölberg, Golgatha.

Vor allen Toren glänzen Villen, Gärten,
Springbrunnen klatschen in die Marmorbecken,
Und Säulenhallen stehn: Jerusalem!

Eine laute Menge schiebt sich durcheinander, ein Mann mit bernsteingelbem Haar schleppt einen Schragen.

> Und alles, was uns nun entgegenkommt,
> Hält an: ein General, ein Bärenführer,
> Die Purpursänfte einer Edeldame,
> Der Bauer, der sein Kalb zu Markte treibt,
> Mit Staatsdepeschen ein Courier aus Rom,
> Die alte Semmelfrau von Jericho,
> Ein Handwerksbursch, zuletzt ein Trupp Soldaten,
> Der eben von der Felddienstübung heimkehrt.
> Und alles lacht und johlt und kreischt und brüllt:
>
> „Hurrah, da bringen sie den Judenkönig!"
> Und trollt sich weiter auf dem Weg zur Stadt.
> Und eine Geierschar, in Wolkenhöhe,
> Gibt, langsam kreisend, unserm Zug Geleit.

Wir erleben die Kreuzigung, die Durststillung, sehen Barrabas, den Gassendichter, erscheinen und Jesum höhnen und endlich den Erlöser sterben. Im letzten Augenblick aber jagt in rasender Gangart der Adjutant des Pontius Pilatus heran und bringt die Begnadigung — zu spät. Die Kiefern hatten sich zu Kreuzen hergeben müssen, jetzt stehn sie wieder als nordische Kiefern da, und der Dichter sieht in den Frieden der Landschaft hinab.

Immer setzt an den höchsten Stellen der Dichtung die Ottaverime aus und, wie hier der Jambus des Dramas, so sonst immer wieder die Terzine ein — zum erstenmal bei dem Hochbild des Ganzen. Wie auf seines Lebensweges Mitten jene Erscheinung des Totenvogels in Liliencron Gestalt gewann, taucht sie in der Mitte des neuen Werks wieder auf, freilich ganz anders vorbereitet. Einen seiner Ahnen läßt er erzählen, er sei zum Nordpol geflohen, um dort von allzu heißem Liebesleben zu genesen; ein Zauberbesen hat ihn durch die Luft entführt, und schließlich hat er sich auf einer großen Eisscholle nach Norden fahrend gefunden. Jetzt beginnen nach den Ottaverimen die Terzinen.

> Die Sonne sank, es schrumpft die letzte Helle;
> Wie Blinkerart aufblitzt aus schwarzem Blut,
> So blitzt aus dunkelrotem Meer die Welle.

Zuweilen zischt der Wind ein Wort der Wut,
Der erste Stern springt vor aus Himmelstüren,
Und über alles stülpt die Nacht den Hut.

Der Wahnsinn naht in der Einsamkeit des eisigen Nordens, die nur eine Bärin stört, unter deren warmen Pfoten der Verschlagene die Nacht durchschläft. Der Vorfahr findet hier alles Geschmäcklerpfaffenvolk, von Nicolai und dem Hauptpastor Goeze bis zu den Kritikern, die Liliencron gerüffelt hatten, und er entschwingt sich der schrecklichen Gesellschaft in ein Fabelland mit frischem, unirdischem, grünem Rasen. Eine nackte Schöne tanzt vor ihm, ein Kind, seine erste Liebe. Aber alles verschwindet wieder, der Sommer ist plötzlich da, die Birken läßt nicht mehr der Frühlingswind erzittern, sie hängen steif, und ernste Frauen gehn, „früchtereif", vorüber. Rasch folgt der Herbst. Seine weibliche Verbildlichung gewährt noch einmal einen Blick in umbildende Erinnerung: eine Jägerin, die Doggen hinter sich, auf dem Ritt, und da sie, Aschtoret, von Thor, den sie nicht in die Welt ziehn lassen will, mit dem Hammer erschlagen wird, hüllt rasch der Schnee alles ein. Mitten im weißen Wirbelwind erscheint Madonna unter dem Akazienbaum, die kleine Abel an der Brust. Plötzlich — man fühlt immer stärker, daß die letzte Maske fällt und der Dichter selbst vor uns steht —

Stößt jäh ein Lärm ins Horn, und Pforten schlagen,
Gestampf und Kiesgeknirsch, ein greller Reigen.

Barbaren — Menschen — nahn auf Sichelwagen,
Die Pfeile überschütten schon den Platz,
Und nackte Schwerter drohn und Spieße ragen.

Der Mutterbrust entreißen sie den Schatz,
Ich bin an ihrer Seite blitzgeschwind,
Doch bin verloren in der Hufenhatz.

Es trägt mich in die Luft ein großer Wind
Und läßt mich nieder, fern in Felsenschlüften,
Da stürz ich hin und weine wie ein Kind.

Und hier setzt nun, so sicher vorbereitet, das alte Bild vom Totenvogel ein, nicht mehr mit einem Traum „mir war" eingeführt, sondern

ganz als Gegenwart geschaut, straff zusammengefaßt und überall neu durchfühlt, endlich abgekürzt und für die Erscheinung des Nazareners nur auf die eine, letzte Formel gebracht:

Nach innen sah ich seine Schmerzen weinen.

Was alles aber der Dichter, der so früh dies unvergleichlich schöne Bild fand, durchzukämpfen hatte, zeigt der neue Schluß. Die alte Nacht, „ein bleiern Gitter", ist gesunken, und er findet sich allein auf höchster Alpenspitze. Und doch ist er nicht allein. An einer Flaggenstange ist ein anderer festgebunden: er selbst.

„Du — und deine Qualen,
Dein Körper, deine Seele! siehst dus nicht?
Dein Leben mußt du hier zurückbezahlen."

Das andere Ich reißt sich los, sie kämpfen miteinander, und das Abbild schreit:

„Nie gabst du deinem Glück ein Stelldichein,
Vom Leichtsinn ließest du dich stets betören,
Des Weibes Keuschheit war dir leerer Schein.

Charakter fehlte dir, D i r zu gehören;
So wars ein jämmerliches Schwanken nur,
Und Wahnsinn mußte endlich dich zerstören."

Das aber ist unwahr, denn jene in ehernen Worten gepriesene Selbstzucht hat den Dichter immer wieder emporgerissen und bewahrt. Und wie anders könnte sie in diesen Kampf hineinklingen als mit den Klängen eines preußischen Kriegsmarsches.

Fern ließ zu mir empor ein Ordensschwur
Den Hohenfriedeberger Marsch erschallen,
Da sprang ich auf, als hätt ich Kraft vom Ur,

Und ließ den Teufel in die Gründe fallen,
Daß klatschend er von Zack zu Zacke schlug.
Im Echo muß ein greulich Wort verhallen:

„Selbstmörder —". Schuld aus eignem Lug und Trug,
Das Los von dem, der niemals Halt gewonnen.

Und den Ausweg und den Emporweg auf neue Lebenshöhen zeigt, wie das Bild der Mutter unter dem Akazienbaum, die Liebe, nicht das Getändel unbesorgter Jugend, sondern die reife Liebe von Mann und Weib.

Doch eh mein Geist den schwarzen Weg genommen,
Fühlt ich von weichen Armen mich umschlungen,
Und eine süße Stimme sprach: „Willkommen!

Jetzt hast genug du mit dir selbst gerungen,
Hier reicht ein reines Weib dir Trost und Treue,
Die Liebe hat den bösen Feind bezwungen."

Und himmlisch quoll das Tränenlied der Reue.

Dies groß aufsteigende Bild ist ein Kernstück des ganzen Werks. Und sooft Liliencron sonst impressionistisch Pinselstrich neben Pinselstrich setzte, gegen den Schluß stieg er doch immer mehr zu stark einheitlich gerahmter Darstellung vom Poggfredwinkel aus und im Poggfredwinkel empor. Er setzte sich wohl wieder und wieder mit Alter und Jugend auseinander:

Ich bin des Alters plötzlich mir bewußt,
Ein unabsehbar Schneefeld seh ich liegen.
  Und ein Soldatenlied klingt fern mir her:
  Schön ist die Ju—u—gend, sie kehrt nicht mehr.

Aber ob auch, zwei Mörder, Herbst und Winter heranschleichen, er empfindet doch, daß Ebbe und Flut noch jeden Augenblick sein sind, bis sein Geschick sich gesättigt hat. Und so kann er, der das furchtbare Wort „Selbstmörder" verhallen ließ, mitfühlend, nicht als Richter, aber als verstehender Mensch und Künstler in balladenhafter Geschlossenheit Trug und Ende eines unbeherrschten Lebens geben.

In meinem Lohholz lag er, an der Eiche,
Kühl durch die Stille plätscherte das Wehr,
Die Blätterschatten huschten auf der Leiche.

Wer war der Fremde, und wo kam er her?
Der sich, antik, den Dolch ins Herz getrieben.
War ihm der Lebensweg zu lebensschwer?

Der Tote kann nichts mehr verkünden, aber seine Seele umschwebt noch einmal den Ort, sitzt wie gefangen auf einem Ast und singt:

„Leb wohl, mein edler Garde du Corps.

Das Leben gab dir alle seine Schätze:
Kraft, Mannheit, Schönheit, vornehme Geburt,
Des Reichtums goldbeperlte Fischernetze.

Was rittest du nicht fröhlich zum Buhurt?
Genossest nicht den Zufall deiner Rechte?
Was suchtest du nach Grund bei jeder Furt?

Ach! Grübelei zerfraß dein Hirngeflechte,
Beständig gabst du dich Gedanken hin,
Das machte dich vom Ritterherrn zum Knechte."

Und dieser Auftakt von dem Mann der Qual, der nach Spanien verschlagen worden ist, bringt das Bild. Granada! Aïscha sitzt hoch auf befranztem Berberroß. Sie reitet auf bunten Krokusdielen,

Sie galoppiert durch ernste Lorbeernacht,
Durch frohe, frühlingstolle Mandelbäume,
Der Gießbach stürzt durch Goldorangenpracht.

Sie fällt in Schritt, und fällt in Traum und Träume;
Verheißung, wem? Wem gilt ihr Mondesblick,
Nach Tag und Tau und Abendrotgesäume?

Venus geht auf; es knüpft sich ein Geschick.
Lautlos. Es lärmen nur noch die Fontänen.
Träg blinzelt Sphinx hinauf ins Sterngestick. . . .

Wir wissen, wem der Liebesblick der Sarazenentochter galt, welchen Träumer sein Schicksal nach Spanien verschlagen hat, und nehmen von ihm Abschied.

Ich bin nicht mehr im Land der Sarazenen:
Mein Frösteln mahnt, daß ich in Holstein bin,
Wo sich die dicken, dummen Nebel dehnen.

Die Sonne, eine matte Siegerin,
Dringt mühsam wieder durch die Wolkendeiche;
Ich nehm ihr Licht mit Dank und Ruhe hin.

In meinem Lohholz lag er, an der Eiche;
Wer mag der Fremde sein, wo kam er her?
Die Blätterschatten huschen auf der Leiche.

Kühl durch die Stille plätscherte das Wehr.

Dennoch wäre die Bilderreihe von „Poggfred" noch nicht voll, wenn nicht Liliencrons sieghafter Humor Raum heischend dazuträte. Wie konnte er lachen! Wie hob ihn noch über jedes Mißgeschick immer wieder die sonnenhafte Sicherheit seiner Lebensgewißheit empor, die ihn rufen ließ:

Hinauf, hinab, wie frohe Kinder spielen!
Wer sich das wahrt, der kommt zu hohen Zielen.

Was in manchmal absichtlich ungefügem Ton der Ballade, was auch in der Kriegsnovelle immer wieder erklungen war, was zwischen den Versen vom Gang zwischen Sommerfeld und Hecken durchglitzert, kommt auch in „Poggfred" voll zum Ausdruck, zumal im vierten Gesang, der nicht im Schloß, nicht in Hamburg, sondern an der Elbchaussee verörtlicht ist. Der Dichter besitzt an der herrlichen Straße eine Burg mit weitem Blick auf die Elbe, und prachtvoll gestaltet er die Sonntagssommerruhe am und ein Stück Leben auf dem Strom.

Ein winzig Boot; ein Mann aus Övelgönne
Ruderts, der Finkenwärder gern gewönne.

— — — — — — — — — — — —

Und eine Stille wars, da schoß ein Satan,
Torpedodampfer, lautlos durch die Flut,
Von Wilhelmshafen kam der Leviathan,
Trotz seiner Kleinheit Leviathansbrut.
Er kam im allerschwärzesten Ornat an,
Bezaubernd sah er aus in seiner Wut.
Unheimlich wars, es schien kein Kopf an Bord,
So pfeilt er durch das gelbe Wasser fort.

Wie war der Friedensmorgen wundervoll!
Die Nachtigallen schlugen wie verrückt.
Da dacht ich, ob ich heut nicht fahren soll
Den Sechserzug, die Hellfüchse, geschmückt
Wie Pferd und Muschelwagen von Apoll,
Wenn er den Himmel durch sein Pli entzückt.
  Bei Jakob will ich frühstücken. Holla,
  Anspannen, Zügel her! Hurrah, hurrah!

Das Sechsgespann verheddert sich mit dem einer Nachbarin, einer Geheimen Kommerzienrätin, zu unvergeßlichem Bild:

Und ein Geschling von Hälsen, Mähnen, Schwänzen,
Das wie das Chaos webert, wogt und ampelt.
Ich seh des einen Fuchses Lefzen glänzen
Weitauf, der Zähne Schnee; er schlägt, er trampelt.
Ein herrlich Bild! Vergebt, ich muß es kränzen.
Und alles zuckt und zappelt, strebt und strampelt.
  Der aufgeputzte Schimmel steht dazwischen
  Steilhoch, wo hell= und dunkelgelb sich mischen.

Der unliebsamen Begegnung aber folgt eine Einladung zur Gesellschaft, die karikaturistisch mit absichtlich dem Reim zuliebe gewählten Namen geschildert wird, „Brei, Klei, Bolle, Starz, Siebenschwarz, Harz, Blander, Plosen". Zwei Dichter sind da. Der eine, mehr einem Jäger als einem Lyriker ähnlich, trägt ein hochaufrauschendes Liebeslied vor.

Heimlich beschützt uns vor Dorn und Verderben,
Heimlich und huldvoll die herrlichste Nacht.

Die Gesellschaft bleibt gegenüber dieser Kunst so verständnislos wie die Landleute und Kleinstädter, die einst Breide Hummelsbüttel bei sich zu Gast lud; ein Assessor schreit nach dem Staatsanwalt, andere fallen in Ohnmacht, Tante Mimi aber ruft den andern Lyriker, den „Längling", heran, der, die Hand im Busen, mit „wallenden" Augen hervortritt:

Gleich kommt der Dichter = „e"; o helf„e"t, Musen!
Im Schwunge läßt er seine Rechte fallen.
Nur einen Reim noch hab ich: Kellinghusen;
Einsam sind Haide dort und Buchenhallen.

Der bringt zum jubelnden Entzücken der Gesellschaft ein Liebesgedicht etwa im Stile Friederike Kempners; und während alles noch rasend klatscht, ist der Jäger schon längst mit der schönen Komtesse, der seine Verse, ohne daß einer es ahnte, galten, nach Othmarschen verschwunden.

> Da kenn ich Wege, heckenstill und gut,
> Wo satt und matt sich küßt verliebtes Blut.

In diesem Gesang vor allem und dann auch weiterhin begegnen uns einige Strophen, in denen man Liliencron gewissermaßen, seiner Absicht gemäß, beim Dichten belauscht — ein durchaus byronscher Zug.

> Der Reim hat mich geniert, das ist genant;
> Verzeihung! Diese Strophe klingt mechant.

Da gebraucht er das Fremdwort, wie öfters, um es gewissermaßen lächerlich zu machen, zu komischer Wirkung. Und auch später beginnt er mit scheinbar mühsamem Anritt zur Ottaverime.

> Von meinem Fenster, einer Straße zu —
> Nein, erst muß ich im Training mich befinden,
> Dann läuft die Strophe munter, und in Ruh
> Kann Stanze sich bequem an Stanze binden.

Auch darin erinnert er gewiß an Byrons oft kapriziös geformte Strophen:

> Jedoch ich finde keinen Helden heute,
> Den ich für mein Gedicht gebrauchen kann,
> Und nehme, wie gesagt, Freund Don Juan.

Liliencron führt auch zweimal (im dritten Gesang) Byron an. Und an Byron gemahnt er auch, wenn er im Abschluß seiner Dichtung skeptisch fragt: Wozu die Kunst? Fast jeder tariere sie doch nur auf Gewinn.

> Nur wenigen ist sie die Priesterin.
> Die Kunst dem Volke! brüllt der Agitator.
> Die Kunst den Künstlern! quakt der Deklamator.

Zur Lösung der Frage aber wird ein schleswiger Gymnasialprofessor berufen, der schon an andern Stellen der Dichtung aufgetaucht ist, der Liliencron schulmeisterlich, verständnislos nach Paragraphen heruntergekanzelt hatte. Und Emil Wolff, von dem sonst niemand mehr heute etwas wissen würde, gewinnt hier ein Stück Unsterblichkeit. Aber neben ihm wird Alfred Biese unsanft angefaßt. Er, der einst so warm für Liliencron eingetreten war, hatte 1896 in seinem Werk „Lyrische Dichtung und neuere deutsche Lyriker" nach vielem Lob nicht nur den Dichter getadelt, was dieser selbstverständlich geduldet hätte, nicht nur von ihm gesagt, er habe mit den „Neuen Gedichten" einen „tiefen Schritt bergab getan", sondern auch von seinem „wüsten Genußleben in der Halbwelt" gesprochen, ihn auf den Weg der „Dekadenz" gestellt. Das durfte ihm Liliencron nicht hingehn lassen, und so strafte er Biese in stachligen, unbarmherzigen Versen aus empörter Seele ab und rief ihm zu: „Hand weg von meinem Leben!" Biese hat, was sich in seiner Kritik auf Liliencrons Leben deuten ließ, später öffentlich zurückgenommen, aber Liliencron strich nur eine der verdammenden Strophen — die Empörung darüber, daß man ihn, der schwer arbeitete, der im ewigen Kampf mit der Not stand, so unsachlich beurteilte, hatte ihn zu tief getroffen. Und so überstiegerte er sich zu einem, wie er selbst fand, „gräßlichen" Vergleich:

> Freiheit der Kunst! Freiheit der Kunst vor allen!
> Frei sei sie wie der Cowboy im Far-West.

Aber von allem Zank und Stank wendet er sich am Schluß der Dichtung ab:

> Nur ein paar Blätter aus dem Lebenstanze,
> Aus meinem Wirbelsturme fing ich ein;
> Nur ein paar Blüten aus dem Schicksalskranze,
> Aus meinem Kranze, legt ich Reih zu Reihn,
> Schob zu Terzine sie zurecht und Stanze,
> Vielleicht nur eines Jahres Lust und Pein.
>   Erinnrung, Traum und Phantasie, drei Schemen,
>   Beglänzten sie mit ihren Diademen.

Im lieblich lachenden Lenz geht Liliencron unter Buchfinkengetriller durch die Natur. Und jetzt wünscht er ihn an seine Seite, der jedem Poggfred-Gesang das Leitwort geliehn hat, mit dem er sich von Jahr

zu Jahr mehr nicht nur äußerlich, sondern innerlich tief verbunden fühlte, Richard Dehmel.

Jetzt, Richard, hätt ich gern Dich an der Seite,
Dich Treusten! daß du mit mir fühlst die Welt,
Aufatmest mit mir nach dem wüsten Streite,
Der Kunst und Leben auseinanderspellt,
Und mit mir lachst in jauchzendem Geleite,
Wo Sonnensturm die schlaffen Segel schwellt.
  Komm, Richard! Fernhin geb ich dir die Hand:
  Komm, Freund, ich zeige dir mein Heimatland.

Ich bin im Wald an meiner Lieblingsstelle:
Durch eine Wiese, die von jungen Eichen
Umstanden ist, klungklingklangt eine Quelle.
Die Stille fuhr dem Weltlärm in die Speichen,
Hier ist des Paradieses Geisterschwelle,
Wo Engel sich die kühlen Hände reichen.
  Ein Bienchen, oh der wählerische Rüssel,
  Schwankt zwischen Teufelsmilch und Himmelsschlüssel!

Schon liegt, da der Mond durch die weißen Stämme scheint, das Mädchen an des Liebsten Brust, und am Tag tritt der Dichter noch einmal an die alte Stätte,

Wo Engel sich die kühlen Hände reichen.

Und meine Seele wird so klar und gut,
Unschuldig wie das Gras, worauf ich stehe;
Ruhig bewegt sich meine Herzensflut,
Versunken sind die vielen Ach und Wehe.
Mir wird so froh, so seltsam wohlgemut,
Als ob mir Ueberirdisches geschehe.

Die unbesorgte Laune schlägt noch einmal hinein.

Nur einmal klingt mir noch ein Sehnsuchtsleid,
Ein Lied fernher, schon aus der Ewigkeit:
  Na so wollnmrnochemal, wollnmrnochemal,
  Heirassassa,
  Lustig sein, fröhlich sein,
  Rassassassa!

Verflüstert ist es. Keine Störung mehr.
Neid, Rache, Bosheit läutern sich in Reinheit.
Den Menschen, wie sie schütteln Gift und Speer,
Vergebe ich, vergesse die Gemeinheit.
Verzeiht auch mir! Wollt ihr? Wir sind bons frères!
Wir alle bilden ja die große Einheit.
Selbst Emil: komm! gib mir den Bruderkuß!
Und damit end ich. Punktum. Löschblatt. Schluß.

Überschaut man „Poggfred" als Ganzes, so erkennt man zunächst die unvergleichlich strenge Verszucht, die ganz gelungene Bändigung der Form. Die Ottaverime, die zuerst durch Goethes „Geheimnisse" und seinen „Epilog zu Schillers Glocke" weithin hallend in Deutschland wieder unüberhörbar erklungen war, hatten insbesondere die Münchener oft gebraucht — Liliencron nennt in „Poggfred" ausdrücklich Hermann Lingg, dessen „Völkerwanderung" diese Strophe trug; doch blieb sie bei Lingg ruhig-episch und gewann erst bei dem jungen Münchener Hans Hopfen, dessen „Pinsel Mings" Liliencron nicht kannte, eine biegsamere, auch dem raschen Gefühl nachgebende Verwendung. Die hatte nun Liliencron zur Höhe geführt. Ohne je der einmal als unumgänglich erkannten und eisern festgehaltenen Reimreinheit Eintrag zu tun, flocht er in die schöne Strophe nicht nur langsam hinerzählte Begebnisse, sondern beflügelte sie zu rascherem Gang, zu nachgiebiger Schilderung, wußte alles in ihr auszudrücken. Wenn er aber das Erlebnis hinaussteigert zur feierlichen Schau des Größten und Hehrsten, dann greift er zur Terzine, die auch Goethe für feierlichste Stunden zu verwenden gewußt hatte, und die dann wieder die Münchener, Julius Grosse und, mit weit größerer Kunst, Paul Heyse, benutzt hatten. Stufenmäßig, wie den Bau einer Pyramide, setzt Liliencron seine Terzinen weniger neben- als übereinander; man hat das unablässige Gefühl, emporzusteigen und bei jedem Schritt, den eine neue Dreizahl bedeutet, von höherer Warte ein neues Bild zu gewinnen. Verblüfft „Poggfred" zunächst durch die scheinbare Läßlichkeit, so gewinnt man insbesondere in den Terzinen alsbald die denkbar größte Sicherheit, das Gefühl, von einem souveränen Künstler mitgenommen zu werden. Immer wieder schieben sich Abschweifungen von Anmut und Laune, von Erinnerung, Traum, Erlebnis und Phantasie dazwischen. Die Widersprüche der Persönlichkeit werden nicht verschwiegen, und „ausleben ungemessen" erklingt als unablässiges Leitmotiv zwischen den Strophen. Theodor Storms

Wort: „Aber er kann einen krank machen" würde ganz gewiß gerade von dieser Storm noch nicht bekannt gewordenen Dichtung gelten können, wenn nicht eins diesen Eindruck immer wieder aufhöbe: die Gesamtauffassung ist subjektiv, aber über alles Abirren hinweg strebt der Dichter doch unablässig einem Höhepunkte zu und läßt uns mit ihm diesen erreichen. Die Subjektivität dieser Darstellung wäre unerträglich, wenn es sich nicht um eine in tausend Kämpfen fertig gewordene Persönlichkeit handelte, die uns schließlich hält; sie wäre unerträglich, wenn der Künstler nicht die einmal erwählte Form in der Erfüllung mit dem subjektiven Gehalt so rein und klar gestaltete. Erst auf dem Gipfel sprachlicher Verfeinerung, den Liliencron innerhalb unserer Dichtung erreicht hat, war dieses Epos möglich. Schon in den „Gedichten" fand sich der Vers:

> Ein echter Künstler, den Gott erkoren,
> Ist immer als Naturalist geboren.
> Doch wird er ein roher Bursche bleiben,
> Kann ihm in die Wiege die Fee nicht verschreiben
> Zwei Kräuter aus ihrem Wunderland:
> Natur und die feinste Künstlerhand,

was später feiner gewandelt wurde:

> Zwei G n a d e n aus ihrem Wunderland:
> Natur und die feinste Künstlerhand.

Liliencron wußte also schon früh, und seine Verse zeigen es von Anfang an, daß Naturabschrift noch nicht Kunst ist, daß nicht nur Anschauung und Temperament zur Schöpfung gehören, und nach diesem aus dem eigenen Wesen heraus gefundenen Satz ist „Poggfred" geschaffen: alles ist naturhaft, aber von feinster Künstlerhand gebändigt und gerundet, selbst da, wo der Dichter einmal bewußt spielt, eine Art Erholungspause eintreten läßt.

In seiner Art ist dieses von überraschenden und haftenden Bildern randvolle Epos die erste deutsche Meisterschöpfung. Goethe hatte mit „Hermann und Dorothea" das große objektive Epos zu einem Gipfel geführt, aber nur schwache Nachahmung, keine eigentliche Nachfolge gefunden. Denn die Romantik hatte es nicht zum großen Epos gebracht, war über die zarten Klänge von Ernst Schulzes „Bezauberter Rose" mit ihrem durchaus idyllischen Charakter auf

diesem Gebiet nicht emporgedrungen, und erst Friedrich Hebbel stellte in „Mutter und Kind" neben Goethes Schöpfung ein Gedicht aus dem Norden mit durchaus niederdeutscher Betonung; auch damit schnitt die Entwicklung wieder ab. Heinrich Heine fand in „Atta Troll" auf subjektivem Wege epische Dichtung, aber ohne wirklich aufbauende Kraft, trotz vielen glänzenden Bildern im einzelnen, und mit zeitpolemischer Überfracht. Nicolaus Lenaus Epen waren geschlossene, subjektiv gefärbte, aber zu objektiver Darstellung strebende geschichtliche Erzählungen, und die Epen der Münchener entweder Novellen, wie die Paul Heyses, oder, trotz kosmischem Drang und Bilderfülle, gerüstlose Bauten ohne breit bildende Kraft, wie bei Adolf Friedrich von Schack und Julius Grosse. Hermann Lingg stieg weit darüber hinaus zu prachtvollen Bildern empor, fügte sie aber nicht zum beabsichtigten geschlossenen Bild und blieb zu breit, während Joseph Victor Scheffel im Sang zu leicht war.

Liliencrons Dichtung hat im Grunde mit dieser ganzen Entwicklung nichts zu tun und steht der bürgerlich-realistischen Lebensdarstellung Goethes und Hebbels ebenso fern wie der literarisch-satirischen Dichtung Heines und dem Münchenertum in seinen verschiedenen Ausstrahlungen. Nur mit Hans Hopfens Art, die freilich durch manche Hemmungen später nicht voll zur Entfaltung kam, berührt sich Liliencron auch hier. Sein eigentlicher Vorläufer aber ist Christian Friedrich Scherenberg, der auch in seiner Ballade manchesmal wie ein früher, nur weniger gereifter, minder feinhöriger und zu früh verwöhnter, darum oft manieristisch gewordener Liliencron wirkt. In Scherenbergs Schlachtendichtungen, die Liliencron unbekannt waren, lebt mancher Ton, der bei diesem wieder empordrang; bei Scherenberg ging durch den Willen zur objektiven Gestaltung ein stark subjektiver Grundzug, große und grelle Bilder stehn nebeneinander, oft Bilder von bleibender Wirkung, wie der Abschluß der Schlacht bei Ligny, wie der große Schiffsbrand von Abukir. Aber durch mangelnde Selbsterziehung versagte sich Scherenberg häufig die volle Höhe und Einheit der Kunst. Und so gewann erst zu der Zeit, da Carl Spitteler uns das breit malende objektive Epos neu vollendete, Liliencron den Deutschen, was Byron den Engländern schuf: Das große subjektive Epos, als das Friedrich Hebbel den „Don Juan" pries. Nur freilich spannte der Deutsche den Rahmen noch weiter als der Brite, kürzte im einzelnen überall ab, hatte auch noch mehr lyrisches Eigengut hineinzugeben und erfüllte über Byron hinaus seine Bilder mit dem voll eingesogenen Hauch seiner Landschaft, wenn er die epische

Handlung in ihr verörtlichte. Auch Liliencron zog es zur Ferne, aber mit mehr Halt als Byron klammerte er sich doch immer wieder in sicherer Erkenntnis an den Heimatboden an und stieg auch in „Poggfred" von ihm empor, nahm ihn gewissermaßen mit in die Höhe. Immer wieder fielen die Wände des einsamen Schlößchens, und man sah Schleswig-Holstein in Sonne und Schatten, im Frühlingsgrün und Winterschnee, sah darüber hinaus das weite Vaterland in Frieden und Krieg und glitt selbst von der Sternenreise endlich zwischen die Buchen der Halbinsel, an das Ufer der Nordsee hinab. Leise tastend, von den „Märztagen auf dem Lande" bis zum „Mäcen" und darüber hinaus, hatte die ideale Formung dessen nach Gestalt gerungen, was der arme, einst aus der Bahn geworfene Dichter gerne sein wollte — hier war es endlich Form geworden: der herrscherhafte Dichter meisterte sein Bereich. Nach der makartschen Schwüle von Hamerlings breit und ekstatisch malenden Epen zeigte hier eine gesunde Kunst von Böcklinscher Farbigkeit am Ende einer rein naturalistischen deutschen Zeit kühnste Flüge der Phantasie und ihre Bewältigung durch das feinste Formgefühl eines geborenen, in unermüdlicher Selbstzucht an sich arbeitenden Dichters von ganz und gar deutscher Natur.

26.

# Ruhm und häusliches Glück.

Unter den Besuchern, die Liliencron in seinem Stübchen zu Altona empfing, war auch ein junger Berliner, der, ursprünglich Arzt, dann zur Volkswirtschaftslehre übergegangen war und auf dem Gebiet der Bodenreform die neue Lehre der Siedelungsgenossenschaft begründet hatte, Franz Oppenheimer. Er hatte wohl den Weg zu Liliencron zuerst durch seinen Schwager Richard Dehmel gefunden — er fand aber selbständig den innern Pfad zu Liliencron und veröffentlichte im Jahre 1898 ein Buch über ihn: „Detlev von Liliencron. Aesthetische Studie von Franz Oppenheimer." Man erkennt den Soziologen und Volkswirt, wenn er zunächst die Absicht kundgibt, einen Künstler aus der Schar zu wählen, um d e n Künstler zu begreifen. Aber die Wurzel der Arbeit war doch die Liebe zu dieser Kunst, das Mitklingen „der Gefühlsharfe", wenn Liliencron die seine rührte. Als ein Wunder sieht Oppenheimer den Künstler überhaupt, insbesondre aber Liliencron, an. Er hatte zuerst den „Cincinnatus", dann die ersten Poggfred-Gesänge gelesen und ward, als er den Dichter kennen lernte, der so anders lebte, als der Schloßherr von Poggfred zu leben schien, von der immer wiederkehrenden Erfahrung des Wunderbaren im echten Künstlertum tief getroffen. Der erste bezeichnende Zug, den er in dem Dichter findet, ist die Schärfe seiner Sinne, die klare „Weltwahrnehmung"; und aus dieser fließt die unendlich verfeinerte Schärfe der Darstellung, Oppenheimer nennt sie „sensuellen Mechanismus". Daneben stellt er als zweite große Künstlergabe die Kraft der schöpferischen Phantasie. Und er erweist gleich am ersten Poggfred-Gesang die photographische Naturtreue der Schilderung und, weitergehend, an vielen Gedichten die „Prägnanz" der Ausdrucksweise. Oppenheimer gibt an erlesenen Beispielen einen Blick in die Vielfältigkeit dieser Kunst, von der „Kleinen Ballade" und dem Musik-Gedicht bis zu „Rungholt" hinüber. Er rühmt die „Subjektivierung" des Objektiven in den Kriegsnovellen; aber er will feststellen, daß die Weltwahrnehmung Liliencrons in vollkommener Weise nur nach einer Seite, der Außenseite, ausgebildet sei, daß darum seine größeren Werke nicht „die volle Höhe der Meisterschaft wie die kleineren" erreichen. Freilich warnt er davor, den geistigen Gehalt zu gering anzuschlagen, und beruft sich auf das riesige Bild des gewaltigen Vogels aus dem sechsten Poggfred-Gesang, das „nur an dem Größten gemessen, das die Welt hervorgebracht hat, nicht gehaltvoll genug" erscheine. „Jede Einzelheit trägt die Marke des

Genies: die visionäre Lebendigkeit des überirdischen Daseins. Nur als Ganzes bewegt es nicht genug den Geist, der einen neuen Ausgleich zwischen Diesseits und Jenseits anstrebt. . . . Man fühlt, er hat es nicht bewußt genug gedacht, er hat sich allzu sehr vom Unbewußten bewältigen lassen."

Ein Philosoph, meint Oppenheimer, sei Liliencron nicht, aber ein Mensch, dem nichts Menschliches fremd geblieben sei, ein adeliger Mensch, der sich aus dem Adeligen zum Adelsmenschen entwickelt habe. Die Einheit, die bei Liliencron aus den Einzelheiten emporwächst, liegt in dem Gefühl einer künstlerischen Seele, die sich „nirgends vordrängt und doch überall sichtbar bleibt." „Der Künstler ist ein gesteigerter Mensch. Und solch ein Mensch ist Liliencron." Der Kampf, den Liliencron kämpft, ist Oppenheimer nicht zuerst der mit äußeren Hemmungen seines Lebens, sondern der mit den „Bestien Weltekel, Reue, Menschenhaß", die aus der Seele des Dichters emporwachsen und ihn grimmig angreifen. In diesem Kampf ist Liliencron Sieger geblieben, in diesem Kampf hat er sich bewahrt: die Ehrfurcht, die Wahrheit, die Kraft. Und so erblickt Oppenheimer zuletzt in ihm ein Abbild des deutschen Volkes selbst, einheitlich „trotz der wunderlichen Mischung seiner Geisteselemente". Er findet in Liliencron Siegfried und Hagen in einem, und er beklagt, daß das deutsche Volk, gerade weil Liliencron so deutsch und so volkstümlich sei, noch wenig von ihm wissen wolle.

Die gehaltvolle, in einer werbenden Sprache geschriebene Schrift wirkte nicht so weit hin, wie sie es verdient hätte; aber sie war doch ein Zeugnis langsam ansteigenden Ruhms, sich erweiternder Wirkung. Auch andere Zeichen erwiesen diese; so, wenn ein bayrisches Regiment, die Ersten Leichten Reiter, bei einem Erinnerungsfest ihre Tischkarte mit Liliencrons „Tragischem Liebesmahl" schmückten. Die Volkstümlichkeit aber, die Oppenheimer mit nur zu großem Recht für Liliencron vermißte und ersehnte, kam von einer andern Seite her. Im Winter von 1900 auf 1901 eröffnete der Freiherr Ernst von Wolzogen sein Überbrettl. Er verwirklichte damit einen Gedanken, den Otto Julius Bierbaum zuerst in seinem Roman „Stilpe" (1897), einem für die literarischen Gärungen der Zeit tief bezeichnenden Buch, ausgesprochen hatte. Das sogenannte Varietétheater nahm einen immer breiteren Raum, zumal in den Großstädten, ein und trug zur Verflachung des Kunstgeschmacks, insbesondre durch die vollendete Geistlosigkeit der dort vorgetragenen Lieder und Couplets, redlich bei. Hier wollte Stilpe einsetzen, und hier setzte Ernst von Wolzogen ein

und errichtete ein Brettl, das der lyrischen Kunst der Zeit ernste und heitere Aussprache in Wort und Ton gewähren wollte. Anstatt banal sinnlicher, von Künstlerinnen ohne Singstimme und Schulung vorgetragener Verse, anstatt sinnlos klappernder Vorträge sogenannter Komiker sollte von erzogenen und durchgebildeten Künstlern neue Kunst leichter und schwerer Art in knappen Szenen, in lyrischen Liedern zu einer großen Hörerschar sprechen. Otto Julius Bierbaum ließ im Inselverlag zu Leipzig ein Bändchen Brettllieder, leider mit der Oberaufschrift „Deutsche Chansons", erscheinen und vereinte darin Liliencron und Dehmel, Falke und Holz, Frank Wedekind und sich selbst mit drei jüngeren Lyrikern, Ludwig Finckh, Alfred Walter Heymel und Rudolf Alexander Schröder. Von Liliencron enthielt die Sammlung vierzehn Gedichte, darunter die „Schönen Junitage", „Zwei Meilen Trab", „Mit der Pinasse", „Nach dem Ball", „Hans der Schwärmer", „Ich liebe dich" und „Die Musik kommt".

Wolzogens kleine Bühne ward in der Tat eröffnet, zuerst als Gelegenheitsdarbietung bei einem Berliner Fest, dann in einem kleinen Theater am Alexanderplatz, und durch sie ward Liliencron mit einem Schlag ein berühmter, ein volkstümlicher Mann. Was den vier Bänden seiner Gedichte und der reichen Auswahl, was seinen Novellen, Romanen und Dramen nicht gelungen war, brachte ein einziges Lied zuwege. Nach Johannes Brahms hatten Hans Pfitzner und Max Reger, Richard Strauß und Eugen d'Albert und viele, viele andere Liliencronsche Lieder vertont — erst die leichte Weise, die Oskar Straus für „Die Musik kommt" fand, schmeichelte sich den Ohren ein und eroberte das Alter wie die Jugend. Als der Sänger Koppel zum erstenmal das Lied vorgetragen hatte, als es an jedem Abend immer wieder verlangt wurde, ward es windschnell bekannt, ringsumher gesungen, ging sogar auf die Walzen der Leiermänner über und ward durch die Gastspiele des Brettls überall hin getragen — Liliencron selbst hörte es in Hamburg zum erstenmal bei Wolzogens Gastspiel im Zentralhallentheater am 20. April 1901. Die Weise gab das Anschwellen und Abschwellen der herannahenden und vorbeiziehenden Musik, die Strammheit des Hauptmanns, den Takttritt der Grenadiere, das lose Genecke der kleinen Mädchen liebenswürdig wieder, und so war Liliencron auf den Schwingen eines seiner soldatischen Gedichte auf einmal in eine weitere Welt hinausgetragen worden, als sie sich ihm je vorher geöffnet hatte.

Gerade in jenen Tagen war er ja in sein Alt-Rahlstedter Heim gezogen. Alt-Rahlstedt liegt an der alten Straße von Hamburg nach

Lübeck. Wenn man die schöne, stille Stadt Wandsbeck, in der sich Liliencron allmonatlich sein Ruhegehalt abzuholen hatte, mit ihren alten, hohen Bäumen durchschritten hat, wandert man auf der Kunststraße weiter, und die letzten Ausläufer der Stadt des Matthias Claudius gehen alsbald in die Häuser des langgestreckten Dorfes Tonndorf-Lohe über, das sich bis nahe an Alt-Rahlstedt heran erstreckt. Die Lübecker Bahn durchfährt die sechs Kilometer lange Strecke von Alt-Rahlstedt nach Wandsbeck in zehn Minuten, und in weiteren acht Minuten ist der Hamburger Hauptbahnhof zu erreichen. Alt-Rahlstedt zerfällt deutlich in zwei Teile, den alten Kern mit der schlichten Kirche, dem Pfarrhaus, der Schule und ein paar Bauernhäusern, und die neue Siedelung mit ihren vielen, zumeist durch ihre Bauweise wenig auffälligen, herkömmlichen Landhäusern. Ein Gehölz spendet Schatten in der sonst baumlosen, flachen, sich weit hinziehenden Ebene. Neu-Rahlstedt, Meiendorf, Oldenfelde schließen sich Alt-Rahlstedt unmittelbar an, alle von Hamburgern bewohnt, die Beruf und Geschäft täglich in die Großstadt hineinführen; eine elektrische Straßenbahn verbindet Alt-Rahlstedt mit den schönen Hamburger Walddörfern Volksdorf und Wohldorf.

Liliencron bezog zuerst ein Haus in der Lindenstraße nördlich der Bahn, später siedelte er auf die südliche Seite über, in die Bahnhofstraße, und wohnte zuerst dem Bahnhof fast genau gegenüber, dann, in einem etwas größeren Hause, näher der Kirche, immerhin nur etwa drei Minuten von der Bahnstelle entfernt. Liliencrons Wunsch, aufs „ganze" Land zu ziehen, war so freilich doch nicht voll erfüllt worden; denn Alt-Rahlstedt trägt überwiegend, von dem kleinen Stück um die Kirche am Rahleflüßchen abgesehn, das Antlitz eines großstädtischen Vororts; Liliencron hat sich jahrelang mit dem Plan getragen, einen Roman „Der Vorort" zu schreiben, nicht in dem Sinne, wie Clara Viebig den Übergang Tempelhofs an die Großstadt Berlin dargestellt hat, sondern in dem andern, zu zeigen, welche oft merkwürdigen menschlichen Bestandteile der Großstadt in einen solchen einfachen Vorort verschlagen werden, und wie das Leben an einer solchen Stelle ein Mittelding zwischen kleinstädtischem Beieinander und großstädtischem Durcheinander bietet. Verkehr im Ort unterhielt Liliencron nicht viel; er fand ein paar alte Kriegskameraden, die in ihm vor allem den tapfern Ritter des Eisernen Kreuzes verehrten, diesen oder jenen freundlichen Nachbar, fand auch in dem Probst Chalybäus einen etwas jüngeren Schulgenossen von der Kieler Gelehrtenschule; er verkehrte mit der Schulvorsteherin Fräulein Schultze, der die heranwachsenden Kin-

der für die ersten Jahre anvertraut wurden, und mit dem Lichtbildner Creutz, dem wir einige gute Aufnahmen des Dichters danken. Zur Hamburger Gesellschaft unterhielt Liliencron auch jetzt, da sein Stern stieg, keine Beziehungen. Sie suchte ihn nicht, wie denn nach Alfred Lichtwarks Feststellung der Schriftsteller in der Hamburger Gesellschaft kein regelmäßiger Gast ist. Aber er kam ab und zu in dieses oder jenes Haus: zu dem Richter Gustav Schiefler, der zugleich ein namhafter Kunstgelehrter und Kunstkenner ist, zu dem Werftbesitzer Julius Cäsar Stülcken, der als niederdeutscher Dramatiker unter dem Namen Peter Werth bekannt geworden ist, zu dem Rechtsanwalt und Reichstagsabgeodneten Siegfried Heckscher, der gleichfalls mehrere Dramen auf die Bühne brachte, zu Frau Bertha Pogson, einer Übersetzerin englischer Bühnenstücke, zu dem Hauptmann Bruno von Germar, der gerade in jenen Jahren als Balladendichter auftrat, zu lauter Menschen also, die zur Kunst nahe Beziehung hatten. Der junge Lyriker Kurt Piper, der Liliencron in seiner Heimatstadt Altona nahegekommen war, und ein anderer junger Dichter, Günther Pogge, traten jetzt lebhafter in Liliencrons Kreis, und ich selbst und mein Haus haben sich seit 1901 seiner Freundschaft erfreuen dürfen. Der Lichtbildner Rudolf Dührkoop und seine künstlerisch begabte Tochter und Mitarbeiterin Minya Diez-Dührkoop empfingen den Dichter nicht nur in ihrer Werkstatt, aus der eine Reihe meisterlicher Bilder Liliencrons und der Seinen hervorgingen, sondern auch in ihrem Hause. Der Vortragsmeister Adolph Tormin, der in Wandsbeck wohnte, stand in lebhaftem Verkehr mit dem Dichter und wirkte auch in den Kreisen der Hamburger Gesellschaft für seine Kunst. Der Verkehr mit Gustav Falke lockerte sich, seitdem dieser in den von Alt-Rahlstedt weitab liegenden Hamburger Vorort Großborstel gezogen war, ohne daß die innere Herzlichkeit der Freundschaft abgenommen hätte, und auch mit Loewenberg und dem über Altona hinaus nach Groß-Flottbeck verschlagenen Otto Ernst kam Liliencron jetzt nicht mehr so häufig zusammen. Dafür war der nächste Freund unter allen, Richard Dehmel, mit seiner zweiten Gattin nach Blankenese gezogen, und Liliencron konnte den immer reger gewordenen brieflichen Austausch der letzten Jahre durch persönliches Beieinandersein in Hamburg, in Alt-Rahlstedt, am Elbstrand zu Blankenese und in Dehmels weit über den Strom schauender Wohnung ergänzen und vertiefen. Der Schulfreund Theodor Lembke ward Landgerichtsdirektor in Altona und knüpfte die durch lange Jahre unterbrochenen Beziehungen herzlich wieder an.

Die Ruhe zur Arbeit, die Liliencron vordem überall besessen hatte, mußte er sich jetzt manchmal erst erkämpfen. Die feine und stille Frau, die er heimgeführt hatte, barg ihm im Hause „liebesstill und liebessicher" Ruhe und Frieden; er fühlte mit Gewißheit, daß sie „der Segen seines Lebens" war im Großen und Kleinen. Sie wußte alles Störende fernzuhalten, zumal seitdem Liliencron in der letzten Wohnung sich oben zwei eigne Zimmer geschaffen hatte, in die sich das Leben des häuslichen Tages nicht zu verirren brauchte. Da war das lange, schmale Arbeitszimmer, dessen zwei Fenster über den Garten hinweg auf die alte Lübecker Landstraße und die nach dem Mitbürger benannte Liliencronstraße schauten. An der einen Längswand stand der Schreibtisch, nun ein eigener mit Pfretschners Jung-Bismarck in der Ecke, an der andern das Sofa mit dem runden, stets unbedeckten Mahagonitisch davor und eine kleine Kommode, an der den Fenstern gegenüberliegenden Mauer zwei schöne, schmale Empirespiegel, die einst des Dichters Eltern gehört hatten und die er zufällig bei einem Althändler wiederfand und auffkaufte. Auch die neuen Möbel fügten sich diesem strengen und doch gefälligen Mahagonistil vollkommen ein. Der Hauptschmuck des Raums aber waren die Bilder — ich machte mir einmal das Vergnügen, sie in Liliencrons Gegenwart zu zählen: es waren genau hundertundfünfzig. In der Mitte über dem Schreibtisch hing stets jenes einst von Klinger geschenkte Blatt: Die tote Mutter, darunter die Herzogin von Sutherland, darüber eine Widmung Hans Thomas: Der Ritter. Um sie herum verteilten sich Bilder der Eltern, der kleinen Schwester, der Gattin, der Kinder in verschiedenen Lebensaltern, ein kleines Soldatenbild von Liliencron selbst, zwei Schattenrisse Napoleons, die Totenmaske Friedrichs des Großen in einem kleinen Stich, Königin Luise von Kügelgen, ein kleiner Abguß von Kruses Nietzsche-Büste, Klingers schädelstampfender Tod, ein Bismarckbild, noch ein oder das andere Blatt von Thoma, ein großes Lichtbild des Arbeitszimmers von der Palmaille und dann rings umhergestreut die Bilder der Dichter, die er liebte: Dante, Goethe, Byron, Kleist, Eichendorff, Storm, die Totenmaske Napoleons in einem Gipsabguß, Goethes Büste nach Rauch, noch einmal Nietzsche, ein Lichtbild von Hugo Wolf, und dann die Freunde aus der Gegenwart: Dehmel, Falke, Fuhrmann, Tormin und mancher andere. Dieses bunte Vielerlei aber war harmonisch zusammengestellt und wirkte nicht verwirrend, sondern einheitlich und persönlich. Durch die Tapetentür zwischen den Spiegeln betrat Liliencron sein Schlafzimmer, wo stets der Säbel am Kopfende des Bettes lehnte; über dem Lager hingen

ausschließlich Soldatenbilder aus früheren Zeiten. In der Ecke beim Fenster stand ein sorgfältig geordnetes Pfeifenbrett, obwohl Liliencron in dieser Zeit nur noch Zigarren rauchte. Totenmasken (Goethe, Friedrich, Beethoven) schmückten auch diesen Raum, Lenbachs Bild des alten Kaisers kam hinzu, und den Schrank bekrönte Houdons farbige Büste Voltaires. Den Aufgang zu diesen Stuben begleiteten gleichmäßig gerahmte Jagdstiche Riedingers, und in den Wohnzimmern unten fanden sich an allen Wänden Photogravüren Böcklinscher, Thomascher, Klingerscher Werke.

Unerwartete Besucher hielt neben der Sorge der Hausfrau wohl ein Schild fern: „Ich arbeite und bin nicht zu sprechen.“ Ja, gelegentlich bekam das Dienstmädchen den Auftrag, wenn es gar zu arg wurde, zu sagen: „Der Herr Baron ist soeben gestorben.“ Die Post aber war nicht abzuwehren, und so brachte sie denn mit jedem Gang eine von Jahr zu Jahr steigende Menge von Briefen, Büchern, Handschriften ins Haus. Der einst so schmerzlich erklungene Stoßseufzer:

> Niemand hat mir dankend je die Hand gegeben
> Für ein gut Gedicht, das mir gelungen wäre —

hatte jetzt keine Statt mehr — der Dank kam, aber mit dem Dank auch Bitten ohne Zahl. Und Liliencron versuchte schließlich, der hereinstürmenden Flut durch gedruckte Antworten zu wehren:

„Euer Wohlgeboren zur Nachricht, daß ich wegen ewigen Besuchs, ewiger Einladungen, ewiger Störung, wegen schwerster Überlastung mit Korrespondenz, Manuskript- und Büchersendungen, wegen Anfragen, Rundfragen, Wohltätigkeitsanliegen, wegen Bestürmung mit Aufrufen, Depeschen, zahlreichen Bitten und Gesuchen jeder Art, z. B. um Prologe, Epiloge, Hochzeitskarmina, Grabsprüche, Festgedichte, Stammbuchverse, Autographen usw. usw. völlig außerstande bin, auf jede Einsendung, Zuschrift und dergleichen zu antworten. Erlauben Sie mir gütigst, Ihnen in dieser Form meinen tief empfundenen Dank auszusprechen.

Alt-Rahlstedt, Datum des Poststempels.

Detlev Baron Liliencron.“

Freilich fügte die höfliche Hand oft genug dem gedruckten Wort noch eine Zeile, ein Wort, einen Gruß hinzu. Denn so sehr diese Fülle von Zusendungen mit oft recht unbesorgten Zumutungen, insbesondre

dem Wunsch der Prüfung schlecht geschriebener, umfangreicher Werke, den Dichter auch bedrängte: der so sich äußernde Zusammenhang mit der Welt war ihm auch Freude und Bedürfnis. Nach all den Jahren ohne Widerhall war ihm diese Welle von Verehrung, Vertrauen und manchmal gewiß auch Unverschämtheit doch auch eine Vergeltung für frühere äußere Einsamkeit. Sooft er darüber stöhnte und klagte, — seine verfeinerte Herzensgüte, seine entgegenkommende Liebenswürdigkeit, die einst schon die jungen Fahnenjunker bestrickt hatten, freuten sich auch an diesen späten, aber doch nicht zu späten Zeichen einer immer wachsenden Volkstümlichkeit.

Daß diese ihre Bitternisse hatte, erfuhr Liliencron freilich durch das Überbrettl selbst, das einige seiner Dichtungen zu weiter Wirkung gebracht hatte. Der Gedanke Ernsts von Wolzogen war glücklich und gut gewesen — seine industrielle Ausbeutung schlug dem Erfinder selbst das Werk aus der Hand und riß es zu raschem Versinken in den Abgrund. Das Gebiet dieser Kleinkunst war eng begrenzt. Es gab nicht allzu viel Lyriker, deren Werke sich für die kleine Bühne eigneten, wenn man auch gelegentlich bis zu Paul Fleming und Matthias Claudius zurückgriff; es gab nicht allzuviel dramatische Szenen, die man darstellen konnte, wollte man nicht die Höhenlage des Ganzen unrettbar verlassen. Der Erfolg aber zog die Nachahmer an, und so entstand Überbrettl nach Überbrettl unter den verschiedensten Bezeichnungen; hatte Oskar Straus Liliencrons „Die Musik kommt" und Bierbaums „Lustigen Ehemann" vertont, so mußte nun ein anderer dasselbe tun, sprach man auf der einen Bühne die Gedichte Liliencrons und Falkes, so stieg man auf der andern alsbald weit hinab, und schließlich verwandelten sich die alten Varietés in Überbrettl mit richtigem „Conférencier", und in ganz kurzer Zeit war ein hübscher Einfall verpöbelt und verdorben. Liliencron selbst mußte das erfahren. Unternehmende Geschäftsmänner hatten wohl gemerkt, daß in der Freiherrnschaft Ernst von Wolzogens ein wesentlicher Grund der Lockung des bürgerlichen Publikums lag. Und so häuften sich vom Frühjahr 1901 die Anträge an Liliencron, selbst die Leitung eines solchen Brettls zu übernehmen, wobei natürlich sein Name weitaus mehr in Frage kam, als seine Tätigkeit. Die großen Summen, die man ihm bot, lockten schließlich doch; der Dichter hatte für Frau und Kinder zu sorgen, und man machte ihm so günstige Bedingungen, daß er endlich klein beigab und im Sommer 1901 abschloß. Das Unternehmen ging unter seinem Namen als „Detlev von Liliencrons Buntes Brettl". Er selbst brauchte nicht vorzulesen, überhaupt, solange

die Bühne in Berlin spielte, nur gelegentlich zu erscheinen; und ihm war dafür ein verhältnismäßig hohes Honorar zugesagt worden. Zähneknirschend ertrug er um des Lohnes willen die Herumzerrung seines Namens an allen Anschlagsäulen und das greuliche Lichtbild, auf dem er am Schluß jeder Vorstellung (er hatte vorher nicht darum gewußt und konnte es sich nicht verbitten) den Zuschauern ein „Auf Wiedersehen" zuwinkte. Der Reiz, seine Lieder von der graziösen Bozena Bradsky vortragen zu hören, konnte die drückende Qual des ganzen Erlebnisses nicht aufheben. Und der Beifall, den sein Gedicht „Die Mörderin" fand, das er für die Schauspielerin Liane Leischner schrieb, war Liliencron keine Freude. Schlimm aber ward es erst, als er, infolge einer übersehenen Vertragsbestimmung, zu Ende des Jahres mit dem Theater, „meinem Zirkus", umherreisen mußte, sobald dieses Berlin verließ. In sehr fragwürdigen Räumen, rheinauf, rheinab, selbst in der Weihnachtszeit, mußte er mit seinen Künstlern Einkehr halten, an jedem Abend einige Minuten vortragen und die ganze Trostlosigkeit eines solchen Betriebes im Umherziehen erdulden. „Demütigungen über Demütigungen! Aber ich beiße die Zähne zusammen, weil ichs für meine Familie tue, mit der ich unendlich glücklich lebe." Selbstverständlich sank auch die Höhe der Darbietungen immer mehr, zumal da dem Unternehmer das Geld ausging, so daß Liliencron von den vereinbarten großen Summen nur einen bescheidenen Teil empfangen hatte, als dies Leben im Frühjahr 1902 endlich aufhörte. Er selbst blieb, Beteiligte und Unbeteiligte haben es geschildert, auch in dieser Umgebung immer der vornehme Mann. Auch durch diese Bitternis war er hindurchgegangen und aufrecht und frei geblieben; wie er allmählich aber doch seinen Platz erkämpft hatte, zeigte die richtige Auffassung, die man allgemein in Deutschland von seiner Verquickung mit dem Brettl hatte. Jeder wußte, warum Liliencron das tat, und als die ganze Brettlbewegung ruhmlos zugrunde ging, blieb sein Name unangerührt, seine Persönlichkeit unangetastet.

Im Jahre 1903 feierte Gustav Falke seinen fünfzigsten Geburtstag. Bei dem Fest, das die Literarische Gesellschaft ihm gab, saß auch Liliencron mit am Tisch, und es war ein ergreifender Augenblick, als Gustav Falke nach der ihn feiernden Rede Otto Ernsts aufstand und, Rührung in den Augen und in der Stimme, sein Glas auf den großen Freund erhob, auf „unsern lyrischen Primus".

Der hamburgische Staat setzte Gustav Falke ein jährliches Ehrengehalt aus, und Liliencron freute sich dessen, daß der Freund auch in

diesem Sinne „es erreicht“ habe. Ganz unerwartet kam ihm im Juli des Jahres die Kunde, daß der Kaiser ihm ein Gnadengehalt von zweitausend Mark zunächst auf fünf Jahre bewilligt habe. Es war das erstemal, daß Kaiser Wilhelm der Zweite einen Dichter in dieser Weise ehrte — die Anregung soll Graf Kuno Moltke, der Komponist des „Kurfürstlichen Reitermarsches“, gegeben haben; aber bei der Selbständigkeit des Kaisers in seinen Entschließungen ist darauf wenig Gewicht zu legen, und die Anerkennung Liliencrons durch seinen obersten Kriegsherrn hat doch eine weit größere Bedeutung als die, dem immer noch schwer Ringenden die Lebenslage zu erleichtern und sehr weite Kreise kräftig auf den Dichter hinzuweisen. Kaiser Wilhelm hat zu der deutschen Dichtung seiner Zeit nie ein nahes Verhältnis gewinnen können; das junge Geschlecht wandte sich einst, Förderung heischend, an ihn, von dem es mit Recht eine neue Zeit deutschen Lebens mit neuen Zielen erwartete — war doch die junge Bewegung in ihren ersten Jahren gerade auch von starken nationalen Antrieben getragen. Freilich schlug der soziale Beweggrund alsbald sehr viel stärker durch — aber auch hierin begegnete die junge Dichtung ja durchaus dem Kaiser, der durch die Februarerlasse des Jahres 1890 bekannte, wie verfeinert sein soziales Gewissen, wie ernst sein Wille zur Wandlung der Zustände in der lohnarbeitenden Bevölkerung waren. Eine wirkliche Fühlung aber zwischen dem Kaiser und dieser Kunst hat sich nie herstellen lassen — nicht weil der Kaiser der Dichtung lediglich die Aufgabe absichtsvoller Verherrlichung seines Hauses oder seiner Vorfahren zugeschrieben hätte; daß der Kaiser für große Kunst großen Sinn hat, beweist allein seine Liebe zu Hebbel, mit der er jahrelang fast allein stand. Aber er erblickte mit Recht in der neuen Kunst nichts von jenen völkischen Hochzielen, denen er, oft gehemmt, oft selbst abirrend, im tiefsten doch immer zäh weiterschreitend, sein Volk zuführen wollte. Der Kaiser der deutschen Flotte und des deutschen Imperialismus, der uns Wilhelm der Zweite vor allem geworden ist und ist, fand von diesen seinen Antrieben nichts in den Werken der gleichaltrigen und jüngeren Dichter. Sie blieben die Dichter der sozialistischen Periode Wilhelms des Zweiten — wofern sie nicht in einen unfruchtbaren neuromantischen, überindividualistischen Ästhetizismus einlenkten — in Liliencron aber lebte nicht nur der Ton der Bismarckschen Zeit, die er wie keiner verkörperte und darstellte, sondern auch das immer größer werdende Leben des neuwilhelmischen Zeitalters fand sich in ihm sicher und groß gespiegelt; der Dichter des Blitzzugs und des Schlachtschiffs wäre, wenn es ihm zu erleben beschieden gewesen, auch noch

der Dichter des Luftkreuzers und des Fliegers geworden. Das traf den Kaiser da, wo sein Gefühl stets am stärksten erwiderte; und mochte dem Dichter, wie Liliencron, auch hier wie sooft übertreibend, empfand, der Mangel positiver Gläubigkeit im fromm-evangelischen Sinne des Kaisers den Zugang zu dem Herzen des Herrschers verstellen — die echte, deutsche und im höchsten Sinn zeitgemäße Größe des Kämpfers von 1866 und 1870 hatte den Einlaß zu dem „deutschen Großkronenträger" gefunden.

Der Ruhm hatte auch seine Schattenseiten. Im Jahre 1904 erschien der Roman „Erstklassige Menschen" von dem Freiherrn von Schlicht, eine angebliche Schilderung des Adelshochmuts und des sittlichen Niedergangs im deutschen Offizierkorps. Liliencron hatte die sich häufenden militärischen Tendenzromane der letzten Jahre aufmerksam verfolgt. Er hatte Franz Adam Beyerleins 1903 erschienenes Werk „Jena oder Sedan" gelobt, weil er den ehrlichen Grundton heraus empfand, mit dem hier ein Freund unseres Heeres ihm einen vielleicht nicht immer richtigen Spiegel vorhielt, er hatte die echte Zeichnung der Unteroffiziersgestalten gerühmt, und der gute Wille des Ganzen war ihm lieb. Bei Schlichts Werk lag die Sache anders. Irgendein künstlerischer Wert war dem flüchtig, ja, nachlässig geschriebenen Buch, dessen Titel schon Liliencron „ordinär und papieren" fand, nicht beizumessen. Als Liliencron von dem Berliner Landgericht 1 als Sachverständiger in der Anklage gegen Schlicht wegen öffentlicher Beleidigung des deutschen Offizierkorps vorgeladen war, las er mit größter Aufmerksamkeit das Buch noch einmal und gab dann sachlich und sicher sein Urteil. Er behauptete, daß es ein Regiment, in dem man dem einzigen bürgerlichen Offizier so niedrig begegne, überhaupt nicht gäbe. „Es ist nicht wahr, daß ein unadeliger Offizier so empfangen und behandelt wird wie der Held des Romans, der bürgerliche Leutnant Winkler. Es gibt, ob adelig oder nicht, nur ein Wort im ganzen deutschen Offizierkorps, und das heißt: Mein Kamerad." Er wies scharf die durch und durch verbogene Zeichnung unserer Offiziere zurück, unter denen es selbstverständlich auch, wie überall, Schuldige gäbe, von deren wirklichem Wesen aber das Buch nur ein Zerrbild enthalte. Nicht nur der Stolz auf die einst getragene Waffe kam in diesem Gutachten zum Ausdruck, sondern auch das Wahrheits- und Gerechtigkeitsgefühl des Dichters, der nicht nur als Offizier, sondern auch als Schriftsteller gar nicht anders konnte, als dies Werk eines adeligen Kameraden, noch dazu eines holsteinischen Landsmanns (Schlicht ist ein Graf Baudissin) herb zu verurteilen. Es war nicht

zu verwundern, daß diese mutige und unbekümmerte Aussprache Liliencron schwere Angriffe eintrug. Die demokratische Presse, die ihn sonst in den letzten Jahren endlich trotz seinem immer prunklos betonten Offiziersstandpunkt gut behandelt hatte, fuhr schweres Geschütz gegen ihn auf. Das wenigste war noch, daß man ihm Befangenheit vorwarf, weil er eben ehemaliger Offizier war: Oskar Blumenthal verstieg sich dazu, ihn als Henker darzustellen, der seines Henkeramts mit so viel Eleganz gewaltet, wie der Scharfrichter Deibler in Paris, „der seine Exekutionen im Frack und mit weißer Krawatte vornimmt," und er fand: „In der Gefolgschaft des Staatsanwaltes gewann Liliencrons Gutachten einen denunziatorischen Beigeschmack."

Näher und näher rückte der 3. Juni 1904, der sechzigste Geburtstag. Liliencron hatte Angst vor diesem Tag — oft sprach er es schriftlich und mündlich aus. Ihn drückte der Gedanke, als „alt" gestempelt zu werden, ihn drückte die Furcht vor den vielen Feierlichkeiten, die der Tag mit sich bringen würde. Am 26. April veranstaltete die Literarische Gesellschaft eine Vorfeier. Den großen, zweitausend Menschen fassenden Saal des Conventgartens füllte lange vor Beginn der Veranstaltung bis aufs letzte Fleckchen eine festlich gestimmte Menge, auch der präsidierende Bürgermeister Hamburgs fehlte nicht. Jakob Loewenberg hielt in warmen, aus bewegtem Herzen kommenden Worten die Festrede, und er begann sie mit der Schlußstrophe des Gedichts „Des großen Kurfürsten Reitermarsch":

Mein Lieblingslied: Wilhelmus von Nassauen.
Dann folgt der schönste Reitermarsch der Welt,
Des großen Kurfürsten. Ihr könnt mir trauen:
Er siegt bis übers höchste Sternenzelt,
Er jubelt mir ins Herz beim letzten Grauen —
Nun sinkt mein Schwert ins reiche Blütenfeld.
  Doch eh mein Sarg die Erde noch erreicht,
  Brüll ich empor, daß alles rings erbleicht:
    Hurra das Leben!

Ottilie Metzger sang mit schöner Stimme und warmer Empfindung eine Reihe Liliencronscher Lieder, und Otto Ernst trug meisterlich eine Reihe ernster und leichter Gedichte Liliencrons vor, den der begeisterte Zuruf der Hörer immer wieder auf die Bretter rief. Dann vereinigten sich einige hundert Männer und Frauen zu einem Festmahl im Hamburger Hof, und hier stieg der fröhliche Jubel, der bedrückende

Feierlichkeit nicht aufkommen ließ, zum Gipfel, als Gustav Falkes für den Tag gedichtetes Festlied erscholl:

Liliencron, der edle Ritter,
Fegte wie ein Lenzgewitter
Durch die teutsche Litratur.
Onkel, Tante, tieferschrocken,
Zerrten zitternd alle Glocken:
Herr, schütz unsre fromme Flur!

Blitz und Donner! Welch Geknatter!
Eingeschlagen hats, Gevatter,
Und die alte Scheune brennt.
Seht den roten Hahn, da steht er
Auf dem Strohdach, höhnisch kräht er
Kikeriki! Potz Element!
— — — — — — — — — — —
Also brach der edle Ritter
Feurig wie ein Lenzgewitter
In die teutsche Lyrik ein.
Wie das blitzte, wie das krachte,
Wie das jauchzte, wie das lachte:
Kinder, nur nicht ängstlich sein!

Doch man stand in Furcht verloren,
Spitzte lang und längste Ohren:
Hannchen, welch ein frecher Ton!
Aber bald fiel man im Kreise
Trunken in die neue Weise
Ein: Viktoria! Liliencron!
— — — — — — — — — — —
Seine Kriegs- und Heldentaten
Sind ihm baß zum Ruhm geraten,
Kühn für Kaiser und für Reich.
Doch im Donner der Kanonen,
Von Germaniens Baronen,
Tuts ihm jeder Junker gleich.

Aber wo die Lieder schmettern,
In Apollos Flammenwettern,
Blitzgleich stürmt er da voran.

Wer sich da mit ihm will messen,
Raus die Leier! Abgesessen!
Kling und Klang! Da liegt der Mann.

Liliencron, du edler Ritter,
Flammend wie ein Lenzgewitter
Brachst du in die Lyrik ein
Und erquicktest unsre Auen.
Deutschlands Männer, Deutschlands Frauen,
Aller Herzen, sie sind dein!

Liliencron dankte für alle Liebe und für die Ernennung zum Ehrenmitglied wie immer nur mit einem Satz; Nietzsches Wort,

Wer viel einst zu verkünden hat,
Schweigt viel in sich hinein —

galt für Liliencrons Wesen ganz besonders, wenn er sich in großer Gesellschaft befand.

Auch in Berlin fanden mehrere volkstümliche Feiern statt.

Der Schrift Oppenheimers folgten in diesen Wochen ein Büchlein von Paul Remer und eins von Hans Benzmann, das vornehmlich dem Lyriker Liliencron galt und zahlreiche Proben aus seinen Dichtungen brachte. Remer und Benzmann ergänzten die feine Studie, die der später so früh verstorbene Lyriker Gustav Kühl (1869—1906) schon im Jahre 1902 Liliencron gewidmet hatte.

Der Österreicher Adolf Donath vereinigte eine Anzahl österreichischer Dichter zu einem Widmungsbande an Liliencron. Nicht weniger als achtundachtzig Dichter hatten sich hier zusammengefunden. An der Spitze stand die ältere Generation: Ferdinand von Saar, Marie von Ebner-Eschenbach mit einer ergreifenden Studie, Peter Rosegger, Stephan Milow, und dann folgten die jüngeren alle, so verschieden an Art und Kunst sie sein mochten: Neurealisten und Neuromantiker, Deutschnationale und Zionisten, Kinder aller Länder des Doppelstaats betonten durch die Hergabe kleinerer und größerer Dichtungen noch einmal die Verehrung, die Liliencron im Frühling des Jahres bei einer Vortragsreise durch Österreich entgegenflog. Am 10. April 1904 konnte Donath Liliencron in Wien das Buch überreichen.

Der Jenaer Fritz Böckel erbat von einer ganzen Anzahl deutscher Schriftsteller Äußerungen über Liliencron. Nicht alles, was er in sein

Buch hineinbrachte, hatte gleichen Wert, ja, einzelnes verstimmte Liliencron, während manches dankbare Bekenntnis, wie das Georgs von Ompteda zu dem einstigen Kameraden, wie die kurzen Zurufe von Arno Holz und Emil Schoenaich-Carolath, ihn aufs wärmste berührten.

So häufte sich schon vor dem Tag selbst eine Fülle von Gaben. Gewiß sprach Liliencron dann wohl einmal unwirsch von Geburtstagsschwindel und ließ den „Geheimen Stoßseufzer eines Angefeierten" ertönen:

Ach, wenn ich doch ein Schafhirt wär<br>
Und niemand mich auf Erden kennte!<br>
Dann käme keine Seele her,<br>
Weil niemand meinen Namen nennte.

Ich sähe meinen Schafen zu,<br>
Den Schafen, diesen Philosophen,<br>
Und dehnte mich in guter Ruh<br>
Fernab von Jubiläumsstrophen.

Des Mittags brächte Essen mir<br>
Vom Dorfe her die schlanke Lene.<br>
Champagner wär mein braunes Bier,<br>
Mein Bauernmädchen wär Athene.

Ist abends in den Pferch gesperrt<br>
Das Blökvieh, sängen Nachtigallen,<br>
Dann ließen wir uns das Konzert,<br>
Ich und die Lene, gern gefallen.

Und morgens früh, bei Tag und Tau,<br>
Wenn sich die Gräser wieder heben:<br>
Ich blickte frisch ins Himmelsblau<br>
Und priese still mein bißchen Leben.

Ach, wenn ich doch ein Schafhirt wär,<br>
Und niemand mich auf Erden kennte!<br>
Dann käme keine Seele her,<br>
Weil niemand meinen Namen nennte.

Als ich Liliencron zwei Tage vor dem Fest in Alt-Rahlstedt aufsuchen mußte, fand ich ihn nicht daheim; er hatte sich fortgemacht, und ich traf ihn in einem abgelegenen Wirtshaus an der Heerstraße ganz einsam dasitzen; ab und zu warf er einen Groschen ins „fürchterliche, selbstspielende Klavier" und ließ sich seinen geliebten Kurfürstlichen Reitermarsch auf diese Weise vorspielen. Er war durch und durch voll Unruhe, voll nervöser Spannung. Um so gefaßter und ruhiger erschien er an dem Tage selbst. Es war ein strahlend heller, heiterer Sommertag. Der ganze Ort Alt-Rahlstedt hatte geflaggt, lange Gewinde farbiger Fähnchen grüßten schon am Bahnhof; als ich hinausfuhr, saßen in meinem Abteil zwei einfache junge Leute, die nach Lübeck weiterreisten. Beim Anblick des Dorfes mit den wehenden Wimpeln sagte der eine zum andern: „Ach, das ist für Liliencron. Der Mann hats verdient", und die schlichte Anerkennung und Liebe, die in solchen Worten lag, äußerte sich an diesem Tage noch vielfach. Ununterbrochen ging der Strom der Glückwünschenden durch Haus und Garten. Die alten Kriegsteilnehmer kamen, geschmückt mit den Ehrenzeichen, deren schlichtestes, das Eiserne Kreuz, Liliencron selbst an diesem Tage nach langer Zeit wieder im Knopfloch trug. Die Schulkinder des Orts brachten Blumen, der Landrat fuhr vor, um die Glückwünsche des Kreises zu überbringen, Geschenke von fern und nah trafen ein, und ein Kranz von Kornähren, von Lorbeerblättern umwunden, erfreute Liliencron besonders. Die Post konnte den Zustrom der Drahtungen nicht bewältigen und sandte stündlich durch besondern Boten von Hamburg her die Depeschen hinaus, unter denen sich auch eine Huldigung des Reichskanzlers Bernhard von Bülow befand. Alle Zeitungen, auch viele des Auslands bis nach Südamerika hin, brachten des Dichters Bild und Aufsätze über ihn, Gedichte von ihm. Im Hamburgischen Correspondenten machte Hans Ferdinand Gerhard Sünden seiner Vorgänger gut, indem er eine große Liliencronnummer herausgab, an der Hamburger und schleswig-holsteinische Dichter und Schriftsteller mitgearbeitet hatten. Das gleiche tat die Bremer Zeitschrift Niedersachsen, für die Iven Kruse den Leitaufsatz schrieb, und in der Gustav Falke noch ein zweitesmal dem Freunde huldigte.

Sechzig Jahre! Ein junger Mann!
Sag, wann fängt dein Alter an?
Hast noch immer ein Gesicht
So kühn und frisch, wie dein erstes Gedicht.

Dein erstes Gedicht. Wie heißt es doch gleich?
Unter flatternden Fahnen für Kaiser und Reich!
Dein zweites — dein zweites? — Komm Mädel mir nicht
Auf die Stube. Ach ja! Ein köstlich Gedicht!

Das dritte — ein holder Heimatlaut!
Das vierte wieder: Mein ist die Braut!
Das fünfte und sechste: Kampf! Gloria!
Not! Tod! Und so weiter. — Viktoria!

Viktoria! Reitermarsch! Fehrbellin!
Der große Kurfürst! Kanntest du ihn?
Nackt seh ich dich auf dem Pegasus,
Der zittert dir unterm Schenkelschluß.

Dein Auge blitzt. Deine Nüster bebt.
Wie sich dein Fuß im Bügel hebt —
Wohin? — Komm, laß uns zu Pfordte gehn,
Das Mädel kommt auch, so um halber zehn.

Sechzig Jahre? Den Taufschein her!
Alle Wetter, nicht weniger und nicht mehr.
Vierundvierzig, den dritten Juni in Kiel
Dies Knäblein uns vom Himmel fiel.

Und singst noch heute in einem Ton,
Als wärst du der Leutnant von Liliencron,
Und bist doch schon Hauptmann, bist General,
Der teutschen Lyrik Feldmarschall!

Sechzig Jahre? Noch zehn und noch zehn!
Als Achtziger seh ich dich vor mir stehn,
Und hast noch immer ein Gesicht
So kühn und frisch wie dein erstes Gedicht.

In der „Freistatt", einem Münchener Blatt, fanden sich Richard Dehmel, Hanns von Gumppenberg und Georg Busse-Palma zusammen, der „Kladderadatsch" ließ dem Lorbeergekrönten, dem er fälschlich eine Glatze zuwies, durch eine hagere Muse einen adlergeschmückten Pokal reichen, im „Kunstwart" gedachte Ferdinand Avenarius des ersten

Eindrucks der „Adjutantenritte“ und brachte seinen Lesern eine große Anzahl Liliencronscher Gedichte, und die „Jugend“ vereinigte Dichter und Zeichner zu Ehren des Sechzigjährigen. Sie zeigte wieder ein flottes Rötelbild Hans Oldes, das einst im „Pan“ erschienen war, und gab Huldigungen einer ganzen Reihe von Poeten. Peter Rosegger wünschte klingendes Feuer ihm und uns, und Gerhart Hauptmann schrieb in das Heft:

Du hast mir den Becher oft gefüllt,
Und ich hab Gesundheit und Freude gesogen,
Aber mein Durst ist nie gestillt:
Bleibe, Winzer, uns weiter gewogen!

Und dir bleibe Dionysos hold,
Göttlicher! Guter! und segne die Reben,
Daß sie auch ferner ihr lauterstes Gold
Seinem lautersten Sohne geben.

Eine besondere wertvolle Gabe bot (in der Wiener „Zeit“) Alfred Lichtwark in wenigen Sätzen über Liliencrons Sprache:

„Wenn ich Liliencron lesen oder vortragen höre, ist es mir, als sähe ich vor meinen Augen das Wunder des dürren Stabes geschehen, der Blätter und Blüten treibt.

Das Hochdeutsch, das auf plattdeutschem Urboden gesprochen und geschrieben wird, ist ein verpflanzter Baum, der seit Luthers Tagen keine Wurzeln über den mitgebrachten Ballen in das neue Erdreich hinausgesendet und deshalb auch nur spärliche Blüten und Früchte von schwachem Duft und Wohlgeschmack erzeugt hat, während der Wald in Süd- und Mitteldeutschland, aus dem er stammt, von Geschlecht zu Geschlecht in kühnerem Wuchs und mit üppigerer Fruchtbarkeit emporstrebte. Nicht der ganze Baum der Sprache ist durch Luthers Bibel zu uns getragen. Die feinsten und die eigentlich arbeitenden Wurzeln sind im Boden der Heimat steckengeblieben. Keiner der sprachschaffenden Geister höchsten Ranges entstammt in den letzten Jahrhunderten dem ehemals niederdeutschen Sprachgebiet.

Auch noch bei Hebbel habe ich die Empfindung: arme plattdeutsche Seele, hättest du, statt in einer fremden Sprache, die du erst in der Schule gelernt hast, im unbekümmerten Idiom deines Stammes reden dürfen.

Wenn ich Liliencron lese, erwacht in mir eine Hoffnung, daß die erlernte Sprache, deren lautliche Entwicklung seit Luthers Tagen wir Niederdeutschen nicht einmal uns anzueignen, viel weniger aus eigner Kraft zu erzeugen vermocht haben, schließlich doch mit unserm Wesen verwachsen wird."

Der Nachmittag des 3. Juni brachte die Hamburger Freunde nach Alt-Rahlstedt — Richard Dehmel war der nächste Tag für ein stilles Beisammensein vorbehalten. Es gibt ein hübsches Bild aus einer hellen Stunde des Nachmittags. Da sitzt Liliencron, seine beiden Kinder links und rechts neben sich, im Garten vor dem Hause, hinter ihm steht die Baronin, und sitzend und stehend im Halbkreise findet man die Gäste des späteren Tages: Gustav Falke und seine Frau, Otto Ernst, Jakob Loewenberg, Maximilian Fuhrmann, Theodor Lembke, Léon Goldschmidt, Hans Ferdinand Gerhard, Adolph Tormin und ein paar andere, Damen und Herren, dazwischen halbwüchsige Schulkinder, die Freundinnen Abels. So behaglich, wie diese Runde ausschaut, ging der Tag zu Ende, und als wir um elf Uhr das Haus verließen, war die Bahnhofstraße von den Nachbarn hell beleuchtet.

Liliencron hatte die unaufdringliche Herzlichkeit der ganzen Feier doch wohl empfunden und sich manches freundschaftlichen Wortes, manches stillen Händedrucks, manches Feldblumenstraußes gefreut. Der Provinziallandtag von Schleswig-Holstein hatte ihm zu diesem Tage eine Ehrengabe von dreitausend Mark beschert, und in aller Stille erfolgte Sammlungen unter Freunden und Verehrern hatten diese Summe noch erheblich aufgehöht. Wenige Wochen nachher erschien ein literarisches Festblatt, das Liliencron besonders stolz machte: Der Allgemeine Deutsche Sprachverein veröffentlichte in seinen wissenschaftlichen Beiheften eine Arbeit des Braunschweiger Oberlehrers Franz Hahne: „Detlev von Liliencron als Sprachbildner." Hahne untersuchte die neuen Zusammensetzungen, die Liliencron gefunden hatte, wissenschaftlich, untersuchte auch die ganz neuen Worte, die er bei ihm aufzuzeigen fand, und wies lederne Schulmeister ab, die Liliencron Worte wie „tigern" und „tatzen" zum Vorwurf machten oder ihm Zusammensetzungen wie „Strophenkohl" und „Beefsteakhort" übelnahmen; er hob ganz richtig hervor, daß diese Bildungen nur Spiele einer Laune wären, und daß Liliencron dem gegenüber eine Sprachleistung von hohem Wert vollbracht, daß er echtes Gold auch rein als Sprachbildner geprägt habe, daß „die deutsche Sprache in den letzten Jahrzehnten des verflossenen Jahrhunderts in diesem Recken aus altem Normannenstamme vielleicht am

kräftigsten gelebt" habe. Diese Gabe erschien Liliencron mit als die wertvollste neben einem langen Glückwunsch seines alten einundachtzigsten Regiments, das nun den Kameraden nicht mehr aus den Augen verlor.

Eine Art Nachfeier waren die Sommertage, die Liliencron in Weimar verbrachte. Hier war er Gast von Frau Elisabeth Förster-Nietzsche und las am 7. Juli in einer Abendgesellschaft beim Grafen Harry Keßler vor. Auch Richard Dehmel war anwesend und eine ganze Reihe Mitglieder der Weimarer Hofgesellschaft, unter ihnen der Vorsitzende der Schillerstiftung, Staatsminister Rothe, und der Oberhofmarschall des Großherzogs, General von Palezieux und Falconet. Am 8. Juli war große Gesellschaft im Nietzsche-Archiv, und auch bei dem Großherzog Wilhelm Ernst und der bald darauf verstorbenen schönen Großherzogin Karoline Mathilde war Liliencron zu Gast und las im Schloß vor.

So fanden sich in diesem Erntejahr Menschen auf allen Stufen des deutschen Lebens zu dankbarer Huldigung, zu liebevoller Anerkennung für Liliencron zusammen, und Rochus Liliencron, der greise Vetter, schrieb dem jüngeren, wie stolz das Geschlecht auf ihn wäre.

27.

# Bunte Beute.

Im Jahr 1900, unmittelbar bevor Liliencron nach Alt-Rahlstedt hinauszog, begann er, da nun die alten Ausgaben seiner Werke langsam ausverkauft wurden, seine Dichtungen in einer ersten Gesamtausgabe zu sammeln. Sie umfaßte neun Bände und ward eröffnet von einem siebzehn Bogen starken Buch: „Kriegsnovellen", das alle militärischen Geschichten und Skizzen aus den früheren Sammlungen enthielt und so dem Kameraden Georg Freiherrn von Ompteda gewidmet ward. Es folgten „Aus Marsch und Geest", „Könige und Bauern", „Roggen und Weizen", drei Bände, welche die „zivilistischen" Novellen und Übungsblätter aus der „Sommerschlacht", „Unter flatternden Fahnen", dem „Mäcen" und „Krieg und Frieden" bargen. Der Roman vom „Mäcen" und „Breide Hummelsbüttel" schlossen sich an. Die letzten drei Bände brachten die Gedichte, während „Poggfred" einstweilen für sich bestehn blieb. Leider hatte Liliencron die alten, bezeichnenden Namen, insbesondere die „Adjutantenritte", schon 1897 preisgegeben, schrieb er doch dieser militärischen Bezeichnung einen Teil des anfänglichen buchhändlerischen Mißerfolges zur Last. Er vereinigte den Inhalt seiner vier lyrischen Versbände jetzt unter den Aufschriften „Kampf und Spiele", „Kämpfe und Ziele" und „Nebel und Sonne". Dieser letzte Band der ganzen Reihe brachte die „Neuen Gedichte" und vierunddreißig seither entstandene oder erst jetzt gedruckte Dichtungen, darunter einiges aus „Poggfred" und eine Huldigung für Hans Thoma, den „deutschen Maler". Hier stand auch das „Tragische Liebesmahl", hier das „Wiegenlied", das nun erst aus dem eignen Erlebnis neu vertieft und durchfühlt erschien.

Im Jahre 1903 folgte der Sammlung ein ganz neuer Gedichtband, die „Bunte Beute". Hier griff Liliencron, wie sooft vordem, in den Schatz der siebziger und achtziger Jahre zurück; jetzt erst erschien jener frühlingsfrisch gestaltete „Märztag", jetzt zum erstenmal auch die „Aussicht vom Schlosse" und das Ghasel, „Mein Haus, umschnürt mit Efeuranken". Vieles andere aber war neu in dem dem jungen Baron Wulff gewidmeten Buche. Im tiefsten bezeichnend nach den „Neuen Gedichten" stand am Anfang der „Aufschwung". Der Dichter sieht sich

> Mitten aus dem Schnee des Nordens,
> Weit im Süden, aus der Nacht,
> In des Annunziatenordens
> Reicher Herrenmeistertracht

auf einer türkischen Stute voller Prunklast einherreiten, eine Allonge-perrücke auf dem Kopf. Er trabt durch einen Le-Nôtre-Garten — aber das Prachtkleid des Ritters und des Rosses halten nicht, und wie der Trab zum Galopp wird und es in der Ferne wie Verkündigung orgelt, fällt alles ab, und nackt auf nacktem Pferde, nur ein Schwert in der Rechten, jagt der Reiter einem Klippenfelsen zu. Über Klamm und Schlünde weg klettert, stolpert, jagt das Tier zur Höhe. Und nun hält der Reiter am Ozean:

Wild aufjauchzend vor Entzücken,
Schleudr ich mitten in den Gischt
Weit mein Schwert wie Elendskrücken,
Daß die Welle spritzt und zischt.

So heldisch und so einsam tritt er der größten Natur entgegen, eins mit dem Leben der Elemente, ohne Bangen vor der „Hadesfähre, Ankunft: wann?", die er, in einem Gedicht an der Grenze von Sommer und Herbst, erwartet.

Alle Töne der gewonnenen Meisterschaft klingen noch einmal empor. Unbesorgt und doch mit feinster Abwandlung geht es in willkürlichen Wanderversen durch die Nacht. Die sich paarenden Krähen werden belauscht, das huschende Wiesel, und dann ist es ganz still.

Aber da ist es mir,
Als höre ich aus ganz ungeheurer Ferne
Das Stampfen von hunderttausend Pufferkolben.
Ganz, g a n z leise tönt es her:
Das gleichmäßige Zerstampftwerden der Menschheit.
Das Gemurmel der Welt.

Bei nahendem Morgen wird im eben geöffneten Krug nach den Tönen des selbstspielenden Klaviers mit der schlanken Emma mit der Gräfinnennase ein Walzer getanzt durch die Tür bis auf die Kunststraße hinaus. Und dann geht's nach Hause.

Die Nacht gehört der Liebe
(Diese Nacht gehörte dem Alleinsein),
Der Tag dem Schwert.
Mein Schwert heißt heute
Die Arbeit.

Wie aus dem „Märztag" spricht allerzarteste Liebeslyrik aus dem „Heimgang in der Frühe".

Klanglos liegt der Weg,
Und die Bäume schweigen,
Und das Vogellied
Schläft noch in den Zweigen.

Das ist der Eindruck der „Morgenweihe nach der Liebesnacht".

Sieht mein Sehnen nur
Blond und blaue Farben?

Blau und Blond verdrängen für einen Augenblick die Wirklichkeit von Himmel und Erde:

Ihrer Augen Blau
Küßt die Wölkchenherde,
Und ihr blondes Haar
Deckt die ganze Erde.

Gebreitete Arme fangen Lust und Leben, bis dann der alte Lieblingsvogel, der einst vor dem Fenster des Operierten sang, die Drossel, laut wird:

Und der Tag erwacht
Still aus Liebesträumen.

Auch aus der hinter ihm liegenden Brettlzeit tauchte noch einmal ein ganz zarter Ton empor, das Duett „Couplet", überhaucht von einem Klang mitziehender Wehmut, im Mai 1901 gedichtet:

Vergiß es nicht, das alte Heck,
Das zwischen stillen Wiesen liegt,
Wo wir im sicheren Versteck
Uns einst geküßt und eingewiegt.

Mit musikalischer Selbstverständlichkeit gehn diese dem Manne zugeschriebenen Anfangsverse in gemeinsamen Gesang über:

Uns eingewiegt in einen Traum,
Der ach so kurz und flüchtig war,
Wie Wolkenzug und Wellenschaum,
Ein Taubenopfer am Altar.

Der volle Sommer wird in knapp gefaßten Sizilianen eingefangen; da liegt die Wiese im „grellsten Sommersonnenmittagsschein", „von Knicks gefaßt, ein grüner Edelstein". Der Gedanke an die braune Lise taucht auf, aber die Verwandte der Haidehanne wird vergessen, denn Undine treibt ihr Spiel im Vollmondschein, und alle Elfen leisten ihr Gesellschaft, bis die Elfenwacht vor einem dritten Bilde zerstiebt:

Der Wiese naht sich seltsamer Besuch:
Ein Sarg, beblitzt von einer goldnen Krone,
Bedeckt mit Kränzen und Standartentuch.
Ein Paukenschläger, Trauerbataillone,
Choral, gedämpfte Trommeln, Leichenspruch,
Die Kammerherren, Pagen, Reichsbarone,
Der fernen Glocken tränenschreiender Fluch —
All Leid vorbei und alle Erdenfrone.

Novembernacht im Herbst. Das von allem Anfang an gesungene Lob der Einsamkeit ertönt mit einem heißen Wort gegen Pharisäer, geformt am schmalen Wiesenweg bei sinkender Finsternis:

Wie ein dunkelfahlgelber Kreisausschnitt
Liegt am westlichen Horizont
Der Lichtschein der großen Stadt,
Ein Abglanz ihrer unzähligen Laternen.
Da keucht, rast das Leben.

Manchmal hat es gelockt, heute in der „selbstgewählten, unantastbaren Einsamkeit" lockt es so wenig wie Ehrgeiz und Ruhm,

diese beiden gefräßigen Bestien,

wie der Walzertanz, der Leib und Seele immer noch erquickt. Heut lockt das erleuchtete Häuschen, die Lampe brennt auf dem Arbeitstisch, die Kinder rufen aus ihren Bettchen: Papa, Papa,

Gute Nacht, gute Nacht.
Dann gehts an den Schreibtisch.
Und ich stülpe mir über den Schädel
Das Bequemste auf unsrer Erde:
Die große, behaglich schützende, angstmeiergenähte,
Jottedochlaßtmichzufrieden-Nachtmütze
Des Philisters.

So behaglichem Schlußscherz stehn dann in diesem Buch des sicheren Künstlers die Verse jener „Aussicht vom Schlosse" gegenüber, wo alles „muckstill" schläft, und dann zum Schluß des überaus schönen, traumfeinen Gedichts mit einer Ausdruckssicherheit und -feinheit, wie sie nur die Größten beherrschen, der nahende Morgen sich ankündigt:

Weit, weit hinter den Wäldern im ruhigsten, äußersten Morgen
Zeigen sich rötliche Streifen. Es überschütten vom Himmel
Goldene Rosen die Wipfel, den strudelnden Fluß und das Städtchen.

Aber daß Liliencron um drei Menschenalter jünger als Goethe, um zwei als Mörike war, denen die Zartheit solcher Verse verwandt erscheint, erwies die Vollendung seiner Ballade, wie sie die „Bunte Beute" brachte. Da stehn ein paar unbesorgte, humoristische Stücke, wie die „Neue Sintflut", die Geschichte von dem betrogenen Bauern Marcs Cyprior, der aus Angst vor der Sintflut einen Backtrog mit Essen zurüstet, in einer Hängematte schläft und schließlich, da seine von dem erzürnten Liebhaber verbrannte Frau nach Wasser schreit, seine Taue kappt und durch die Bodenluke in den Tod fällt — schon der alte Langbein (1757 bis 1835) hate einst diesen Schwankstoff behandelt. Oder Liliencron bringt in einem knappen, forschen Draufgängerrhythmus die Geschichte von dem noblen Falschmünzer, der in Zylinder und Galonhosen sein Gold aus der Bude holt und dabei abgefaßt wird.

Rrrrrutsch, vorbei die Herrlichkeit,
Eigentlich — es tut mir leid.

Aber wenn Liliencron sich so nach Lust und Laune ergangen hatte und ergehn durfte, schritt er in andern Balladenversen zu tiefster Prägung menschlicher Herzenserlebnisse vor. Die „Zwillingsgeschwister" (im Juli 1902 in Alt-Rahlstedt entstanden) lassen in feinster Abmessung ein Erlebnis aus jüdisch-römischer Vorzeit zum Gedicht werden.

Trümmer und Asche. Vereinzeltes Feuer
Zuckt noch am Himmel in Garben empor.
Tempel und Straßen und Villen und Scheuer,
Alles zertreten in Schmutz und Geschmor.

Titus hat die Burg Antonia erobert, und wer nicht tot ist, wird als Sklave verschleppt. Ein Zwillingspaar, Kinder des Hohenpriesters, fällt den Siegern „ins Gehark". Sie werden einzeln an zwei römische Senatoren verkauft, der Knabe in den Norden, das Mädchen in den Süden Italiens. Jonathan wächst „wild wie Simson", löwenstark und hirschenflüchtig auf dem Lande heran.

In seinen Augen lag silberne Glut,
Königlich trug er die furchtbare Bürde,
Heimlich erhob ihn sein fürstliches Blut.

Auch in Mirjam verleugnet es sich nicht, und sie wird wie er „von unnahbarer Hoheit umdornt". Auf einem Fest in Rom treffen die beiden Senatoren zusammen und beschließen beim Faustiner die Hochzeit zwischen den schönen Menschenkindern. Immer hat Liliencron in diesem Gedicht den einzig bezeichnenden, oft ganz neuen Ausdruck gefunden — jetzt erhebt sich sein reifer Stil zur stärksten, jede Feinheit der Stimmung sicher wiedergebenden Gewalt, dabei in Worten von einer Zartheit, wie sie nur dem höchsten Muster der Gattung, Goethes rhythmisch verwandtem Gedicht vom „Gott und der Bajadere" eignet.

Sinkende Dämmrung, der Tag geht zu Ende,
Abendrot, nur noch ein blaßgelbes Band.
Still wie im Schlafe verschlungene Hände,
Still wie die Wurzel im tieftiefen Land.
Unerkannt, im finstern Raume,
Flüstert drängend die Natur,
Und die Jugend folgt im Traume
Ihrer ewig starken Spur.
Sylphenumjachterte ferne Fontäne,
Rosenversunkene klanglose Nacht;
Auf den Granatbaum, auf Quellen und Schwäne
Tüpfelt der Mond seine täuschende Pracht.

Dann das Erkennen und der Tod im tuskischen Meer.

Zithern und Zymbeln, davidische Harfen,
Bringen verklingend ein Hochzeitslied her.

Der so das letzte Geheimnis des menschlichen Herzens und der Natur belauschte und wiedergab, vollendete, jung im grauen Haar, seine Ballade noch anders. Der ausgesprochene Aristokrat war doch ganz ein helläugiger und frischer Sohn seiner Zeit. Als einst die Eisenbahnen zuerst durch die deutschen Ebenen rollten und bald die Berge durchbohrten und die Wälder durchschienten, hatte die Romantik geglaubt, mit dem Postillonshorn müsse auch der Ton echter Dichtung verklingen. Justinus Kerner hatte geklagt:

Dampfschnaubend Tier! Seit du geboren,
Die Poesie des Reisens flieht;
Zu Roß mit Mantelsack und Sporen
Kein Kaufherr mehr zur Messe zieht.

Kein Handwerksbursche bald die Straße
Mehr wandert froh im Regen, Wind,
Legt müd sich hin und träumt im Grase
Von seiner Heimat schönem Kind.

Und weiter:

Kein Wandrer bald auf hoher Stelle,
Zu schauen Gottes Welt, mehr weilt,
Bald alles mit des Blitzes Schnelle
An der Natur vorübereilt.

Ich klage: Mensch, mit deinen Künsten
Wie machst du Erd und Himmel kalt!
Wär ich, eh du gespielt mit Dünsten,
Geboren doch im wildsten Wald!

Gottfried Keller aber, lebensgewiß und unbefangen, hatte ihm zugerufen:

Schon schafft der Geist sich Sturmesschwingen
Und spannt Eliaswagen an;
Willst träumend du im Grase singen,
Wer hindert dich, Poet, daran?

Ich grüße dich im Schäferkleide,
Herfahrend, doch mein Feuerdrach
Trägt mich vorbei, die dunkle Heide
Und deine Geister schaun uns nach.

Das klingt wie eine Prophezeiung der gegenständlichen und doch alles zur Dichtung emporhebenden Gestaltung, die Liliencron nun dem neuen, täglich an seiner Einsamkeit vorbeirasenden Leben gab, das ihn immer wieder in die Ferne entführte. Takttrommelschlag und Schlachtgeleit, das Vorwärts der Heeressäulen, den Schleichtritt der Patrouillen, das Schwanken der Pinasse auf dem Meere bei Pellworm, den Ritt auf dem schweißfeuchten Hengst zwischen Gezänk und Anspucken der Granaten, den Wiegetrab des Pferdes unter nickenden Bäumen, den Gang durch Redder und Feldweg, die Wagenfahrt durch den grauenden Morgen nach dem Ball, den Marsch der Grenadiere zur Janitscharenmusik — das alles hatte er mit letzter Erfassung der Wirklichkeit geschildert. Jetzt ward auch der Blitzzug mit der Neunzig-Kilometergeschwindigkeit sein, in einer Ende Juni 1901 gedichteten „Eisenbahnballade" (später „Der Blitzzug" genannt); vielleicht das Unbekümmertste, was je in Wortmalerei geleistet wurde, darf Liliencron hier selbstsicher und treffsicher niederschreiben.

Fortfortfortfortfortfort drehn sich die Räder
Rasend dahin auf dem Schienengeäder.
Rauch ist der Bestie verschwindender Schweif,
Schaffnerpfiff, Lokomotivengepfeif.

Auch das rasche Erblicken der vorbeifliegenden Landschaft kann Poesie werden; das zeigt Liliencron hier gegenüber Kerners enger Befürchtung, das zeigt ein Dichter, der die Stille der unendlichen Weite, die Heimlichkeit des umbuschten Waldflecks oft genug eingesogen und dichterisch ausgeatmet hatte.

Länder verfliegen und Städte versinken,
Stunden und Tage verflattern im Flug,
Täler und Berge, vorbei, wenn sie winken,
Traumbilder, Sehnsucht und Sinnenbetrug.

Es kommt eben auf die Augen an, die durch die breiten Fenster schauen, auf den Menschen, der den Seitengang des leise schwankenden Zuges

entlang geht und im Anblick der vorbeiziehenden Nähe und Ferne ahnungsvoll schon das ersehnte Ziel vorausschaut.

> Mondschein und Sonne, noch einmal die Sterne,
> Bald ist erreicht die beglückende Ferne,
> Dämmerung, Abend und Nebel und Nacht,
> Stürmisch erwartet, was glühend gedacht.

Wer fühlte nicht durch diese packenden Daktylen das unablässige Fahren des kurzen Zuges, der wie ein abgeschossener Pfeil über das Schienengeäder zum Ziele rast. Aber der Dichter ahnt mehr, mitten unter der bunten Gesellschaft, die noch für ein Stündchen, für das letzte, beisammen ist:

> Reiche Familien, Bankiers, Kavaliere,
> Landrat, Gelehrter, ein Prinz, Offiziere,
> „Damen und Herren", ein Dichter im Schwarm,
> Liebliche Kinder mit Spielzeug im Arm.

Dem Dichter schauert etwas anderes durch die Seele, etwas, das den Zug erwartet.

> Fortfortfortfortfortfort, glühende Achsen,
> Schrillt ein Signal, klingt ein wimmernder Ton?
> Fortfortfortfortfortfort, steht an der Kurve,
> Steht da der Tod mit der Bombe zum Wurfe?
> Halthalthalthalthalthalthalthalthaltein —
> Ein anderer Zug fährt mitten hinein.

Das Splittern und Krachen wird uns nicht gemalt, das Ächzen der Verwundeten nicht geschildert — es ist vollkommen unnötig, die feinste Künstlerhand weiß, bis wieweit sie uns zu führen hat, sie entläßt uns jetzt, nachdem das neunfache Halt den Tod der vom Unglück Überfallenen sicher, unüberhörbar angedeutet hat. Aber ein Abgesang kündet uns den andern Tag, wie Liliencron in der Kriegsnovelle gern die Ruhe nach der Schlacht an die Gefechtsschilderung knüpfte. Da finden sich zwischen den verkohlten Trümmern die Reste der Habe aller Reisegenossen und

Endlich ein Püppchen, im Bettchen verbrannt,
Dem war ein Eselchen vorgespannt.

Gewiß also, wie es Justinus Kerner einst gesagt hatte: auch wer so durch die Welt fährt, „kommt weiter nicht als bis zur Gruft". Aber er schelte nicht das Leben, rufen ihm Keller und Liliencron entgegen. Die Sorge, die der römische Dichter hinter dem Reiter wie hinter jedem sitzen sah, hockt auch auf dem D-Zug — möge sie hocken, wenn nur der Reisende wie der Reisige und der Postillon der stillen Schwaben ein volles Leben lebt, es so unvergeßlich zur Kunst zu gestalten weiß, wie Liliencron in diesem Gedicht.

Der bürgerlichen politischen Sehnsucht des deutschen Jahrhunderts hatte schließlich ein Junker das letzte Ziel gewiesen, helläugig für das Leben der Gegenwart und doch bewußt genährt von den alten Mächten, denen er das Beste seiner Art verdankte. Die neue Technik, ganz ein Kind des bürgerlichen Zeitalters, führte ein Junker aus norddeutschem Stamm zur einstweilen letzten und kühnsten Vollendung und hob den Menschen, der Sagensehnsucht nach, in die Lüfte; auch diesem Sieg des Geistes — ich deutete es schon an — hätte Liliencron noch das letzte Wort gefunden, wenn ihm beschieden gewesen wäre, Ferdinand von Zeppelin im Sonnenschimmer über seine norddeutsche Haide steuern zu sehn, wie ihm beschieden war, auf Otto von Bismarcks Spuren, den Degen in der Hand, durch Böhmen und Frankreich zu marschieren und das Erlebte dichterisch bezwingend darzustellen. Dem Leben der neuen Zeit, soweit er es sah, hat Liliencron, dafür zeugt nicht der „Blitzzug" allein, das beschwingte Lied gesungen, dem sich keiner versagen kann, wie er zugleich das stille Geheimnis der Einsamkeit und des Traums ergründete und formte.

Der Lebensdurst Liliencrons kam am Ende der „Bunten Beute" noch einmal zu heißem Ausdruck. „Des Großen Kurfürsten Reitermarsch", jene geliebte Moltkische Tonschöpfung, durchklingt das große Stanzengedicht, das in Poggfred-Art nach manchem Hin und Her einen Ballsaal schildert. Der Zeremonienmeister bahnt dem Kaiser Tod den Weg, und ihm folgen zwei Engel ohne Flügel, der eine schwarz, der andre weiß, Jugend und Nacht. Ihr Anblick löst noch einmal alte Bilder aus.

Es sinkt die Nacht, die Buchenwälder schweigen,
Ein rasches Bächlein mildert ihre Trauer.
Es sinkt die Nacht, Zypressenzweige neigen
Sich wie ein Netzhang über Grab und Schauer

Es sinkt die Nacht, und schönre Welten zeigen
Uns der Unendlichkeiten erste Mauer.

Die Jugend aber weckt die Erinnerung an dampfenden Acker und perlenden Sonnensegen. Jetzt walzen Nacht und Jugend vor dem Tod; die Hände auf dem Rücken, tanzen sie quer durch den Saal. Der Tanz endet, und der Tod zeigt auf den zuschauenden Dichter. Er wird von der Nacht dem Tode entgegengeführt und fühlt, daß die Sterbestunde naht. Da gewährt ihm der Tod noch einen Kranz:

Tanz mit der Jugend deinen letzten Tanz!

Berauscht, beglückt eilt er ihr zu. Aber als der Walzer vorüber ist, legt ihm die Nacht die Hand um die Schulter:

Ich zeige dir den Wald Vergessenheit,
Da ruhst du traumlos in den Schlaf gebannt,
Da ruhst du aus für alle Ewigkeit,
Da siehst du nichts vom fernen Weltenbrand,
Und wie ein Steingrab ist für dich die Zeit.
Der Baum, der deine müde Seele kühlt,
Ist von der ewigen Liebe sanft umspült.

Alle Kleinlichkeit und aller Klatsch sind dann verschwunden, alles Gift ist geheilt. Und so heißt es Abschied vom Vaterland nehmen. Aus tiefstem Herzen tut das der Dichter.

Da liegt vor mir das große Deutsche Reich,
Felsquadernfestgemörtelt Stück an Stück.
Und bräche auch einmal der Außendeich,
Wir schlügen schon die wüste See zurück.
Held Michel, träumt er manchmal noch so weich,
Wacht über seines Herdes Glut und Glück.
Ein Deutscher war ich stets mit Herz und Hand,
Und sag es stolz. Lebwohl, mein Vaterland!

Auch die Kirche, der letzte Trost der Armen, soll geschützt werden.

Schon umschleiert magisches Licht die Augen, da naht dem Scheidenden, wie einst dem sterbenden Haidegänger, der höchste Lebenston noch einmal.

Takttrommelschlag und Schlachtmusik gellt her,
Trompeten, Tuben, Pauken, Hörnerschrei:
Bataillon Garde (Trio): Ans Gewehr!
Der Finnländer forcht Pulver nit und Blei!
Der Hohenfriedeberger, lorbeerschwer!
Der Torgauer bricht jeden Feind entzwei!
  Das tat die Nacht, eh sie mich übermannt,
  Ich küsse dankbar ihr dafür die Hand.

Mein Lieblingslied: Wilhelmus von Nassauen.
Dann folgt der schönste Reitermarsch der Welt:
Des Großen Kurfürsten. Ihr könnt mir trauen:
Er siegt bis übers höchste Sternenzelt,
Er jubelt mir ins Herz beim letzten Grauen —
Nun sinkt mein Schwert ins reiche Blütenfeld.
  Doch eh mein Sarg die Erde noch erreicht,
  Brüll ich empor, daß alles rings erbleicht:
    Hurra das Leben!

28.

# Dem Ende zu.

Der sechzigste Geburtstag war in Liliencrons Leben mehr als ein äußerer Einschnitt. Noch nie war auf dieser Lebenshöhe ein deutscher Dichter so herzlich gefeiert worden. Er empfand deutlich das Gefühl erhöhter Verantwortlichkeit gegenüber seinem Volke, und nichts war mir bezeichnender und bewegender als der Unterschied zwischen dem Liliencron, den ich am 1. Juni 1904 einsam im Saßschen Uhlenkruge antraf, und dem, der zwei Tage nach dem Geburtstage noch einmal zu einer stillen Nachfeier nach Alt-Rahlstedt lud. Damals ein nervös geplagter, vor dem herandrängenden Feierjubel ordentlich ängstlicher Mann, jetzt ein beruhigter, friedevoller und befriedeter Hausvater, der noch diese oder jene hübsche Gabe vorwies, dann aber bald zu einem Spaziergang durch die sonnige Landschaft aufforderte. Da gingen wir zu vieren über oft betretene Wege, jeder Bauer, jeder seine Ackergäule nach Hause führende Knecht zog die Mütze und sprach mit leuchtenden Augen den „B'ron" an, der mit allen in jenem Platt verkehrte, das ein Münchener Mädel einst in vollem Ernst abgewiesen hatte: „Redens net amerikanisch mit mir!" Von jedem ließ er sich etwas erzählen, und jeder bekam ein freundliches oder ein komisches Wort mit, bis wir dann am Fenster einer leeren Wirtsstube saßen und in die Abendpracht des goldenen Himmels hinausschauten. Wir tanzten sogar ein wenig; aber auch darüber lag nicht aufjauchzende Lebenslust, sondern eine friedliche Behaglichkeit, die gesonnen schien, die noch geschenkten Jahre zu genießen, wie wohl ein Feinschmecker einen lang erwarteten, im Schatten des Kellers edel gewordenen, purpurnen Wein langsam und mit Verständnis schlürft.

Vor allem war Liliencron jetzt auch von den letzten Schulden befreit. Die Summe, die sich wie ein vom Berge rollender Schneeball unheimlich aufgerundet und ihn einst fast erdrückt hatte, war abgetragen und aus jenen Ehrengaben ein bescheidenes Kapital für die Kinder, wenn sie dereinst erwachsen sein würden, festgelegt worden. Kam nun noch einmal Geldverlegenheit über das Haus, in das die Schriften immer wachsenden Ertrag brachten, so rührte sie von der Gutmütigkeit Liliencrons her, der sich, ungewarnt durch frühere Erfahrungen, hier und da für kleine Leute der Gegend verbürgte und von ihnen mit nicht immer kleinen Summen im Stich gelassen wurde. Es fand sich dann stets jemand, der aushalf. „Immer stiller fließt das Leben", hatte mir Liliencron mit den Worten eines Hertzschen Gedichts schon vor-

dem einmal geschrieben, und das Gefühl, im Abendgold eines reichen Daseins zu stehn, verließ ihn in diesen Jahren nicht mehr. Man begehrte seiner überall, und immer wieder mußte er sich aus der Stille seines Hauses losreißen, um im Reich und draußen vorzutragen. So war er öfters am Rhein, im Stinnesschen Hause zu Mühlheim, im Schulz-Eulerschen zu Frankfurt und gewann in Dr. Albert Mummenhoff zu Bochum einen sich oft bewährenden Freund. Er las den Deutschen in Posen und Bromberg vor und kehrte mehrmals noch im Nietzsche-Archiv zu Weimar als ein geehrter Gast ein, zuletzt am 9. Mai 1908, als die Fürstin von Schwarzburg-Rudolstadt den Wunsch nach seiner Bekanntschaft geäußert hatte. Da war er mit Hans Hoffmann zusammen, der nicht lange danach, im selben Jahr mit ihm, abberufen ward, und zufällig fanden wir uns noch am späten Abend im „Elefanten", wo auch ich abgestiegen war; Liliencron, Carl Bulcke und ich saßen lange beisammen und tauschten Erinnerungen an den gemeinsam beklagten Prinzen Emil Schoenaich-Carolath, der drei Monate vordem von einem qualvollen, mit vorbildlicher Standhaftigkeit getragenen Leiden hinweggerafft worden war. Liliencron sah damals prachtvoll aus, das Haar war völlig ergraut, der Schnurrbart immer noch herbstlaubfrisch, die Wangen gerötet, die Gestalt straff, die Bewegungen rasch und die feinen Hände, Zeugen seiner adeligen Herkunft, noch ohne jede Altersspur. Dazu stand ihm der Festanzug mit den so selten getragenen Orden gut zu Gesicht.

Im Jahre 1907 machte er seine größte Vortragsreise — er fuhr durch ganz Österreich-Ungarn bis auf die Balkanhalbinsel hinunter. In Wien empfing ihn immer erneute Liebe, noch stärker aber jubelten ihm die deutschen Siebenbürger, die alten Sachsen, entgegen, die dort abgesprengt zwischen Magyaren wohnen. Ein Vorkämpfer des dortigen Deutschtums, Professor Adolf Meschendörfer, hatte Liliencron eingeladen. „Daß Siebenbürgen von uns deutschen Dichtern so stiefmütterlich behandelt ist bisher, hat wohl darin seinen Grund, daß Ihr herrliches Land so sehr, sehr entfernt liegt von Deutschland. Wer kommt dahin. Ich glaube, ich würde es sehr lieben, wär ich und wohnt ich in Ihrem Lande," so hatte der Dichter vordem an Meschendörfer geschrieben. Am 17. Mai traf Liliencron in Kronstadt ein fuhr von dort durch alle größeren deutschen Städte, Hermannstadt, Schäßburg, Mediasch und dann wieder nach Kronstadt zurück, überall von der Herzensfreude der Deutschen empfangen, die einen solchen Gast noch nicht begrüßt hatten. Mit Meschendörfer und dem Siebenbürger Dichter Schullerus durchstreifte er die Städte mit ihrem bun-

ten Volksleben, das er mit ebenso rasch ergreifenden Augen ansah, wie einst im Jahre 1866 die Trachten und Sitten in Mähren und Ungarn. Er versuchte sich mit rumänischen Bauern zu unterhalten, er besuchte den Kapellenberg bei Kronstadt und schaute auf die im Blütenweiß liegende Stadt, über die sich der Ton der Pfingstglocken schwang. Am Pfingstsonntag ward eine Wagenfahrt durch eine Reihe sächsischer Dörfer gemacht, bevor die Fahrt nach Bukarest weiterging. Die weite Reise strengte den Dichter doch an, aber er freute sich auch dort der herzlichen Begrüßung durch die Deutschen, denen er vorlas, und war zweimal Gast der Königin Elisabeth von Rumänien; König Karl lernte er nicht kennen. Als er im Herbst wieder nach Österreich kam, las er in Wien und auch in Graz, wo Ernst Decsey ihn empfing, der Biograph Hugo Wolfs. Und wie Liliencron einst in Wien sofort Marie von Ebner-Eschenbach und Ferdinand von Saar aufgesucht hatte, leider ohne Saar anzutreffen, so ging er nun zu Peter Rosegger. Er, der Unfeierliche, stand während des Besuchs plötzlich auf und sagte: „Erlauben Sie, daß ich Ihnen im Namen Deutschlands dessen Huldigung darbringe. Deutschland grüßt hier durch mich Österreich."

Auf einer andern Vortragsfahrt lernte Liliencron Wilhelm Raabe kennen, in der bekannten Ecke der Herbstschen Weinstube am Bahnhof zu Braunschweig. Liliencron war zur Vorlesung in einen großen Braunschweiger Saal eingeladen worden, und es war üblich, dann zu dem „Alten Herrn" hinzugehn, der selbst derartigen Veranstaltungen niemals beiwohnte. Da saß dann Liliencron auf dem Ehrenplatz, der stets dem fremden Besucher gebührte, neben Raabe, dem er einst ins Geburtstagsalbum geschrieben hatte: „Ich habe ihn lieb!" Raabe gefiel Liliencrons Wesen ganz außerordentlich, und beide nahmen voneinander einen unverlöschlichen Eindruck mit. Geradezu entzückt war Liliencron über einen Ausspruch Louis Engelbrechts, der ihm echt braunschweigisch sagte: „Herr Baron, ich habe Sie mir nach Ihren Bildern ganz anders vorgestellt; Sie sehn ja ganz niedlich aus!"

Bei all diesen Fahrten machte es sich Liliencron zum Gesetz, nicht eine Stunde länger zu verweilen, als es nötig war, und er eilte gewöhnlich schon mit einem späten Nachtzug wieder nach Hause, um möglichst viel von dem zugestandenen Entgelt heimzubringen. Er hatte allmählich rechnen gelernt, wie er denn überhaupt ohne diese Kunst und trotz allen gern gegebenen großen Trinkgeldern und Almosen durch die knappsten Jahre kaum durchgekommen wäre. Größere Summen vertraute er wohl Maximilian Fuhrmann an, der in diesen Jahren sein praktischer Berater war.

Auch in manchem andern Sinne schloß Liliencron jetzt ab. Er sammelte im Jahre 1906 seine Balladen zu einer (Kurt Piper gewidmeten) Balladenchronik, und nun konnte man den ganzen Reichtum dieses Zweiges seiner Kunst überblicken, von der „Kleinen Ballade" und dem „Zapfenstreich" bis zu den „Zwillingsgeschwistern". Das letzte Gedicht des Bandes, von Maria Pospischil, der Ulvilda der Hamburger Knutaufführung, zuerst bei einem Wohltätigkeitsfest in Gegenwart des Kaisers und der Kaiserin zu Berlin vorgetragen, entsprang einem Eindruck aus südafrikanischen Kriegsberichten: „Der Kampf um die Wasserstelle", nachgebildet einem ergreifenden Erlebnis des Majors Freiherrn von Nauendorf und des Sergeanten Wehinger, das Liliencron an eigne Erfahrungen von hingebender Mannschaftstreue zum Offizier und ihrer Erwiderung erinnerte. Wie ihn einst Nimphius, dem er wieder und wieder Grüße sandte, gerettet hatte, so bietet hier der zerschossene Sergeant dem todverwundeten Major den letzten Rest Rotwein, und der will ihn dem Treuen lassen. Beider Qual erlischt in dem Durst der furchtbaren Sandwüste, während sie ganz aus der Nähe die Wasserquelle rauschen hören.

Die Quelle ruft drüben ohn Unterlaß:
Kommt her zu mir, eilt an mein Uebermaß,
An die klare, frische Wasserstelle.

Und wie im „Abenteuer des Majors Glöckchen" verdurstete Infanteristen in der Posener Ebene sich schließlich lechzend das Wasser in den Mund rinnen lassen, so stürzt sich hier, an den Toten vorbei, nach dem letzten gelungenen Sturm, alles auf die von den Witboois umstellt gewesene Quelle.

Vorwärts! Der letzte Sturm gelingt,
Und alles wirft sich kopfüber hinein,
Die Pferde zittern, die Nüster klingt,
Der Durst ist besiegt, und aus ist die Pein.
  Um die Quelle verzieht sich der Pulverqualm;
  Von Leben und Lorbeer flutet ein Psalm
  Ob der klaren, frischen Wasserstelle.

Auch seine Sämtlichen Werke bot Liliencron, an jedem Vers immer wieder feilend, von neuem dar, diesmal in vierzehn Bänden mit „Poggfred", dem Roman vom „Linken Ellbogen" und den der Tochter

Baroneß Abel gewidmeten Dramen. Den fünfzehnten Band bildet dann der Lebensroman, den er seit langen Jahren hatte schreiben wollen.

Einen letzten Dank darzubringen, trieb es Liliencron, den immer dankbaren, in diesen Spätjahren. Goethe hatte zeitlebens seine Liebe gehört, Shakespeare galt ihm immer als der größte Dramatiker. Anders hatte er zu Schiller gestanden. Der Schulbetrieb hatte ihm wie so manchem, den Dichter fremd gemacht, und die Zeitstimmung des Naturalismus, so wenig sie Liliencrons Gerechtigkeitsgefühl und Kunstverstand sonst ankränkeln konnte, hatte doch vielleicht das ihre dazu getan, ihn dem Dichter des „Wallenstein" noch weiter zu entfremden. In jenem Gedicht an Goethe hatte er unwirsch geschrieben:

Die Deutschen lieben
Schiller;
Bilderbücher jeder Art,
— Mit Bildern, ohne Bilder —
Für die reifere Jugend,
Genannt Familien-„Journale" —

und hatte damit selbst Bleibtreus scharfen Tadel auf sich herabgezogen. Für die Dauer konnte Liliencron die einzige Hoheit und Heldenhaftigkeit Schillers nicht verschlossen bleiben; gewiß umfaßte er ihn nie mit der warmen Liebe, die er Goethe zuwandte, aber wie noch jeder fand er den Weg zu der freien Menschlichkeit und dem dramatischen Genius Schillers zurück, dessen Feier das Jahr 1905 brachte. Da schrieb Liliencron, der Schillers Totenmaske nun in sein Museum hängte, seine Schillerhuldigung. In einem Park voll alter Eichenbäume, der einen echten Le-Nôtre-Garten birgt, stellte er vor die Hecke eine haushohe Säule und darauf Schillers kolossale Büste.

Der Märchengarten ruht im Abendschein,
Ich nenn ihn unsres Schillers heiligen Hain.

Den herrlichen Dichter schirmen, eine Wand,
Hochüberragend himmelanstrebende Linden.
Und Kinder kommen. Leicht streut ihre Hand
Viel Julirosen unter Kranzgewinden.
Und reife Menschen nahn. Aus Griechenland?
Ein Chorgesang erschallt und will verschwinden.
Ich singe selig mit den Menschen mit,
Wie Geister wandeln wir im Feierschritt:

Da ihr noch die schöne Welt regiertet,
An der Freude leichtem Gängelband
Glücklichere Menschenalter führtet,
Schöne Wesen aus dem Fabelland!
Ach, da euer Wonnedienst noch glänzte,
Wie ganz anders, anders war es da!
Da man deine Tempel noch bekränzte,
Venus Amathusia!

Mit den Deutschen von fernster Küste neigt sich Liliencron vor Schiller und spricht dann das Lied, das ihm immer vor allen lieb gewesen war: den Pilgrim:

Noch in meines Lebens Lenze
War ich, und ich wandert aus,
Und der Jugend frohe Tänze
Ließ ich in des Vaters Haus.

Und am 9. Mai fuhr Liliencron nach Hamburg hinüber, wo alle Kirchenglocken zu Schillers Ehren tönten, und ging in Schillers Todesstunde unter dem Geläut abends zwischen fünf und sechs mit tiefster innerer Bewegung um die Petri- und die Jakobikirche. „Und immer mußte ich denken, wie vor hundert Jahren der g r o ß e , herrliche, heilige Dichter, der Genius, auslosch." Gewiß unbewußt brauchte hier Liliencron denselben Ausdruck für Schiller, den sein Landsmann Friedrich Hebbel einst, auch überwunden von dieser unendliches Licht gebenden Größe, geprägt hatte: heilig.

Gesellschaften besuchte Liliencron nicht mehr. Mit Richard Dehmel traf er sich wieder und wieder und mit diesem oder jenem der andern Freunde. In der neugegründeten Hamburger Kunstgesellschaft weilte er, wenn es galt, einen noch unbekannten Dichter zu begrüßen, wie Carl Busse, der einst blutjung begeistert für Liliencron eingetreten war, um den damals noch wenige wußten, oder Georg Reicke und Carl Spitteler. Er fehlte nicht, als Gertrud Prellwitz weihevolle Worte zu Kleists Gedächtnis sprach und Bruno Türschmann das Guiscard-Bruchstück mit sicherer Kunst vortrug.

Alljährlich einmal, am ersten Sonntag im Januar, gab er ein „Diner". Ein rundes Jahr ruhten hundert Mark hierfür zinsentragend auf der Sparkasse. Dann strahlte das Haus im Lichterglanz, und vom Morgen an wanderte Liliencron zwischen Arbeitszimmer und Küche hin und her, dem angenommenen Koch seine Weisungen zu

erteilen. Vier Gäste waren jedesmal geladen: meine Frau und ich und mit uns Adolph Tormin und seine Gattin, später, nach deren Fortzug von Wandsbeck, Gustav und Annie Falke. Es gab einen weit hergeholten Fisch, Sterlet oder Forelle, und Schnepfen und zum Schluß eine Schaumtorte, die Liliencron leidenschaftlich gern aß. Er saß am Kopf der Tafel zwischen den beiden geladenen Damen und machte in seiner unnachahmlich anmutigen Art den Wirt, schenkte von dem guten, billigen Rotwein ein, legte auch wohl selbst den Spargel vor und war entzückt und gästefroh, als ob er uns in Wahrheit im Schloß und nicht in dem bescheidenen Alt-Rahlstedter Hause bewirtet hätte. Nach dem Kaffee ward geplaudert und vorgelesen, ein neuer Poggfred-Gesang oder sonst etwas jüngst Entstandenes, und beim Abschied erfolgte unweigerlich die Einladung für das nächste Jahr, die dann in monatlichen Abständen immer wiederholt ward: „Du denkst doch an den sechsten Januar!"

Auch im Jahre 1909 war das stille Fest gefeiert und die Einladung für das folgende eingeprägt worden. Nun nahte der fünfundsechzigste Geburtstag. Liliencron hatte es ganz Vertrauten gegenüber gelegentlich ausgesprochen, daß er eine Auszeichnung ersehnte, die allein ihm eine große Freude sein würde: den Doktortitel einer deutschen Universität. Am sechzigsten Geburtstag war er ausgeblieben, der 3. Juni 1909 brachte ihn. Die Universität seiner Heimatstadt erfüllte den nie laut geäußerten Wunsch (während gleichzeitig Albert Köster für das Jubiläum der Universität Leipzig den Antrag auf die gleiche Auszeichnung gestellt hatte). Es war einer der wenigen wundervoll warmen Sommertage dieses unfreundlichen Jahres. Zu einer frühen Nachmittagsstunde langten wir in Alt-Rahlstedt an, nur wenige Freunde, weil die meisten noch während der Pfingstferien auf Reisen waren. Liliencron harrte, erwartungsvoll, aber ohne die nahe Überraschung zu ahnen, auf dem Balkon. Ich war vorausgegangen und bat ihn, uns in seinem Arbeitszimmer zu empfangen. Da stand er denn vor dem Schreibtisch, die Linke leicht auf die Platte gestützt, hinter ihm im Halbkreis Frau Anna und die Kinder, Theodor Lembke, der Jugendfreund, und die andern Gäste. Nun trat Professor Ferdinand Holthausen, der Dekan der philosophischen Fakultät zu Kiel, und mit ihm der Kunstgeschichtsschreiber Carl Neumann, der den Antrag gestellt hatte, ein; nach wenigen begrüßenden Worten überreichte der Dekan die Urkunde. Sie pries den Sohn Schleswig-Holsteins, der, im Schatten von Sankt Nicolai geboren, den vaterländischen Geschicken mit heißer Seele und pietätvoller Zueignung nachging, den Soldaten,

der, in zwei Kriegen im Dienste des Königs verwundet, aus den kriegerischen Erlebnissen die Erfindung für Dichtungen einsog, der inmitten der Gefahr mit schärfstem Auge die nächste Notwendigkeit zu raschem Handeln erspähte und dieselbe Tugend dann auf dem Felde der Dichtung bewährte. Dem Dichter ward gehuldigt, der die äußeren Dinge mit Blitzesschnelle auffaßte und mit der Flamme seiner Phantasie verwandelte und umformte, der die „Sancta Trinitas" der Terzine und die Ottaverime für sich geschmeidigt und das Epos mit Hineinzeichnung seines eignen Bildes zu einer neuen Höhe geführt habe, dem lyrischen Seher, der die höchsten und tiefsten Geheimnisse der menschlichen Brust ergründet und verkündet habe. Und allerliebst nimmt sich innerhalb der lateinischen Laudatio das Wort Solitarius Poggfredensis aus, mit dem Liliencron, der Mehrer deutschen Sprachguts, denn auch mittelbar ein Mehrer des lateinischen geworden ist.

Liliencron war tief erschüttert und von Dank bewegt. Er sagte, seiner ganzen Art gemäß, nur: „Meine Herren, Sie erweisen mir da eine große Ehre", aber dem Zittern seiner Stimme, dem Leuchten seiner Augen, der Weichheit seiner Bewegung merkte man die große, tiefe Freude an. Wir saßen dann auf der Gartenveranda und im Zimmer bei manchem guten Wort, und zwei Tage danach hielt er seinen Doktorschmaus — zu zweien. Er und ich saßen in dem neuen Pfordtischen Haus an der Außenalster mit dem Blick auf die übersonnte Fläche und tranken unser Glas. An dem weißgedeckten Tisch — wir hatten das Zimmer für uns allein — entwarf er die Antwort an die Fakultät, und dann brachte ich ihn zum Hauptbahnhof. Auf der Brücke nahmen wir Abschied, und langsamen Schritts ging er den Steig entlang zum Bahnhof hinunter. Er winkte noch einmal, und mir flog eine unerklärliche Wehmut übers Herz. Ich habe ihn als einen Lebenden nicht wiedergesehn.

## 29.

# Spätwerke.

Im Frühling 1896 hatte Liliencron mit dem Gesang von dem Toten im Lohholz an der Eiche „Poggfred" abgeschlossen. Es sollte der letzte Cantus werden; aber er ward es nicht — die einmal gewonnene Form ward stärker als der Meister und führte ihn Jahr um Jahr dazu, der Stanze und der Terzine Gefundenes und Erfundenes anzuvertrauen. Im Juni 1898 entstand ein Cantus „Der Gottsucher" und im Spätsommer 1899, der eine ganze Reihe von Gedichten brachte („Psychologisch doch sehr merkwürdig: dieser plötzliche Lyrikstrom", schrieb Liliencron in sein Merkbuch), wurden zwei neue Gesänge geschaffen. Im Mai, im September und im tiefen Winter des Jahres 1900, dann noch eben vor dem Auszug aus der Rehburgschen Wohnung in Altona erwuchsen neue Gesänge, und im Mai 1902 konnte nach dem „Grafen Johann dem Andern von Kiel und seinen Kindern" zum zweitenmal

Erit Poggfred

niedergeschrieben werden. So erschien im Jahre 1904 „Poggfred" um die Hälfte vermehrt in vierundzwanzig Kantussen noch einmal und erweiterte sich in den nächsten Jahren um fünf letzte Gesänge, so daß im Oktober 1908 die endgültige Fassung in neunundzwanzig Kantussen gedruckt werden konnte.

Liliencron hatte die Dichtung jetzt in zwei Teile gegliedert, „Einkehr in Poggfred" und „Streifzüge um Poggfred" — der erste Teil umfaßt zwölf, der zweite siebzehn Gesänge, jeder trägt wieder ein Dehmelsches Leitwort, und jeder neue Gesang ward Dehmel vor dem Erscheinen zu gemeinsamer Besprechung und Überlegung eingeschickt oder übergeben. Mit sicherm Gefühl ließ Liliencron die ursprünglich zueinandergesellten Gesänge im wesentlichen beisammen, so daß neun von ihnen mit nur drei neuen den ersten Teil bilden; der zweite enthält dann überwiegend spätere Dichtung.

Unter den Gesängen der letzten Jahre ist mancher nicht voll gereift, Kind einer allzu unbesorgten Laune, und steht zu den ersten etwa wie manche Gedichte des „Haidegängers" zu früheren Schöpfungen. So „Mein Wald Herzebruch" mit einem Laterna-Magica-Ausblick auf die Erde, so die Geschichten von dem besoffenen Bauern, von den ausgehungerten Klosterfräulein, das Bunte Theater, in dem Brettl-Erlebnisse ins Tragisch-Grausige gehoben wurden, oder die Geschichte von Frerk Frerksens Werft. Bilder tauchen auf, die eine

gewisse Ermüdung zeigen oder wieder eine gewisse Gewaltsamkeit, so wenn die Sonne die Pendüle der Natur, später die Normaluhr der Natur genannt wird. Die Reime sind manchmal leer, manchmal gesucht. Aber in andern Gesängen erhebt sich Liliencron wieder zu wunderbarer Höhe. Da ist der (zuerst in der „Insel" erschienene) Gesang „Die Leuchter", Erinnerung an verschmähter Liebe Qual. Durch einen schönen Sommertag,

> Vom blauen Aether hängen Seidenfahnen
> Aufs grüne Blätterdach; im Teiche schnellt
> Sich überwohl der Fisch aus seinen Bahnen —

geht es zu einer einsamen Kapelle. Und dort glänzen zwei große Leuchter vor dem Bilde der Gottesmutter, wie es der Knabe im Kloster Preetz sooft andächtig erschauernd gesehn hatte. Vor dem Leuchter aber auf den Fliesen liegt sie, die den Wanderer verschmäht hat,

> Die mir den Weg der Einsamkeit gewiesen.
>
> Ein Veilchenkranz schmückt, wie zum Frühlingszug,
> Ihr schwarzes Haar, das um die bleichen Wangen
> Verschleiernd bebt wie dunkler Schattenflug.
>
> Die braunen Augen, tief voll Sehnsucht, fangen
> Das süße Licht; fast sind sie ganz verdeckt,
> Die weichen Wimpern zittern vor Verlangen.
>
> Madonna hinterm Kerzenschein versteckt,
> Erschimmert wie aus Paradiesesfluren,
> Von keiner Erdensinnlichkeit befleckt.
>
> Madonna vor den Leuchtern büßt die Spuren
> Des schwachen Fleisches und der starken Triebe,
> Wie sie gemein sind allen Kreaturen.
>
> Doch beide bindet und vereint die Liebe.

Jene große Schillerhuldigung von 1905 ward in einen idealen Spaziergang verflochten, der auf die Haide, nach Prag und Wien führt,

nach Sylt, wieder durch die Heimat und schließlich in den Le-Nôtre-Garten mit Schillers Büste als der Säule Knauf.

Unterm Schirm sitzt der Dichter auf der Deichkrone, vor sich die See,

Der leise Westwind meines Strandgedichts
Lullt mich in Träume, weiter will ich nichts.

Und aus der Ruhe wächst die Erinnerung an eine Fahrt durchs Schwarzatal, auf der ein Depeschenbote die Nachricht von der Geburt des kleinen Wulff bringt. Schwere Gedanken umfangen den Vater, da nun ein Kind auf „diesem Stern der ewigen Kümmernisse" hat erwachen müssen. Klug soll der Knabe werden, aber lauteren Herzens, „klarfegend wie der Wind". Dasselbe „Erlöserwort" wird ihm mitgegeben, das einst der Sekundaner Friedrich von Liliencron in sein Erfurter Merkbuch schrieb:

Feiger Gedanken
Bängliches Schwanken,
Weibisches Zagen,
Aengstliches Klagen
Wendet kein Elend,
Macht dich nicht frei!

Allen Gewalten
Zum Trotz sich erhalten,
Nimmer sich beugen,
Kräftig sich zeigen,
Rufet die Arme
Der Götter herbei!

Die Verse führen mit dem eilenden Zug nach Weimar, geleiten zu Goethes Gartenhaus, zu Goethes Stadtsitz. Von oben aber fällt ein mattes Leuchten in die regennasse Stadt, es kommt von einem Krankenzimmer hoch über der Stadt.

Ein Träumer, den nichts angeht mehr die Welt,
Ruht dort, von Liebe überwacht, im Zimmer,
Dem kein Geschrei mehr in die Ohren gellt,
Am Ufer nächtigt nun der kühnste Schwimmer.

Ich beuge dir mein Knie, du mächtiger Geist,
Der uns die Zukunft schüttelt und verheißt.

Wär ich dir, Friedrich Nietzsche, nah gewesen
In deiner fürchterlichen Einsamkeit:
Ich wär des großen Königs Narr gewesen,
Dich hätte sicher mein Humor befreit,
Es wär ein Freund zur Seite dir gewesen,
Ein Freund, demütig deiner Weltweisheit.
Ich hätte wettgemacht als Zeltkumpan,
Was Unverstand und Bosheit dir getan.

So huldigte Liliencron dem stürmischen Geist, der, in demselben Jahr wie er selbst zur Welt geboren, unablässig bis zu tragischem Sturz nach jener Bezwingung des Lebens gestrebt hatte, die Liliencron immer wieder erreichte. Was ein Darsteller Nietzsches von diesem sagt, er wäre antisozialistisch, antifeministisch, antidemokratisch, antiintellektualistisch, antipessimistisch, antimoralistisch gewesen, das paßt durchaus auf Liliencron, insbesondre, wenn man statt der verneinenden überall die bejahenden Kennworte wählt: aristokratisch und männlich, künstlerisch und lebensbejahend. Feinde der Gesellschaftsmoral, nicht einer tiefer gefaßten Ethik, waren sie beide und beide im letzten Grunde — nichts lehrt das besser als „Poggfred" — einsam, nur war Liliencron der glücklichere, weil er im Gegensatz zu Nietzsche aus dem Vollen leben durfte und konnte. Von beiden gilt Nietzsches

Flamme bin ich sicherlich,

aber Liliencron war beschieden, sein Feuer anders zu verlodern. Er durfte kämpfen, das Schwert tragen und fand in der entscheidenden Stunde das erlösende letzte Dichterwort, das ihn in allem Druck und Drang des späteren Lebens vor der Verzweiflung, vor der Abwerfung der Erdenlast, vor dem herannahenden Wahnsinn bewahrte, den er als Erbteil väterlichen Bluts gelegentlich deutlich verspürte, und von dessen Beschattung er sich immer wieder dichterisch befreien konnte.

Aus der eifrig fortgesetzten Lesung von Chroniken gewann Liliencron den Gesang vom Grafen Johann dem Andern von Kiel und seinen Kindern. Nicht alles ward hier volles Leben, aber am Schluß erreicht Liliencron doch eine ungemein starke Stimmung. Sechs Söhne hat Graf Johann schon begraben und beerbt, nachdem sie ihn einst abgesetzt und ins Gefängnis gesperrt hatten. Noch einmal heiratet er, und

ihm werden ein Sohn und ein Zwillingspaar von Töchtern beschert. Die beiden Mädchen ertrinken im Gartenteich, der junge Christof wird von Feinden aus dem Turm hinabgeworfen und liegt zerschmettert auf den Fliesen. Nun sitzt in der Sommersonne

Der blinde Greis mit seinem Gram allein.

Man meldet ihm das Nahen einer Lübecker Orlogsflotte, die ihm huldigen will.

Noch ein blanke Schwenkung, sie sind da.
Die Anker rasseln polternd auf den Grund,
Die Mannschaft brüllt, der Himmel wankt, Hurra!

Doch der, dem immer Lübecks Freundschaftsbund
Unschätzbar war, ist eben still entschlafen.
Umflorte Tuben gebens eilig kund.

Gott sei uns gnädiger als diesem Grafen.

Was Liliencron in der ersten Fassung des „Totenvogels" gesucht hatte, die Auseinandersetzung mit der Gestalt Jesu, versuchte er noch einmal in dem siebenundzwanzigsten Gesang des ganzen „Poggfred": „Der Gottfinder" (früher „Der Gottsucher" benannt). Ein Freund, der seit langen Jahren irren Geistes ist, kommt zu sterben. In der letzten Stunde reckt er sich auf, und zwischen dem Dichter und dem Diener stehend, spricht er sich noch einmal aus. In seinen Worten kämpfen „Verstand und Unsinn, Zeit und Raum". Er sieht sich wieder im Kirchenstuhl sitzen, dem schrecklichen Kruzifixus gegenüber, dessen Eindruck Orgellaut und Beterchor übertönen. Ernüchterung und Zweifel tauchen auf, aber die feste Zuversicht an des Heilands Liebeslehren, an der „Pfingsten frohe Chöre" bleibt. Bilder aus Prag, von einem Totentanz schieben sich dazwischen, der Tod führt in seine große Nacht, wo seine Paladine, unter ihnen Richard Dehmel, schlafen. Und schließlich findet der Phantasierende unter einem Baum hoch über der Ebene die Weltentrauer in Person, in braunem Gewande, auf eine umgekehrte Keule gestützt. Sie kündet:

Leb und stirb, du Tor!
Und jenseits herrscht derselbe Unverstand.

Das Weib verstummte. Geisterhaft verlor
Die Eule sich in ferne Leichenzüge,
Die Sonne würgt sich aus dem Nebelflor.

Ich aber jauchzte: Weiche von mir, Lüge!
Doch immer stand das Weib noch unterm Baum,
Als wenn den Schmerz der ganzen Welt sie trüge.

Da schrie ich auf: Ich glaube!

Die Verkörperung des Pessimismus weicht der Zuversicht des endlich aus des Wahnsinns Nacht Erwachten, mit dem sich Liliencron nicht bis zum Letzten gleichsetzt; sein eignes letztes Wort gibt er noch nicht, aber in tiefer Ehrfurcht läßt er dies Vermächtnis der Freundeslippen ertönen:

Sein letzter Hauch noch sprach: O glaubt, o glaubt!

Gleich im nächsten Gesang klingt wieder die Frage:

Gibt es ein Wiedersehn? ein Weltgericht?

Aber gepriesen wird der feste Wille im Sinne jener goethischen „Beherzigung"; wenn der nicht hülfe, so würde nichts als schwarze Stille sein und der Mensch mit ausgespannten Armen in den Tod gehn. So aber träumt sich der Dichter sein „letztes Geleit" nicht, wenn einst „das letzte Glück und der letzte Tag", wie für Wulff Gadendorp, so nun für ihn da sein werden. Schlachtmärsche tönen, zuerst der Torgauer, bei dessen Klang Fritz und Ziethen im Gedächtnis auftauchen, der Hohenfriedeberger, der Finländer; drei Salven folgen. So geht ein Held dahin, so, das fühlen wir, will der Dichter selbst hingehn, nur daß er dem Schlachtgeleit noch ein Gedicht des Lyrikers nachschickt, den er längst geliebt und umfangen hatte, als Deutschland ihn vergaß: Eduard Mörike.

Wir wollen deinen Kranz den Sternen zeigen.

Und so klingt der Cantus aus in des Schwaben unvergängliche Verse: „Denk es, o Seele."

Zwei schwarze Rößlein weiden
Auf der Wiese,
Sie kehren heim zur Stadt
In muntern Sprüngen.

Sie werden schrittweis gehen
Mit deiner Leiche;
Vielleicht, vielleicht noch, eh
An ihren Hufen
Das Eisen los wird,
Das ich blitzen sehe!

Noch aber ist der Schloßherr von Poggfred nicht soweit. Noch lebt er, noch feiert er stille Heimkehr. In seinem Schleswig-Holstein ist er wieder, von dem es vordem in „Poggfred" hieß:

Mein Schleswig-Holstein, tief im Schnee versiegelt,
Wie lieb ich dann dich erst, mein Wiegenland!
Du hast die Türen alle fest verriegelt,
Und deine Knicks sind Wetterschirm und Wand,
Bis sich in deinen Fenstern wieder spiegelt
Des Sommers roter Abendsonnenbrand.
Mein Schleswig-Holstein, tief im Schnee vermummt!
Nie bist du laut, nun bist du ganz verstummt.

Jetzt aber weht laue Sommerluft über Rain und Rasen; das Bild eines Heimgegangenen taucht einen Augenblick auf:

Dort in den Garten tritt ein Prinz hinein,
Wo laubige Linden stehn um Marmorvasen:
Ein Prinz mit großen, blauen Dichteraugen,
Die ernst die Märchenschönheit in sich saugen.

Und von diesem Abbild Emils zu Schoenaich-Carolath geleitet, fährt der Dichter in den Abend hinein. Gedanken an Marseille tauchen auf, mitten in der Haide, Gedanken an wilde Erlebnisse, an eigne frühere Gedichte und schließlich an das späte Familienglück. Grimms Märchen und Dehmels „Fitzebutze" werden dem kleinen Wulff gelesen, und der Träumer vergreift sich und singt ihm, „der mit offnem Mäulchen, wie ein Dorsch" horcht, französisch das Liebeslied aus „Carmen" vor. Da aber ist der Traum aus, der Herr von Poggfred fährt schon aufs Schloß zu, und alles erscheint am lieben Jagdhaustor.

Am Wagenschlag steht Bertouch, ganz schlohweiß,
Treu meinem Hause bis zum Höllenschlunde.

Und in der Halle, hell im Kerzenkreis,
Erwartet die Baronin mich im Bunde
Mit Wulff; sie, meines Lebens Himmelspreis,
Soll bei mir sein auch in der letzten Stunde.
 Vadder un sien Familj. Klein Abel lacht:
 Papa, hast du mich auch was mitdebacht?

Noch einmal erreichte Liliencron im Rahmen dieses seines Lieblingswerks die letzte Höhe, als er, in andershin gewendeter Dankbarkeit, den beiden Dichtern huldigte, die ihm das Maß für diese Strophen geliehn hatten, Dante und Byron. Er fährt auf der Marschinsel von Koog zu Koog, er springt aus dem Wagen und steht auf der Deichkrone.

Bischuern regnets. Sonnenschein zugleich.
Und überm Ozean ein Regenbogen,
Erst voller Farben, bleicher dann und bleich.

Und unter ihm, weit, weit die grauen Wogen,
Im Gischt, im Kampf die wilden weißen Kämme,
Und alles ist von Glanz und Gold umzogen.

Ein rotes Segel tanzt in dieser Schwemme,
Ein großes weißes Segel tanzt dazu,
Grell fällt ein Streifen aus der Wolkenklemme.

Zu seltener Einheit werden hier noch einmal von dem Dichter, um dessen graue Haare die Schwalbe flitzt, Himmel und Meer verwoben. Dann aber zeigt sich fern im Süden eine quirlende Masse, aus der endlich ein Panther hervorspringt. Die Herannahenden scheinen eine Tier- und Tänzertruppe, die ein Löwe und ein Wolf begleiten.

Mein alter Jägerblick verläßt mich schnöde.
Wer sind die Männer bloß? Der eine hinkt,
Der andre geht hochauf. Mein Blick wird blöde:

Das ist ... ja ... nein ... ob mir das Tollhaus winkt?
Was? Hier im Dunst auf meinem Winterdeich,
Wo silbern, fern im Watt der Seehund blinkt,

Wie? Hier in meinem ewigen Regenreich,
Wo nie ein Oelbaum in der Sonne brannte,
Wo feucht die Birken tropfen, nebelweich,

Im Lande der Barbaren find ich — Dante?
Und neben ihm? Das ist doch nicht Virgil,
Der da herhumpelt an der Wasserkante?

Die Feder sträubt sich meinem Gänsekiel:
Ich sehe Byron! Arme Oberlehrer,
Euch schaudert wohl bei diesem Gaukelspiel,

Des klaren zierlichen Virgils Verehrer.
Ich bin nun einmal nicht in ihn verrannt,
Er ist mir spaßig wie ein Pudelscherer.

Oh, jetzt erkenn ich all den bunten Tand:
„Das muntre Pardeltier", des Löwen „Wut",
Der magern Wölfin gierigen Wünschebrand.

Und vor mir steht der Zug: Daß all mein Blut
Zum Herzen stößt in wirbelnder Erregung,
Und ganz entstürzen will mir Mark und Mut.

Und mir entstürzt auch jede Ueberlegung.
Nur, wie sichs ziemt vor so erlauchten Geistern,
Verneig ich mich mit ruhiger Bewegung.

Dante fragt finster, wer dies Menschenkind sei, und der Angeredete antwortet mit des Florentiners eignen Versen:

Und wer durchs Leben ruhmlos hingezogen,
Der läßt nur so viel Spur in dieser Welt,
Wie in den Lüften Rauch, Schaum in den Wogen.

Und dann gibt Dante Antwort auf die Frage, warum er mit seinem Urteil oft zu streng gewesen sei:

Als ich noch durch die Enge
Der vollen Lebensgassen friedlos schritt,
Fiel mir am meisten auf im Volksgedränge:

Neid, Haß und Geiz, der Streber, der Bandit,
Bestechlichkeit, die Lüge und das Laster;
Ich sah, daß Gold allein den Sieg erstritt.

Jetzt, durch den Himmelsfensteralabaster
Seh ich den Menschen tiefer auf den Grund
Und denke milder, wie ein müder Raster.

Mit einer unvergeßlichen Linie zeichnet Liliencron den Dichter:

Hehr, hoheitsvoll, mit weich verschlossenem Mund,
So stand vor mir der edle Ghibelline,
Verherrlicht von des Lorbeers schmalem Rund.

Anderes aber fragt er nun Byron; von dem will er wissen, wo nach dem Kampf bei Missolunghi sein Herz geblieben sei. Und ganz im Stil des „Don Juan" erzählt der Lord, wie die Kapsel mit dem Herzen von Hand zu Hand wanderte: ein Tartar, ein Kerl aus Carpovist, ein Serail-Gardist, ein Mohr, des Schlachtfelds Hyäne, endlich ein Pascha waren die Besitzer von Hülle und Inhalt, bis das Kleinod schließlich im Museum eines englischen Gelehrten landet, als König Chufus menschlich Herz, das ein Jude bei der Mumie gefunden haben will.

So sprach Mylord, und hat dabei gelacht,
Und vor mir stand er leuchtend wie noch nie
Und schön wie Satan in der Sündennacht.

Und eine Tuba herrschte: Das Genie!
Und Lorbeerblätter schneiten um sein Haupt.

Flöten und Harfen tönen her, und mitten auf dem kahlen Heimatfeld Schleswig-Holsteins

Steht Beatrice aus der ‚Himmelsrose'
Und hat den ganzen Abend weit erhellt.

Ein Wunder geschieht.

Die Schleierschwingen Beatricens l e b e n,
Vom letzten Flug noch angestrengt, und zittern
Wie überm Gartenteich Libellen schweben.

Und wie Libellenflügel silbern flittern,
Wenn Rast sie halten auf der Wasserrose
Und ihre Schatten kraus im See zerknittern.

Und Dante lehnte sanft die makellose,
Die junge, fromme Magd an seine Brust,
Die zu ihm trat aus Gottes ewigem Schoße.

War sie dereinst auch m e i n e Jugendlust?
Dies süße Antlitz hab ich ja gekannt,
In jenem Drange, der uns kaum bewußt,

Der spät zurück uns bringt ins Kinderland
Und uns auf unserm schweren Lebenswege
Erinnerungshold in frühste Kreise bannt,

Und den wir hätscheln wie die Blumenpflege,
Die uns erfreut im rauhen Tagesreigen,
Oasenquell im Wüstensandgefege.

Der ersten Liebe scheues, blödes Schweigen,
Der ersten Liebe knospenhafte Blüte,
Wie sie unschuldig lacht aus Lilienzweigen.

Der Sphärenglanz erlischt, die Dichter wandern weiter.

Die Flut schwoll langsam. Eine Möwenschwinge,
Kaum noch erkennbar, zögert durch die Luft
Und rüttelt wild, als säß sie in der Schlinge.

Der Zug verliert sich schon im dichten Duft,
Noch seh ich Danten im Gespräch mit Byron,
Dann nimmt sie wieder auf die Geistergruft,

Wo sie sich ernst und würdevoll verschleiern;
Doch glüht lebendig ihre Ruhmespracht,
Und Kränze schmücken dankbar ihre Leiern.

Genug! Der trübe Tag hat ausgewacht,
Sanft decken Rabenflügel Näh und Ferne
Und sargen mich in unbegrenzte Nacht.

Hoch oben aber funkeln frech die Sterne.

Für alle Sprengung der ursprünglichen Form des Epos, die manche dieser schwächeren, spät hineingestellten Gesänge brachten, entschädigen solche Bilder von Glanz und Größe, aus denen es überall wie Abschiednehmen klingt.

Weniger stark tönt dieser Laut aus den kleineren Gedichten der letzten Jahre, die den neuen Auflagen der „Bunten Beute" angefügt wurden; nur einmal in dem 1896 in Frankfurt gefundenen, aber erst jetzt gestalteten Gedicht „Die Regimentsfahnen" schlägt er wieder durch. Erinnerung weitet das Herz vor den alten Kriegsfahnen neben den feiertäglichen Kerzen des Altars.

Denk ich all der Kameraden,
Die an meiner Seite fielen?
Blutige Schärpen, Kriegsballaden,
Früh ins Grab vor hohen Zielen.
  Plötzlich bin ich tempeleinsam,
  Stimmen hör ich, tonlos, wüst,
  Mühsam her aus fernen Gräbern:
  Heilige Fahnen, seid gegrüßt.

In einer großen Ballade „Der purpurrote Rockzipfel", die Liliencron einst einen Hintertreppenroman mit Schicksalsglossen nannte, gab er der blutigen Begebenheit durch fein abgetönte Abgesänge ihre besondre Schwere:

Durch die dichten Buchenstämme,
Durch die dichten Blätterdämme
Lugt der Mond ins Märchenland.

Dann wieder:

Hat die alte Schicksalskatze
Schon gehoben ihre Tatze?
Oder schleicht sie wohl davon?

Vom Sommer 1906 bis zum Sommer 1908 schrieb Liliencron kaum einen Vers. Unablässig beschäftigte ihn der Gedanke an seinen Lebensroman. Zurück bis in die Kellinghuser Zeit ging der Plan, dies Buch zu schreiben. Aber über Ansätze kam der Dichter nie hinaus. Schließlich stand es ihm fest, erst dann wirklich ans Werk zu gehn, wenn er, der drückenden Sorgen ledig, für diese Darstellung aus dem Vollen schöpfen könnte. Und so hat er getan. Im Sommer des Jahres 1907

schrieb er in der Stille von Alt-Rahlstedt das Werk nieder. Aber es hieß nun nicht mehr: „Wo kam er her?", sondern:

Leben und Lüge.

Man erkennt die Verwandtschaft mit Goethes Überschrift zur eignen Lebensgeschichte; aber es liegt in dieser Wortwahl neben dem Zusammenklang von Dichtung und Wahrheit noch ein anderer Sinn. Liliencron hatte seinen Prolog zu Shakespeares „König Lear" geschlossen:

Des Schicksals Wahrheit ist des Lebens Lüge,

und diese Zeile in „Poggfred" wiederholt. Die scheinbare Lüge des Lebens, das uns fortwährend mit falschen Vorspiegelungen betrügt, das uns, aller Selbstzucht zum Trotz, oft genug in die Irre führt, ist im Grunde die Wahrheit des Schicksals, die wir am Schluß rückschauend erkennen — dann ordnet sich der Wirrwarr des Scheins zur Klarheit des Seins; das scheint mir dieses oft umrätselten Spruches einfacher Sinn zu sein.

Liliencron hatte „Dichtung und Wahrheit" erst spät zu Ende gelesen und dabei nicht immer ein reines Gefühl gehabt, so sehr ihn der Aufbau des Ganzen als Kunstwerk fesselte. Ohne Quellenstudien getrieben zu haben, empfand der geborene Dichter noch stärker als gelehrte Beurteiler die Stilisierung des Erlebten und empfand sie zunächst als Unwahrhaftigkeit, ja, geradezu als Verlogenheit. Mit sicherm Künstlerempfinden fühlte er überall die Wahrheit der Begebenheit, um die unser Scharfsinn sooft bis zu ergötzlichen Meinungsverschiedenheiten streitet, und Liliencron erkannte etwa den Kern und die Wirklichkeit der heiß umkämpften Friederiken-Tragödie mit unbeirrbarer Sicherheit sofort. Er selbst hatte einst in Altona den Spruch Lichtenbergs über sein Sofa genagelt: „So lange wir nicht unser Leben so beschreiben, daß wir alle Schwachheiten aufzeichnen, von denen des Ehrgeizes bis zum gemeinsten Laster, so werden wir nie einander lieben lernen." Als Liliencron aber im grauen Haar daran ging, sein Leben zu schreiben, da hielt er sich nicht an diesen Spruch, sondern an die jetzt recht verstandene Weisheit Goethes. Liliencron hatte in einem Leben voller Kampf und Sieg, voller Verkennung und Anerkennung, reich an innerm Widerstreit und innerer Selbstbezwingung, gelernt, daß nur im Gedicht der Künstler das Recht hat, so tief hinein und so weit hinaus von sich auszusagen. Von den „Adjutantenritten" bis zu „Poggfred" waren die letzten Leidenschaften, die Stärke und

die Schwachheit seiner Erdentat in Verse hineingeflossen, die gleich voll von dionysischem Rausch wie von apollinischer, im Feuer geläuterter Selbstzucht waren. Auf die nackte Darstellung des Lebens in der Form eigner Erinnerungen hatte, so empfand er nun, die Welt kein Recht, ja, so wenig wie der Biograph und der Briefherausgeber das Recht haben, von den eigensten Geheimnissen auch des größten Lebens den Schleier zu ziehen, so sehr hat auch der Selbstdarsteller seines Lebens die Pflicht, sich zu geben, aber sich nicht ohne den Schleier der Dichtung aus der Hand der Wahrheit preiszugeben. Darum entstand die Verhüllung, darum ward „Leben und Lüge“ auch ein biographischer R o m a n , und hinter einem Schleier erst taucht überall Liliencrons eigenes Antlitz auf. Das Wort

Schreib dich, vergiß das nie!

hatte sich Liliencron ja sofort ergänzt:

Und schreibst du Poesie, schreib Poesie!

das heißt: wähle, beschränke, bring ins Enge!

Der Held von „Leben und Lüge“ wird in einer winzigen Grenzfestung im Westen geboren, deren Kommandant der Oberst von Vorbrüggen ist. Sein Geschlecht stammt von den Troubadouren Südfrankreichs, ist aber im siebzehnten Jahrhundert (also seit dem Bestehen des Liliencronschen Adels) in Dänemark ansässig. Der Oberst hat seine beiden einzigen Söhne verloren, und an der Schwelle des Alters, fünfundfünfzigjährig, empfängt er, drei Vierteljahre nach einem Liebesmahl zur Feier seiner Beförderung zum General, von seiner Frau, der Tochter eines Pastors, einen Spätling, einen Sohn. In jener Nacht nach dem Liebesmahl hat der Aldebaran, der alte Glücksstern Vorbrüggens, heiß und hell vom Himmel gestrahlt, und das Kind streckt alsbald nach der Geburt seine dünnen Ärmchen durchs unverhangene Fenster demselben roten Funkelstern entgegen. Der General ist arm, hat aber einen letzten, sehr reichen Geschlechtsvetter, den Grafen Enewold Vorbrüggen in Holstein, und dieser wird zum Paten bei dem Kleinen geladen, er legt ihm den Namen Kai bei und setzt ihn zum Erben ein.

Still gehn Kais Kinderjahre dahin, früh zeigt sich in seinem Charakter ein auffälliger Wechsel von Stimmungen, ein Schwanken zwischen tollster Ausgelassenheit und abgeschlossener Schwermut. Im zehnten Lebensjahr verliert er den Vater, und die Mutter zieht nun auf Wunsch des Grafen nach Kiel, in dessen Stadthaus. Der Aus-

länder, der „Preuße", wird in der Gelehrtenschule zu Kiel zuerst von den Kameraden verprügelt, die sich von seinem Staat an Dänemark verraten glauben. Dann aber macht er die Schule regelmäßig durch, engbefreundet mit zwei Knaben, Henning von Schmalstede, dem Sohn eines Großgrundbesitzers, und Klaus Klünder, dem Sprossen eines Pantoffelmachers — in Hennings Zügen lebt wohl etwas von dem Jugendfreunde August Thomsen. Die Ferien werden in Tangbüttel verlebt, dem Schloß Enewolds, das Liliencron genau dem alten Besitz Tangstedt, in der Haide, nordwestlich von Hamburg, nachgebildet hat. Da zeigt sich gleich beim ersten Mittagessen an Enewold in einem furchtbaren Zornausbruch ein Stück versteckten Wahnsinns, der im gewöhnlichen Tageslauf nicht hervortritt. Der Junge kehrt mit der Mutter im Kloster Itzehoe ein, er erlebt völkische Feste unter der dänischen Herrschaft, Vogelschießenbälle in Dorfgaarden, eine erste stürmische Liebe, die als Kinderstreich abgetan wird, und kommt dann nach Magdeburg auf die Schule, um preußischer Offizier zu werden. In Mainz tritt er in den königlichen Dienst. Bei einem Urlaubsbesuch in der heimischen Forst erwachen zum erstenmal in einem stillseligen Abenteuer mit einem Bauernmädchen die jungen Sinne. Kriegsschul- und Posener Garnisonerlebnisse werden erzählt, und dann geht es in den Krieg, der in knappen Tagebuchblättern vor uns aufwächst. Nach dem Feldzug von 1866 kehrt Kai aus Posen nach Mainz zurück, dort lebt er mit großem Aufwand, dort erlebt er allerlei kleine Liebesgeschichten. Aber Kai spielt auch, und gibt viel mehr aus als er darf. Er wird zum Vormund und Ohm berufen, der ihn bittet, den Abschied zu nehmen und in die Verwaltung der großen Güter und des großen Vermögens einzutreten. Aber ehe das möglich ist, bricht der französische Krieg aus. Und wieder wandern wir an der Hand von Tagebuchblättern über die Schlachtfelder. Kai wird verwundet, kommt ins Lazarett, leidlich geheilt wieder zur Truppe zurück und tritt nach beendigtem Feldzug aus. Jetzt zieht er nach Tangbüttel, denn Enewold hat ein schlimmes Ende genommen. Von Zigeunern, die trotz strengem Verbot auf seiner Besitzung hausten, ist er während eines seiner krankhaften Wutanfälle erschlagen worden, und Kai wird nun der Erbe des unermeßlichen Vermögens. Güter in Jütland, in Rußland, in Spanien, in der Provence fallen ihm zu — in ihren Namen taucht der Besitz Andreas Paulis, des ersten Liliencron, wieder auf; die russischen und spanischen verkauft Kai auf den Rat seines Generaldirektors, das kleine französische Eigentum will er in der Erinnerung an seine Familiengeschichte behalten. Er findet

im Nachlaß Enewolds allerlei Aufzeichnungen, die er sorgsam prüft, er besucht Lübeck und Hamburg, er vertieft sich in die Geschichte seiner Heimat, er empfängt Henning und Klaus bei sich und geht dann auf eine große Reise nach Süden. Abenteuer in Rom und Neapel werden erlebt, bis sich Palermo vor ihm auftut, „ein Paradies auf Erden“, die Ruhstatt der beiden unvergeßlichen Hohenstaufen, deren Truhen Kai erschüttert betrachtet. Auf italischem Boden verlobt er sich mit einer jungen Gräfin, der Tochter eines österreichischen Kavalleriegenerals; vor Kais merkwürdigen schwarzen Augen, „die schwärzer noch dunkelten als sizilianische Augen“, ist das junge Mädchen zuerst erschrocken, aber bald ist mit südländischer Heftigkeit die Liebe über beide gekommen. Und von seinem Schlößchen in der Provence, das er unerkannt besucht, schreibt er Philomena die seligsten Liebesbriefe. Aber die Verlobung nimmt ein furchtbares Ende. Nach einem Besuch auf dem österreichischen Schloß, bei dem die Hochzeit verabredet wird, empfängt Kai die Nachricht vom jähen Tod seiner Braut, die von ihrem scheu gewordenen Pferde zu Tode geschleift worden ist. Nur die schon Aufgebahrte sieht er noch einmal wieder, dann führt ihn eine lange Fahrt auf eigner Dampfjacht über den Ozean, und zwar zuerst nach der nordischen Sehnsuchtsstadt Ripen auf Jütland.

Von dieser Reise erfahren wir nichts. Wir sehn Kai erst wieder, wie er nach Jahren, ein gereifter Mann, verheiratet, auf Tangbüttel lebt, Vater einer Tochter, Heilwig. In allen großen europäischen Hauptstädten hat er ein kleines „pied à terre“. In seinen drei Lieblingsstädten, Ripen, Prag und Palermo, hält er sich alljährlich einmal auf, seine gesellschaftlichen Pflichten erfüllt er, ist aber am liebsten allein zu Haus. Nachts steht er zuweilen auf, den Aldebaran zu sehn, kniet nach hundert Schritten über den Rasen nieder und starrt schmerzlich in die Höhe. In aller Stille übt er größte und klügste Wohltätigkeit, und spät ist er selbst ein Dichter geworden. Stilles Wandern durch Knick und Moor, stilles Lesen der geliebtesten Dichter, vor allem Dehmels, füllt die Tage aus, und durch den Sonnenschein treibt sich neben Heilwig der kleine Wittekopp, der im Jahre 1900 geborene Sohn. Noch einmal kehren die beiden Freunde, Henning jetzt kommandierender General, Klaus ein berühmter Naturforscher, bei ihm ein — zum letztenmal. Denn jetzt verschwindet Kai. Eben noch hat er Clemens Brentanos Gedicht vom Feind, vom Tod, in seine Sammlung geschrieben, da geht er, dem Aldebaran zu, durch den Schnee, zum erstenmal über die sonst eingehaltenen Grenzen hin-

aus. „Und keiner fand ihn in den nächsten Wochen und Monaten. Er ist verschwunden geblieben."

Nie hat Liliencron so knapp erzählt wie in diesem Spätbuch, nie zugleich so alle seine Gaben zusammengefaßt; selbst der Neigung zu Einflechtungen hat er nur einmal nachgegeben, in der kleinen geschichtlichen Novelle von Wiebke Blunck, dem holsteinischen Bauernmädchen, das an den französischen Hof gelangt und in der Revolution mit ihrer Herrin, der Prinzessin von Lamballe, getötet wird. In knappen Sätzen geht alles an uns vorüber von der Jugend bis zum Tode, und über der ruhig erzählten Wirklichkeit ruht von Anfang an ein geheimnisvoller Schleier, den jene Beziehung zum Funkelstern Aldebaran spinnt. Der Wahnsinn, der dann und wann an die Schläfe Enewolds pocht, mildert sich bei Kai, dem gegeben ist, zu sagen, was er leidet, zu einer verträumten Seltsamkeit, einer einsamen Schwermut, die ihn langsam dem Leben des Tages entzieht.

Die Welt der Kriegsnovellen taucht in den Schlachtberichten empor, wenn immer wieder über den Tagebuchaufzeichnungen ein lebhaftes Bild der eisernen Zeit aufgeht. Die Welt des „Mäcen" wird wieder lebendig in dem Schloßherrn, der sich in Goethe versenkt und die besten und größten Dichter als liebste, stille Gäste seines Zimmers beherbergt. Der Sinn für die Natur Schleswig-Holsteins lebt sich in immer neuen Schilderungen aus, und die Sehnsucht nach dem geschichtlich verklärten Süden findet ihre Erfüllung. Auch von „Poggfred" ist die Rede als von dem Lieblingswerk des immer einsamer werdenden Dichters. „Nur von einer Dichtung, die jetzt noch kaum recht verstanden sei, glaubte er, daß sie die Zukunft ertragen könne: von seinem ‚Krötenkrieg', dem kunterbunten Epos in neunundzwanzig Cantussen."

Es fehlt nicht an kahleren Stellen in dem Werk — im ganzen ist es durch die Stimmung weltüberwindender Ruhe ein erschütterndes Bekenntnis aus einem Leben, das nach immer wieder einsetzender Unruhe einmal zur Rast kam. Die metaphysische Vergeltung für alle Not, die Wulff Gadendorp und der Schloßherr von Poggfred darstellen, wird hier noch einmal und in der gehaltensten Form vorgeführt. Kai ist ebenso wohltätig und schenklustig wie diese zwei, aber klüger, vorsichtiger, vom Leben erzogen. Und erschütternd gehn Dichtung und Leben in eins in dem Gespräch zwischen Kai und den nun auch reif und alt gewordenen Jugendfreunden. Am letzten Abend vor dem Abschied sitzen die drei beim Grog — die beiden Freunde wissen nicht, daß es ein Abschied für immer ist. Da fragt Kai un-

vermittelt: „Wollen wir drei, ehe wir diesmal wieder auseinandergehn, uns einmal ganz offen und frei und mutig unsere Weltanschauungen gegenseitig ausschütten? Es darf kein Trug und keine Heuchelei dabei sein. Wahr und klar, wie wir drei immer miteinander und untereinander gewesen sind, so lange wir uns kennen, wollen wir uns jetzt, in dieser Stunde, das sagen, was wir vom Leben und vom Tode denken. Seid ihr einverstanden?" Alle drei sprechen nun. Henning gibt sein Bekenntnis zum positiven evangelischen Glauben, und der hohe Offizier sagt weiter:

„Das beste in allen meinen Tagen hab ich gefunden: Schweigen und schweigen können. Das sind zwei verschiedene, nicht leicht auseinander zu haltende Begriffe. Wer schweigen kann, hat den Preis gewonnen. Ich brauche nicht erst die vielen Sprichwörter, die wir darüber haben bei allen Völkern, auszukramen.

Wer sich so viel wie möglich von den Menschen zurückzieht, ist, nach meiner Ansicht, verloren. Zuerst lassen ihn die andern unbeachtet, für sich, dann aber fallen sie über ihn her und reden, daß er hochmütig geworden sei.

Auch meine Meinung ist es, daß wir Menschen alle mit Masken kämpfen, daß wir die Maske nie voreinander ablegen. Wehe, wenn wirs täten: Wir wären sofort rettungslos bloßgestellt und stünden ungeschützt da. Jeder hat zuerst für sich zu stehen und sich nicht auf den andern zu verlassen. Jeder ist mir verächtlich, der nicht bis zum letzten Atemzug um sein geistiges und körperliches Leben kämpft. Die geringste Schwäche rächt sich an uns. Aber durch diesen ewigen Streit, den wir, alle, durchfechten müssen, werden wir hart und eigennützig. Da soll uns das Herz helfen, die heilige Lehre des Erbarmers, daß wir nicht verhärten, daß wir liebevoll werden und bleiben gegen unsre Mitmenschen; daß wir uns immer wieder zurufen: Sei hilfreich, sei gütig gegen deinen Nächsten, stehe ihm bei, wenn er unter seinem Joch zusammenbrechen will."

Klaus spricht am kürzesten: „Mich hat die Naturgeschichte das gelehrt, daß wir niemals wissen werden, was der Anfang war und was das Ende sein wird. Was uns alle erhält, was unser Leben überhaupt erst möglich und erträglich macht, ist das unwillkürliche Erinnern an ewiges Gewesensein und das eingeborene Gefühl ewigen Werdens." Kai aber beginnt mit etwas anderem: „Wir drei sind in einem gleichgesinnt: in unsrer Liebe und treuen Hingebung für Kaiser und Reich, für das Vaterland.

Aber im übrigen: Zu welchem Ergebnis, zu welcher Schlußfolgerung muß jeder Mensch gelangen, wenn er alt geworden ist?

Ich habe Gott gesucht, so lange ich klar und vernünftig denken kann. Ich fand ihn nie, ich finde ihn nicht. Das Dornengestrüpp der ewigen Widersprüche unsres irdischen Daseins hat bei mir von jeher auch den geringsten Keim der Hoffnung auf ein himmlisches Jenseits erstickt. An die Unsterblichkeit der Seele glaube ich nicht. Das ist bedauerlich für mich, das bekenne ich frei. Dadurch, daß wir an nichts glauben als an die Natur, sind wir haltlos, ohne in Materialismus und Decadence untergehen zu müssen, wie die Eiferer uns nur zu gern hämisch zuschleudern, uns ihre wutgeballten Fäuste vor die Stirn haltend. Ich meine, daß sich die meisten gewaltsam zwingen: zu glauben, sich was vorzudenken, oder wie man gemeiniglich sagt: sich was vorzureden, vorzugaukeln, vorzulügen, lediglich aus Angst: es könnte doch sein — weil sie sich sonst den Tod geben würden. Sie sagen sich: wenn ich nach den ewigen Qualen und Sorgen auf Erden nicht jenseits des Grabes entschädigt werde, was soll ich hier?

Ich glaube, und ich bin ganz ohne Furcht dabei, so weit die uns allen eingepflanzte Furcht vorm Tode nicht unausrottbar ist, ich glaube: daß wir, wenn wir gestorben sind, in keiner Erscheinung weiterleben werden, daß wir, wenn wir die Augen zum letzten Schlaf schließen, für immer ‚gewesen' sind. Ein trauriger Glaube, ich sage auch das offen. Jede sogenannte Staatsreligion in Ehren: wir sollen ihr nicht trotzen, sondern sollen ihren Weisungen und Warnungen gehorchen, schon aus Gründen der Vernunft, und vor allem, weil wir uns dem Gesetz zu beugen haben, dem wir alle, ausnahmslos, untertan sind. Aber keiner kann zu einem bestimmten Glauben gezwungen werden. So soll man mir das lassen, was meine Überzeugung vom Leben ist: Alles Leben ist Lüge.

Das Rätsel des Daseins, der Welt wird niemals erraten werden. Irgend ein Furchtbares steht über uns: Das Schicksal, bei jedem Volk mit andern Namen genannt, das Schicksal, dem keiner entrinnen kann."

Er redet weiter von der Reinheit Jesu, von dem unablässigen Kampf auf der Erde, von der Einsamkeit der Haide, in die er sich zurückziehn will für ein paar Sommer- und ein paar Wintertage jedes Jahres. Schließlich aber erhebt er sich unwillkürlich und fährt fort:

„Und doch, ihr Freunde, irgend etwas ist in mir, ist in uns allen: Die unverwüstliche Gewißheit: Wir haben eine Erinnerung an eine

andre, eine frühere Welt. An eine Welt, wo wir selig gewesen sind. An die uns irgend etwas in uns, wenn auch nur in seltenen Minuten, mahnt. Ist es nicht, als wenn wir fühlten, daß uns ein Stern, den wir verlassen mußten, zurückruft? Daß es uns zuweilen ist, als wenn wir uns von Geschöpfen dieses Sterns unsichtbar umgeben fühlten? Als wenn sie uns zuflüsterten: Komm, komm zurück zu uns. Wir führen dich hinauf —"

So spricht aus den Worten Kais von Vorbrüggen zum letztenmal der, der Gott gesucht, so lange er denken konnte.

30.

# Tod und Nachleben.

Als Liliencron von der philosophischen Fakultät zu Kiel den Doktortitel empfing, rüstete er schon zu einer Fahrt an den Rhein und auf die Schlachtfelder Lothringens. Nicht allein, sondern mit Weib und Kindern wollte er diesen Weg noch einmal gehn, freilich nicht so frisch, wie er gehofft hatte. Schmerzen plagten ihn, die er auf Rheumatismus zurückführte. In Wirklichkeit rührten sie von einer Blutstockung her, denn im Laufe des Mai hatte er einen kleinen Schlaganfall erlitten, dessen Folgen aber rasch überwunden wurden.

Mit Eduard Rudowsky, der an der Mosel auf eigenem Weingut saß, verabredete Liliencron die geplante Reise bis ins einzelne hinein. Am 30. Juni abends um halb sechs traf er in Mainz ein und stieg mit Frau Anna, Abel und Wulff im Rheinischen Hof ab. Wohl hatte sich auch in der alten Kurfürsten- und Erzkanzlerstadt vieles verändert — dennoch erkannte Liliencron auf Schritt und Tritt die alten Wege, die er gewandelt war, die Kirchen, deren Weihe ihn berauscht, deren Kunstwerke den jungen Offizier gefesselt hatten. An unvergeßliche Jugendtage gemahnte alles, der Strom und die Stadt. Am andern Morgen kam Adolph Tormin mit seiner Gattin von Wiesbaden herüber, herzliches Wiedersehen ward gefeiert; im Wagen führte Liliencron die Seinen und die Freunde zu der alten Wohnung und begrüßte jubelnd die Akazie, die noch immer stand, wie er sie im Jahre 1896 wiedergefunden hatte. Unermüdlich erzählte er, heiter beglückt, aus den so lange verflossenen Mainzer Jahren.

Am 2. Juli fuhren die Reisenden weiter, zunächst auf dem bequemen Dampfschiff rheinabwärts. Liliencron wies den Seinen das Germaniadenkmal — für die Schöpfung, die es verbildlicht, hatte auch er den letzten Hauch eingesetzt; er zeigte ihnen die Pfalz bei Caub und erinnerte an Blüchers nächtlichen Rheinübergang. In Koblenz ward die Eisenbahn bestiegen, und abends nahmen zu Pünderich im Moseltal Rudowsky und seine Frau die ungeduldig erwarteten Besucher in Empfang. Am andern Tage ward die Reise mit den Freunden gemeinsam fortgesetzt und zunächst in Metz gerastet. Von den Höhen, die einst verheerende Geschosse auf die Belagerer hinabsandten, grüßten nun deutsche Festungswerke, und auf der prachtvoll über der Mosel liegenden Esplanade traf der alte Kämpfer Offiziere aus Nord- und Süddeutschland, sah er die das Leben ringsum überragenden Erzbilder seiner Heerführer, des alten Kaisers und Friedrich Karls. Ungeduldig aber strebte Liliencron weiter, den Schlacht-

gefilden zu. Nun überstürzten sich die Erinnerungen, als Ladonchamps und Maizières auftauchten, als unzählige, weit verstreute Gräbermale, Erinnerungskreuze, Denkmäler ernst und prunklos die größten Taten der neueren deutschen Geschichte anzeigten. Tief bewegt und tief beglückt zeigte Liliencron der geliebten Frau, der Tochter, dem Sohn und Namenserben diese Stätten, die er in Wachen und Traum neununddreißig Jahre hindurch so unzählige Male vor sich gesehn hatte; er sprach von den Erlebnissen, denen keiner wie er den letzten Dichterhauch abgewann, von toten und lebenden Kameraden. Bei einer Wanderung über den Abschnitt Charly-Rupigny trafen Liliencron und Rudowsky eine alte französische Frau, die auf die erste Anfrage hin ins lebhafteste Erzählen kam und von den 1870 bei ihr einquartiert gewesenen Einundachtzigern berichtete; sogar einzelne Namen kannte Frau Gobert noch. Das war so recht ein Erlebnis nach dem Herzen des Dichters der Kriegsnovellen. Und alles fügte sich zu einem vollen Kranz — die neu belebte Vergangenheit, die sorgenfreie Gegenwart voll erkämpften Friedens, die lebendige Zukunft in Gestalt der lieben Kinder.

Dann aber drängte Liliencron nach Hause; er hatte sich auf der Fahrt erkältet und kehrte am 9. Juli nicht ganz frisch nach Alt-Rahlstedt zurück. Auf dem Weg vom Bahnhof zum Haus sagte er in einem merkwürdig verhaltenen Ton: „Es ist mir, als wenn dieses meine letzte größere Reise gewesen wäre." Die Schmerzen wurden stärker und stärker. Eine Lungenentzündung trat hinzu, und Liliencron mußte sich zu Bett legen. Er nahm Dantes „Göttliche Komödie" vor und las darin, bis das Fieber es ihm verbot. Er schrieb noch ein paar Zeilen, die letzten, an seinen Verleger Richard Schuster, er traf bei einem Erstickungsanfall, von Todesgedanken berührt, eine Anordnung über Gedichte: „Wenn es zu Ende geht, in der Schreibtischschublade liegt ein Band Gedichte, der soll Gute Nacht heißen", rief er hastig seiner Frau zu. Die schmerzstillenden Mittel des Arztes beruhigten ihn wieder, bis Fieberphantasien den Leidenden auf die alten Kampfplätze führten: „Warum laßt ihr mich auf dem Schlachtfelde allein liegen?" schrie er plötzlich. Immer gleich blieb seine Freundlichkeit, seine Herzenshöflichkeit gegen die Seinen, den Arzt, die herbeigeholte Krankenschwester. Erregt sprach er dann wieder von Vortragsreisen für den nächsten Winter, von dem Januardiner, zu dem er schon mehrmals gebeten hatte. Oder er sagte auf einmal zur Baronin: „Ich habe eben eine Novelle geschrieben. Furchtbar schnell schreibe ich jetzt Novellen." Dankbar leuchtete sein Auge auf, als Frau Anna

ihm in der Nacht vom 21. zum 22. den Hohenfriedeberger spielte. „O wer tut mir das zu Liebe?" Und in aller Herzensangst überwand die aufrechte Frau sich, dem Kranken auch die andern Lieblingsmärsche aus dem „Letzten Geleit", vor allem den „Kurfürstlichen Reitermarsch", zu spielen.

Immer hatte Liliencron sich gewünscht, wenn er schon den Strohtod sterben sollte, ohne lange, lähmende, schmerzhafte Krankheit dahinzugehn. Es ward ihm, was er ersehnt: nach wenigen Leidenstagen, den Schmerzen durch ärztliche Kunst immer wieder enthoben, schlief Detlev von Liliencron am Donnerstag, den 22. Juli, vormittags gegen elf Uhr ganz sanft ein.

Durch den Fernsprecher gerufen und durch eine Karte von der Erkrankung Liliencrons benachrichtigt, zufällig in der Nähe des Hauptbahnhofs, traf ich, kaum eine Stunde nach dem Tode, als erster in dem Hause ein; Bekannte am Bahnhof in Alt-Rahlstedt wußten auch nur, daß es dem Freunde schlecht ginge. Im tiefsten Frieden, so schön, wie ich ihn im Leben nie gesehn, lag er in den Kissen, das Haupt leicht zur Seite geneigt, die Züge ganz unentstellt, auf den Wangen einen Hauch der Frische, die ihm immer eignete, die steile Stirn mit der Säbelnarbe unverzogen. Am Kopfende des Bettes stand der Degen, und von der Wand grüßten die Bilder der Kameraden, zwischen denen gerade in der Mitte der schmächtige, zarte Unteroffizier von Liliencron stand. Draußen schien die Sonne, und linde Luft zog mit einem Aufrauschen der Bäume durch die geöffneten Fenster.

Der Eindruck der ganz unerwarteten Todeskunde war ungeheuer, nicht nur in Hamburg, sondern in ganz Deutschland, nicht nur bei den mit den nächsten Zügen eintreffenden, tief erschütterten Freunden, sondern weithin, wo immer man Liliencrons Kunst, wo immer man den Mann kannte und liebte. Unzählig waren die Zeichen echter, warmer Teilnahme. Mit dem Kaiser, der den „gottbegnadeten Dichter" pries, der Kaiserin, dem Reichskanzler und dem Fürsten Bülow, dessen Gast im Jenischpark an der Elbchaussee Liliencron im Jahre 1908 gewesen war, vereinte sich eine unzählbare Schar teilnehmender Menschen. Aus tiefer Erschütterung heraus schrieb Wilhelm Raabe:

„Hochgeehrte gnädige Frau!

Erst vor zwei Wintern hatte ich die Ehre und Freude, Ihrem Herrn Gemahl auch persönlich zu begegnen. In voller Daseinsfrische und Kraft saß er mir an einem schönen Abend gegenüber, und nun ist

er auch vor mir, dem Achtundsiebzigjährigen, hinweggegangen! Eben erst mein lieber Freund Hans Hoffmann, vor kurzem Ernst von Wildenbruch, und nun auch unser lebenstapferer Streiter und Sänger Detlev von Liliencron! Wer von den Neuen ersetzt uns Alten diese drei Charakterköpfe und Menschen? Teure Frau, der Name Ihres Gemahls wird bis in fernste Zeit in unserm Volk seinen guten Klang behalten und sein Werk seine Wirkung tun.

Mit herzlicher Teilnahme an Ihrem und der Ihrigen Schmerz, in Ergebenheit Wilh. Raabe."

An diesem Sarge gab es keine Unterschiede literarischer Richtungen mehr, keinen Unterschied von Jung und Alt, von Hoch und Niedrig, hier sprach eine tiefe und echte Trauer in echten und wahren Tönen.

Es war ein regnerischer Sommer. Aber am 25. Juli, einem Sonntage, strahlte die Sonne vom blauen Himmel, während Liliencron zu Grabe getragen wurde. Den Sarg, der im Erdgeschoß des Hauses stand, schmückten Kränze des Hamburger Senats, der Regimenter, der Stadt Altona, der Gemeinde Alt-Rahlstedt, des Nietzsche-Archivs, der Freunde, bescheidene Spenden von Volksschulklassen, von Kampfgenossen, von Verehrern allüberall. Nur die wenigsten von nah und fern gekommenen Trauernden konnten die kleinen Räume des Hauses betreten, und draußen in dem von Kränzen und Blumen erfüllten Garten drängte sich Kopf an Kopf. Der Probst Chalybäus trat an den Sarg und sprach im Anschluß an 1. Kor. 13 Worte des Trostes und der Liebe: „die Liebe höret nimmer auf." Dann ward durch die dichten Reihen der Sarg hinausgetragen, den eine Regimentskapelle mit des Großen Kurfürsten Reitermarsch empfing. Die Fahnen der Kriegervereine wehten im Sommerwind, und von der Gartenpforte bis zum Kirchhof hin standen die Schüler aller Schulen Alt-Rahlstedts und der Nachbardörfer in langen Reihen, Knaben und Mädchen. Hinter dem Sarg trug Hauptmann Kloß vom Einundachtzigsten Regiment die Kriegsorden des toten Kameraden, dann folgten die Witwe und die Kinder, die Freunde, der ganze lange Zug mit den Abordnungen der Truppenteile, der Stadt Altona, der Gemeinde Alt-Rahlstedt, mit den Kriegsveteranen und ungezählten andern. Auf einem weiten Platz des Alt-Rahlstedter Kirchhofs war die Gruft ausgehoben. Wieder ertönte des Großen Kurfürsten Reitermarsch, während der Sarg hinabsank. Und dann sprach Richard Dehmel mit einer von Schmerz durchzitterten Stimme folgende Worte:

„Liebe Freunde und ihr Mitfühlenden alle! Wir müssen nun Abschied nehmen von diesem Toten, dessen Leben uns unsäglich beglückt hat. Es würde nicht in seinem Geist sein, hier viele Worte darüber zu machen, was wir an ihm verloren haben. Es würde erst recht nicht in seinem Geist sein, hier unsern Schmerz in die Welt zu rufen und einander das Herz noch schwerer zu machen. Wenn er jetzt unter uns treten könnte, er würde sagen: ‚Kopf hoch, Leute!‘ Er würde es sagen, laut oder leise, mit seinem hellen trotzigen Lachen oder mit stillem gütigen Lächeln. Wir wenigen, die ihm die Nächsten waren, und die wir es anfangs kaum fassen konnten, als er so jäh uns entrissen wurde, Er, dessen Jugendkraft unverwüstlich schien, plötzlich vernichtet durch einen Hauch, durch nichts als einen tückischen Windhauch — nein, wir können es immer noch nicht fassen. Aber nicht wir Nächsten allein stehen hier um die Grube versammelt, in die seine sichtbare Gestalt jetzt versenkt wird; wir stehen hier mitten in einer Gemeinde, die weit über diesen Friedhof hinausreicht, grenzenlos weit ins Leben hinaus, vereint durch sein unsichtbares Bild, das uns der Tod nicht entreißen kann. An solchem Grab wollen wir nicht trauern, wir wollen unsre Herzen erheben! Wenn wir weinen müssen, ist es nicht bloß aus Schmerz; es ist aus überströmender Dankbarkeit, daß wir so Unendliches mitfühlen können. Des Dichters unvergängliches Werk, des Menschen unvergeßliches Wesen: ich weiß nicht, wodurch er uns mehr erhebt. Er war einer von den herrlich Gefügten, deren Leben und Dichten gleich kühn emporsteigt aus ihrer unverbrüchlichen Seele, so vollkommen gleich in freier Schwebe wie der herrliche doppelte Regenbogen, der sich gestern, nachdem wir in seinem Hause den Sarg über ihm geschlossen hatten, über den ganzen Himmel Hamburgs spannte, eine überirdische Ehrenpforte. Der Freiherr von Poggfred, so steht er vor uns, hoch über allem Standes- und Sittenzwang, aber treu jeder selbstgewählten Pflicht bis tiefst hinab ins Selbstlose, in das wir alle verkettet sind. Helm und Degen liegen auf seinem Sarg; so hat er's verdient, der alte Soldat, der mit Leib wie Seele für uns gekämpft hat, für uns Deutsche und für uns Menschen. Helm und Degen wird er nun immer tragen, und einen unverwelklichen Blumenkranz, wenn er im Geist vor uns aufersteht, nicht mehr nun der alte Soldat, sondern der immer junge Held, der uns entzückt von Kampfplatz zu Kampfplatz führt, wie zu einem hinreißenden Tanz. Denn so ist er in Wahrheit durchs Dasein getanzt, noch bis zu seiner letzten Reise, die er mit Weib und Kind unternahm, um den liebsten Menschen, die er hatte, seine geliebten Schlachtfelder zu zeigen. Dort hat ihn der feindliche Lufthauch ge-

troffen, der die tödliche Entzündung entfachte; und dann ist er dem Wink des Todes gefolgt, wie er den Winken des Lebens zu folgen pflegte, rasch dahin, ohne langes Gefackel. Ganz geschlossen ist das Spiel seines Lebens, wunderbar ganz in sich geschlossen, trotz aller Kreuz- und Querzügigkeit; vollkommen vollendet auch noch sein letztes Gedichtbuch, auf das er den Titel ‚Gute Nacht‘ gesetzt hat, als ob er den Schlaf schon nahen fühlte, auf den er gefaßt war wie wenige, ohne Furcht vor der ewigen Nacht, ohne Hoffnung auf einen jüngsten Tag, sondern mit reiner ruhiger Ehrfurcht vor der unerfaßlich unerschöpflichen Macht, die uns leben und sterben läßt. Nein, er war nicht bloß der kindhafte Spielmann, nicht der harmlose Junker Übermut, der liebenswürdig leichtsinnige, für den ihn viele gehalten haben, die sich nur an der bunten Oberfläche seiner reichen Einbildungskraft vergnügten, oder die sich ärgerten an der allzeit offnen Hand des armen Schuldenmachers der Wirklichkeit. Er war auch der Mann der schweren Stunden, der einsamen Fragen und Gedanken, der auf Jesus mit den Worten wies: ‚Nach innen sah ich seine Schmerzen weinen‘. Er hat nur deshalb das menschliche Leben in ein launisches Spiel der Natur umgedichtet, weil er den furchtbaren Ernst unsres Lebens aus innerster Erfahrung begriff, weil er sich frei davon machen wollte, frei von der grausigen Notwendigkeit und notwendigen Grausamkeit, vor der sein empfindliches Gewissen immerfort in Entsetzen geriet. Er hat sich ja nicht als Jüngling zum Dichter geschult, sondern als Mann erst, der vom Schicksal geprüft war, der auf Schlachtfeldern und in fremden Ländern die Menschen hatte ringen sehen. Das ist das Wunder an seinem gereiften Geist, daß beides innigst in ihm vereint blieb: der trotzige Jüngling, der unbedenkliche, und der gütige Mann, der nachdenkliche. Daher sein starkes, herzbefreiendes Lachen, das niemals zerrissen geklungen hat, und zu dem sein feines huschendes Lächeln wie ein gedämpftes Echo stimmte. Daher das herzgewinnende Plaudern des mitteilsamen Menschenfreundes, aber zugleich auch der lauschend verschleierte Blick des tief verschwiegenen Menschenkenners. Daher der edelmännische Zauber seiner ganzen Haltung und Zurückhaltung, diese seltsame Liebenswürdigkeit, der niemand sich entziehen konnte, diese unwillkürliche Umgänglichkeit, selbst wo er haßte oder verachtete, diese wohlbedachte Leutseligkeit, der nur seine nächsten Freunde anmerkten, wieviel zarte und harte Menschenscheu sich darunter in einsamer Tiefe verbarg. Und daher auch die Zauberkraft des Dichters, der selbst seine trübsten und leidvollsten Einsamkeiten in helle Lust für uns alle verwandelt hat, dieser große Unverkümmerte, der uns nun mit seiner

verklärten Stirn auch über den Abschiedsschmerz noch hinweghilft, auf seinem Regenbogen dahintanzend über dem irdischen Getümmel. Habe Dank, du wundervolle Seele! Ich höre Deine eigenen Worte: ‚Der Himmel lächelt seinem Sonntagskinde'. Ruhe nun aus vom Menschenelend, du tapferes, mildes, adliges Herz."

Nach Dehmel brachte Hauptmann Otto vom Einundachtzigsten Regiment, dessen Vater mit Liliencron den Feldzug mitgemacht hatte, einen letzten Gruß: „Dem ritterlichen, unvergeßlichen Kameraden, in Erinnerung an das goldene Mainz, in Erinnerung an die Schlachtfelder von Metz und St. Quentin." Jakob Loewenberg trat an die Gruft mit einem Nachruf im Namen der Literarischen Gesellschaft; er erinnerte an viele gemeinsame gute Stunden, er sprach davon, wie in dem kleinen Städtchen, in dem ihn die Trauerkunde traf, wildfremde Menschen einander auf der Straße zugerufen hätten: „Liliencron ist tot". Im Namen der Hamburger Kunstgesellschaft legte ich mit Worten des Gedächtnisses einen Kranz von Lorbeer und Rosen an die Gruft. Dr. Friedrich Trefz sprach im Namen des Hamburger Journalisten- und Schriftstellervereins, des Hamburger Fremdenblatts und der Münchener Jugend, und der Veteran Zehle warf für alte Kampfgenossen einen Lorbeerzweig ins Grab. Während der Geistliche den Segen sprach, hallten drei Salven über den Kirchhof.

Peinlich geordnet fand sich der Nachlaß. Alle Papiere lagen am gehörigen Ort, über alles Wichtige war in eigenhändigem letzten Willen verfügt.

Richard Dehmel konnte, letztwillig dazu bestimmt, alsbald den Gedichtband „Gute Nacht" vorlegen. Er brachte noch eine Anzahl kräftiger, schöner Balladen und ein heißes Liebesgedicht „Arger Morgen", das ausklingt:

Wolken, deckt die Sonne zu,
Daß sie mir die Glut nicht neidet!

Und er brachte nun das genau vor dreißig Jahren im Todesmonat zuerst niedergeschriebene Gedicht „Begräbnis" in geläuterter Form:

Wenn letzter Donner fern verrollt
Nach dunkler Sommerstunde:
Schon winkt ein erstes Wolkengold
Dem regensatten Grunde:

Die Sonne küßt die Gräber wach,
Die lieben Lerchen singen,
Es trägt der Wind den blauen Tag
Empor auf kühlen Schwingen:

In solcher Stunde senkt mich ein,
Viel Müh ist nicht vonnöten,
Es wird die Erde hinterdrein
Mir rasch den Sarg verlöten.

Streut Rosen, Rosen in das Grab,
Und spielt Trompetenstücke;
Dann brecht mir meinen Wanderstab
Mit fester Hand in Stücke!

Es fiel ein Blatt vom Baum, es fiel
Durch fruchtbeschwerte Aeste.
Nun geht zu euerm eignen Ziel,
Ihr meine letzten Gäste!

Zum eignen Ziel geht spielbereit,
Schwenkt hoch die Trauerfahnen,
Froh, daß ihr noch auf Erden seid
Und nicht bei euern Ahnen!

Auch ein Band Erzählungen „Letzte Ernte" ward von Dehmel zusammengestellt. In ihm erschien jene „Soldatenphantasie", die aus dem Drama „Sturmflut" hervorgewachsene Geschichte „Der blanke Hans", und in den andern Stücken tauchten alte Motive noch einmal empor: die Schuldennot, und in der kleinen Geschichte „Der gelbe Kasten" sogar die seltsame Todesart der kleinen Schwester Emma, die von einem Schwan geschlagen worden war. Das kriegerische Element in Liliencron klingt wie in letzter Verklärung noch einmal durch die Erzählung vom alten Wachtmeister des Dragonerregiments Anspach-Bayreuth, der einst von Friedrich dem Großen persönlich bei Leuthen befördert worden ist. Jetzt sitzt er uralt auf seinem Lehnstuhl vor dem Haidehäuschen, an ihm reiten während einer großen Rekognoszierung Napoleon und Blücher vorbei, und beide sprechen mit dem alten Soldaten. Napoleon läßt sich von dem alten Fritz erzählen, Blücher läßt ihm den Hohenfriedberger vorblasen. Am andern Tag aber

kommt Friedrich Wilhelm der Dritte vorüber und findet den Alten in voller Uniform tot im Lehnstuhl.

Richard Dehmel übernahm auch die Herausgabe von Liliencrons Gesammelten Werken und legte sie in acht schönen Bänden vor, deren erster im Jahre 1911 erschien. In dieser Überschau des großen Lebenswerks vereinte er am Schluß feinfühlig all die kurzen Prosastücke, die Liliencron zwischen seine Novellen und Gedichte zu schieben pflegte. Jetzt erst zeigten sie sich in ihrer eigentümlichen Knappheit und der Eigenart ihrer Stimmung, in der männlichen Kraft, die Conrad Ferdinand Meyer so lieb gewesen war.

Fest begründet steht Liliencrons Lebenswerk in seinem Volk. Immer neues Leben wächst aus seinem Werk, während draußen auf dem stillen Kirchhof in Alt-Rahlstedt — er liegt der Bahnlinie fast so nah wie Bismarcks Grab — die Haide, das rote Band der Erika immer fester, immer farbiger zusammenwächst.

31.

# Abschluß.

„Laß dich nie erraten. Kennt man dich ganz, so verlierst du alle Bedeutung". Der Schüler zu Erfurt hatte diese Worte in sein Merkbuch geschrieben — der Mann hat im Grunde immer nach ihnen gehandelt. Keiner von Liliencrons Lebensgefährten, wie er gern sagte, darf sich rühmen, ihn ganz gekannt, ihn ganz erraten zu haben. Wenn jeder Mensch stille Zellen hat, in die er keinen andern hineinblicken läßt, so ist das — es bedarf im Grunde keiner Hervorhebung — beim Künstler erst recht der Fall. Und so gab sich Liliencron wohl nur da bis zum Letzten aus, wo er, den Säbel in der Hand, oder weit vorgebeugt auf den Nacken des preschenden Pferdes, ins Gefecht zog — sonst nur in den ganz einsamen Stunden, da er in Poggfred war. Darum eben erschien er so vielen, auch wohlmeinenden, ja, solchen, die ihn liebten, immer wieder als der Springinsfeld, der Bruder Liederlich mit Halli und Hallo, der Bekenner des äußeren Lebens, der Oberfläche. Darum erschien er wieder andern nur als eine herb verschlossene, im tiefsten unglückliche Natur. Darum rankte sich schon bei Lebzeiten um ihn, wie um keinen andern Dichter, ein dichtes Netz von halb- und unwahren Geschichten, die er selbst gelegentlich gelten ließ, ein andermal, wenn sie gegen das Eigentliche seiner Art gingen, empört zurückwies. Im Tiefsten lebte in Liliencron der Hang zur Einsamkeit, den er durch die Sehnsucht nach dem Aldebaran immer wieder symbolisierte. Aber das, was schon die Mitschüler Wollust der Schmerzversenkung nannten, fand an der Selbstzucht des Dichters seine Grenzen. Wie Kai von Vorbrüggen immer nur wenige Tage im Haidehaus zubringen, dann aber sofort wieder in den Lärm des Lebens eintauchen will, so ging Liliencron, auch wenn er es nicht mußte, mit vollem Bewußtsein der Notwendigkeit aus der selbstgewählten Stille immer wieder ins laute Dasein hinaus. Darum ist es nicht richtig, daß die Huldigungen der letzten Jahre ihn immer nur gequält hätten — wie hätte der, der sich jahrelang so schmerzlich nach Anerkennung sehnte, den vollen Strom der Liebe und Bewunderung nicht auch als etwas Notwendig-Schönes empfinden sollen, selbst wenn sich Menschliches-Allzumenschliches hineinmischte. So war ihm auch der sechzigste Geburtstag, den er so fürchtete, im Rückblick aus mehr denn einem Grund ein tragendes Erlebnis.

Wenn seine Art einzelne seiner Freunde wohl oft heftig enttäuschte, so lag das nicht an ihm, sondern an ihnen. Wer durfte denn beanspruchen, den ganzen Mann rückhaltlos zu besitzen! Vor allem:

er war älter, reifer, lebenskundiger, größer als alle Freunde seiner Dichterzeit, hatte schon Unvergängliches geschrieben, als sie noch auf der Schulbank saßen oder eben geboren waren, hatte nach dem Einsetzen des ganzen Menschen fürs Vaterland einen Kampf ums Leben gefochten, dem kleinere Naturen erlegen wären. Seine Sicherheit im Patrouillengehen war nur eine Teilerscheinung der triebhaften Sicherheit, mit der er, der scheinbar Lebensunbesorgte, auch durch die Tage des Friedens pirschte. Er wußte im allgemeinen sehr genau, wieviel er jedem geben durfte, und betrog dabei keinen, weil keiner an ihnen einen Anspruch hatte. Denn was wog alles, das man etwa für ihn tun durfte, gegenüber dem unendlichen Glück, mit ihm, so weit er das gestattete, leben zu dürfen! Dabei vertrug er nicht etwa den Ton jüngerhafter Bewunderung, der in einzelnen Dichterschulen auch unserer Zeit üble Gewohnheit geworden ist, sondern verlangte ehrliche und männliche Freundschaft, ein ungeziertes, stelzenloses Wesen, ohne Bewunderungsausbrüche und Anhimmelung. Es war doch wie ein Orden, mit ihm verkehren zu dürfen, und die Zahl derer, denen es beschieden war, längst nicht so groß, wie es scheint. Denn man muß bei Liliencron unterscheiden zwischen den Brieffreunden, wie Heiberg und später Gutmann, den Gelegenheitsfreunden, die er auf Reisen und sonst fand, und den wirklichen Lebensgefährten — ihnen hat er „Leben und Lüge" ausdrücklich gewidmet. Wann aber hätte er jemand, der auch nur mit einer Kritik, mit einer schönen Blume, mit einem echten Liebeston, mit einer zarten Aufmerksamkeit, mit einem fein gewählten Geschenk, einem Bild etwa, zu ihm kam, nicht überströmend gedankt! Und wie oft opferte der in seiner Zeit so hart bedrängte Mann Stunden, ja, halbe Tage für andere. Dann gab er das Beste seiner Kritik, denn die alte Mär, daß er unkritisch gewesen wäre, darf nun wohl doch nicht mehr nachgesprochen werden. Zu einer Zeit, als niemand sie las, hat sich Liliencron nicht nur zu Storm, sondern zu Mörike, zu Annette von Droste, zu Strachwitz gefunden, und mit sicher wägendem Blick sah er in das literarische Getriebe seiner ersten Dichterzeit, wies feinfühlig grünen Tadel älterer Kunst zurück, empfand in dem herzhaften Sturm und Drang der Jüngeren doch überall die Unabgeschliffenheit und Unreife. Einen hellen Trompetenstoß rückhaltloser Zustimmung gab er wohl einmal, wenn die angeschwemmte Flut eben flügger Erstlinge ihn zu ertränken drohte, und zeigte dann doch gewöhnlich noch auf irgendeinen Vers hin, der das Lob wirklich verdiente. Wo er aber Begabung fand oder einem Freunde raten wollte, ackerte er Vers für Vers und Zeile für Zeile der Handschriften durch, las mit

aufmerksamster Urteilskraft alles und jedes und wies hellhörig auf Fehler und Schönheiten hin. In ruhigen und zerzausten Tagen war er für seine Lebensgefährten bereit und nahm an ihren Sorgen und Nöten den herzlichsten Anteil. Als der Sohn Adolph Tormins schwer erkrankt war, erkundigte er sich mitten aus der Arbeit heraus täglich mehrmals nach ihm, bestellte sich mit bestimmten Postgängen Nachricht und jubelte mit den Eltern über die Errettung. Und wer wüßte solche Züge nicht! Wie Unzähligen, weit über diesen Kreis hinaus, hat er Gutes getan, über seine Mittel, wie oft hat er sich selbst in Schulden für andere gestürzt!

Ohne die Vorsicht, die er letztlich doch im Ausgeben seiner Persönlichkeit bewahrte, wäre er durch den schweren Lebenskampf seiner letzten vierzig Jahre niemals durchgekommen. Dabei hatte er freilich das große Glück, in einer feinfühligen, stillen, sorgenden Frau den häuslichen Halt zu gewinnen, der ihm vordem gefehlt hatte; der heiße Dank am Schluß von „Poggfred" kommt aus tiefstem Herzen, ist nur verdiente Aussprache eines immer neu beglückenden Gefühls.

Aus mehr als einem Grunde bewegte Liliencron der Ruhm seiner letzten Jahre: vor allem erkannte er aus ihm so recht, wie tief er in seinem Volke verankert war. Durch alle seine Werke tönt dieser selbstverständliche nationale Klang. Von Schleswig-Holstein war Liliencron ausgegangen, nach Schleswig-Holstein kehrte er immer wieder zurück. Seine Heimat hat er in ihrer Geschichte und ihren Menschen, in ihrer Natur, in ihrem Zauber von Luft und Licht und Wind und Wasser, von Einsamkeit und herber Schönheit geschildert, wie keiner vor ihm. Aber wie er zum Preußen und zum Deutschen geworden war, so lebt in seiner Dichtung von den „Adjutantenritten" bis zu „Leben und Lüge" der völkische Ton einer ungebrochenen deutschen Natur. Der gleichaltrige Nietzsche sah unmutig auf das neue Deutschland, das „seinem Schneider, seinem Bismarck, den Verstand überlassen" hätte. Schwer rangen sich alle in den vierziger Jahren geborenen Dichter zum Werk und zur Wirkung durch, Nietzsche und Liliencron wie Spitteler und Wildenbruch und Alberta von Puttkamer, lauter Menschen von aristokratischer Art, von einsamem Wesen, fernab literarischer Geschäftigkeit. In der Unruhe der Revolutionszeit und dem Druck der Reaktion ging ihre Kindheit hin, und als sie reif wurden, wollte man sie in dem lärmend gewordenen Deutschland nicht hören; jeder hielt doch seine Art durch. Aber Liliencron wuchs unter ihnen am engsten mit dem besten deutschen Wesen zusammen, wenn er auch nationale Forderungen nicht so scharf zu prägen verstand wie Wil-

denbruch. Er ward der stärkste Dichter des Bismarckschen Zeitalters unseres Volkes und wuchs, immer noch jugendlich, neu aufsteigend, jedem Eindruck offen, unbefangen wie alle großen Junker, noch bis in das Nachbismarcksche Zeitalter hinein, auch dieses zu künden. So schließt er die lange Reihe preußischer Offiziere, die in der Dichtung Heimatrecht erwarben, einstweilen sieghaft ab.

Unsere Lyrik hat er zu einem neuen Gipfel geführt. Auch er ist den Weg gegangen, den Goethe ging: er hat von allen Seiten aufgenommen. Aber wie Goethe von den Anakreontikern und von Voß, vom Volkslied und von Shakespeare lernte und doch sofort zum Eigenen aufstieg, so erhöhte Liliencron das beim Volkslied, bei Storm und Annette von Droste, bei Strachwitz, Eichendorff und Lenau Gelernte zum eignen Ton und kam bei dem späten Einsetzen seiner Kunst erstaunlich früh zur ganz persönlichen Aussprache. Er schuf zugleich eine neue Form der Erzählung in seiner Kriegsnovelle. Aber auch ohne das wächst sein Werk über das aller Lyriker vor ihm seit Goethe hinaus: zunächst im Umfang dessen, was er gab. Den Umkreis der „Adjutantenritte", vom Kriegsbild bis zur Liebesbitte, von der Ballade bis zum Haidegedicht, hat er weiterhin unablässig gedehnt. Und neben den laut hinausgerufenen Signalen des Soldaten, neben den blitzartig aufgefangenen Bildern von Tod und Schlacht, neben dem heißen Gestammel der Liebesnacht stehn immer wieder einsame Worte, die in das letzte Geheimnis einer keuschen, im Alleinsein beglückten, kämpfenden Dichternatur hineinführen. Das alles aber faßt das große Poggfred-Epos zusammen, es führt alle Klänge dieses Lebens noch einmal vor und leitet immer wieder in des Dichters ganz eigenes Gebiet, in die traumvolle, gedenken- und gedankenschwere Einsamkeit zurück.

Liliencron war ein Naturalist vor den Naturalisten. Bevor noch in den achtziger Jahren irgendeine der Forderungen des Tages laut ward, bevor noch von neuen Kunstgesetzen gesprochen wurde, hatte er, dem eignen Gesetz treu, in bis dahin unerhörter Verszucht den Ausdruck des letzten Erlebnisses in der Natur, im Kriege, im Liebesspiel gefunden. Er war auch ein Symbolist vor den Symbolisten. Nicht erst unter dem Einfluß einer neuen Kunstrichtung, nicht erst unter dem Eindruck Dehmels, den er liebte, aber selbständig liebte, stieg die große Symboldichtung innerhalb von „Poggfred" empor — denn der „Totenvogel", das höchste dieser Symbole, ist ja eines der ältesten Gedichte Liliencrons, und überall liegt keimend schon in seinen Anfängen, was später zum fruchtetragenden Baum ward. Er meisterte

jede Form, den schlichten deutschen Vierzeiler, den spanischen Trochäus, den englischen Blankvers, die italienische Terzine und Ottave, meisterte sie herrscherhafter als irgendeiner vor ihm — aber er erfüllte sie alle mit Blut und Leben. Seit Goethe hat Deutschland einen Lyriker von dieser zwingenden Kraft, von diesem musikalischen Reiz, von dieser Sprachzucht und Sprachgewalt nicht besessen. Er überragt seine geliebte Annette von Droste, überragt Storm und Mörike, Heine und Lenau durchaus.

Er überragt auch alle, die bisher nach ihm reif wurden. Platen so zu überwinden, wie Liliencron ihn überwand, war Stephan George und seiner Schule nicht gegeben. Gustav Falke übertraf Liliencron, von dem er ausgegangen war, hier und da im einzelnen, erreichte eine Anmut und Feinheit, die eben wieder etwas jünger waren als die Liliencrons — ihm fehlt die Balladenwucht des Älteren, die alles umspannende Weite. Und Richard Dehmel, den Liliencron über sich stellte, überragt ihn im Gedankenhaften gelegentlich gewiß, überragt ihn in der Vertiefung des sozialen Triebes, ist aber trotz oft stärkerem geistigem Gehalt als dichterische Erscheinung enger, wirkt neben Liliencron wie ein großer Spezialist und hat nur selten jenen selbstverständlichen, ins Herz gehenden Ton, den Goethe und Liliencron immer wieder erklingen lassen. Die drei großen Lyriker unserer Zeit stehn etwa so nebeneinander wie die drei großen nachklassischen Dramatiker, Kleist, Grillparzer und Hebbel. Hebbel und Dehmel sind die größeren Denker, diejenigen, die am bewußtesten zum „Willen, der da schafft", führen wollen; Grillparzer und Falke sind am meisten verhalten, bergen die Tragik am liebsten unter der Hülle; Kleist und Liliencron sind die vollsten dichterischen Naturen. Das erste Paar steigt aus der Tiefe des Volks, bringt am meisten Dumpfheit mit empor, ringt am sichtbarsten; das zweite ist bürgerlich gebunden; Kleist und Liliencron sind auch als Dichter die Aristokraten, die das Leben als Dichtung selbst dann meistern, wenn es sie in der Wirklichkeit zu überrennen scheint.

Liliencrons Einfluß auf die Lyrik, die Ballade, die Kriegserzählung nach ihm war tief und weit, die Literaturgeschichte der letzten dreißig Jahre erweist ihn auf jeder Seite. Einig über ihn ist sie freilich noch nicht geworden. Adolf Bartels, Karl Reuschel, Carl Busse stellen ihn unumwunden an die Spitze der neueren Entwicklung und der neueren Lyrik, besonders warm und eingehend behandelt ihn Alfred Biese. Mit einigem Vorbehalt tritt er bei Friedrich Kummer, Eduard Engel und Georg Witkowski an den ersten Platz. Als Vorläufer des Neuen behandelt ihn Karl Storck. Bei Richard M. Meyer,

Otto Hauser und Max Koch ist ihm nur eine merkwürdige Nebenrolle zuerteilt, etwa wie früher bei Adolf Stern, und bei Carl Weitbrecht wird das Urteil so eingeschränkt und so viel abgestrichen, daß Liliencron selbst auf den nicht unberechtigten, von Weitbrecht aber zurückgewiesenen Gedanken einer persönlichen Gegnerschaft kam. Sehr liebevoll und eingehend spricht Karl Lamprechts „Deutsche Geschichte" von Liliencron, und in der knappen Auswahl von Namen, die Einhart-Claß in seiner „Deutschen Geschichte" nennt, wird Liliencron als einziger Lyriker der Gegenwart wenigstens hervorgehoben.

Oft sind in Liliencrons Leben und Dichtung, wie in dieser Darstellung drei Namen aus früherer Zeit genannt worden: Kleist, Lenau, Byron. Alle drei Dichter hat er nicht nur sehr geliebt, sondern besonders warm ergriffen, und ihre Werke sind von spürbarem Einfluß auf sein eignes gewesen. Der gemeinsamen Merkmale sind genug: alle vier sind adliger Geburt, alle vier haben ihr besonderes Erlebnis der Frau gegenüber, alle vier entbehren der, je nach dem Temperament, stärker oder schwächer ersehnten Ruhe im Frieden eines Hauses. Alle treten einsam neben die gleichaltrigen Gefährten in der Kunst: man halte Lenaus Gedichte neben die seiner Landsleute und Genossen Grün, Feuchtersleben, neben die der schwäbischen Freunde Kerner und Schwab. Wie fremd steht Kleists Drama neben dem Werners, noch neben der Kunst Goethes; wie schroff hebt sich Byron von den Poeten der Seeschule ab. Und wie neu ist Liliencrons Ton, als er zuerst erklingt! Alle vier wirken auch da durchaus aristokratisch und selbst dann selbständig, wenn sie, wie Lenau, im Leben nie zu wirklicher Selbständigkeit gelangten. Alle sind zur Auswanderung geneigt: Kleist will sich in der Schweiz eine einsame Heimat gründen, Byron eilt nach Italien und Griechenland, Lenau und Liliencron kehren enttäuscht aus Amerika zurück; alle sind zu Zeiten „satt von ihrem Vaterlande". Eine Flut von Verkennung heftet sich jedem an. Alle sind Künstler des Maßes und der Form, wenn sie ihr Höchstes geben.

Aber freilich trennen sie sich auch in Wesenszügen ihres Lebens weit voneinander: jeder sucht zu seiner Zeit die Tat. Kleist geht freiwillig, legt gerade eben noch seinem Volke in furchtbaren Worten den Haß gegen den Unterdrücker auf die Lippen; dann stirbt er vor der Erfüllung. Lenau erlebt den Zusammenbruch des unfreien Österreichs, das auch ihm den Atem nahm — aber er ist irrsinnig. Byron stirbt in dem Augenblick, da er dem Griechenvolk tatkräftige Hilfe zugeführt hat. Nur Liliencron ist vergönnt, das Größte selbst zu erleben, ein Held, noch bevor er ein Sänger war, mitzuschaffen an der Größe

des Vaterlandes, sich selbst bis zum letzten Blutstropfen dafür einzusetzen — der glücklichste der vier. Und ihm allein ist vergönnt, doch noch den Segen der Ehe und des Hauses auszukosten.

Drei von den vieren sind Mischblut: Byron stammt aus normannischem und angelsächsischem Geschlecht, in dem Deutschen Lenau ist ein slawischer, in dem Deutschen Liliencron sind romanische, britische, dänische Zuschüsse. Alle aber sind deutlich Vertreter ihrer Nation im höchsten Sinne und die drei Deutschen zugleich ihrer Landschaft: Kleist ist der Märker, vor allem, wenn er erzählt, Lenau der Ungar, Liliencron der Schleswig-Holsteiner. Alle vier sind nicht immer bürgerlich „respektabel" und haben doch ein sehr deutliches Standesbewußtsein, wenn es darauf ankommt.

Unter allen Dichtern seines Alters aber steht Liliencron niemand näher als der Schwedin Selma Lagerlöf. Auch ihr wächst aus der Vergangenheit und der Natur ihres Landes die beste Kraft, auch sie ist ganz und gar von balladenhafter Anschauung der Geschichte und Sage erfüllt, auch sie erhebt sich zu visionärem Schauen, auch bei ihr hat man immer das Gefühl einer Urkraft, die aus verborgenen Tiefen schöpft und plötzlich wie ein Wunder in das Leben ihrer Zeit tritt. In beiden schlägt das gemeinsam Germanische siegreich durch.

Der künftige deutsche Geschichtsschreiber wird von den vielen Festen, die unser Geschlecht begeht, wenig berichten; vielleicht wird ihm aber doch auffallen, daß im Beginn des zwanzigsten Jahrhunderts drei Dichterfeste in Deutschland mit besonderem Nachdruck gefeiert, so herzlich begangen wurden, wie solche Tage kaum vorher: der siebzigste Geburtstag Wilhelm Raabes 1901, der sechzigste Liliencrons im Jahre 1904, der fünfzigste Gerhart Hauptmanns im Jahre 1912. Auch wenn man alles abzieht, was bei solchen Gelegenheiten nur Gepränge ist, bleibt bestehn, daß hier die Feiernden richtig empfanden, daß hier wirklich die drei größten Darsteller des Lebens noch von ihrer Zeit gepriesen worden sind: der Erzähler, der Lyriker und lyrische Epiker, der Dramatiker. Jeder war um ein halbes Menschenalter jünger als der andre, und jeder sah die Dinge auch ein wenig anders: Raabe noch mit dem sichern Realismus Kaiser Wilhelms des Ersten, mit den Gaben des Geschlechts, das die ungebrochene Überlieferung der Freiheitskriege besaß; Liliencron, jünger als seine Jahre, schon mit den Augen des neuen Geschlechts, des Deutschtums, das von dem Liberalismus Kaiser Friedrichs zum Imperialismus Kaiser Wilhelms des Zweiten hinüberglitt. Und Hauptmann, dem freilich die nationale Hochspannung der beiden andern abgeht, gab die soziale Sehnsucht

derer hinzu, die nicht mehr, wie Liliencron selbst, am Bau des Reichs hatten mitwirken dürfen. Aus allen literarischen Wirren ragen ihre Bilder in unserer Zeit empor, auf die Dauer nicht entstellbar. Und man kann Deutschland nichts Besseres wünschen, als daß ihm ein heldischer Kämpfer und ein siegreicher Dichter, ein Genius wie Detlev von Liliencron in allen Zeiten seiner Geschichte beschieden sein möchte, ein Gefäß, in dem Tod und Leben verschmolzen werden zum echten Goldgehalt unzerstörbarer Kunst.

# Nachweise.

Ausdrückliche Hindeutungen auf die drei von Richard Dehmel, Hermann Friedrichs und mir in Buchform herausgegebenen Briefsammlungen (Bücherkunde I) unterlasse ich fast überall, ebenso Hinweise auf Liliencrons Werke und auf mündliche Mitteilungen, die für das ganze Buch überall benutzt worden sind, sowohl Äußerungen Ls. an mich, wie solche von Freunden und Bekannten. Vgl. die Vorrede.

## 1. Heimat und Herkunft.

Schleswig-Holstein: J. Bremer, Kurz gefaßte Beschreibung und Geschichte von Schleswig-Holstein. Gekrönte Preisschrift. Oldenburg und Schleswig 1844; D. Schäfer, Die Hanse. Bielefeld und Leipzig 1903; A. Lichtwark, Hamburg. Niedersachsen. Dresden 1897; H. E. Hoff, Schleswig-Holsteinische Heimatgeschichte. Kiel und Leipzig 1910/11; die sächsische Abkunft der Dithmarscher wird bestritten: vgl. G. Hanssen, Agrarhistorische Abhandlungen. Leipzig 1880. Die Familie Liliencron: Rochus Freiherr von L., Frohe Jugendtage. Lebenserinnerungen. Leipzig 1902; Adda Freifrau von L., geb. Freiin von Wrangel [Tochter des Trommlers von Kolding], Krieg und Frieden. Erinnerungen aus dem Leben einer Offiziersfrau. Berlin 1912; eigene Aufzeichnungen Ls.; siehe auch Beilage 1; die Gothaischen Taschenbücher. Über Rochus: A. Biese, Konservative Monatsschrift 69; H. Kretzschmar, Internationale Monatsschrift für Wissenschaft, Kunst und Technik 6. Aufzeichnungen von Friederike im Nachlaß des Dichters. — Harten: Washington Irving, Life of George Washington. Leipzig 1856—1859. — Marie von Moltke: M. Jähns, Feldmarschall Moltke. Berlin 1900. — Liliencron und das Niederdeutsche: Bemerkungen von P. W. [Paul Wriede] Mitt. aus dem Quickborn 3.

## 2. Kindheit und Schule.

Die beiden kurzen eigenen Lebensabrisse Liliencrons sind in den Gesammelten Werken, Bd. 8 wieder abgedruckt. Kiel: H. Eckardt, Alt-Kiel in Wort und Bild. Kiel 1899. Aufzeichnungen der Mutter und Briefe der Freunde im Nachlaß. Zeugnisse der Gelehrtenschule in den Akten der Anstalt; der Rektor Horn schrieb auch: Über Idee und Zusammenhang der Goetheschen Fausttragödie. Kiel 1854. Christlicher Hellenismus: Bruno Alwin Müller in seiner Darstellung August Maus (mir vom Herrn Verf. freundlichst aus der Handschrift mitgeteilt). Klaus Harms: G. Behrmann, Erinnerungen. Berlin 1904; Rudolph Schleiden, Jugenderinnerungen eines Schleswig-Hol-

steiners. Wiesbaden 1886 (Hier auch die bezeichnende Ausführung: „In der Kieler Gesellschaft genossen Rang und Vermögen keinerlei Vorrechte, wenn sie nicht mit Talent, Wissen und ehrenwerter Gesinnung gepaart waren.“); ders. dass. Neue Folge. Wiesbaden 1890. Die Verwandtschaft mit Wasmer entstand durch die Heirat Detlev Wulfs v. W. mit Luise Elisabeth Wilhelmine v. Liliencron, einer Tochter erster Ehe Andreas Ernst Christians; Christian v. W. war ein Kind dieses Ehebundes und somit Liliencrons Stiefvetter.

### 3. Abschluß der Schulzeit.

Das eine Abgangszeugnis s. Beil. 2. Die Briefe der Eltern im Nachlaß. Ebenso das Merkbuch. Die Fähnrichsprüfung: Aufzeichnung des Oberleutnants a. D., späteren Leiters der Trierischen Zeitung, Georg Paulizky, mir gütigst mitgeteilt von Eduard Rudowsky. Das Erfurter Abgangszeugnis aus dem Archiv der Anstalt mir mitgeteilt durch frdl. Vermittlung von Prof. Krauth. Die Zeugnisse der Privatlehrer in Liliencrons Nachlaß.

### 4. Junger Soldat.

Mainz: A. Börckel, Mainz als Festungsstadt und Garnison von der Römerzeit bis zur Gegenwart. Mainz 1913; die Briefe von Caroline Schlegel gab jüngst Erich Schmidt (Leipzig 1913) neu heraus; Goethe in Mainz: Annalen 1793 und Belagerung von Mainz; Varnhagen von Ense, Tagebuch vom 31. Juli 1840; [Otto Julius Bernhard von] Corvin, Aus dem Leben eines Volkskämpfers. Erinnerungen. Amsterdam 1861. Friedrich von Sallet: D. Jacoby, in der Allgemeinen Deutschen Biographie. Dagobert von Gerhardt-Amyntor: Skizzenbuch meines Lebens. Breslau 1893/98. Über die Klubbisten vgl. auch Heinrich Joseph Königs Roman: Die Klubbisten in Mainz. Leipzig 1847. Das demokratische Mainz: Ludwig Bamberger, Erinnerungen. Hsg. von P. Nathan. Berlin 1899. Das 37. Regiment: Mitteilungen aus den ersten fünfzig Jahren des Westphälischen Füsilierregiments Nr. 37. Im Auftrag des Rgts. zusammengestellt von Freiherr von Reibnitz, Premierlieutenant. Berlin 1870 (später zu einer umfangreichen Regimentsgeschichte erweitert). Paulizky s. oben. Dazu Aufzeichnungen Rudowskys. Die polnische Bewegung: L. Bernhard, Die Polenfrage. 2. Aufl. Leipzig 1910; A. Warschauer, Die deusche Geschichtsschreibung in der Provinz Posen. Posen 1910. Soldatenleben der Zeit: Gerhardt-Amyntor;

E. Wichert, Richter und Dichter. Berlin 1900. Auch Hackländers und A. von Winterfelds Romane und Geschichten, auf die gerade befreundete Offiziere mich hinwiesen, boten, richtig gelesen, manchen Anhalt, ebenso Ernst Wicherts Erzählung Der älteste Hauptmann. Leipzig 1873. — Das Fähnrichs- und das Offizierszeugnis im Nachlaß, ebenso der französische Brief, den Liliencron im „Mäcen" verwendet hat.

## 5. Feuertaufe.

Die Regimentsgeschichte der 37er. Liliencrons wohlerhaltenes Kriegstagebuch; auf einer Seite befindet sich übrigens ein brauner, mit einer Bleistiftlinie umkränzter Fleck mit der Unterschrift: Ein österreichischer Floh! Selbstverständlich konnten hier wie bei allen Kriegsschilderungen auch die Kriegsnovellen — kritisch — benutzt werden. Über die Verwundung unterrichtet u. a. ein Brief des Oberzahlmeisters a. D., Rechnungsrats Hofrichter zu Liegnitz an Frau Anna von Liliencron. Liliencrons Bemerkung, daß er die Kompagnie bis nach Königgrätz führte, beruht auf einem Gedächtnisfehler. Der Brief über die Verwundung steht in F. Böckels Aufsatz: Detlev von Liliencron als Soldat, in Böckels zweitem Buch (s. Bücherkunde II, 6).

## 6. Wieder in Mainz.

Das 81. Regiment: Das 1. Kurhessische Infanterieregiment Nr. 81 vom Jahre 1866 bis 1888. Auf Befehl des Regiments zusammengestellt von von Cochenhausen, Hauptmann. Vervollständigt usw. von Freiherrn Loeffelholz von Colberg, Oberleutnant. Selbstverlag des Regiments, Frankfurt a. M. 1908. E. Rudowsky, Alte und neue Erinnerungen an D. v. L. Trierische Zeitung vom 27. 8. 1909; ders., Meine Liliencron-Briefe. Westermanns Monatshefte 54, 12. Fontane über Storm: Von 20 bis 30. Werke II, 3.

## 7. Im französischen Krieg.

Liliencrons Tagebuch ist, von einem herausgerissenen Blatt abgesehn, wiederum gut erhalten. Die Regimentsgeschichte. Moltke, Geschichte des deutsch-französischen Krieges von 1870/71. Volksausg. Berlin 1895. Rudowsky a. a. O. Liliencrons kurze Selbstbiographien: Der Heidjer, ein niedersächsisches Kalenderbuch a. d. J. 1907, hsg. v. H. Müller-Brauel, und: Zehn lyrische Selbstporträts, Leipzig o. J. Wildenbruch in den Selbstporträts. Zeppelin: Bemerkung von Marie von Bunsen, Deutsche Rundschau 1912.

8. Abschied. Irrjahre.

Oberstleutnant Busse in Böckels zweitem Buch. Die Soldatenphantasie ist in Westermanns Monatsheften 1910 erschienen, jetzt in den Übungsblättern, Ges. Werke 8. Der Brief von Robert Franz bei Hanns Wolfgang Rath, s. Bücherkunde II, 22. Hotel zum Alligator: Brief von R. H. Wildermann, Neuyork, an Richard Dehmel, abgedr. in Dehmels Einleitung zu den Ausgewählten Briefen, die für die amerikanische Zeit überhaupt wichtig ist. Storms Brief ungedruckt in Liliencrons Nachlaß. Storm erzählt das Erlebnis von Frau Constanze ausführlich im Brief an den Vater vom 5. Dez. 1865 (Th. Storms Briefe in die Heimat aus den Jahren 1853—1864, hsg. von G. Storm. Berlin 1907). Über Kaisenbergs ebenda, S. 174. Geibel: ungedruckter Brief Louis von Liliencron in Liliencrons Nachlaß. Schoenaich-Carolath: Mündliche Erzählung des Prinzen. Nach dem Gesetz vom 31. Mai 1906 erhöhte sich Liliencrons Ruhegehalt auf 852 + 1200 Mark.

9. Beamter.

Die einzelnen Angaben dieses Abschnittes beruhen zum größten Teil auf den in Schleswig aufbewahrten Personalakten Liliencrons, die ich dem Entgegenkommen von Erz. von Bülow verdanke. Eine hübsche Schilderung Borbys bei Gustav Falke, Die Stadt mit den goldenen Türmen. Berlin 1912. Charlotte Niese: in Böckels zweitem Buch. Pellworm: eine Bemerkung bei Johannes Schlaf, Peter Boies Freite, Leipzig 1903; Liliencrons Kaiserfeier bei Böckel S. 167; Ad. Meschendörfer, Liliencron in Siebenbürgen. Die Karpathen 2; Richard Dehmel, Die zwölf sittsamen Gastwirte. Die Freistatt, Mai 1904; H. Andresen-Wörishöffer, Der Vogt von Pellworm. Frankfurter Zeitung vom 12. 5. 1912 (kritisch zu lesen!). Helene von Liliencron vermählte sich 1886 dem Major Maximilian du Jarrys Freiherrn von La Roche. Dr. Martens: Erzählung der Witwe an Frau von Liliencron. Timm Kröger: Liliencron-Nummer des Hamburgischen Correspondenten (Bücherkunde II, 26) und Böckels Buch S. 66 f. Aus meinem Fenster ungedruckt im Nachlaß. Sophie von Wörishöffer war eine Tochter des Advokaten Otto Andresen in Pinneberg und seiner Ehefrau Antoinette Ulrike Wulfhilde v. Liliencron, einer Schwester (Hilda) von Louis Ernst.

10. Junge Dichtung.

In Liliencrons Nachlaß fand sich eine große Zahl von Heften mit Gedichten und Entwürfen. Das erste ist im Juli 1877 begonnen

worden, es folgen noch vier Hefte, die im ganzen bis zum August 1879 gehn, und dann beginnt zu Vorby im Mai 1880 eine fortlaufende Numerierung, die auch in Pellworm, Kellinghusen und München festgehalten wird. Sie läuft durch bis 45. Es fehlen in der Reihe Heft 8 und 9, 23 und 41, außerdem sind 21 und 22 nur ein Heft. Diese 40 Hefte tragen die verschiedensten Aufschriften: ABC-Buch, Schreibheft, Gedichte vom ersten Punkt an, zumeist aber: Schreibheft für den kleinen Detlev Freiherr von Liliencron. Dazu treten noch neben jenen fünf Hamburger Heften: ein „Skizzenbuch“ mit Gedichten aus Eckernförde, ein Gedichtheft aus Kellinghusen, zwei lose Skizzenhefte aus derselben Stadt, zwei dicke Kladden, die im wesentlichen die beiden Fassungen des „Knut“ enthalten, endlich, auf Foliobogen, die Handschriften einiger Novellen, des „Haidegängers“ und der Dramen: Die Rantzow und die Pogwisch, Pokahontas, Der Trifels und Palermo und Sturmflut; dies Stück ist ebenso wie der Haidegänger zweimal vorhanden. Die Gedichthefte sind einfache Schulhefte aus zum Teil sehr fragwürdigem Papier. Ein letztes Heft trägt die Nummer 46, ist größer und stärker und beginnt am 1. November 1893 in Altona. Es enthält nur wenige Gedichte, sonst im wesentlichen die Überschriften und Entstehungstage für die Gedichte der letzten sechzehn Jahre, insbesondre auch für die Poggfred-Gesänge, und, wie übrigens auch die andern Hefte, dazwischen allerlei Aufzeichnungen über Gelesenes und Gedachtes.

Über Liliencrons Feilarbeit vgl. insbes. R. Dehmel in der Einleitung zu den Ges. Werken; W. Dreecken, Liliencron als Arbeiter (s. Bücherkunde II, 8) und H. Spiero in der Einführung zu der Frühesten Gedichtsammlung Liliencrons (s. Bücherkunde I). Von den Sonderdrucken fand sich zuerst ein Bogen unter den Briefen an Friedrich, es ist der von mir irrtümlich als Früheste Gedichtsammlung herausgegebene. Später fand ich an verschiedenen Stellen des Nachlasses die beiden kleineren Drucke aus Eckernförde und das ganze (gleichfalls bei Schwensen in Eckernförde gedruckte) Pellwormer Heft, von dem mir auch Herr Ernst Heiberg einen Abdruck zur Verfügung stellte, der durch Toni von Liliencron an Frau Asta Heiberg in Schleswig gelangt war. Fontanes Brief bei H. W. Rath a. a. O. und in Fontanes Briefen an Freunde 1. Heibergs Briefe ungedruckt in Liliencrons Nachlaß. Wilhelm Friedrich: ein Aufsatz in der französischen Zeitschrift Le Livre, den C. Bleibtreu in der Vorrede zur 3. Aufl. seiner Revolution der Literatur, Leipzig o. J. wieder abgedruckt hat, und ein Aufsatz von G. W. Peters im Berliner Börsencourier

vom 5. 11. 1911. G. Wustmann, Allerhand Sprachdummheiten. Leipzig 1891; Liliencron schaffte stets die neueste Aufl. des Werkes an und hielt sie auf dem Schreibtisch zur Hand; „Eine Lutherthat" nannte er das Buch.

## 11. Die Entwickelung der neueren deutschen Lyrik.

R. M. Werner, Lyrik und Lyriker. Hamburg 1890. A. Biese, Lyrische Dichtung und neuere deutsche Lyriker, Berlin 1896. K. Lamprecht, Zur jüngsten deutschen Vergangenheit 1. Berlin 1902. A. Bartels, Die moderne Lyrik. Deutsches Schrifttum 10. Vor allem bin ich natürlich meiner eignen Darstellung gefolgt: Geschichte der deutschen Lyrik seit Claudius, Leipzig 1909, und Deutsche Lyrik seit 1850, Wien und Leipzig 1912. K. Burdach über den Divan: Cottasche Jubil.-Ausg. von Goethes Werken 5. Der zweite Band von Ph. Witkops Neuerer Deutscher Lyrik, Leipzig 1913, erschien erst nach Abschluß meines Buches.

## 12. Das deutsche Schrifttum nach der Reichsgründung.

H. von Treitschke, Zehn Jahre deutscher Kämpfe, 3. Aufl. Berlin 1897 und Deutsche Kämpfe. Neue Folge. Leipzig 1896. Ferner: A. Stöcker, Christlich-Sozial. Reden und Aufsätze. 2. Aufl. Berlin 1890; D. von Oertzen, Adolf Stöcker. Volksausg. Schwerin 1912; O. Glagau, Der Börsen- und Gründungsschwindel in Berlin, Leipzig 1876; Sebastian Hensel, Ein Lebensbild aus Deutschlands Lehrjahren. Berlin 1903; E. Marcks, Kaiser Wilhelm der Erste. 3. Aufl. Leipzig 1899; Denkwürdigkeiten aus dem Leben des Generalfeldmarschalls Kriegsministers Grafen von Roon 2. Breslau 1892; K. Jentsch, Rodbertus. Stuttgart 1899; V. Hehn, Gedanken über Goethe. 6. Aufl. Berlin 1900, insbes. Goethe und das Publikum; Briefe von F. Gregorovius an den Staatssekretär H. von Thile. Hsg. von H. von Petersdorff. Berlin 1894; P. de Lagarde, Deutsche Schriften. Gesamtausg. Göttingen 1892, insbes.: Über die gegenwärtige Lage des Deutschen Reichs. 1875; W. Sombart, Die deutsche Volkswirtschaft im Neunzehnten Jahrhundert. Berlin 1903; H. Spiero, Das poetische Berlin. Neu-Berlin. München 1912. — Die Anführungen: aus Raabe: Christoph Pechlin. 3. Aufl. Berlin 1906; Sybel: Über die Wirksamkeit der Staatsgewalt in sozialen und ökonomischen Fragen, in: Vorträge und Aufsätze. 2. Aufl. Ber-

lin 1875; Jung: Moderne Zustände. Rostock 1880; Fontane: Christian Friedrich Scherenberg und das literarische Berlin von 1840 bis 1860. Berlin 1885 (auch F.s Briefe wurden herangezogen); Wildenbruch: Blätter vom Lebensbaum, Berlin 1910; Heyse: An Emanuel Geibel. Gedichte, 6. Aufl. Berlin 1895. Es wird gelegentlich behauptet, daß in den Kreisen der höchsten Bildung die großen Dichter der letzten Vergangenheit und der Gegenwart während der siebziger und achtziger Jahre nicht hinter die Schaumliteratur des Tages zurückgetreten wären. Gegenbeweise dafür, wie auch die „Höchstgebildeten" im Strome mitschwammen, findet man aber in allen zeitgenössischen Briefwechseln, u. a. in den Briefen Berthold Auerbachs, Theodor Fontanes, in denen eines Unbekannten [Alexander von Villers] und in S. Hensels Buch über Carl Witt, auf das schon A. Bartels richtig hinwies.

### 13. Adjutantenritte.

Bleibtreus Urteil: Revolution der Literatur a. a. O. Lamprechts Ausführung über die Offiziere in der Kunst a. a. O. Avenarius: s. Bücherkunde III, 3. Heibergs Brief und der Storms in Liliencrons Nachlaß. Storms Worte bei A. Biese, Lyrische Dichtung a. a. O. Der Besuch bei Storm: A. Meschendörfer a. a. O. Die späteren Auflagen der Adjutantenritte waren Oskar Krause gewidmet.

### 14. Kellinghusen.

Liliencrons Bücherei s. Beilage 3. Chabert war mit einem Fräulein v. Bülow verheiratet. Schillerstiftung: Berichte der Stiftung; O. Bulle, Literarisches Echo 14; H. A. Krüger, Hannoverscher Courier 25. 2. 1912. Jensens Brief ungedruckt in Liliencrons Nachlaß. Ebenso Pol de Monts Brief. Theobald Nöthig: Liliencron-Erinnerungen, Breslauer Zeitung 1909. Bleibtreus Brief an Heiberg in Liliencrons Nachlaß. Das Jüngste Deutschland: A. von Hanstein, Das Jüngste Deutschland, 2. Abdr. Leipzig 1901; A. Bartels, Die deutsche Dichtung der Gegenwart, Leipzig 1897; A. Holz, Die Kunst, ihr Wesen und ihre Gesetze, Berlin 1891; A. Soergel, Dichtung und Dichter der Zeit, Leipzig 1911; Fontanes Gedichte, Briefe und Kritische Causerien über Theater. Werke II 1, 8—11; M. G. Conrad, Von Emile Zola bis Gerhart Hauptmann, Leipzig 1902; H. Spiero, Geschichte der deutschen Lyrik seit Claudius und Das poetische Berlin s. oben. Liliencron über die Brüder Hart: Literarisches Echo 8. —

Conradi: Seine Lebensgeschichte von P. Ssymank in C.s Werken 1, München 1911; Conradis Briefe an Liliencron veröffentlichte G. W. Peters in der Zeitschrift Pan 3, Berlin 1912. Liliencrons Briefe an Peter Hille veröffentlichte H. Walden in der Zeitschrift Der Sturm 3. Der Besuch H. Friedrichs': H. Friedrichs, Bei Liliencron in Kellinghusen. Kölnische Ztg. 1910, Nr. 174, wieder abgedr. bei Böckel. Otto Ernst: Erinnerungen an D. v. Liliencron, Neue Freie Presse 16425. Die Operation hat Liliencron für sein Übungsblatt „Die Operation" verwendet. Das Gedicht auf Storms Tod erschien zuerst 1888 in einer frühen, schwächeren Fassung in der Kieler Zeitung. J. Kruse über Liliencron: Bücherkunde II 27.

## 15. Dramen.

Knut der Herr: C. F. Dahlmann, Geschichte von Dännemark, Hamburg 1840/43. Fortsetzung: D. Schäfer, Geschichte von Dänemark, Gotha 1893, 1902. Der Ausspruch H. Grimms: in dem Aufsatz über Alexander von Humboldt in Gs. Fünfzehn Essays, Berlin 1884. Der Brief Storms ungedruckt in Liliencrons Nachlaß. Die Besprechung Gottschalls im Leipziger Tageblatt vom 1. 5. 1886. Das Trauerspiel „Kanut" von Johann Elias Schlegel, das auch auf der Erzählung des Saxo Grammaticus beruht, behandelt nicht den Knut Laward, sondern Knut den Großen. Amerikanische Dramen: Liliencron kann nur „Arbeit adelt" unter dem „zweiten Stück" verstanden haben, das er Hermann Friedrichs gegenüber, in dem Brief vom 1. Juli 1885, erwähnt. Die Besprechung von H. Pilz im Leipziger Tagebl. vom 6. 6. 1887. Die Rantzow und die Pogwisch: Die Äußerung des Grafen Brockdorff bei Dahlmann a. a. O. 3, 208. Lepels Sophie Schwerin: Gedichte, Berlin 1866. C. W. Nitzsch: Deutsche Studien. Ges. Aufsätze und Vorträge, Berlin 1879. Der Trifels und Palermo: Ranke, Weltgeschichte, insbes. 4, 159. Winkelmann, A D B 11. Auch bei Nitzsch fand Liliencron Staufische Studien, allerdings wesentlich über Friedrich II. Acerra: Weber, Geschichte des Mittelalters 2, Leipzig 1884. Storms Brief ungedruckt in Liliencrons Nachlaß. Besprechung in der Allgemeinen Zeitung, Morgen- und Abendblatt vom 27. 9. 1893. Bernsteins Besprechung: Münchener Neueste Nachrichten, Vorabendblatt vom 28. 9. 1893. Sturmflut: Theodor Mügges Schilderung ist wieder abgedruckt in W. Kotzdes Deutschem Jugendbuch 2, Mainz. Die Merowinger: Ranke, Weltgeschichte 2. Der Brief an mich ungedruckt in meinem Besitz.

### 16. Novellendichtung.

Liliencron über Stifter: Deutsche Arbeit in Böhmen 4, 12. C. F. Meyers Brief bei Rath. Meyer nannte auch mündlich Liliencron den „begabtesten Jüngstdeutschen". Vgl. M. R. v. Stern, Ein Besuch in Kilchberg, Berliner Tageblatt 1892, Nr. 172.

### 17. Der erste Roman.

Bei der Aufnahme in die Sämtlichen Werke, deren 6. Bd. der Roman bildet, widmete ihn Liliencron „meinen Freunden Schuster & Loeffler". Befiehl du deine Wege: die Form des Chorals steht so in den älteren Ausgaben; erst Dehmel hat sie berichtigt. Storms Brief bei Rath.

### 18. Der Mäcen.

Über Hoffmanns Bilderbeschreibungen vgl. insbes.: A. Sakheim, E. T. A. Hoffmann. Leipzig 1908, S. 103 f.

### 19. Der zweite Gedichtband.

Gründeutschland: F. Kirchner, Gründeutschland. Wien und Leipzig 1893. Die Äußerungen T. Bödikers fielen im Jahre 1883 gelegentlich der Beratung des Gesetzes über den Buchhandel im Umherziehen. Die Verträge mit Friedrich im Leipziger Institut für Kultur- u. Univ.-Gesch. S. Vorrede. Ypern ist ein holsteinischer Ausdruck für Ulmen. Über das Gedicht „Unter einer Buche": Gleichzeitige Aufzeichnung Liliencrons, im Nachlaß.

### 20. München.

Goethe und die Kleinfürsten: Kampagne in Fankreich (Heinrich XI. Reuß) u. Annalen 1806 (Heinrich XIII. Reuß). Die literarischen Zustände Münchens: A. von Hanstein a. a. O. A. Soergel a. a. O. M. G. Conrad a. a. O. L. in München: O. J. Bierbaum, Liliencron. München 1910; M. G. Conrad, in der Liliencron-Nummer der Jugend 1904. — Hugo Wolf u. H. v. Bülow: Rath a. a. O. Ibsen: Liliencrons mündliches Urteil und ein Brief an A. Tormin; Raabes Urteil über Ibsen mir gegenüber mündlich; Fontanes Briefe 2, 2 S. 465. C. Busses Bemerkung: Geschichte der deutschen Dichtung im 19. Jahrhundert. Berlin 1901, S. 113.

## 23. Altona.

E. Bulcke, Gedanken über eine Liliencron-Biographie, Hamburger Nachrichten vom 2. 10. 1909. Lindaus Bemerkung in der Novelle: Hans der Träumer. Außer für die Mod. Musenalmanache steuerte Liliencron auch für die Sammlung „Sommerfest", München 1891, und für Cäsar Flaischlens „Neuland", Berlin 1894, bei. Zur richtigen Auffassung von Liliencrons Altonaer Briefen: Einmal klagt er Dehmel, ein Freund hab ihn „in einen ganz scheußlichen Laden für Arbeiter und Matrosen" geführt. „Und hier mußte ich mir nun Hemden, Unterhosen p. p. kaufen, statt in einem feinen Herrengarderoben-Magazin, wie ichs gewohnt bin sonst als Kavalier; dann gings in die Große Johannisstraße, wo nur Plebs und ‚kleine Leute' wohnen. Und hier kaufte Hansen mir einen scheußlichen Regenschirm für 8 M., der ich sonst nur meine Schirme zwischen 18—20 M. kaufe." Das ist handgreiflich unwahr. Denn Liliencron trug in Kellinghusen wie später immer „Röllchen" und bis an seinen Tod ganz einfache Wäsche, dachte gar nicht daran, sich diese als „Kavalier" zu kaufen, und begnügte sich nach außen vollkommen mit einem saubern, aber keineswegs nach der Mode geschnittenen schwarzen Gehrock.

Falke: Nord und Süd 33, ferner: Die Stadt mit den goldenen Türmen, Berlin 1912 und Hamburgischer Correspondent, Bücherkunde II 26; auch in Böckels Buch. Otto Ernst: Erinnerungen an D. v. Liliencron s. o. Loewenberg: D. v. Liliencron, Die Zeit, Bücherkunde III 36. Dehmel: Hamburger Lästerbrief in der 1. Aufl. von: Aber die Liebe. München 1893. Literarische Gesellschaft zu Hamburg: L. Goldschmidt, Die Literarische Gesellschaft zu Hamburg. Ein Rückblick. Hamburg 1901. — Altona: Charlotte Niese, Die Stadt, in der ich wohne, Grenzboten 1908; Altonaer Stadtkalender 1913, Herausgeber A. Bielefeldt, Altona.—Entgegnungen an M. Harden auf Liliencrons Choleragedicht in Liliencrons Nachlaß. Die Briefe an A. von Krane ungedruckt im Besitz der Baronesse; ihr Aufsatz: Detlev v. Liliencron in: Über den Wassern 3, 13. Bulcke: Liliencron. Zukunft vom Juni 1904 und in Böckels Buch; daselbst einige Erinnerungen von Fuhrmann. — Frankfurt: Außer den Briefen an A. v. Krane insbes. Rudowsky, Meine Liliencronbriefe, s. o. — Leipzig: E. Heine, Herren und Diener der Schauspielkunst, Hamburg o. J. Vorwort. — A. Klaar: Bohemia vom 13. 5. 1898. O. Wellner: Königsberger Allgemeine Zeitung vom 27. 9. 1898; F. Wegener: Ostpreußische Zeitung, E. Krause, Königsberger Hartungsche Zeitung vom selben Tag.

## 24. Neue Gedichte.

Der Kranz: G. Falke, Ein ungehaltener Vortrag, Bücherkunde III 21. Das Paradies: Bulcke bei Böckel a. a. O. W. Dilthey, Das Erlebnis und die Dichtung, Leipzig 1906, insbes. S. 158 f. W. Scherer, Geschichte der Deutschen Literatur. 5. Aufl. Berlin 1889, 2. Kap. Das Goethische Leitwort stammt aus einem Brief an Meyer vom 20. 6. 1796. Die Geschichte vom Pidder Lüng wird fast genau so aus dem oberen Rheintal von dem Bauern Johann Caldar und dem Vogt der Burg Fardün, nahe der Via Mala, erzählt (Mitte des 15. Jh.).

## 25. Poggfred.

O. Gildemeister: Lord Byrons Werke. 2. Aufl. Berlin 1866, 5. Bd. Prittwitz: Theobald Nöthig a. a. O. Kopisch: Friedrichs des Zweiten Kutscher. Fontane: Auf der Terrasse von Sanssouci. Geibel: Sanssouci. Telegrammstil: R. M. Meyer, Die deutsche Literatur des Neunz. Jahrh. 4. Aufl. Berlin 1910. Treitschke: Zum Gedächtnis des großen Krieges. Leipzig 1895. Hebbel über Byron: Tagebücher 1845.

## 26. Ruhm und häusliches Glück.

Vertonungen siehe Beilage 7. Clara Viebig: Die vor den Toren. Berlin 1910. Überbrettl: E. v. Wolzogen, Ansichten und Aussichten, Berlin 1908. A. Lichtwark: Hamburg. Niedersachsen, s. oben. Buntes Brettl: E. Goldbeck, Liliencron im Gehrock. Die Bazillenkutsche, Berlin 1908. Des Grafen Moltke Vermittlung: O. J. Bierbaum, Kaiser und Dichter. Zukunft vom 26. Juni 1909 und Bücherkunde II, 4. Liliencrons Besprechung von Beyerleins „Jena oder Sedan": Berliner Tageblatt 1903, 177. Die Bemerkung von A. Petrenz (D. v. L. Bücherkunde III, 46), Liliencron hätte gegen Beyerleins Buch geschrieben, beruht auf einem Irrtum. Erstklassige Menschen: O. Blumenthal, Neue Freie Presse 26. 10. 1904; ferner u. a.: Die Welt am Montag 31. 10. 1904, Hamburgischer Correspondent 29. 10. 1904, Berliner Tageblatt 24. 10. 1904; Verhandlungsbericht im Berliner Börsencourier vom 23. 10. 1904. Liliencron hatte sogar dem Sozialdemokratischen Hamburger Blatt den regelmäßigen Nachdruck seiner Prosawerke gestattet, mußte aber diese Abmachung auf Betreiben der Militärbehörde rückgängig machen; vgl. Hamburger Echo 1909, 171. Sechzigster Geburtstag: Festlieder zum Liliencronbankett der Literarischen Gesellschaft zu Hamburg: Privatdruck Hamburg 1904;

O. Ernsts Tischrede, Neue Freie Presse 14288; Benzmann, Böckel, Donath, Hahne, Kühl, Remer s. Bücherkunde II, III; Berliner Feiern: Nachrichten aus dem Verein zur Förderung der Kunst VII 16, Berlin 1904. Lichtwark: Pfingstnummer der Wiener Zeit, Bücherkunde II, 29. Weimar: F. Böckel, Erinnerungen an Detlev v. Liliencron in seinem zweiten Buch. Über die Literatur zum sechzigsten Geburtstage vgl. die Zusammenstellung im Literarischen Echo 6.

28. Dem Ende zu.

Liliencron in Österreich: P. Stefan, Liliencron und unser Land. Österreichische Rundschau 20. Decsey in Böckels Buch, 2. Aufl. A. Meschendörfer a.a.O. Liliencron und Saar: A. v. Berger, Ein Gedenktag. Buch der Heimat, 2. Berlin. Schiller: C. Bleibtreu, Gesellschaft 1889; A. Ludwig, Schiller und die deutsche Nachwelt, Berlin 1909, kennt leider nur den ersten und nicht den letzten Ausspruch Liliencrons über Schiller; Liliencrons Schillerhuldigung erschien zuerst in der Neuen Hamburger Zeitung vom 9. Mai 1905 und ist dann in „Poggfred" übergegangen; s. Abschnitt 29. Doktorurkunde und Dank s. Beilagen 5 u. 6. Zu Liliencrons Doktorpromotion beglückwünschte ihn A. Petrenz in der Täglichen Rundschau, Unterhaltungsbeilage vom 5. 6. 1909:

Meister Detlev, gelehrtes Haus,
Sag bloß, wie siehst du im Doktorhut aus!
Hinten klirrt dir der Degen nach,
Und aus dem alten Schnurrbart brach
Stine dir lachend ein kleines Haar.

Wiesennebel flort dir den Blick,
Denkst du an Leben und Lüge zurück.
Wir aber sind stolz auf dich und froh,
Doktor des Lebens. Halli und Hallo!

29. Spätwerke.

Nietzsche: H. Vaihinger, Nietzsche als Philosoph, 3. Aufl. Berlin 1905. Prolog zum Lear, abgedruckt bei E. Koehne, Das erste Jahrzehnt des Deutschen Schauspielhauses in Hamburg; vgl. dazu: E. Heine, Der Rätselvers. Berliner Tageblatt vom 13. 3. 1913; Liliencron hat diesen Spruch auch für die Arndtruhe in Godesberg niedergeschrieben, deren Besitzer jedem einen Taler zahlen will, der ihm den Sinn verrät.

## 30. Tod und Nachleben.

F. Meyne, Neues über Detlev v. Liliencrons Krankheit und Tod. Hamburger Fremdenblatt vom 22. 10. 1909. Eine Totenmaske hat R. Luksch abgenommen, der auch 1910 ein Grabdenkmal schuf. Trauerkundgebungen in den Hamburger Tageszeitungen vom 23. bis 26. Juli 1910. Dehmels Grabrede im Vorwort der Ausgewählten Briefe, in französischer Übersetzung von Ch. Andler: Revue Germanique 1909. Das Begräbnis: A. Lindner, Das Liliencronbegräbnis. Neue Hamburger Zeitung vom 26. 7. 1909; F. Droop, Liliencrons Begräbnis. Rheinisch-westfälische Zeitung 26. 7. 1909. Natürlich außerdem zahllose andere Berichte. Vgl. die Zusammenstellung im Literarischen Echo 11. Militärische Nachrufe, Loewenbergs und meine Grabrede s. Beilagen 8 u. 9.

## 31. Abschluß.

H. Spiero, Liliencron-Legenden, Literarisches Echo 11. Dr. R. Piper, Liliencron und seine Freundschaften, Die Zeitschrift 2. (Die Kritik liegt in meinen Ausführungen über den Menschen Liliencron.) Literaturgeschichten: A. Bartels, Geschichte der Deutschen Literatur, 5. u. 6. Aufl. Leipzig 1909 und Einführung in die Weltliteratur, München 1913; K. Reuschel: F. Schultz, Geschichte der Deutschen Literatur, 2. Aufl., völlig neu bearbeitet von K. Reuschel, Dresden 1912; C. Busse a. a. O. und Geschichte der Weltliteratur 2. Bd. Bielefeld und Leipzig 1913; A. Biese, Deutsche Literaturgeschichte, 3. Bd., 4. Aufl. München 1912; Friedrich Kummer, Deutsche Literaturgeschichte des neunzehnten Jahrhunderts. Dresden 1909; E. Engel, Geschichte der Deutschen Literatur des Neunzehnten Jahrhunderts und der Gegenwart, Wien und Leipzig 1908; G. Witkowski, Die Entwicklung der deutschen Literatur seit 1830, Leipzig 1912; K. Storck, Deutsche Literaturgeschichte, 6. u. 7. Aufl. Stuttgart 1913; O. Hauser, Weltgeschichte der Literatur, Wien und Leipzig 1910; M. Koch: F. Vogt und M. Koch, Geschichte der deutschen Literatur. 3. Aufl. 2. Wien und Leipzig 1910; A. Stern, Die Deutsche Nationallitteratur vom Tode Goethes bis zur Gegenwart. 5. Aufl. Marburg 1905; R. M. Meyer, Die deutsche Literatur des Neunzehnten Jahrhunderts. 4. Aufl. Berlin 1910; C. Weitbrecht, Deutsche Literaturgeschichte des 19. Jahrhunderts, 2. Aufl. Berlin und Leipzig 1912. K. Lamprecht a. a. O.; Einhart, Deutsche Geschichte, 31.—34. Tausend. Leipzig 1912.

# Bücherkunde.

## I. Liliencrons Werke.

1. Adjutantenritte und andere Gedichte. Leipzig, Wilhelm Friedrich. 1. Oktober 1883. 2. Aufl. 1896. 3. Aufl. 1898. Dann übergegangen in: Kampf und Spiele.
2. Knut der Herr. Leipzig, Wilhelm Friedrich, 1885. 1905 in die Dramen aufgenommen.
3. Die Rantzow und die Pogwisch. Leipzig, Wilhelm Friedrich, 1885, Dann: Dramen 1905.
4. Arbeit adelt. Leipzig, Wilhelm Friedrich, 1886. Nicht wieder gedruckt.
5. Der Trifels und Palermo. Leipzig, Wilhelm Friedrich, 1886. Dann Dramen 1905.
6. Eine Sommerschlacht. Leipzig, Wilhelm Friedrich, 1887. Später in verschiedene Novellenbände aufgelöst.
7. Breide Hummelsbüttel. Leipzig, Wilhelm Friedrich, 1887. 2. Aufl. Berlin, Schuster & Loeffler, 1900. 8. Aufl. 1910.
8. Die Merowinger. Leipzig, Wilhelm Friedrich, 1888. Dann Dramen 1905.
9. Unter flatternden Fahnen. Leipzig, Wilhelm Friedrich, 1888. Später aufgelöst in verschiedene Novellenbände.
10. Gedichte. Leipzig, Wilhelm Friedrich, 1889. Später aufgelöst in Kampf und Spiele und Kämpfe und Ziele.
11. Der Mäcen. Zwei Bände. Leipzig, Wilhelm Friedrich, 1890. 2. Aufl. Leipzig, Wilhelm Friedrich, 1895. Der erste Band später aufgelöst in die Novellenbände. Der zweite Band 9. Aufl. Berlin, Schuster & Loeffler, 1910.
12. Der Haidegänger und andere Gedichte. Leipzig, Wilhelm Friedrich, 1890. Dann aufgelöst in Kämpfe und Ziele und Kampf und Spiele.
13. Krieg und Frieden. Leipzig, Wilhelm Friedrich, 1891. Dann aufgelöst in die Novellenbände.
14. Neue Gedichte. Leipzig, Wilhelm Friedrich, 1893. Dann aufgelöst in Nebel und Sonne.
15. Kriegsnovellen. Berlin, Schuster & Loeffler, 1895. 126. Aufl. 1912.
16. Poggfred. Berlin, Schuster & Loeffler, 1896. 3. Aufl. (in 24 Cantussen) 1904. 12. Aufl. (in 29 Cantussen) 1911.
17. Kampf und Spiele. Berlin, Schuster & Loeffler, 1897. 10. Aufl. 1910.

18. Kämpfe und Ziele. Berlin, Schuster & Loeffler, 1897, 9. Aufl. 1910.
19. Nebel und Sonne. Berlin, Schuster & Loeffler, 1897. 8. Aufl. 1910.
20. Mit dem linken Ellbogen. Berlin, Schuster & Loeffler, 1899. 7. Aufl. 1911.
21. Aus Marsch und Geest. Berlin, Schuster & Loeffler, 1900. 9. Aufl. 1911.
22. Könige und Bauern. Berlin, Schuster & Loeffler, 1900. 7. Aufl. 1910.
23. Roggen und Weizen. Berlin, Schuster & Loeffler, 1900. 6. Aufl. 1910.
24. Bunte Beute. Berlin, Schuster & Loeffler, 1903. 10. Aufl. 1910.
25. Dramen. Berlin, Schuster & Loeffler, 1905. 4. Aufl. 1909. (Darin neu: Pokahontas.)
26. Leben und Lüge. 1.—10. Aufl. Berlin, Schuster & Loeffler, 1908.
27. Gute Nacht. 1.—8. Aufl. Berlin, Schuster & Loeffler, 1909.
28. Letzte Ernte. 1.—9. Aufl. Berlin, Schuster & Loeffler, 1909.

---

Sämtliche Werke. (Erste Ausgabe.) 9 Bände. Berlin, Schuster & Loeffler 1900.

Sämtliche Werke. (Zweite Ausgabe.) 15 Bände. Berlin, Schuster & Loeffler. 1904—1908.

Gesammelte Werke. Herausgegeben von Richard Dehmel. Berlin, Schuster & Loeffler. 8 Bände. 1911—1913.

---

Ausgewählte Gedichte. Berlin, Schuster & Loeffler, 1895. 50. Auflage 1912.

Kriegsnovellen. Schulausgabe. Berlin, Schuster & Loeffler, 1899. 143. Aufl. 1913.

Kriegsnovellen. Illustrierte Ausgabe. Berlin, Schuster & Loeffler, 1902.

Kriegsnovellen. Taschenausgabe. Berlin, Schuster & Loeffler, 1908. 138. Aufl. 1912.

Balladenchronik. 1.—3. Aufl. Berlin, Schuster & Loeffler, 1906.

Ausgewählte Briefe. Herausgegeben von Richard Dehmel. 2 Bände. 1.—3. Aufl. Berlin, Schuster & Loeffler, 1910.

Detlev von Liliencrons Briefe an Hermann Friedrichs aus den Jahren 1885/1889. Mit Anmerkungen von H. Friedrichs. Vollständige Ausgabe. Berlin, Concordia, 1910.

Neue Kunde von Liliencron. Des Dichters Briefe an seinen ersten Verleger, herausgegeben von Heinrich Spiero. Leipzig, Xenienverlag, 1911.

Die früheste Gedichtsammlung Liliencrons. Mit einer Einführung von Heinrich Spiero. Sonderdruck für die Teilnehmer an der Generalversammlung der Gesellschaft der Bibliophilen. Leipzig, am 3. Dezember 1911, gewidmet von L. J. (Nicht im Handel).

---

## II. Schriften über Liliencron in Buchform.

1. Heinrich F. Bachmair, Detlev von Liliencron. München-Schwabing 1909.
2. Hans Benzmann, Detlev von Liliencron. (Deutsche Lyriker 1.) Leipzig 1904. Neue umgearbeitete Ausgabe 1912.
3. P. Besson, Un Réaliste Allemand contemporain Detlev de Liliencron. Le Havre 1903.
4. Otto Julius Bierbaum, Liliencron. München 1910. (Hier sind die früheren Sonderschriften Bierbaums wieder abgedruckt.)
5. Dr. Fritz Böckel, Detlev von Liliencron im Urteil zeitgenössischer Dichter. Berlin 1904.
6. Derselbe, Detlev von Liliencron. Erinnerungen und Urteile. Zweite vermehrte Auflage von 5. Leipzig 1912.
7. Adolf Donath, Österreichische Dichter. Zum sechzigsten Geburtstage Detlev von Liliencrons. Wien [1904].
8. Wilhelm Dreecken, Liliencron als Arbeiter. Leipzig 1913.
9. Hans Ferdinand Gerhard, Detlev von Liliencron. Ratzeburg 1910.
10. Hugo Greinz, Detlev von Liliencron. Eine literarhistorische Würdigung. Berlin 1896.
11. Otto R. Hübner, Liliencron der Dichter, in seiner Bedeutung für das deutsche Lied. Leipzig.
12. Hugo E. Jüngst, Sudermann oder Liliencron. Ein Wort an Verständige. Leipzig [1893].
13. Kurt Küchler, Liliencron-Brevier. Berlin und Leipzig 1905.
14. Gustav Kühl, Detlev von Liliencron (Moderne Essays zur Kunst und Literatur. Hsg. von Dr. H. Landsberg. 21). Berlin 1902.
15. Berthold Litzmann, Detlev von Liliencron. (Mitteilungen der Literarhistorischen Gesellschaft Bonn. 6, 8). Bonn 1910.

16. J. Loewenberg, Detlev von Liliencron. Hamburg-Großborstel 1904.
17. Berthold Merwin, Zwei Motive aus Detlev von Liliencrons Schöpfung: Krieg und Geschichte. Leipzig 1906.
18. Derselbe, Detlev von Liliencron (Beiträge zur Literaturgeschichte, herausgegeben von Hermann Graef). Leipzig 1907.
19. Arthur Möller-Bruck, Auferstehung des Lebens. (Die moderne Literatur in Gruppen- und Einzeldarstellungen 3.) Berlin und Leipzig.
20. Franz Oppenheimer, Detlev von Liliencron. Ästhetische Studie. Berlin 1898.
21. G. van Poppel, Detlev von Liliencron. Overdruck uit Dietsche Warande en Belfort. Jahrgang 1907.
22. Hanns Wolfgang Rath, In memoriam Detlev Liliencron. Achtzehn faksimilierte Briefe an Detlev v. Liliencron. Frankfurt a. M.
23. Paul Remer, Detlev Liliencron. (Die Dichtung. Hsg. von Paul Remer, Band 4.) Berlin und Leipzig [1904].
24. Rudolf Richter, Detlev von Liliencron. Wien 1909.
25. Heinrich Spiero, Detlev von Liliencron. Ein Büchlein fürs Volk. (Deutsche Volksbücher. Hsg. vom Berliner Ausschuß für Volksliteratur, 10.) Berlin-Friedenau [1910].

---

26. Liliencron-Nummer des Hamburgischen Correspondenten vom 3. Juni 1904.
27. Liliencron-Nummer der Zeitschrift Niedersachsen vom 1. Juni 1904, Bremen.
28. Liliencron-Nummer der Münchener Jugend, 1904, Nr. 23.
29. Liliencron-Nummer der Zeitung Die Zeit, Wien, Pfingsten 1904.

---

### III. Aufsätze über Liliencron in Sammlungen und Zeitschriften.

(Vollständigkeit ist nicht angestrebt. Die lebensgeschichtlich wichtigen Arbeiten sind in den Nachweisen verzeichnet; hier nenne ich die für die künstlerische Beurteilung wichtigen. Die bereits in den Nachweisen erwähnten Aufsätze dieser Art werden hier des Gesamtbilds halber noch einmal aufgeführt.)

1. Leonhard Adelt, Die drei Romane eines Lebens. Deutsches Tageblatt, Wien 1912.

2. Friedrich Adler, Liliencron und die Metrik. Vossische Zeitung 13. 5. 1911.
3. Ferdinand Avenarius, Liliencrons Adjutantenritte. Tägliche Rundschau 4. 3. 1886.
4. Derselbe, Liliencron. Kunstwart 17.
5. Arthur Babillotte, Liliencron. Xenien 2.
6. Richard Batka, Liliencron und die Musik. Kunstwart 22.
7. Leo Berg, Detlev von Liliencron und die moderne Lyrik. Neue Essays, Oldenburg 1901.
8. Alfred Biese, Ein realistischer Lyriker. Neue Freie Presse 9300.
9. Hans Brandenburg, Liliencron. Ästhetische Aufsätze, München 1901.
10. Constantin Brunner, Detlev von Liliencron. Nord und Süd 36.
11. Carl Busse, Liliencron als Lyriker. Die Propyläen 1904.
12. Friedrich Castelle, Liliencron der edle Ritter. Über den Wassern 1.
13. Benno Diederich, Liliencron. Hamburger Poeten. Leipzig 1911.
14. Richard Dohse, Detlev von Liliencron. Hannoverland 1909.
15. Fritz Droop, Liliencron. Masken 7.
16. Friedrich Düsel, Detlev von Liliencron. Monatsschrift für neue Literatur und Kunst 1.
17. Derselbe, Detlev von Liliencron. Westermanns Monatshefte 96.
18. Derselbe, Liliencron und Falke. Westermanns Monatshefte 134.
19. Hanns Martin Elster, Detlev von Liliencron. Das Pfarrhaus 25.
20. Emil Faktor, Liliencrons Einfluß auf die moderne Lyrik. Beilage zur Allgemeinen Zeitung 1909.
21. Gustav Falke, Ein ungehaltener Vortrag. Magazin für Literatur 63.
22. Christoph Flaskamp, Detlev von Liliencron. Hochland 6.
23. Johannes Gläser, Detlev von Liliencron. Pädagogische Reform 28.
24. Jeannot Emil Freiherr von Grotthuß, Detlev von Liliencron. Probleme und Charakterköpfe, Stuttgart 1897.
25. Franz Hahne, Detlev von Liliencron als Sprachbildner. Wissenschaftliche Beihefte des Allgemeinen Deutschen Sprachvereins, Berlin 1904.
26. Helene Herrmann, Detlev von Liliencrons Kriegslyrik. Die Frau 11.
27. Monty Jacobs, Liliencron-Briefe. Literarisches Echo 14.
28. Alfred Klaar, Detlev von Liliencron. Gegenwart 77.

29. Viktor Klemperer, Detlev von Liliencron. Preußische Jahrbücher 132.
30. Otto Kröhnert, Detlev von Liliencron. Zeitschrift für den deutschen Unterricht 27.
31. Gustav Kühl, Detlev von Liliencron, Literarisches Echo 3.
32. L. Langer, Kinder und Getier bei Detlev von Liliencron. Zeitschrift für den deutschen Unterricht 19.
33. Theodor Lessing, Detlev von Liliencron. Die Gegenwart 1902.
34. Anton Lindner, Detlev von Liliencron. Bühne und Welt 6.
35. Ernst Lissauer, Über Detlev von Liliencron. Die Rheinlande 9.
36. J. Loewenberg, Detlev von Liliencron. Die Zeit (Monatsschrift) Heft 504.
37. Adalbert Luntowski, Die Dramen Liliencrons. Der Volkserzieher 11.
38. Derselbe, Liliencron. Menschen, Leipzig 1912.
39. Otto Lyon, Detlev von Liliencron. Zeitschrift für den deutschen Unterricht 23.
40. Richard M. Meyer, Detlev von Liliencron. Sonntagsbeilage der Vossischen Zeitung 1909, 51.
41. Heinrich Meyer-Benfey, Liliencron als Lyriker. Magazin für Literatur 71.
42. Arthur Möller van den Bruck, Liliencron. Die Zeitgenossen, Minden 1905.
43. Walter von Molo, Liliencrons Dramen. Der Merker 2.
44. Börries Freiherr von Münchhausen, Über Liliencrons Balladen. Deutsche Monatsschrift 6.
45. Hans Pauli [Moritz Heimann], Detlev von Liliencron. Freie Bühne 7.
46. Adolf Petrenz, Detlev von Liliencron. Unterhaltungsbeilage der Täglichen Rundschau 27. 7. 1909.
47. Kurt Piper, Zum Künstlerproblem des Poggfred-Dichters. Südwestdeutsche Rundschau 2.
48. Willy Rath, Detlev von Liliencron. Eckart 3.
49. Adolf Roberts, Detlev von Liliencron. Wissenschaftliche Rundschau 3.
50. Benno Rüttenauer, Liliencrons Poggfred. Nation 14.
51. Johannes Schlaf, Detlev Freiherr von Liliencron. Magazin für Literatur 60.
52. Ludwig Schröder, Einleitung zu den zehn ausgewählten Novellen. Hesses Volksbücherei 149/150, Leipzig.

53. Paul Schütze, Ein Schleswig-Holsteiner Dramatiker. Kieler Zeitung 1885.
54. Paul Schulze-Berghof, Detlev von Liliencrons Poggfred. Die Kulturmission unserer Dichtkunst, Leipzig 1908.
55. Franz Servaes, Detlev von Liliencron. Präludien, Berlin 1899.
56. Heinrich Spiero, Detlev von Liliencron. Velhagen & Klasings Monatshefte 23.
57. Derselbe, Über Detlev von Liliencron. Hermen, Hamburg (jetzt Leipzig) 1906.
58. Derselbe, Detlev Freiherr von Liliencron. Biogr. Jahrb. u. Dt. Nekrolog, hsg. v. A. Bettelheim, 14.
59. Hermann Stodte, Das Drama Detlev von Liliencrons. Schleswig-Holsteinische Rundschau 2.
60. Otto Stößl, Liliencrons Prosa. Die Wage 3.
61. H. Strobel, Detlev von Liliencron. Die neue Zeit 27.
62. A. K. T. Tielo, Liliencrons Poggfred. Beilage zur Allgemeinen Zeitung 1897.
63. Paul Wertheimer, Bunte Beute. Die Wage 7.
64. Philipp Witkop, Detlev von Liliencron als Lyriker. Stimmen der Gegenwart. 1901.
65. Derselbe, Detlev von Liliencron. Hochland 1.
66. Ernst von Wolzogen, Detlev von Liliencron. Die Zeit (Tageszeitung) 2457.

### Tschechisch.

67. Jan Krejci, Detlev von Liliencron. Studien aus der neueren deutschen Literatur. Prag 1905.

### Englisch.

68. R. C. K. Ensor, Liliencron. Contemporary Review 1909.

### Französisch.

69. Charles Andler, Detlev von Liliencron. La Revue de Paris 1909.
70. A. Chuquet, Detlev von Liliencron. Revue politique et littéraire 46.
71. Galimard de Genestoux, Detlev von Liliencron. Nouvelle Revue 1906.
72. A. Guillaud, Liliencron. Semaine Littéraire 1906.
73. Maurice Muret, Detlev von Liliencron. Revue Hebdomadaire 1907.

### Holländisch.

74. J. N. Pattist, Detlev von Liliencron. Groot-Nederland 1906.

### Italienisch.

75. Barbara Allason, Detlev von Liliencron. Nuova Anthologia 764.

### Lettisch.

76. Teodors, Detlef von Liliencron. Wehrotajs 1905.

### Polnisch.

77. J. K. Z parnasu hamburskiejo [Dehmel, Liliencron, Falke]. Bibliotheca Warszawska 257.

### Schwedisch.

78. H. Hungerland, Detlev von Liliencron. Scandinavisc Manadsrevy 5.

# Beilagen.

1. Liliencronsche Särge im Gewölbe von Gettorf.
2. Das Abgangszeugnis von der Kieler Gelehrtenschule.
3. Liliencrons Bücherei.
4. Übersicht der von Liliencron in den letzten elf Jahren seines Lebens gelesenen geschichtlichen Werke.
5. Liliencrons Doktorurkunde.
6. Liliencrons Dankschreiben an die Kieler Fakultät.
7. Vertonungen Liliencronscher Gedichte.
8. Nachrufe der Kameraden.
9. Zwei Gedenkreden an Liliencrons Grabe.

## 1. Liliencronsche Särge im Gewölbe von Gettorf.

(Aufzeichnung Liliencrons, wahrscheinlich aus dem Jahre 1901.)

1. Friederica Christiana Baronin von Liliencron geb. von Wohnsfleth, beigesetzt 1742.
2. Caspar von Buchwaldt auf Futterkamp, im Duell erstochen von Claus Freiherrn von Liliencron, beigesetzt 1764.
3. Christiana Friederica Baronesse von Liliencron, vermählt mit Joachim Friedrich von Buchwaldt zu Futterkamp. Mutter der Vorhergehenden, geb. 1723 Nov. 10 gest. 1796 April 21.
4. Joachim Friedrich von Buchwaldt, Erbherr auf Futterkamp, geb. 1709 Dec. 24. vermählt mit Christiane Friederica Baronesse von Liliencron.
5. Fräulein von Ahrensdorff, Nichte der Vorhergehenden, sieben Jahre alt.
6. u. 7. Balthasar von Ahlefeldt nebst Gemahlin.
8. u. 9. Detlev und Andreas von Ahlefeldt.
10. Carl Constantin Baron von Liliencron zu Jersbeck, geb. 1697 Sept. 4. gestorben 1724 Februar 18.
11. Anna Augusta von Rumohr, aus dem Hause Segalendorf, Tochter des Detlev Christian von Rumohr, Erbherrn auf Segalendorf, und der Anna Meta, geb. Baronesse von Fersen. Vermählt mit Christian Albrecht Baron von Liliencron, Erbherrn zu Bülck und Wulfshagen, geb. 1734 Mai 27., gestorben 1817 Mai.
12. Christian Albrecht Baron von Liliencron, Erbherr zu Bülck und Wulfshagen, geb. 1728 März 28. gestorben 1787 Mai.
13. Maria Elisabeth, geborene Gräfin von Brockdorf auf Klettkamp, vermählt mit Ernst Siegfried, Baron von Liliencron zu Wulfshagen und Hütten, geb. 1722 Juni 30., gestorben 1792 April 28. zu Schwarzenbeck.
14. Christian Friedrich Baron von Liliencron, gestorben im Alter von zwei Jahren und drei Monaten.
15. Friedrich Christian Baron von Liliencron, alt sieben Monate und fünf Tage, Bruder des vorigen.
16. Ernst Siegfried Baron von Liliencron, Erbherr zu Wulfshagen und Hütten, geb. 1720 April 1., gestorben 1786 Sept. 26.

Die vielfachen Beziehungen der Familie von Liliencron zu dem alten Schleswig-Holsteinischen Adel ergeben sich u. a. auch aus den Papieren der Prinzlich Schoenaich-Carolathschen Urkundensammlung

auf Haseldorf. Prinz Carolaths Mutter war eine Geborene von Schilden, und nach dem Aussterben des Geschlechts mit dem letzten Kammerherrn von Schilden erbte der Dichter den holsteinischen Besitz. Bei einem Besuch Liliencrons zeigte er diesem u. a. eine Urkunde, wonach ein älterer Liliencron von einem Schilden bei einem Kauf eine sehr bedeutende Geldsumme erhalten hatte — auf Detlev von Liliencron war freilich, zu seinem drastisch geäußerten Kummer, nichts mehr davon gekommen.

## 2. Das Abgangszeugnis von der Kieler Gelehrtenschule.

(Eigenhändig vom Rektor Horn.)

Friedrich Axel Adolph Baron von Liliencron, geboren in Kiel den 3. Juni 1844, trat Ostern 1854 in die Septima des hiesigen Gymnasiums ein, ward Michaelis 1854 in die Sexta, Ostern 1856 in die Quinta, Ostern 1857 in die Quarta, Michaelis 1858 in die Tertia und Michaelis 1860 in die Secunda desselben versetzt. Da er sich dem Militairfache widmen wollte, verließ er im August 1861 diese Anstalt um sich privatim auszubilden. Er ist mit guten geistigen Anlagen ausgerüstet, ist fleißig und aufmerksam gewesen und hat sich in und außerhalb der Schule stets gut betragen. Er war, was seine Kenntnisse betrifft, bei seinem Abgange in der vierten Abtheilung der Secunda. Möge ihm dies rühmliche Zeugniß zur Empfehlung bei seinen neuen Vorgesetzten dienen.

(Siegel der Anstalt) Rektorat der Kieler Gelehrtenschule.
d. 20. September 1861.

Professor Dr. Horn.

## 3. Liliencrons Bücherei.

(Frau Anna von Liliencron hat die Bücher nach dem Tode ihres Gatten in Kellinghusen aufgefunden und zurückgekauft. Soweit sich ein Überblick gewinnen läßt, fehlte von dem alten Bestande nichts wesentliches mit Ausnahme von Goethes Werken, von denen nur ein Band übrig geblieben war.)

Das Nibelungenlied, übertragen von O. Marbach.
Goethes Werke (Cottasche Bibliothek der Weltliteratur).
Bürgers Sämtliche Werke.

Byrons Werke, deutsch von Schäffer, Strodtmann und andern.[1])
Shelleys Dichtungen.
Gedichtbände von Platen, Kerner, Strachwitz, Lenau, Groth, Mörike, C. F. Meyer, Dranmor, Trojan, Puschkin, Lermontow, Tennyson, Leopardi und Petöfy.
Eichendorff, Aus dem Leben eines Taugenichts.
Jean Paul, Quintus Firlein.
Kortum, Jobsiade.
Gogol, Erzählungen.
Boccaccio, Dekamerone.
Tegners Frithjofssage.
Geibel u. Leuthold, Fünf Bücher französischer Lyrik.
M. E. Braddon, Eleanors Victory.

---

Berthold Auerbach, Lenau. Vortrag.
Karl Mayer, Lenaus Briefe an einen Freund.
Franz Hirsch, Geschichte der Deutschen Literatur.
Vischer, Ästhetik.
C. Beyer, Deutsche Poetik.

---

Uhland, Volkslieder.
Ph. Max Körner, Historische Volkslieder.
Simrock, Die deutschen Volkslieder.
Vilmar, Handbüchlein des deutschen Volksliedes.
Die deutschen Mundarten in Liedern. Leipzig 1875.
Merkens, Deutscher Humor alter Zeit.

---

D. Sanders, Abriß der deutschen Silbenmessung und Verskunst.
D. Sanders, Wörterbuch der Hauptschwierigkeiten in der deutschen Sprache.
A. Schleßing, Deutscher Wortschatz.

---

Dahlmann, Geschichte von Dännemark.
Brinkmann, Aus dem deutschen Rechtsleben.
Archenholtz, Der siebenjährige Krieg.
Waetzoldt, Die Pariser Tageszeiten.
Kritische und Unkritische Wanderungen über die Gefechtsfelder der preußischen Armeen in Böhmen 1866 I.

---

[1]) Die Übertragung Gildemeisters lieh Liliencron sich erst viel später von Arthur Fitger.

A. von Schell, Die Operationen der ersten Armee unter Goeben 1870/71.
Hue de Grais' Handbuch der Verfassung und Verwaltung in Preußen.
Moritz Busch, Die gute alte Zeit.

---

D. F. Strauß, Der alte und der neue Glaube.

---

Jakob von Falke, Die Kunst im Hause.
Jakob von Falke, Geschichte des modernen Geschmacks.

---

Schalk, Nordisch-germanische Götter- und Heldensagen.
Petiscus, Der Olymp.

---

Schacht, Lehrbuch der Geographie.
Laban, Flora von Schleswig-Holstein.
Wagner, Pflanzenkunde.
Neukirch, Naturbilder aus dem Insektenleben.
Voyages en France et autres pays. Paris 1808.
Diezel, Niederjagd.
Dazu noch zwei andere deutsche und ein französisches Jagdbuch.
Cheselden, Anatomie des menschlichen Körpers.

---

Louis Ehlert, Aus der Tonwelt.

---

v. Hellbach, Adelslexikon.
Almanach Impérial pour l'année 1810.
Dänischer Hof- und Staatskalender für 1839.
Gräfliches Taschenbuch 1868.

---

Waldersee, Der Dienst des preußischen Infanterieunteroffiziers.
Außerdem noch einige kleinere infanteristische Werke.

---

Eine englische Grammatik.
Ein Band dänischer Erzählungen in der Ursprache.

---

Außerdem enthielt die Bücherei natürlich eine Menge Dichtungen, Kampfschriften usw. von Liliencrons Freunden und Zeitgenossen aus den achtziger Jahren. Nach den trüben Kellinghuser Erfahrungen hat Liliencron sich nie wieder eine Bücherei angelegt; aber außer Wustmanns Buch hatte er stets Heynes Deutsches Wörterbuch zur Hand.

### 4. Übersicht der von Liliencron in den letzten elf Jahren seines Lebens gelesenen geschichtlichen Werke, soweit sie sich aus seinen Aufzeichnungen ergeben.

1. Christiani, Geschichte von Schleswig-Holstein.
2. Joh. Petersen, Chronica der Lande zu Holstein, Stormarn usw. 1599.
3. Witt (Pastor in Preetz), Quellen und Bearbeitungen der schleswig-holsteinischen Kirchengeschichte.
4. Nachricht von der Wasserflut 1717.
5. Vun de erschröckliche Springflot (Christnacht 1717), 1718 in Hamburg erschienenes Druckheft.
6. Extrakt der Inquisition in der Rantzauschen Blutsache 1727.
7. Diplomatarium Neomonasteriense et Bordesholmense. Teil 2.
8. Chronik Alberts von Stade (1021 bis 1250). (Chronicon Alberti Stadensis. Helmstadii 1584.)
9. Jahrbücher für die Landeskunde der Herzogtümer Schleswig-Holstein und Lauenburg, herausgegeben von der Gesellschaft für vaterländische Geschichte, redigiert von Lehmann und Handelmann. Band 1—10.
10. Nordalbingische Studien. Neues Archiv der schleswig-holsteinischen Gesellschaft für vaterländische Geschichte. 1. bis 6. Band.
11. Martini Coronaei Epitaphia stupenda et horrenda Nobilium Slesvico-Holsatorum, verbessert und fortgesetzt von J. F. Nodt. Handschrift der Kieler Universitätsbibliothek S. H. 148.
12. Peter von Kobbe, Schleswig-holsteinische Geschichte von 1694 bis 1808. Altona 1834.
13. Neues staatsbürgerliches Magazin, herausgegeben von Dr. N. Falck. 1.—5.
14. Vonn Denen vonn Adell: Eckernförder Landtregister 1630. (Seestern-Pauly, Beiträge II 114).
15. Andreas Angely, Holsteinische Adelschronik.
16. Amthors Historischer Bericht von dem vormaligen und gegenwärtigen Zustande der schleswig-holsteinischen Ritterschaft.
17. Vita Anskarii von seinem Schüler Rimbert, übersetzt von Laurent, Berlin 1856. (Aus den Monumentis Germaniae Historicis.)
18. Helmolds Chronik (fortgesetzt in freier Weise bis 1209 durch Arnold, 1. Abt des Klosters St. Johannis in Lübeck) = Hel-

moldi Chronica Slavorum und Arnoldi Chronica Slavorum (Monumenta XXI 11—99 XXI 115—250).
19. Chronik der nordelbischen Sassen. Staatsbürgerliches Magazin IX.
20. Detleffen, Die Rittergeschlechter der holsteinischen Elbmarschen.
21. Derselbe, Geschichte des Kirchspiels Neuenkirchen an der Stór.

5. Liliencrons Doktorurkunde.

Q. D. B. V.
SUMMIS AUSPICIIS
SERENISSIMI AC POTENTISSIMI PRINCIPIS
GUILELMI II
IMPERATORIS REGIS
DOMINI NOSTRI CLEMENTISSIMI
ACADEMIAE CHRISTIANAE ALBERTINAE KILIENSIS
RECTORE MAGNIFICO
ERICO SCHAEDER
THEOLOGIAE DOCTORE ET PROFESSORE PUBLICO ORDINARIO
IN VIRUM LITTERARUM LAUDE FLORENTISSIMUM POETAM PRAENOBILISSIMUM
DETLEVUM BARONEM DE LILIENCRON
SEXAGESIMA QUINTA NATALICIA CELEBRANTEM
QUI IN HAC IPSA MUSARUM ALMA SEDE KILIENSI SUB UMBRA SANCTI NICOLAI ECCLESIAE NATUS
LARES PATRIOS SLESVICO-HOLSATICOS FERVIDO ANIMO PIOQUE CULTU PROSECUTUS EST
CUI MILITI STIPENDIA MERITO IN REGIS OFFICIO
CUM VITAM SUB ARMIS CERNERET IN BELLIS AUSTRIACO NECNON FRANCOGALLICO
HONESTIS AFFLICTUS VULNERIBUS
BELLONA FACTA EST MUSA FABULARUM INVENTRIX SOLLERTIUM
QUI QUAE EST VIRTUS BELLICA RARA ET PRETIOSISSIMA
PERICULO IMMINENTE OCULORUM OBTUTU PERSPICACISSIMO DISCERNENDI ET EXEQUENDI QUAE NECESSE SIT EXEQUI
EANDEM VIRTUTEM PERCIPIENDI VELOCISSIME PRAESTITIT IN CAMPO POETICO
RES EXTERNAS MENTE CONCEPTAS MOMENTO TEMPORIS AC QUASI DEVORATAS POESEOS SUCO INMISCUIT
IMAGINATIONIS FLAMMA INCENDIT COMMUTATA IN ARTEM NATURA
QUI 'SANCTAM TRINITATEM' VERSUUM STROPHASQUE OCTONIS STRUCTAS PERIODES IN SUAE ARTIS USUM VERTIT
NOVO MELLE INFUSO VASIS VETULIS

QUI CARMEN EPICUM
AB HOMERO EXORSUM FACTA DEORUM ET HOMINUM AFFLATU DIVINO ENARRANTE DEFLEXUMQUE AD RECENTES VELUTI
BYRONEM IN 'HARALDO' CONDENTEM SUB CARMINE HEROICO IMAGINEM VITAE SUAE IPSIUS
NOVO INSUPER AUXIT GENERE SCRIBENDI SOLITARIUS POGGFREDENSIS
VATES LYRICUS FACTUS IN EPICO
PECTORIS HUMANI ARCANA OMNIA SUBLIMIA HUMILIA SPECULATUS EX ARCE POESEOS
SUMMOS IN PHILOSOPHIA HONORES
EX DECRETO ORDINIS PHILOSOPHORUM KILIENSIS
HONORIS CAUSA
COLLATOS ESSE TESTATUR
FERDINANDUS HOLTHAUSEN
PHILOSOPHIAE DOCTOR ET LITTERARUM ANGLICARUM PROFESSOR PUBLICUS ORDINARIUS PHILOSOPHORUM ORDINIS H. T. DECANUS
ET
HUIUS REI HASCE LITTERAS TESTES
SIGILLO ORDINIS PHILOSOPHORUM
MUNIVIT
DATUM KILIAE HOLSATORUM DIE III MENSIS IVNII ANNI MDCCCCVIIII

LS

KILIAE TYPIS EXPRESSERUNT SCHMIDT & KLAUNIG

### 6. Liliencrons Dankschreiben an die Kieler Fakultät.

Alt-Rahlstedt, 5. Juni 1909.

Hochgeehrte Herren,
Hochgeehrter Herr Dekan!

Sie haben die Güte gehabt, mir an meinem fünfundsechzigsten Geburtstage die hohe Würde eines Doktors der Philosophie honoris causa zu verleihen, und Seine Spektabilität hat überdies die große Freundlichkeit gehabt, die Ernennungsurkunde gemeinsam mit dem Herrn Professor Dr. Carl Neumann mir persönlich zu überbringen.

Wollen Sie, hochgeehrte Herren, für diese mich geradezu überwältigende Auszeichnung meinen aufrichtigsten Dank aus bewegtem Herzen entgegennehmen.

Der Wortlaut Ihres Diploms begleitet mich von den Tagen meiner Kindheit in Ihrer und meiner Stadt durch meine Offiziersjahre bis in die Jahrzehnte meiner dichterischen Schöpfungen, und selbst der Einsiedler von Poggfred hat sich in der Legende Ihrer Urkunde die Latinisierung nicht ohne ein behagliches Lächeln gefallen lassen.

Ihre mich völlig überraschende Ernennung wie die liebevolle Form ihrer Verkündigung aus berufenem Munde werden für mich und die Meinen immer eine vor andern teure Erinnerung sein.

Wenn mein Sohn einst herangewachsen ist, soll er und soll dereinst mein Enkel mit Stolz und Rührung das Gedächtnis davon bewahren, daß mir von der philosophischen Fakultät meiner Vaterstadt diese ungewöhnliche Ehre erwiesen wurde.

Ich fühle mich durch Ihre Güte meiner Heimat aufs neue und unauslöschlich verbunden und bleibe für alle Zeiten Ihr, der Hohen Philosophischen Fakultät der alma mater Christiana Albertina in Dankbarkeit und ausgezeichneter Hochachtung

ehrerbietigst ergebener
Dr. Detlev Baron von Liliencron.

7. Vertonungen Liliencronscher Gedichte.
(Vollständigkeit war nicht zu erreichen.)

Eugen d'Albert: Die kleine Bleicherin, Ach jung, Wiegenlied.
Conrad Ansorge: Schöne Junitage, Sommernacht, Acherontisches Frösteln.
Ernst Baeker: Briefwechsel, Erwartung, Blümekens, Acherontisches Frösteln.
Otto Ball: Kleine Ballade.
Waldemar von Baußnern: Auf einer grünen Wiese, Zu spät, Mit Trommeln und Pfeifen.
Walter Beetz: Die kleine Bleicherin, Müde.
Eduard Behm: Glückes genug.
Wilhelm Berger: Trin.
Leo Blech: Weihnachtslied aus Poggfred.
E. Bollmann: Wiegenlied.
Johannes Brahms: Auf dem Kirchhof.
Walter Courvoisier: Das Schlachtschiff Temeraire, für Männerchor und Orchester.
Hermann Drechsler: Unheimlicher Teich, Die Birke, Sphinx in Rosen, Hyazinthen, Ein Geheimnis, Unter Goldregen und Syringen, Das Gewitter, Die Wasserschwertlilie, Viererzug, Lie-

besnacht, Verbotene Liebe, Ich habe dich so sehr geliebet, Haidebild, Hans der Schwärmer.

Arnold Ebel: April.

Hermann Erler: Eheglück (Nichts weiß ich heiliger in allen Landen).

Otto Feller: Zu spät.

Fritz Fleck: Aus der Kinderzeit.

Philipp Gretscher: Sehnsucht, Auf eine Hand, Acherontisches Frösteln, Glückes genug, Goldammer, Mittagsschläfchen, Legende, Wer weiß wo?, Der Jugendwagen, Tiefe Sehnsucht, Blümekens, Spielerei, Du hast mich aber lange warten lassen, Mit der Pinasse, Mit Trommeln und Pfeifen.

Gustav Grube: Tiefe Sehnsucht.

Siegmund von Hausegger: Herbst.

Hans Hermann: Mit der Pinasse, Triolett, Sehnsucht.

Arthur von Holwede: Tod in Aehren.

Otto R. Hübner: Siegesfest, Kleine Ballade, Abschied, Wiegenlied, Zu spät, Tod in Aehren, Mit Trommeln und Pfeifen, Heimgang in der Frühe, Mitternacht, Am Waldesausgang, Blümekens, Auf eine Hand, Grete mit der Harke, Viererzug, An Deutschland, Glückes genug, Weite Aussicht, Meiner Mutter, Schwalbensiziliane, In einer großen Stadt, Haidebild, Tiefe Sehnsucht, Einen Sommer lang, Mittagsschläfchen, Aus „Einer Toten", Ballade in U-Dur, Sehnsucht, Der Handkuß, Erwartung, Auf einer grünen Wiese, Liebesnacht, Auf dem Kirchhof.

Gustav Kanth: Siegesfest, Zu spät, Ich liebe dich.

Karl von Kaskel: Mit der Pinasse.

Heinrich Kassimir: Bruder Liederlich, Legende.

Fritz Kögel: Zu spät, Mit Trommeln und Pfeifen, Im Trabe.

Friedrich E. Koch: Einen Sommer lang.

Otto Kohlmann: Das Schlachtschiff Temeraire.

Karl Lafite: Bruder Liederlich.

Gustav Lazarus: Fatinga.

Max Marschalk: Sehnsucht.

Wilhelm Mauke: Aus einem Raubzuge, Schöne Junitage.

Oskar Metzner: Begräbnis, Vergiß die Mühle nicht, Spielerei, Auf einer grünen Wiese, Kleine Legende, Acherontisches Frösteln, Das Kornfeld, Das alte Steinkreuz am Neuen Markt, In einer großen Stadt, Wiegenlied.

J. Müller-Hermann: Tod in Aehren.

Ernst Otto Nodnagel: Tiefe Sehnsucht, Glückes genug, Liebesnacht.
Hans Pfitzner: Müde, Sehnsucht.
Carl Piepe: Hans der Schwärmer.
Hans Pogge: Wiegenlied, Kleine Ballade, Tod in Aehren, Erwartung, Die Musik kommt, In Erinnerung.
Oskar C. Posa: Du hast mich aber lange warten lassen, Tiefe Sehnsucht, Goldammer, In einer großen Stadt, Der Handkuß, Ich liebe dich, Verbotene Liebe, Und ich war fern, Frühling, Die gelbe Blume Eifersucht.
Max Reger: Glückes genug.
James Rothstein: Zu spät, Glückes genug, Spielerei.
Hannes Ruch: Kurz ist der Frühling.
Siegfried Salomon: Zu spät.
Heinrich Schenker: Versteckte Jasminen, Vogel im Busch, Wiegenlied.
Kurt Schindler: Einen Sommer lang, Zu spät, Blümekens, Auf einer grünen Wiese.
Eduard Schütt: Einen Sommer lang.
Schulze-Biesantz: Auf einer grünen Wiese, Ich liebe dich, Und ich war fern, Zu spät.
Bernhard Schuster: Glückes genug, Schwalbensiziliane, Die Musik kommt.
E. Sichmann: Sehnsucht.
Simon Singer: Glückes genug, Verbotene Liebe.
Alfred Sohrmann: Nach dem Ball.
Reinhold Späther: Tod in Aehren, Liebesnacht, Wiegenlied.
Oskar Straus: Die Musik kommt, Müde, Die kleine Bleicherin, Hans der Schwärmer.
Richard Strauß: Bruder Liederlich, Sehnsucht, Glückes genug, Meinem Kinde.
Luise Tyrol: Goldammer.
Georg Vollerthun: Zwei Meilen Trab, Schrei, Und ich war fern, Sehnsucht, Glückes genug, Heimgang in der Frühe, Alt geworden, Das Schlachtschiff Temeraire, Wer weiß wo?
Herwarth Walden: Bruder Liederlich.
Felix Weingartner: Weihnachtslied aus Poggfred.
Fr. von Wickede: Schöne Junitage, Mit der Pinasse.
Weinhöppel: Zu spät, Glückes genug.
Curt Wiedemann: Die Musik kommt.

Richard Wintzer: Glückes genug, Tiefe Sehnsucht, Maienkätzchen.
Erich J. Wolf: Einen Sommer lang, Sehnsucht, Glückes genug.
Bogumil Zepler: Bruder Liederlich.
Hermann Zilcher: Frühgang, Zu spät, Glückes genug, Dorfkirche im Sommer, Verbotene Liebe, Triolett, Liebesnacht.

## 8. Nachrufe der Kameraden.
(Aus dem Militairwochenblatt.)

Am 22. Juli verschied
der königliche Hauptmann a. D.
Detlev Frh. v. Liliencron.
Er kämpfte als Offizier des Regiments gegen Frankreich
und ward bei St. Remy verwundet.
Treuer Anhänglichkeit an seinen alten Truppenteil gab er
wieder und wieder Ausdruck.
Sein Regiment vergilt ihm das!
Stolz darauf, ihn zu den Seinen zählen zu dürfen, wird
es sein Andenken in Ehren halten.
Im Namen des Offiziercorps
des 1. Kurhessischen Infanterieregiments Nr. 81:
Friedrich Karl Prinz von Hessen,
Oberst und Regimentskommandeur.

Am 22. Juli starb im 66. Lebensjahre
zu Alt-Rahlstedt
Herr Hauptmann a. D.
Dr. Detlev
Frhr. v. Liliencron,
Ritter des Eisernen Kreuzes und des Roten Adlerordens vierter Klasse. Das Offiziercorps, dem der Verstorbene stets reges Interesse gezeigt und das er bei kameradschaftlichen Versammlungen durch seines Geistes Gaben erfreut hat, betrauert sehr den Verlust dieses vortrefflichen Kameraden und Mitkämpfers aus glorreicher Zeit.
Sein Andenken wird in Ehren gehalten werden.
Im Namen des Offiziercorps
des Landwehrbezirks II Altona
Heinemann, Oberstleutnant z. D. und Kommandeur.

## 9. Zwei Gedenkreden an Liliencrons Grabe 25. Juli 1909.

### Jakob Loewenberg:

In meiner Heimat, in Westfalen war es, in dessen Füsilierregiment Liliencron seine jungen Soldatenjahre verlebt hat. Ich stand im Garten, um einen ersten Ferientag zu genießen, und blickte nach den dunkelblauen Höhen des Teutoburger Waldes. Da traf mich die Nachricht: Liliencron ist tot. Entsetzt fuhr ich zusammen. Meine beiden Knaben sprangen herzu, und als sie hörten, was mich erschüttert hatte, schmiegten sie sich fest an mich und schlichen dann bestürzt von dannen. Ahnten sie, was ich, was auch sie, was unser Volk verloren?

Liliencron ist tot! Noch dreimal ward es mir an demselben Morgen in dem kleinen Städtchen zugerufen, als ob die Menschen es nicht fassen könnten. Wohl hat er oft genug den Tod in seinen Dichtungen heraufbeschworen, hat dem Allbezwinger auf dem Schlachtfeld, auf den Deichen der einsamen Frieseninseln, beim Jagdgang durch Feld und Wald ins Auge geschaut, aber immer wieder hat ihn sein fröhlicher Siegesruf verscheucht: Hurra, das Leben! Er war so ganz und gar im Tun und Dichten ein Lebensbejaher, war so ewig jung und kraftvoll, daß es sich uns gar nicht zusammenfügen will: Liliencron — tot. Selbst, als er mir noch vor wenigen Tagen schreiben ließ: „Besuche mich jetzt nicht, ich leide an schwerem Rheumatismus," stieg keine bange Ahnung in mir auf. Und nun doch und doch! Und da ließ ich die Heimat, um hinzueilen, wo mir ein bestes Stück der Heimat meiner Seele entrissen war. Und als ich gestern im Abenddämmer durch die stille, regendunkle Haide fuhr, durch seine Haide, da war er wieder bei mir.

Und wir saßen in der Palmaille zu Altona in seinem Kämmerlein, das ein großer Schreibtisch fast ausfüllte, und ich hörte sein kräftiges Wettern über die „Länglinge und Süßlinge" unserer Literatur und hörte sein herzhaftes Lachen über die Spießer und Philister.

Und wir gingen zusammen zu dem ersten Vortragsabend der Literarischen Gesellschaft. Sie, die ihm heute durch mich ihren letzten Gruß sendet, hat ihn schon in der ersten Zeit ihres Bestehens, im Anfang der neunziger Jahre, begeistert gefeiert, damals, als noch der Kampf um ihn wogte, als man es noch wagen durfte, ihn anzuwerfen.

Und sah ihn an dem andern Abend, an seinem 60. Geburtstag, als wir, uns ehrend, ihn zum Ehrenmitglied unserer Gesellschaft ernannten und Hunderte und aber Hunderte ihm immer und immer wieder ihren Dank zujubelten. Da leuchtete es wohl in seinem Auge auf, aber doch bat er, der Bescheidene, Stille, der im tiefsten Herzen Einsame — wie alle Großen einsam sind — bat flehend: „Komm, laß uns irgendwo hingehen, wo wir allein sind."

Und sah ihn, den immer Gütigen, wie er aus seinem freundlichen Hause hier in Alt-Rahlstedt dem Besucher sein Willkommen entgegenwinkte, und wanderte mit ihm einen seiner neunundbreißig „schönsten Spaziergänge" und erlebte in dem wundersamen Hin- und Herspringen seines Gespräches einen Poggfredsang. Ein armer Handwerksbursche begegnet uns, und er gibt ihm einen Schein: „Gut für ein Glas Bier." Eine alte Frau steht am Wege, und er hilft ihr das Grasbündel aufladen und sagt lächelnd: „Meine Muse, der sack ich alles auf."

Die Sonne hat sich noch durchgerungen und ist untergegangen, die Haide liegt in Nacht, aber die Sterne steigen herauf, so hell und glänzend, wie ich sie lange nicht gesehen. Und er weist zu ihnen hin, und als ich seine Hand festhalten will, wehrt er ab: „Hab ich nicht lange genug gekämpft? War nicht jeder Tag ein Schlachtfeld? Ihr habt den jungen Liliencron geliebt, ich weiß es, ihr habt ihn geliebt, wollt Ihr einen alten? Es ist genug, ich bin müde. Laßt mich, Kinder, laßt mich" — und ging, wie sein Kai von Vorbrüggen, barhaupt, den Kopf zurückgebogen, mit ausgespannten Armen, langsam querfeldein den Sternen zu. Ich sah ihm nach und war allein. —

Warum ich nur Persönliches sage von ihm, von dem so viel anderes zu sagen wäre? Weil, was gestern Erlebnis war, heute Geschichte ist, wie dieser kleine Ort, den er so liebte und in dem er so geliebt wurde, gestern nur von wenigen gekannt, heute, aus dem Dunkel herausgehoben, für Millionen geweiht ist, weil Liliencrons Dichten so ganz eins ist mit seinem Leben, so ganz urwüchsig, so ganz Natur wie er selber. Wer den großen Dichter in ihm verehrt, der uns mit seinen Liedergaben überschüttet hat wie kein Zweiter unserer Zeit, der muß auch den Menschen in ihm lieben, diese trotz tausend scheinbarer Widersprüche so geschlossene, einheitliche Persönlichkeit, diese große Natur.

Erinnerung, Phantasie und Traum woben die Gebilde seiner Dichtung, aber das hellste Auge gab ihnen Farbe und Glanz der Wirklichkeit, und das beste Herz verlieh ihnen die Weihe. Wenn etwas größer war als seine Dichtungen, so war es sein hilfsbereites, immer

zum Schenken, zur Anerkennung geneigtes Herz. Darum lag in seinem Bann, wem einmal er die Hand entgegengestreckt, wer einmal in sein treues Auge geblickt. Darum ist er geliebt worden wie selten ein Dichter, und darum wird sein Volk, das glaube ich zuversichtlich, seinem Weibe und seinen Kindern einen Teil des Dankes heimzahlen, den es ihm schuldig geblieben.

Er war auf den Sternen daheim wie in seinem geliebten Schleswig-Holstein, nun ist er heimgegangen zu den Sternen. Unser Auge blickt ihm tränentrübe nach; aber an ihm hat sich erfüllt, was er in seinem Poggfred sang:

Hinauf, hinauf in immer höherm Flug,
Bis du empfangen wirst von Sternenchören:
Wie je dein Herz in Seligkeiten schlug,
Und durften Schmerz und Elend dich zerstören,
Hier fallen irdische Freuden, irdischer Trug,
Niemals wird dich Gemeines mehr empören.
Ein dunkler Flammenmantel deckt die Zeit,
Still leuchtet drüber die Unsterblichkeit!

Heinrich Spiero:

Im Namen der Hamburger Kunstgesellschaft rufe ich dir, unvergeßlicher Dichter, treuer, geliebter Freund, einen herzlichen Abschiedsgruß ins viel zu frühe Grab. Lorbeer und rote Rosen hab ich dir an den Sarg gelegt, den Kranz des Ruhms dem, dessen Name, wie wir in diesen bitter schweren Tagen aufs neue erfuhren, die Welt erfüllte, Rosen dem, der das Leben geliebt hat bis zum letzten Augenblick, der es vollendet hat als einen geschlossenen Ring. Aufrecht, gütig, liebevoll, immer wieder schöpferisch, gingst du zwischen uns einher, und nimmer hätten wir geahnt, daß wir dich so früh lassen müssen. Tapfer hast du gestanden im Dampf der Schlacht, im Kampf der Tage. Und wenn je das Wort, das Goethe Schiller nachrief, das Wort „Lebenswürdig", noch von einem andern galt, so galt es von dir. Und dennoch warst du auch, in hohem Sinne gesprochen, todeswürdig. Denn furchtlos wie im Gefecht, standest du immer dem großen Geheimnis gegenüber, hinter dessen Schleier kein lebendiges Auge blickt. Auf dem erkämpften Gipfel sahst du lächelnd rückwärts und mutig vorwärts.

Und immer fort, der Fackel zu,
Dem Torfahrtlicht der ewigen Ruh —

so gingst du ganz bewußt deine Straße. Noch wissen wir nicht, wie wir dich hinwegdenken sollen aus der Gemeinschaft der Atmenden. Das aber geloben wir, die dir im Leben nahestehen durften, die du mit deiner Freundschaft beglücktest: den Deinen die Treue zu halten und zu wahren als ein heiliges Vermächtnis. Du bleibst der unsere, wir bleiben die Deinen. Lebwohl, Detlev von Liliencron! —



# Bilder.



Liliencrons Eltern
mit Fritz (rechts) und Emma (links)
1848



Liliencrons Geburtshaus in Kiel



Liliencron
im zwölften Lebensjahr
1856



Liliencron
als Sekundaner der Gelehrtenschule
1860

Friedrich Axel Adolph Baron von Liliencron, geboren zu Kiel den 3 Juni 1844 trat Ostern 1854 in die Septima des hiesigen Gymnasiums ein, ward Michaelis 1854 in die Sexta, Ostern 1856 in die Quinta, Ostern 1857 in die Quarta, Michaelis 1858 in die Tertia und Michaelis 1860 in die Secunda derselben versetzt. Da er sich dem Militairfache widmen wollte, verließ er im August 1861 diese Anstalt um sich privatim auszubilden. Er ist mit guten geistigen Anlagen ausgerüstet, ist fleißig und aufmerksam gewesen und hat sich in und außerhalb der Schule stets gut betragen. Er war, was seine Kenntnisse betrifft, bei seinem Abgange in der vierten Abtheilung der Secunda. Möge ihm dies rühmliche Zeugniß zur Empfehlung bei seinen neuen Vorgesetzten dienen.

Rectorat der Kieler Gelehrtenschule
d. 20 September 1861.

Professor Dr. Horn.

Abgangszeugnis aus Kiel
1861



Das Haus Domstraße 6 in Mainz
Wohnung Liliencrons und Seckendorffs, 1866–1870



Fähnrich
Engers, 1864



Unteroffizier
Mainz, 1863

Der Fähnrich im Kreise der Kompagnie-Unteroffiziere, 1861



Leutnant im Regiment 81
kommandiert zum Lehrinfanterie-Bataillon
Potsdam, 1869



Leutnant im Regiment 37
Rawitsch, 1865

Schloß und Stadt Nachod

Aufn.: L. Hermestroff, Metz

Schloß Ladonchamps



Der Leutnant Liliencron (×) auf Feldwache
1870

Der Leutnant mit dem Hauptmann und Mannschaften der mobilen Kompagnie 2/81 nach der Rückkehr
1871

Mainz, 22. Oct. 69.

Mein lieber Baron!

Komme doch einmal herüber [illegible]

Brief an Ernst Freiherrn v. Seckendorff vom 22. Oktober 1869

Heine – u. wenn man Heine liest, ist man entweder glücklich oder unglücklich verliebt — [illegible], wie mich das gequält und [illegible] Schmerzen habe, u. welche herrliche Lust. —

Ich habe eine Bitte: Kommen Morgen Abend 10 Minuten vor 8 Uhr an – wir verleben dann einen [illegible] Abend – u. bleib Sonntag hier – [illegible] mit mir Abends! [illegible]

[illegible]

Deine [illegible]

[illegible]



Aufn.: R. Hummel, Köthen

Leutnant, Köthen, 1871



Aufn.: D. Vahlendick, Kellinghusen

Liliencron im Jahre 1873



Dorfstraße auf Pellworm

Bleistiftzeichnung von Hauschteck



Liliencrons Wohnhaus in Pellworm

Bleistiftzeichnung von Hauschteck

Am Deich auf Pellworm

Bleistiftzeichnung von Hauschteck

Aufn.: D. Bahlendick, Kellinghusen

Kellinghusen. Gesamtansicht

Aufn.: D. Bahlendick, Kellinghusen

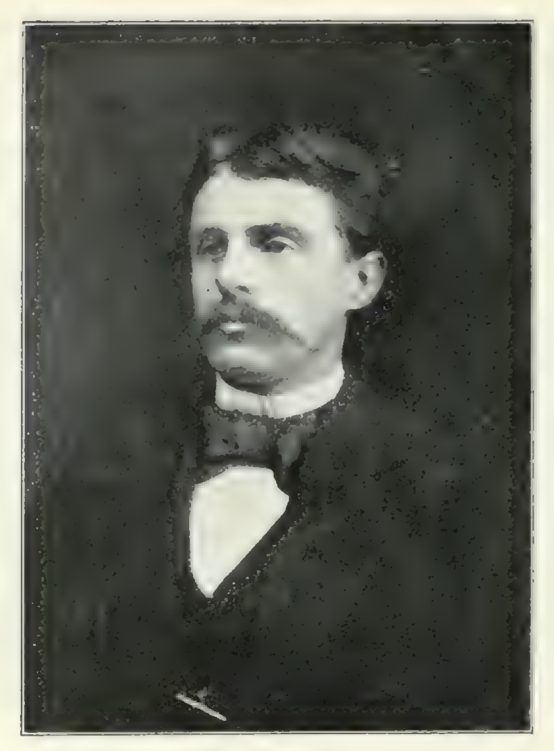
Die Allee von Kellinghusen nach Rosdorf

Aufn.: T. Bahlendick, Kellinghusen

„König Ringelhaars Grab"

Aufn.: T. Bahlendick, Kellinghusen

Weg unter der Lieth bei Kellinghusen



Aufn.: Otto Fachte, Görlitz

Nach der Rückkehr aus Amerika, 1878

Aufn.: D. Bahlendick, Kellinghusen

Liliencrons letzte Wohnung in Kellinghusen

Aus dem ersten „ABC-Buch"

1880



Aufn.: D. Bahlendick, Kellinghusen

Liliencron in Hauptmanns-Uniform
Kellinghusen, 1883



Liliencron als Kirchspielvogt
in Kellinghusen, 1885



Aufn.: D. Vahlendick, Kellinghusen

Liliencron in Kellinghusen, 1889



Liliencron in Altona, 1892

Der Gouverneur.

Auf einer Forschungsfahrt im Ocean
Fand ich ein Inselchen, so leer und öde,
Als hätte jüngst das Schwert des Sommerorkan
Den letzten Keim gebrochen fort und spröde,
Die Pest gezogen ihre Seuchenbahn,
Daß wenig Menschen bleiben, blaß und blöde.
Doch hielten auch hier die stolzen Herren,
Und Knall und Wolke spielten in die Ferne.

Kein Pflug, verrostend, ritzt die Ackerkrume
Kein Jäger schwang am Hut die Feder keck.
Spärlich wuchs Gras und Moos und Heideblume,
Zerzaust verkroch im Blatt sich grün vor Schreck;
Die Kirche lag, verlassen im Heiligtume,
Von ganz verschlammten Sachen im Versteck.
Doch bestanden auch hier die stolzen Herren.
Darunter gab es hoch und Niederen.

Aus dem sechsten „ABC-Heft“
„Pellworm, Atlantischer Ozean“
Dezember 1882



Philosophenweg bei Kellinghusen „zwischen Roggenfeld und Hecken", Lieblingsspaziergang Liliencrons

Einen Sommer lang.

~~Stelldichein~~

Zwischen Roggenfeld und Hecken
Führt ein schmaler Gang;
Süßes, seliges Verstecken
Einen Sommer lang.

Wenn wir uns von ferne sehen,
Zögert sie den Schritt,
Rupft ein Hälmchen sich im Gehen,
Nimmt ein Blättchen mit.

[illegible]

Hinter kommt sie langsam näher,
Färbt sich rot wie Mohn,
Doch ich bin ein feiner Späher,
Kenn die Schelmin schon.

Noch ein Blick in Weg und Weite,
Ruhig liegt die Welt.
Und es hat an ihrer Seite
Mich der Schlummer gefällt.

Zwischen Roggenfeld und Hecken
Führt ein schmaler Gang.
Süßes, seliges Verstecken
Einen Sommer lang.

13. August 1941

„Einen Sommer lang ... !!!"
„Felicissima notte, Lia Felicissima
V. Ri. A. [illegible] .... 22. 8. +

[illegible] 18. 8. 41 [illegible]



Haus und Zimmer in Altona, Palmaille 5



Aufn.: Atelier Schmid, Altona

**Liliencron in Uniform**
in den neunziger Jahren

Leipzig, 6. III. 93.

[illegible]

Brief an Timm Kröger vom 6. März 1893

machen. Ich kann
wirklich nicht alle
Ill. Bänden zu
besorgt. Und wenn
gar lese ich gern
ärgern Menschen
**öffentlich**
vor mich her.
Sorgen Sie nur
mal bequem los!
Wie ist's? Kann ich Ihr
Zusammensein [illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
Adr: Leipzig
Adr: Herrn Wolf.
[illegible] 17
[illegible] I.



Liebhaber-Aufnahme
1896



Aufn.: Anna v. Krane

Liliencron in Altona
1896



Aufn.: H. Widensohler, Stuttgart

Am Schreibtisch, 1898

[illegible]

Karte aus Düsseldorf vom 22. Januar 1898 an Richard Schuster



Aufn.: W. Creutz, Hamburg

Liliencron in Alt-Rahlstedt, 1901



Aufn.: Hans Breuer, Hamburg

Liliencron mit Baronin Anna und den Kindern
im Alt-Rahlstedter Garten, 1901



Aufn.: Hans Breuer, Hamburg

Liliencron mit seinem Hunde Pico vor dem zweiten Alt-Rahlstedter Haus





Gartenweg und Vorderansicht vom dritten Alt=Rahlstedter Haus



Aufn.: August Scherl, Berlin

Liliencron und seine Tochter im Arbeitszimmer, 1904



Aufn.: August Scherl, Berlin

Liliencron und sein Söhnchen im Garten, 1901



Aufn.: O. Vahlendick, Kellinghusen

Liliencrons Denkmal in Springhoe bei Kellinghusen



Aufn: Louis Held, Weimar

Liliencron im Nietzsche-Archiv, 1904

Wien, 13. 4. 01.

Mein alter Lieber Herr Schuster! Ultra posse, nemo obligatur. Diese verflixten, niederträchtigen langen Schaubegaffungen, diese mich ewig umgebenden neugierigen Menschenmassen. Ich wandere nur noch wie ein Federballen von Hand zu Hand. Gestern machte ich 7 (sieben!) Gesellschaften, darunter 1/2 Dutzend

Brief an Richard Schuster, Wien, 1901

zu einem [illegible] und
[illegible] werde, [illegible] überall
in Wien „Fürst". [illegible],
[illegible], [illegible].
[illegible] [illegible] auf [illegible]
[illegible] Maria [illegible]. 7 kann

nicht mehr.

Alle Zeitungen — ich lese aber

keine — sind voll von mir. Heute
Abend lese ich [illegible]. [illegible]
[illegible] bekommen [illegible]. [illegible]
über [illegible], [illegible]

schreib ich oder telegraphire ich.

Mehr als [illegible]

[illegible]

Aufn.: Hans Breuer, Hamburg

60. Geburtstag

Sitzend: Falke, Liliencron, Frau Falke, Loewenberg, Ernst, Goldschmidt, Fuhrmann, Spiero, Tormin
Stehend: hinter Loewenberg die Baronin, mit dem Hut Lembke, dann Gerhard

Aufn.: Hans Breuer, Hamburg

60. Geburtstag

Liliencron mit den Veteranen



Aufn.: August Scherl, Berlin

Liliencron in Alt-Rahlstedt, 1901

Zwei für die siebente Auflage des Poggfred
neu gedichtete Stanzen

— 192 —

Lautlose Stille drückt den Meeresspiegel,
Der unabsehbar, Hochflut, vor mir gleißt,
Worin sich, wie in ungeheuerm Tiegel,
Flüssig Metall zu weißem Schilde schweißt.
Die Sonne hängt, ein großes goldnes Siegel,
Am Himmel und verwahrt den Großen Geist.
Am Abend schmilzt sie in die See hinab,
Dann schließt der Mond als Sieger Nacht und Grau.

Ich stehe auf dem Winterdeich und schaue
Auf diesen grenzenlosen toten Frieden,
Und schau hinauf ins unbegrenzte Blaue,
Wo Zeus einst runterschmiß die Titaniden;
Ich hätt es ansehn mögen, dies Gehaue,
Das war gewiß kein simples Seifensieden.
Mein Auge wendet sich ins Inselland
Und wird durch einen Eilwagen gebannt.

Er fährt in grader Linie auf mich her,
Auf klinkerhartem Wege rollt sichs gut;
Ah, à la d'Aumont! Vornehm! „aber sehr"!
Die raschen Pferde sind von edelm Blut.
Das glitzert wie ein Diamantenmeer:
Geschirr und Schecken, Speichen, Hut und Glat.
Ein Dämchen [illegible] Fond kommod,
Ihr [illegible]

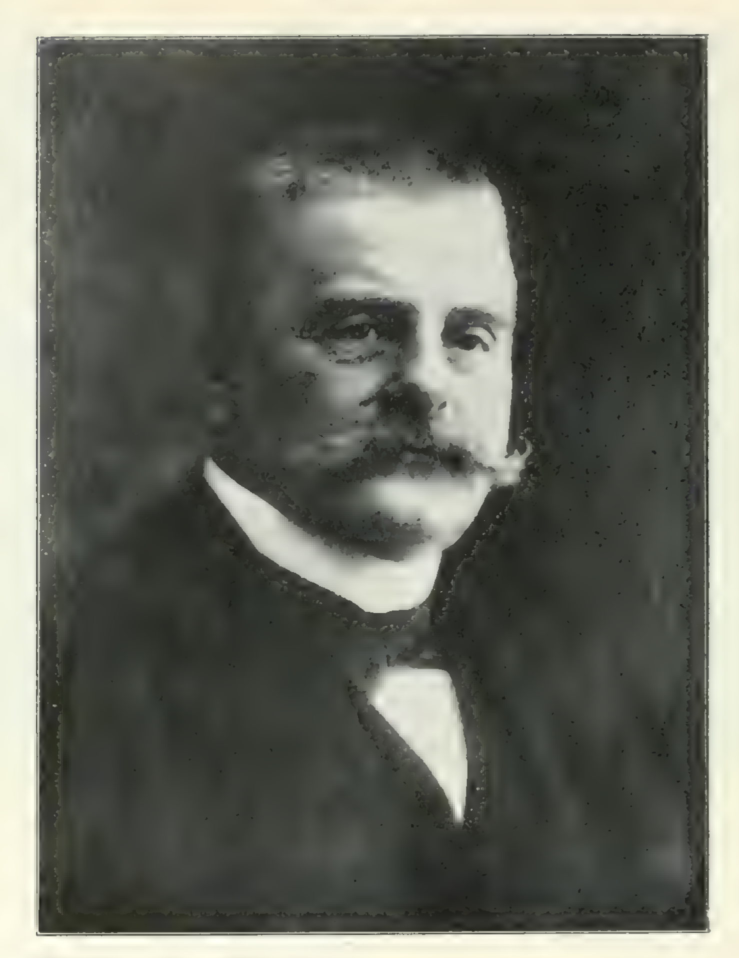
Eine Korrekturseite aus Poggfred



Liliencron in Tangstedt, 1908

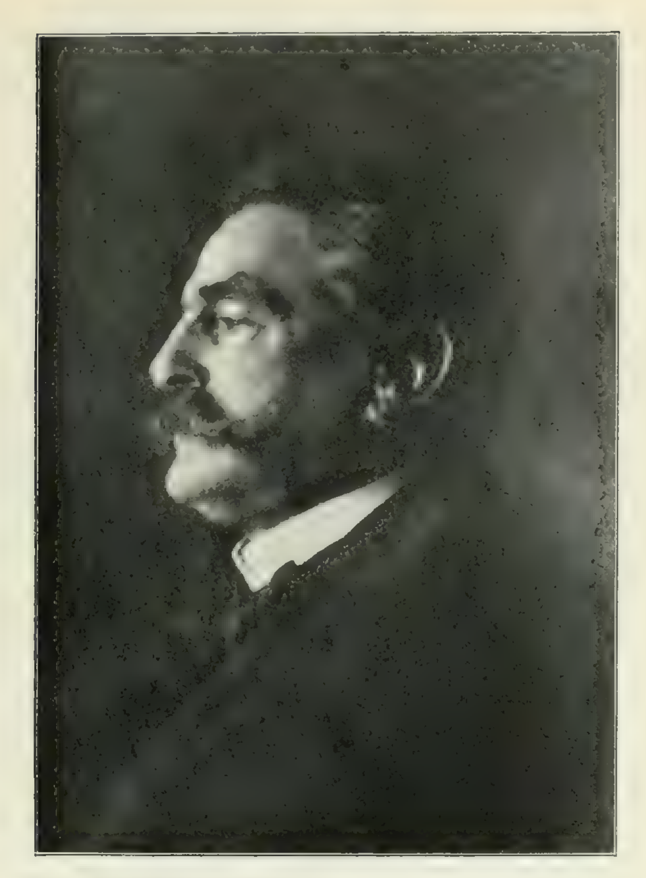


Liliencron und Dehmel, 1908



Aufn.: Sophus Creutz, Alt Rahlstedt

Liliencron in den letzten Lebensjahren



Aufn.: Sophus Creutz, Alt-Rahlstedt

Letzte Aufnahme, 1909

Letzter Brief, einen Tag vor dem Heimgang an seinen Verleger geschrieben



Aufn.: R. Dührkoop, Hamburg

**Totenmaske**
abgenommen von Richard Lukſch



Aufn.: Sophus Creutz, Alt Rahlstedt

**Grabdenkmal**

(von Richard Luksch)

# Namenverzeichnis.



# Gesammelte Werke
von
# Detlev von Liliencron

Herausgegeben von Richard Dehmel

**Band I. Poggfred**
1. Einkehr in Poggfred
2. Streifzüge um Poggfred

**Band II. Gedichte**
1. Der Haidegänger
2. Kampf und Spiele

**Band III. Gedichte**
1. Nebel und Sonne
2. Bunte Beute
3. Gute Nacht

**Band IV. Dramen**
1. Knut der Herr
2. Die Rantzow und die Pogwisch
3. Der Trifels und Palermo
4. Die Merowinger
5. Pokahontas

**Band V. Romane**
1. Breide Hummelsbüttel
2. Die Mergelgrube
3. Der Mäcen

**Band VI. Romane**
1. Mit dem linken Ellbogen
2. Leben und Lüge

**Band VII. Novellen**
1. Kriegsnovellen
2. Könige und Bauern
3. Aus Marsch und Geest
4. Späte Ernte

**Band VIII. Miscellen**
1. Roggen und Weizen
2. Übungsblätter
3. Gelegenheitsschriften

Jeder Band geheftet . . . . . . . . . . . . . . 4 Mark
In Halbfranz . . . . . . . . . . . . . . . . . 6 Mark

Verlag von Schuster & Loeffler in Berlin

# Folgende Werke
von
# Detlev von Liliencron

erschienen außerhalb der Gesamtausgabe

## Ausgewählte Gedichte

Volksausgabe. 49. Auflage . . . . . . . . . . . 2 Mark
Geschenkausgabe. 50. Auflage . . . . In Leinenband 5 Mark
In Ganzleder 8 Mark

## Kriegsnovellen

Schulausgabe (Auswahl). 143. Auflage . . Gebunden 1 Mark
Taschenausgabe (vollständig). 138. Auflage . Kartoniert 2 Mark
In Leinenband 3 Mark

## Balladenchronik

(Rest der 3. Auflage, wird nicht weiter aufgelegt)
Geheftet 3 Mark, gebunden 4 Mark.

## Gute Nacht

Erster Band des Nachlasses (Gedichte) . . . . . 8. Auflage
Herausgegeben von Richard Dehmel
(Erscheint nur noch bis zur 10. Auflage als Sonderband)
Geheftet 3 Mark, gebunden 4 Mark, in Halbfranz 5 Mark.

## Letzte Ernte

Zweiter Band des Nachlasses (Novellen) . . . . 9. Auflage
Herausgegeben von Richard Dehmel
(Gleichfalls nur noch bis zur 10. Auflage)
Geheftet 3 Mark, gebunden 4 Mark, in Halbfranz 5 Mark.

## Ausgewählte Briefe

Zwei Bände . . . . . . . . . . . . . . . . 3. Auflage
Herausgegeben von Richard Dehmel
Geheftet 8 Mark, in Halbfranz gebunden 12 Mark.

Verlag von Schuster & Loeffler in Berlin

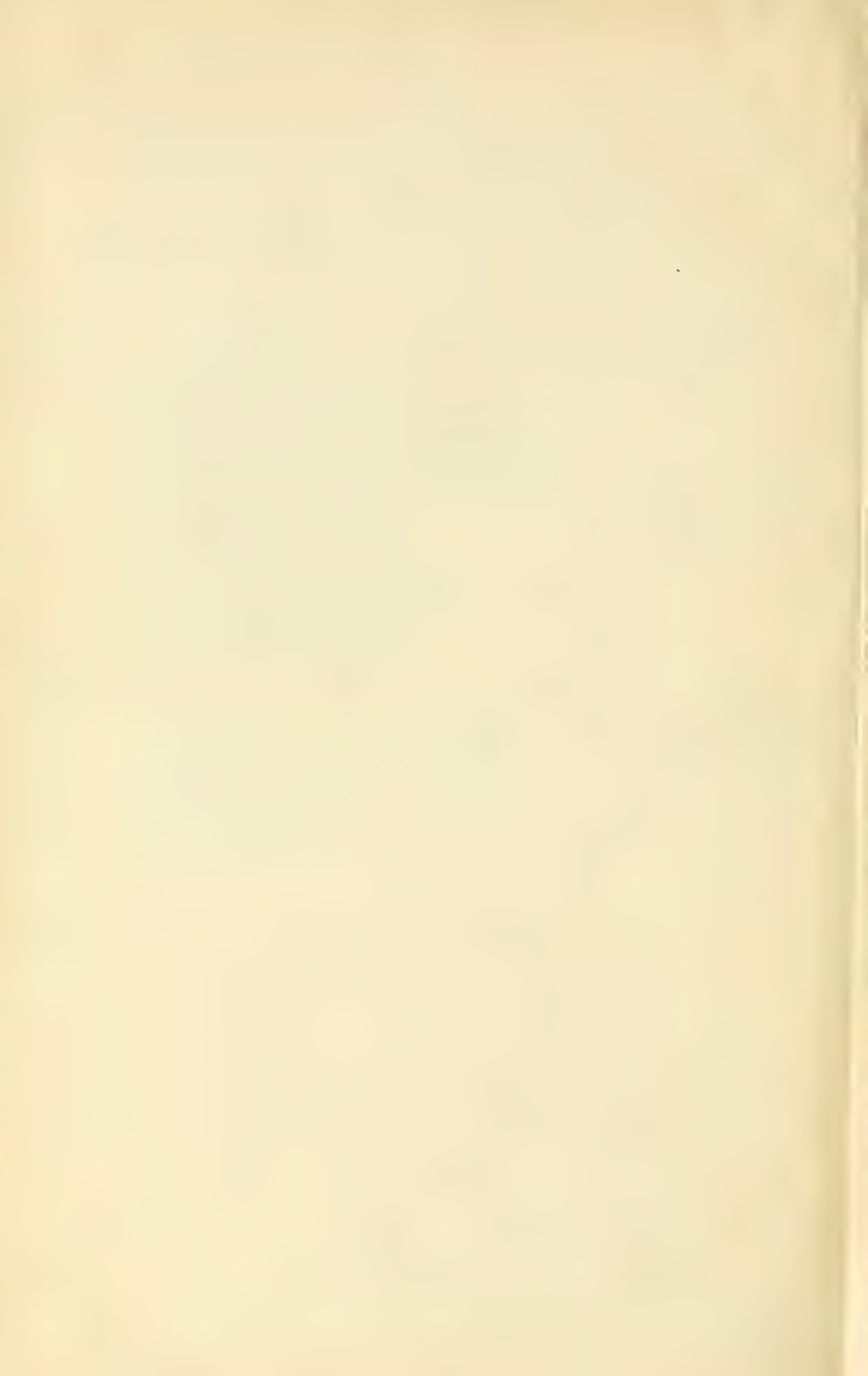
Von Heinrich Spiero erschienen früher folgende literaturgeschichtliche Schriften:

Geschichte der deutschen Lyrik seit Claudius.
Geschichte der deutschen Frauendichtung seit 1800.
Das poetische Berlin. Zwei Bände.
Rudolf Lindau. Der Dichter und seine Werke.
Paul Heyse. Der Dichter und seine Werke.
Das Werk Wilhelm Raabes.
Wilhelm Raabe. Volksbuch.
Detlev von Liliencron. Ein Büchlein fürs Volk.
Gerhart Hauptmann. Volksbuch.
Hermen. Essays und Studien.
Deutsche Geister. Aufsätze.

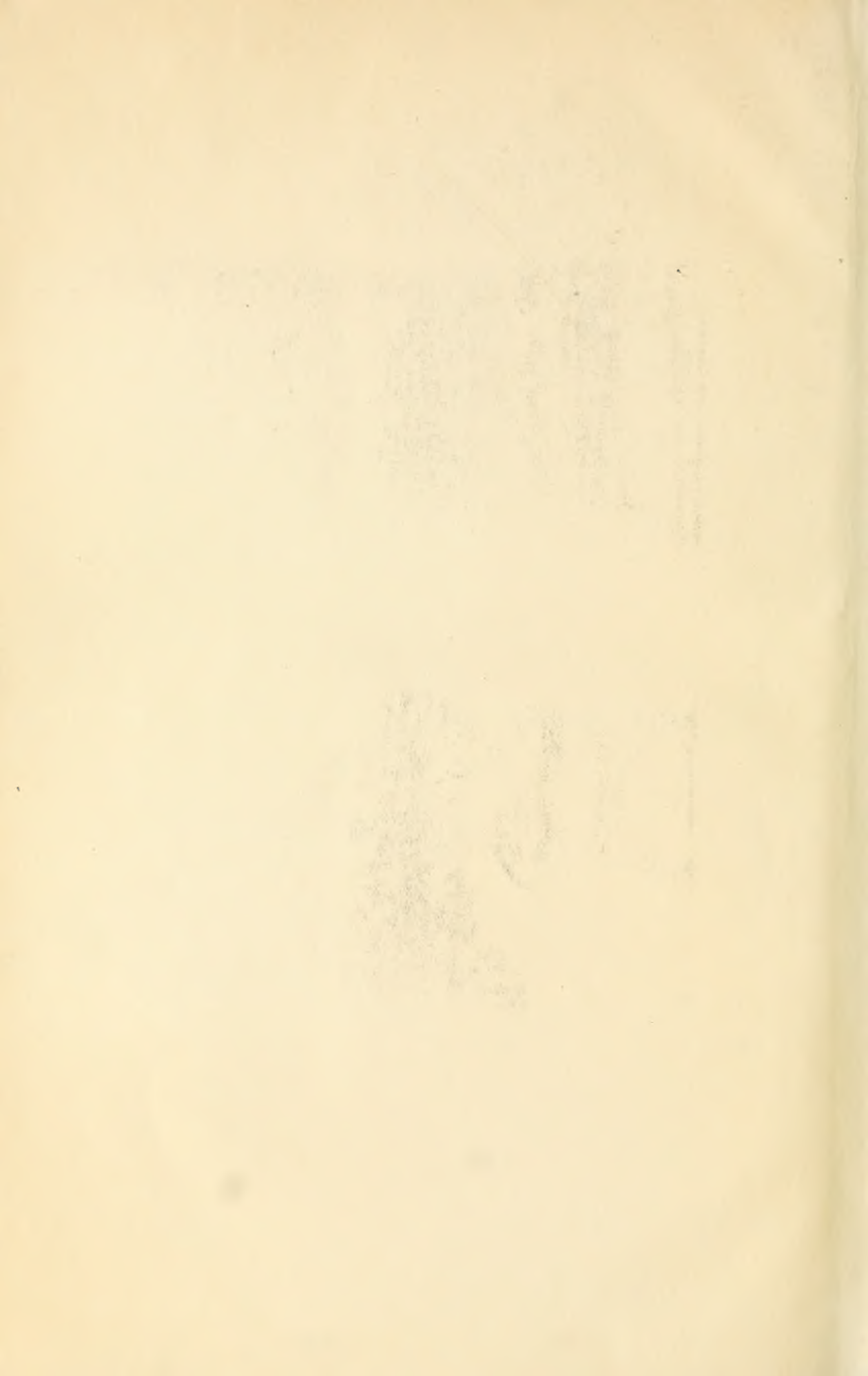
---

Neue Kunde von Liliencron. Des Dichters Briefe an seinen ersten Verleger.
Theodor Körners Werke. Tempelausgabe.
Deutsche Lyrik seit 1850.
Christian Friedrich Scherenbergs ausgewählte Dichtungen.









University of Toronto
Library

DO NOT
REMOVE
THE
CARD
FROM
THIS
POCKET

Acme Library Card Pocket
Under Pat. "Ref. Index File"
Made by LIBRARY BUREAU

